Unterſuchung

Ob

Milton

ſein

Verlohrnes Paradies

aus

neuern lateiniſchen Schriftſtellern ausgeſchrieben habe.

Nebſt einigen Anmerkungen

über

eine Recenſion des Lauderiſchen Buchs, von Miltons Nachahmung der neuern Schriftſtellern.

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Horat.

Frankfurt und Leipzig, 1753.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Als in den gelehrten Zeitungen vor einiger Zeit sehr gewiß versichert wurde, ein Engelländer, Hr. Wilh. Lauder, habe weitläuftig bewiesen, daß Milton in seinem verlohrn. Paradiese nie selbst gedacht, und alles, was er schönes gesungen, aus latein. Dichtern die vor ihm gelebt, nicht etwa nachgeahmet, sondern ganz wörtlich übersezt habe, so fand ich keine Ursache, meine Hochachtung gegen das vortrefliche Gedicht, dessen Ursprung man auf solche Art bestimmen wolte, im geringsten zu mindern; der ganze vermeinte Beweis betraf das Gedicht gar nicht, und ging blos den Verfasser an. Für dessen Ruhm kan ein iziger Leser allenfalls unbesorgt sein, und wann wir auch gar nicht wüsten, daß Milton der Verfasser dieses göttlichen Gedichtes sei, so würde doch nichts destoweniger die Stimme der Natur in den zärtlichen Thränen erkennen, welche ihn die Natur selbst weinen gelehret.

Ich muß inzwiſchen geſtehen, daß mir gleich bei dem erſten Anblikke dieſe Nachricht ſehr unwahrſcheinlich ſchien; Ein Mann, der in ſeinen jugendlichen Jahren bei völligem Gebrauch ſeines Geſichts, welches ihm dienen müſte ſich ſeiner Beleſenheit am gehörigen Orte zu bedienen, ſo vortrefliche Proben ſeines eigenen poetiſchen Geiſtes abgeleget hatte, daß einer von ſeinen Landsleuten meinet, daß wann er auch nur ſeinen Iomus, l' Allegro, il Penſeroſa und Lycidas (lauter jugendliche Gedichte) geſchrieben hätte, ſein Name doch unſterblich ſein würde (†). Nachdem dieſer Mann zu reifern Jahren gekommen, nachdem er durch eine Menge Erfahrungen und ſelbſt durch Unglüksfälle ſeine poetiſche Erkentniß ſehr erweitert, nachdem er ſein Geſicht verlohren welches ihm den Gebrauch der Bücher ſchwer machte, ſo daß er ſich der liebreichen Hülfe ſeiner Tochter, und als dieſe nicht mehr bei ihm war, ſeiner Freunde bedienen, welche er erſuchte ihm dasienige vorzuleſen, was er zu hören verlangte, ſolte ſeine Einbildungskraft, die ſonſt nach Beraubung des Geſichts ſtärcker zu werden pflegt, plözlich ſo ſchwach geworden ſein, daß er ſich genöthigt geſehen, bei dem ihm ſo ſchwer gemachten Gebrauch der Bücher, doch ein Gedicht, wozu ihn niemand antrieb und das er zu ſeinen eigenem Vergnügen verfertigte, ganz

(†) ſ. Miltons Leben vor ſeinen Poetical Worcks 8. London 1731.

ganz aus Büchern herauszuſchreiben? Jedoch muſte man dieſen wiederſinniſchen Satz ſo lange glauben, bis nach kurzer Zeit in dem Iournal britannique in den Göttingiſchen Zeitungen, wie auch in Hrn. P. Dähnerts kritiſchen Nachrichten gemeldet wurde, daß Hr. Lauder zu ſeiner gröſten Beſchämung widerlegt worden, und auch ſein Buch widerrufen hätte. Mir ſchien der ganze Streit ſo klein, daß ich glaubte, Herr Lauder verdiene nichts als ausgelacht zu werden, daß er eine ſo ſchlechte Beſchuldigung wider das verlohrne Paradies nicht ſeinmahl behaupten können. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich in dem bei Herr Breitkopfen ſauber gedruckten Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit des Hrn. Lauders Buch auf vier oder fünf Bogen angeführet fand; mit den herrlichſten Frohlocken über den Triumph, welchen der Hr. M. mit einmahl über den berufenen Engeländer Joh. Milton, den eine gewiſſe Rotte von Gelehrten in Engelland (†) dem ungelehrten Theile des Volks, (††) als einen der gröſten Geiſter den je der Erdboden getragen, angeprieſen und aufgedrungen, erhalten. Es war mir völlig unbegreiflich, daß

(†) So nennet der Hr. M. nach ſeiner angebohrnen Höflichkeit den Lord Sommers, die Herren Addiſon, Stele, Pope, Richardſon ꝛc.

(††) Das iſt: den ſämtlichen Leſern des Zuſchauers von der Königin Anna an, bis auf Herrn Buckley in Little-Britain.

Da dem Hr. V. dieser Recension die gedachten Nachrichten nicht unbekannt sein konten (†††), er dennoch mit so vieler Zuversicht spricht, als wann er die wichtigste unwiedersprechlichste Wahrheit entdekket hätte. Eine ausgelassene Freude und ein elender Stolz, welche die ganze Recension charakterisiren, verrathen es deutlich, wie herzlich sich der Hr. V. gefreuet hat, daß er eine Gelegenheit gefunden, seinen Lehrlingen den Deutschen es mit einer ihm eignen Hoheit zu sagen, wie grosse Thoren sie sind, daß sie mit Ihm noch nicht haben sagen wollen, das verlohrne Paradies sei ein elendes Geschmiere, welches keine Aufmerksamkeit verdiene.

Da ich unterdessen auch Gelegenheit gehabt hatte, des Hrn. Lauders Buch selbst durchzulesen, so ward ich neugierig den ganzen Streit näher einzusehen. Nachdem ich die dahin gehörigen Schrifften aus Engelland erhalten, so bin ich im Stande einen Streit zu erläutern, der durch die boshafte Kühnheit Hrn. Lauders, einen Verfasser durch untergeschobene Verse seine Ehre zu rauben und durch die zuversichtlichen und lächerlichen Folgen, die ein deutscher Recensent daraus hat ziehen wollen, wichtiger geworden ist, als er an sich selbst scheinen möchte.

Ich habe zwar nicht alle Schriften, die zu diesem Streit gehören oder sich darauf beziehen, erhal-

(†††) Wenigstens erhellet aus andern Stellen seiner Monathsschrift so viel, daß er die Göttingischen Zeitungen lieset.

erhalten können, aber ich beſitze die weſentlichſten dahin gehörigen Stükke, welche mehr als hinlänglich ſind den Betrug aufzudecken und die Urſachen anzugeben, welche Hrn. Lauder bewogen haben, den Milton zu beſchuldigen; wie auch um einige Erläuter- oder Anmerkungen zu der Recenſion des Lauderiſchen Werkes zu machen und es dadurch ſelbſt zu widerlegen. Dieſes habe ich mir in gegenwärtigen Bogen vorgeſezzet. Leſern, welchen einige von dieſen Unterſuchungen vielleicht zu trocken ſcheinen möchten, wird es nicht unangenehm ſein, wann ich ſtat eines Anhanges einige Seltſamkeiten des obengedachten Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit anführe, welche, wo nicht Mitleiden, doch Lachen verdienen.

Erſter Abſchnitt

Von Veranlaſſung des Lauderiſchen Werkes von Miltons Nachahmung der Neuern in ſeinem verlohrnen Paradieſe, und andern dahin gehörigen Schriften.

Herr Wilhelm Lauder, M. A. gab aus Urſachen, die ich hernach erörtern werde, im Jahr 1750. zu London bei Payne und Bouquet in gr. 8vo. heraus an eſſay on Milton's uſe and imitation of the moderns in his paradiſe loſt. Er

wolte in dieser Abhandlung zeigen, daß Milton seine beste Gedanken Schriftstellern abgeborget, welche vor ihm gelebet. Sein Hauptsaz und insbesondere die Folgen, die er daraus gezogen, sind nunmehr wiederlegt, und da der ganze Innhalt des Buches durch die Anmerkungen des zweiten Abschnittes ohnedem bekanter werden wird, so will ich hier weiter nichts davon sagen. Ich kan aber doch nicht umhin, der neuen Vorrede der Verleger zu gedenken, welche sich bei meinem Exemplare befindet. Hier ist sie:

„Die gute Aufnahme, welche Herr Lauders „Werk im Anfang gehabt hat, hatte er blos seiner vermeinten Entdekkung, nicht aber denen „Ursachen die ihn dazu angereizet, oder einer besondern guten Meinung von seinem Geschmakk „oder Geschikklichkeit oder Klugheit zu danken. „Seine Entdekkung wurde durch nichts als durch „ihre Neuigkeit und Seltsamkeit angepriesen, „dann iedermann sahe ein, daß sein Saz, wann „er wahr wäre, zu sonst nichts dienen würde, als „die Quellen zu entdekken, woraus Milton geschöpfet. Viele hatten schon vermuthet, daß „er welche müste gehabt haben, und niemand konte ihm die Freiheit absprechen, sich ihrer, ohne „dadurch seinem poetischen Charakter zu nahe „zu treten, zu bedienen.

„Es war also blos die Frage, ob Milton aus „diesen Quellen geschöpfet habe oder nicht, und „in dieser Absicht fiel man Hrn. Lauder bei, als „er Urkunden hervorbrachte, womit er dieses „bewei-

„beweisen wolte. Aber man sezte voraus, daß „diese Urkunden ächt und auch ohnverfälscht her„ausgegeben wären. Die Abschriften von den „Gedichten des Maseius und Grotius wurden, „von Löwen und Leiden aus, einer dritten Per„son zugesandt, welche dieselbe eine Zeitlang bei „sich behielt, und sie öfters, und zwar in der Ab„sicht ihr Zeugniß zu entkräften, nachschlug; die„ses nebst der Ueberzeugung, daß Herr Lauder „ehrlich und gar nicht geschikkt sei, einen Betrug „zu begehen, schienen eine Verfälschung beina„he unglaublich zu machen. Selbst die nach„theiligen Folgen, welche er wider Miltons mo„ralischen Charakter aus seinem Sazze ziehen „will, schienen für seine Aufrichtigkeit zu streiten; „dann ob dieselben gleich gar nicht statt haben, „da man es ihnen gleich ansiehet, daß sie aus ei„ner schwachen und partheiischen Beurtheilungs„kraft hergeflossen, so sind sie doch mit so vieler „Hizze und Bitterkeit geschrieben, daß man sich „nicht vorstellen konte, daß iemand, der einen an„dern so kühn einer Falschheit und eines unred„lichen Verfahrens beschuldiget, selbst einen so „offenbaren Betrug begehen, und alle Pflichten „verlezzen solte, die ein jeder Schriftsteller bei al„len Umständen zu beobachten schuldig ist.

„Nachdem Herr Lauder zehn Monat lang „stolz triumphiret hatte, so entdekkte der Ehrw. „Herr Douglas (†) seine niederträchtige That

(†) Siehe hievon unten.

„und ſeine Beweiſe ſind ſo nachdrüklich, daß man „ſie nicht entkräften kan, man müſte denn be„haupten wollen, daß Herr Douglas von allen „den Büchern andere Ausgaben gehabt, als die, „welche Hr. L. angeführet.

„Wir müſten nun dieſerwegen Hr. L. noth„wendigerſelbſt befragen, um uns ſowohl zu recht„fertigen, als auch die Beſchuldigung wider ihn „entweder zu beſtätigen oder zu widerlegen. Wir „lieſſen ihm alſo wiſſen: Wann er uns nicht die „Bücher, woraus er die vornehmſten ſtreitigen „Stellen genommen, aushändigen würde, ſo „wolten wir öffentlich alle Gemeinſchafft mit ihm „aufheben.

„Hierauf kam er des folgenden Tages zu uns, „und geſtand uns ohne Umſtände die Verfäl„ſchungen, die er in den gedachten Büchern ge„macht hatte, und ſchien ſich ſehr über die Thor„heit der Menſchen zu wundern, welche über „18 oder 20 Zeilen ein ſo groſſes Lärmen „machten.

„Da nun Hr. L. uns, unſere Freunde und das „Publicum ſo ſchändlich betrogen hat, und ſich „noch dazu ſo wenig daraus macht, es zu be„kennen; ſo erklären wir, daß wir gar nichts mehr „mit ihm wollen zu thun haben, und ſein Buch „nur noch als ein Denkmahl eines Betrugs „und einer Verfälſchung, davon man in der „gelehrten Geſchichte ſchwerlich wieder ein Exem„pel finden wird, anſehen. Londen, den 1ſten „December 1750.

„N. S.

„N. S. Man hat uns nachher berichtet, daß „Hr. Lauder einige Reue wegen ſeiner That be„zeiget, und willens iſt eine Wiederruffung ſei„nes Buchs drukken zu laſſen, worinnen er alle „ſeine Verfälſchungen anzeigen und das Publi„kum um Verzeihung bitten wird. Da wir „das, was wir von Hr. L. geſagt haben, nicht aus „Leidenſchaft geſagt haben, ſo haben wir dieſes „melden wollen; um ihm die Vortheile nicht zu „entziehen, die ihn dieſe Bekantmachung ver„ſchaffen möchte. „

Hierauf folgt noch eine Anzeige aus verſchiedenen Stellen, welche L. in Eſſay als Stellen lateiniſcher Poeten anführet, die aber von Wort zu Wort aus Högs lateiniſcher Ueberſezzung genommen ſind.

Ich habe dieſe neue Vorrede mit Fleiß ganz angeführet, weil ſie nicht bei allen Exemplaren des Eſſay befindlich ſein kan, indem ſie erſt nach Entdekkung des Betruges dazu gelegt worden, und da ſie ohnedem verſchiedene Umſtände enthält, die uns den Charakter des Hr. L. näher aufſchlüſſen, und auch zeiget, wie übel man in Engelland ſein Verfahren aufgenommen habe, als es entdekket worden.

Nachdem, wie oben gedacht, Herr L. 10 Monath lang triumphiret hatte, ſo gab Herr Douglas eine Abhandlung unter dem Titel Milton vindicated from the charge of plagiarism heraus, worin er viele Stellen anführte, welche offenbar verfälſchet waren, und dadurch den erſten

Grund

Grund zur Entdekkung des Lauderiſchen Betruges legte. Es iſt mir nicht möglich geweſen dieſe Schrift zu erhalten, ſie hat ſich in kurzer Zeit ſelbſt in Engelland ſo rar gemacht, daß ſie gar nicht aufzutreiben iſt. Doch wird dieſes im Hauptwerk nichts ſchaden, weil wir ſelbſt das Bekentnis Hr. Lauders vor uns haben.

Sein Unternehmen muſte nothwendig in Engelland viel Aufſehen gemacht, auch nach der Entdekkung ihn viel Verdruß zugezogen haben. Da er ſich nun völlig überwieſen und dem Unwillen ſeiner Gönner und der ganzen vernünftigen Welt blos geſtellet ſahe, ſo ließ er bei W. Owen in gr. 4to. drukken a letter to the rev. Mr. Douglas occaſioned by his vindication of Milton to which are ſubjoined ſeveral curious original letters from the authors of the univerſal hiſtory, Mr. Stiriswörth, Mr. Maclaurin &c. by W. Lauder A. M. Nebſt den zuſammengeſtoppelten Sentenzen:

quem poenitet peccaſſe, paene eſt innocens. *Seneca.*

Corpora magnanimo ſatis eſt proſtraſſe leoni;
pugna ſuum finem, quum iacet hoſtis, habet. Ovid.

- - - praetuli clementiam
Iuris rigori - - - *Grotii Adamus Exul.*

Er redet den Hrn. Douglas alſo an:

„Auf-

„Aufrichtigkeit und Freundlichkeit ſind mit ein„ander verbunden, und ſind iederzeit ſehr liebens„würdig; aber ſie ſind noch weit liebenswürdi„ger wenn man ſie bei einem Gegner, und zwar „ſo vorzüglich antrift, daß ſie dem Eifer überlegen „ſind, welchen die Behauptung ſeiner Sázze er„reget, und die Hizze dämpfen, welche natürlicher „Weiſe unter der Arbeit wächſt, und die man „gröſtentheils mit der Liebe zur Wahrheit recht„fertigen kan. Man muß dieienigen beneiden, „die Freunde eines Mannes ſind, welchen zum „Gegner zu haben man ſich gewiſſer maſſen vor „ein Glükk ſchäzzen muß.

„Ich will meine Schwachheit nicht verbergen; „ich will vielmehr geſtehen, daß ich gewünſchet „habe, nicht entdekket zu werden: Da mir aber „meine Hauptabſicht nicht gelungen iſt; da die „untergeſchobene Stellen, welche ich unter mei„ne Citationen gemiſchet hatte, der Welt be„kannt gemacht worden ſind, und da der Schat„ten, welcher über Miltons Ruhm ſich auszubrei„ten anfing, gänzlich zerſtreuet iſt: ſo lindert „es mein Mißvergnügen darüber, daß ich von „einem Mann bin überwunden worden, der ſei„ne erlangte Vortheile mit ſo vieler Mäßigung „zu gebrauchen, und der Ehre des Sieges ohne „einen triumphirenden Stolz zu genieſſen, weiß.

„Die Spartaner pflegten eine fliehende Ar„mee nicht zu verfolgen; deswegen waren ihre „Feinde immer geneigt die Wahlſtatt zu verlaſ„ſen, weil ſie wuſten daß ſie in Gefahr liefen,

„wann

„wann sie sich wiedersezten. Die Höflichkeit „mit der Sie mir begegnet haben, da Sie mir „offenbar überlegen waren, hat mich dahin ge„bracht, ihren Sieg ohne weitere Widersezzung „volkommen zu machen, und nicht allein öffent„lich die Wahrheit Ihrer Beschuldigungen wi„der mich zu bekennen, sondern auch alle und je„de Verfälschungen, die ich in den Schriftstel„lern, die Sie nicht haben nachschlagen können, „gemacht habe, ohne einige weitere Ausflüchte „zu entdekken.

„Dieses Bekentniß wird so aufrichtig und ge„nau seyn, daß ich mich getraue, die künftige Ach„tung anderer gegen mich darauf zu bauen; und „ich wage vielleicht nicht zu viel wenn ich hoffe, „daß diejenigen, die mein Fehltritt von mir ab„gewendet hat, durch diesen Beweis meiner „Ehrlichkeit und aufrichtigen Reue, wieder wer„den versöhnet und mir günstig werden. Doch „es mag damit gehen wie es wolle; ich werde „wenigstens hiedurch alles mögliche gethan ha„ben, meine Beleidigungen wider Milton, die „Wahrheit und die Menschlichkeit, vergessen zu „machen. Ich ersuche die, welche dennoch un„versöhnlich bleiben werden, ihr Herz zu prü„fen, ob sie nicht vielleicht gleiche Fahrtritte ge„than haben, ohne gleiche Beweise ihrer Betrüb„niß und ihrer Reue gegeben zu haben.„

Hierauf folgen von S. 4. bis S. 11. die Verfälschungen welche er gemacht zu haben gestehet, von denen ich nachher reden werde. Er sagt,

es

es würde ihm nunmehro gleichgültig ſeyn, ob ſeine Leſer aus den übrigen nicht verfälſchten Stellen möchten überzeugt werden, daß Milton einige von den Verfaſſern gebraucht habe: denn er habe keine beſondere Urſache, Miltons Ruhm zu erniedrigen, da er ihn vordem ſo ſehr gelobt (†), und ihn auch wohl nie würde angegriffen haben, wann nicht zufälliger Weiſe eine unvorſichtige Erhebung Miltons des Herrn Lauders zeitlicher Nahrung und Nothdurfft geſchadet hätte.

Hier komt nun die groſſe Urſache aller vorigen Bewegungen Hrn. L. Da er vor ohngefehr

(†) Hier iſt die Stelle, wie ſie Hr. L. ſelbſt aus der Vorrede der von ihm herausgegebenen Poetarum ſcotorum muſis ſacris, Edinb. 1739. anführet: Virorum maximus *Joannes Miltonius* poeta celeberrimus non angliae modo ſoli natalis, verum generis humani ornamentum, cuius eximius liber, anglicanis verſibus conſcriptus, vulgo *paradiſus amiſſus*, immortalis illud ingenii monumentum, cum ipſa fere aeternitate perennaturum eſt opus! - - huius memoriam anglorum primus poſt tantum, proh dolor! ab tanti exceſſu poetae intervallum, ſtatua eleganti in loco celeberrimo, caenobio Weſtmonaſterienſi poſita, regum, principum, antiſtitum, illuſtriumque angliae virorum caemeterio vir ornatiſſimus Guilielmus Benſon proſecutus eſt. Ich glaube es Hrn. L. gerne, daß er Milton hoch ſchäzet, weil er es ſonſt auch bezeuget, aber mich dünket doch, daß Milton maximus et ornatiſſimus heiſſen müſſe, damit Hr. W. Benſon Hr. Lauders guter Freund gelegentlich, ornatiſſimus ſein könne.

ſehr 10 Jahren des Doktor Johnſtons, lateiniſche Ueberſezung der Pſalmen herausgegeben und auf Recommendation des algemeinen Synodus der Schottländiſchen Kirche, ob wohl nicht ohne Widerſpruch, in den niedern Schulklaſſen einzuführen angefangen hätte; ſo rechnete er voller Freuden aus, daß, wann er von dieſem Buch jährlich eine Ausgabe abſezzte, er ſein kleines Vermögen verbeſſern und, wie er ſich ſelbſt ausdrükket, dem Bedrängniß der Armuth widerſtehen könte. Aber Herr Pope, der den Herrn Benſon, welcher vor dieſe Johnſtoniſche Ueberſezzung eine beſondere Zärtlichkeit hegte, nicht gewogen war, zerſtreuete die groſſe Hofnung des Hrn. L. mit 2 Verſen, ſo wie einſt eine Nachtigall die groſſe Hoffnung des Herzog Michels zerſtreuete.

Dieſe zwei Verſe ſtehen in dem vierten Buche von Popens Dunciaden; ſie lauten alſo:

On two unequal crutches prop'd he came
Miltons on this, on that our Johnſtons name.

Er kam, auf zwei ungleiche Krükken geſtüzzet; auf einer ſtand Miltons Name, und auf der andern der Nahme eines gewiſſen Johnſtons.

Das war nun freilich ſchlimm, zumahl da der unbarmherzige Pope in einer Note von dem Liebling Hr. L. den Herrn Johnſton ganz ſchlecht

ſchlechtweg redete (†). Dis iſt die Note die ſich auf die obige Verſe bezieht.

Benſon) Dieſer Mann ſuchte ſich durch Denkmahle die er aufrichten ließ, durch Münzen die, er ſchlagen ließ, und durch Ueberſezzungen die er beſorgte, wie auch durch die beſondere Zärtlichkeit, berühmt zu machen, welche er vor des Arthur Johnſtons eines Schottländiſchen Arztes Ueberſezzung der Pſalmen, bezeugte; wovon er verſchiedene ſaubere Ausgaben drukken ließ.

„Ja wirklich ſagt Hr. L. nicht weniger als „ſechs Ausgaben, 2 in 4to, 2 in 8vo, und zwei in „kleinen Format; wovon eine in 4to mit Inter„pretationen und Noten nach Art der Autoren „in uſum Delphini verſehen iſt, welche in den „Laden des Buchhändler Vaillants recht feſt lie„gen, zeigen die Wirkung von der boshaften Kri„tik Hr. Popens. Und dieſem Buch den „ihm entzogenen Credit wieder zu geben,

(†) Eben ſo führet der unbekante, und vielleicht nicht einmal graduirte Verfaſſer der progres des allemands &c. einen ſowohl ſich ſelbſt als andern ſehr bekannten Mann, einen Doktor der Philoſophie und ein Mitglied ſo vieler deutſchen Geſelſchaften, unter den deutſchen witzigen Köpfen ganz gleichgültig an, und wie ein gewiſſer Schriftſteller ſehr weislich bemerket, ſo nennet er ihn zum erſten mahl, da er ihn tadeln will. Vermuthlich muß der verwöhnte Geſchmak des gedachten unbekanten Verfaſſers an dem gedachten groſſen Mann nicht viel zu loben gefunden haben.

„war die Urſache die mich in dieſen unan-
„genehmen Streit verwikkelte, und nicht
„die Abſicht, Miltons verdienten Ruhm
„zu vermindern.„

Dann ſeitdem man die gedachte zwei Popiſchen Verſe geleſen, ſo ward Hr. L. (S. 13.) mit ſeinen groſſen Herausſtreichungen des guten Johnſtons lächerlich, und man nahm es ihm ſehr übel daß er den Schulen einen Schriftſteller aufdringen wolte, von dem ein Pope mit ſo weniger Achtung geredet hatte. Da dem Hrn. L. dieſes freilich nicht gefallen konte, und er ſeinen Verdruß darüber an iemand auslaſſen wolte, ſo fiel es unglükklicher Weiſe auf den Milton.

Da er, wie er es ſelbſt an einem andern Ort geſtehet (*), wohl einſahe, daß er durch den herrlichſten Panegyrikus den Doktor Johnſton nicht ſo hoch erheben könnte daß er an Milton reichte, ſo fiel ihm ein den Milton ſo klein zu machen, daß er an Johnſton reichte, und Herr Wilhelm Benſon ins künftige auf zwei gleichen Krükken gemächlich fortrutſchen könte.

Wir wollen hiervon das Ende ſeines Briefes an Herr Douglas hören:

„Da ich meinen Verdruß an iemand auslaſ-
„ſen wolte, ſo fiel ich Unglükklicher auf Milton;
„ich fand im flüchtigen Durchleſen verſchiedene
„Stellen, welche mir Hofnung machten, ihn als
„einen

(*) Apology. S. 14.

„einen gelehrten Dieb ausſchreien zu können.
„Jemehr ich nachforſchte ie hitziger ward ich auf
„meine Entdekkung, und ie mehr ſich alle An-
„ſcheinungen meiner Hypotheſe widerſezten ie
„böſer ward ich. Die Folgen meiner blinden
„Leidenſchaft darf ich nicht erzählen, da ſie mein
„Herr durch Ihre Entdekkung iedermann be-
„kannt worden. Ich ſage auch dieſes nicht
„darum, als wann ich die angeführte Urſache
„vor hinlänglich hielte, meine Hizze zu entſchul-
„digen, ſondern weil es eine weniger tadelhafte
„Urſache iſt, als Bosheit, perſönlicher oder
„Nationalhaß.

„Die Beleidigung der Wahrheit aber will
„ich gar nicht entſchuldigen, weil ich weiß daß
„ſie nicht zu entſchuldigen iſt. Ich will auch
„meine Vergehung durch unzureichende Be-
„mäntelungen nicht ſchwerer machen. Ich be-
„kenne, ich bereue ſie, und mein erſter Fehler
„ſoll gewiß der lezte ſein. Mehr kan ich nicht
„thun, und mehr kan man nicht fordern. Ich
„bitte alle die um Vergebung, die ich durch die-
„ſe oder iene Mittel dahin gebracht habe, mei-
„nen Betrug mit zu unterſtüzen, mit mir zu
„behauſen oder ſonſt demſelben durch ihr Anſe-
„hen ein Gewicht zu geben; und ich muß be-
„kennen, daß keiner von meinen Freunden um
„denſelben gewuſt hat; ich hoffe durch eine beſ-
„ſere Aufführung und nüzzliche Unternehmun-
„gen, den Schuzz der anſehnlichen und ehr-
„würdigſten Männer zu verdienen, den ich durch

„Verſtellung und Betrug erhalten habe, und „inskünftige in ſolchem Charakter zu erſcheinen, „daß es Ew. Ehrwürden nicht gereuen wird, „Dero Nahmen ſo oft genennet zu hören mit „dem Namen

Dero

den 20. Chriſtm.
1750.

gehorſamſten Dieners,
W. Lauder.

Ich wünſche daß Hr. L. dieſes thun möge, und ich will nur noch eines anmerken: Wie beneidenswerth iſt nicht ein Land, wo der Ausſpruch eines Mannes vom Geſchmakke ſogar auf die Lehrer der Niedern Schulen ſo viel Einfluß hat. Wie oft hat hat man nicht bei uns wider die Thorheit geeifert, da man in den Schulen Sachen lehret, welche der Schüler wieder vergeſſen muß. Wie oft hat man nicht die Orbile lächerlich gemacht, welche die groſſe Geiſter des Alterthums einen Cicero, Livius, Horaz, Virgil, Tacitus vor nichts als Sprachmeiſter oder lateiniſche Phraſesſamler anſehen; und wie wenig hat es geholfen!

Hierauf kommen v. S. 15 - 23. verſchiedene Briefe, von denen Hr. L. in ſeinem Poſtſcript ſagt, daß nunmehr durch dieſe authentiſche Documente ſein Charakter über allen Argwohn eines Betrugs geſezt wäre, ob ich gleich von den Meiſten gar nicht ſehe, was ſie hier machen ſollen. Der erſte iſt ein von zehen Profeſſoren unter-

unterſchriebenes Zeugniß daß Hr. L. lateiniſch könne, ſo man ihm wohl ohnedem würde geglaubet haben. Ein paar andere wollen Hrn. L. zu einen Lehrer der latein. Sprache recommendiren, und hierunter iſt einer von dem berühmten Mathematiker Colin Mac-Laurin. Verſchiedene enthalten Zeugniſſe von der Schönheit der Johnſtoniſchen Ueberſezzung. Inzwiſchen möchte doch wohl Popens Zeugniß wider dieſelbe wichtiger ſeyn, ob man gleich dieſem ohnerachtet vor die vortreflichen Verfaſſer der algemeinen Welthiſtorie vor den groſſen D. Watts und vor den Synodus der Schottländiſchen Kirche, welche dieſe Ueberſezzung den Schulen recommendiren, alle Hochachtung behalten kan. Ueberhaupt kan niemand von dem Werthe dieſer Pſalmen gewiß ſeyn, der ſie nicht ſelbſt geleſen. Da im übrigen Miltons verlohrnes Paradies niemals vor Schulen recommendiret worden, ſo können die Anpreiſungen von Johnſtons Werke auch nichts wider daſſelbe beweiſen; weil es die berühmten Verfaſſer der obigen Gutachten aus einem ganz andern Augenpunkt betrachten, als ſie ein Poet betrachten kan. Hübners bibliſche Hiſtorien, ſeine und Curas Hiſtorie, Seibolds officina virtutum ſind auch Schulbücher und in dieſer Abſicht ſehr gut, ob man gleich ſonſt verſchiedenes daran ausſezzen könte.

Es folgen noch 2 Briefe von dem berühmten Abr. Gronov aus Leiden, welcher die Gefällig-

keit vor den Hrn. L. gehabt des Grotius Adamus exul, durch ſeinen Sohn Jac. G. abſchreiben zu laſſen. Es klingt ſehr troſtreich wann A. Johnſton in einem von dieſen Briefen omnium fere poetarum princeps heiſt. Den mit den Alterthümern beſchäftigten Herren iſt doch das iſſimus u. omnium fere princeps weit geläufiger als den ceremoniellen Deutſchen der gehorſamſte Diener.

In dem obengedachten Poſtſcript fällt nun erſt den Hrn. L. die wahre Urſache ein, welche ihn verleitet, einige wenige Zeilen in den Stellen zu verfälſchen die er in ſeinen *Eſſay* angeführet; dieſe ſoll ſeyn:„ Daß er habe erfahren wollen, ob man wohl zugeben würde, „daß eine wörtliche Ueberſezzung von Miltons „Gedanken mit denſelben übereinkäme; und es „ſoll ihn auch gelungen ſeyn, daß ihn verſchiedene verſichert, daß die angeführte Stellen mit „denen im Milton nichts gemein hätten„.

Hier widerſpricht ſich Hr. L. und will ſein Eſſay als ein ganz unſchuldiges Werk vorſtellen, da er doch oben ſelbſt die wahre Urſachen davon, die auch ſehr wahrſcheinlich ſind, entdekket. Was aber die vorgehabte Liſt betrift, ſo kan ia eine Ueberſezzung ſchlechter oder beſſer gerathen, und alſo doch dem Original unähnlich bleiben. Auch hat wohl niemand geſtritten, daß verſchiedene zumahl die überſezten Stellen den Miltoniſchen ähnlich ſind, ſondern man hat nur

geläug-

geläugnet, daß Milton ſeine Stellen aus den angeführten Schriftſtellern überſezzet.

Er meinet„: Wann er die Welt wirklich hätte „betrügen wollen, ſo würde er die Stellen nicht „bekanten Büchern, ſondern ſolchen Autoren „zugeſchrieben haben, deren Werke man bis auf „den iüngſten Tag nicht würde haben finden kön„nen; er würde nicht verſchiedene aus Hogs la„teiniſcher Ueberſezzung des verlohrnen Para„dieſes genommen haben ꝛc.„

Ich weiß nicht, wie Hr. L. behaupten kan, daß er die Stellen in bekanten Büchern verfälſchet. In dem Briefe von Hrn. Gronov ſtehet daß der Adamus exul in keiner Samlung von Gedichten des Grotius ſtehe, und ob er gleich verſchiedene mahl beſonders gedrukket, dennoch ſelbſt in Holland, wo dergleichen Bücher am erſten zu bekommen ſind, ſo rar ſey daß er ihn müſſen abſchreiben laſſen; des Maſenius und Taubmanns Schriften müſſen, wie alle deutſche Bücher in Engelland, ſehr rar ſeyn. Zudem werden die neuern lateiniſchen Poeten leicht rar, weil ſie meiſtens ſchulgerecht ſtilo ligato geſchrieben ſind, und Leuten vom Geſchmak kein Genüge thun. Da er ſo unvorſichtig geweſen, ganze Stellen aus Hogs lateiniſcher Ueberſezzung auszuſchreiben, hat er ſich vielleicht nicht aufgelegt gefunden, den Milton ſo wörtlich zu überſezzen, als er es zu ſeinem Zwekke nöthig befunden, oder ſeine blinde Hizze hat ihn glauben laſſen, daß man es nicht merken werde.

„Ihm dünkt also, er habe nichts übels gethan, „als daß er anstat wenigen Personen dem gan„zen Publiko einen blauen Dunst vorgemacht, „und er will es unpartheiischen Richtern über„lassen, ob dieses ein so grosses Verbrechen, als „man vorgebe „.

Ich will eben dieses thun. Inzwischen hat Hr. L. oben schon ganz andere Ursachen seines Unternehmens angegeben, und auch eben diese in seinem nachfolgenden Werke angeführet.

Diese noch zu diesem Streit gehörige Schrift ist bei W. Owen. 1715. abgedrukkt und heist: an apology for Mr. Lauder in a letter most humbly addressed to his grace the archbishop of Canterbury. Mich dünkt der Prälat würde eher durch die auf den Tittel geschehene artige Anwendung der schönen Worte Miltons

Undoubtedly he will rebent and turn
from his Displeasure in whose look serene
when angry most he sum 'd and most severe
what else but favour grace and mercy shone

auf die Vergebung, welche L. von demselben erbittet, als durch diese beinahe lächerliche Schrift, dazu bewegt worden sei. Diese vier Verse würden noch artiger scheinen, wann es dem Hr. L. nicht gefallen hätte, ihnen noch drei Sentenzen aus dem H. Augustin, dem Ovidius und dem Grotius beizufügen, die sich wundern möchten, wie sie hier zusammen kommen.

Die

Die Schrift selbst enthält eine beinahe wörtliche Wiedererzehlung der Ursache seiner Verfälschung, die er schon in seinem Briefe an Hrn. Douglas angeführt. Nächstdem bittet Hr. L. wegen dieser Vergehung den Prälaten aufs allerdemüthigste um Vergebung, er verfällt dabei nicht selten ins niederträchtige, und welzt sich in Staube herum, als ob er Kirchenbusse thun wolte. Dieses nebst einer seltsamen Vermischung von Gründen, die er theils zu seiner Entschuldigung, theils wider Herrn Popen, theils vor die Vortreflichkeit seines Lieblings des Johnstons anführet, machen, daß man zuweilen nicht weiß, ob man über Hrn. L. lachen, oder ihn bedauren soll. Er rechnet S. 22. ganz eigentlich aus, daß er seit dem Hr. Pope seine lezte Dunciad geschrieben, jährlich einige zwanzig Pfund verliere, indem seit der Zeit keine Auflage von Johnstons Gedichte herauskommen. Mich dünkt aber, Hr. L. hat nicht das rechte Mittel ergriffen, zu seinem Schaden. Denn da Popens Grosmuth und Uneigennüzzigkeit bekannt ist, so würde er sich wohl nicht besonnen haben, einen Menschen schadlos zu halten, dem es leider von dem Himmel nicht verliehen war, zu fühlen, daß mit Johnstons vielleicht gutem Latein schlechte Verse ausgedrukt waren. Hat doch Herr Liskov an den Herrn Philippi ohngefähr in gleichem Fall eben so viel gethan.

S. 16. erwehnet er, daß er den Herrn Popen zum Schiedsrichter angenommen, ob Buchenans oder Johnſtons Pſalmen vor die Schulknaben zu gebrauchen wären, und ihm zugleich eine ſchöne Ausgabe von Johnſtons Werk überſandt. Pope aber war kein Schulmann; alſo hätte Hr. L. viel beſſer gethan, wann er ſeinen Johnſtohn lieber vor den Augen dieſes ſcharfſinnigen Kunſtrichters ganz verborgen hätte; vielleicht wäre er ihm völlig unbekannt geblieben.

S. 21. ſagt er; ſeine wahre Abſicht würde ſein ganz genau bekannt geworden, wenn die Verleger ſeine Vorreden zu dem Eſſay nicht unterdrükket hätten. Aber wie iſt dieſes mit der neuen Vorrede der Verleger, die oben angeführet habe, zu vergleichen. Warum ſagte denn Hr. L. kein Wort davon im Buche ſelbſt, und warum ſteht denn eine Vorrede vor ſeinem Buche in der ganz andere Dinge geſagt werden. Und warum hat denn Hr. L. zehen Monath hingehen laſſen, ehe er etwa in dem Gentlemans Magazine oder ſonſt etwas entdekket; warum ſaget er dann in ſeinen Briefe an Hrn. D. ausdrücklich, er hätte gewünſcht nicht entdekket zu werden. Warum hat er dann auf der Ueberſchrift des Buchs eine Stelle aus dem verlohrnen Paradieſe auf eine ſatiriſche Weiſe angeführt, welche deutlich zeigt, daß er dem Milton zu Leibe will.

In einem langen Poſtſcript gedenket er ſeines Vorhabens, verſchiedene andere lateiniſche Schriftſteller, und unter dieſen die vornehmſten Verfaſſer, welche von gleichen Vorwürfen mit Milton gehandelt, heraus zu geben. Die Originale, von denen er ſie abdrucken laſſen, ſollen in einer offentlichen Bibliothek verwahret werden, damit aller Argwohn einer ferneren Verfälſchung wegfalle.

Zuletzt meynt er noch, er wolle an die Stelle der verfälſchten Verſe eben ſo wichtige Genuina darlegen, um zu zeigen, daß er Miltons Nachahmung wohl behaupten könne; doch geſtehet er, Milton ſey dieſerwegen zu loben und nicht zu tadeln.

Einen weitläuftigen Auszug aus dieſer Schrift zu machen, ſcheinet mir unnöthig, da ſie beinahe gar nichts wichtiges enthält. Die blinde Hitze, die den Herrn L. beſeſſen, als er den Milton angegriffen, ſcheint ihn noch nicht verlaſſen zu haben, ob ſie ſich gleich auf andere Gegenſtände wendet. Eine Subſcription zum Unterhalte des Hrn. L. würde vielleicht noch nüzlicher ſeyn, als eine Subſcription zum Unterhalt des Baron Theodors; denn Hr. L. drohet, noch die Welt mit vielen Schriften heimzuſuchen, um wie er ſich ſelbſt ausdrukket (Lettre to Douglas S. 13.) ſein kleines Vermögen zu verbeſſern und das Elend der Armuth ertragen zu können.

Zweiter Abſchnitt.

Anmerkungen zu der Recenſion der Lauderiſchen Schrift.

Nach dem, was im vorigen Abſchnitte geſagt worden, wird man ſich nothwendig über die kühnen Folgen wundern müſſen, die der Herr Verfaſſer des Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit aus dem auf ſo ſchwachen Gründen gebaueten und aus ſo unedlen Urſachen herfliſſenden Sätzen den Hr. L. ſo zuverſichtlich gezogen hat. Einige Anmerkungen werden das Seltſame in dieſer Recenſion noch deutlicher darlegen, ich will nur noch erinnern, daß ich unnöthige Weitläufigkeit zu vermeiden, die von dem Herrn Recenſenten angeführte Stellen allemahl ganz anführen werde, weil man doch dieſen Abſchnitt nicht völlig verſtehen kan, ohne die beurtheilte Recenſion bei der Hand zu haben.

Von der unhöflichen Art, mit der der Hr. R. gleich im Anfange S. 261. Miltons und anderer berühmten Engländer gedenket, habe ich ſchon oben etwas geſagt. Es iſt ekelhaft Thorheiten zu widerlegen, die nur in dem mit Vorurtheilen angefülltem Geiſte des Hr. R. ſich finden können.

S. 262. meint der Hr. R. Hr. L. ſei ein Landsmann Miltons, und alſo ſei ihm an der Ehre ſeiner Nation gelegen. Der Hr. R. hält

viel

viel vom Nationeneifer, und eifert ſelbſt bey allen Gelegenheiten vor die Ehre der deutſchen Nation, wie weiland der berühmte Ritter von Mancha vor ſeinen Amadis und Don Galaor. Aber mit ſeiner Erlaubniß, er hätte doch mit mehreret Richtigkeit ſagen können, Hr. L. ſei ein Schottländer, und habe ſich alſo gefreuet, dem Engelländer zuwider zu ſein. Diß iſt ſonſt nichts ſeltenes. Ich habe eine Ausgabe des Zuſchauers geſehen, die in Glasgow gedrukkt iſt, wo man das bekannte alte engliſche Lied von der Chevy ſchaſe Jagd zum Vortheil der Schotten ganz anders geſetzt war.

S. 263. Man muß ſich auf ſo viele preßbyteriäniſche und ſich ſonſt nicht zur hohen Kirche bekennende Gelehrten beſinnen, wann man ſagen will, daß die Univerſitäten Oxford und Cambridge die ſicherſten Size aller engliſchen Gelehrſamkeit wären. Die Gelehrſamkeit und insbeſondere die ſchönen Wiſſenſchaften, gehören in England nicht, wie leider! bey uns nur Handwerks-Gelehrten. Ein Addiſon Cheſterfield, Prior, Peterborough, Rocheſter ſind ſichere Bürgen vor den guten Geſchmak eines Landes, als noch ſo viel Univerſitäten; und der Hr. R. ſiehet nunmehro, daß Hr. L. doch kein gutes Gewiſſen gehabt hat, ob er ſich gleich vor dieſen Richter geſtellet hat.

S. 265. Die Auszüge aus dem Gentleman's Magazine hat der Hr. R. zu übergehen vor gut befunden, weil ſie zu ſeiner Abſicht

nicht

nicht passen, welche war den Milton zu erniedrigen, und als den schlechtesten Geist vorzustellen.

In diesen Auszügen aber heist Milton der Vater der englischen Poesie. Man saget, daß des Hr. Lauders Satz zu loben sei, weil sie zeigen, wie die vortreflichsten Werke zu ihrer Vollkommenheit gestiegen. Masenius, von dem Milton geborget, habe wieder vom Homer die Beschreibung der Gärten des Alcinous und der Anänischen Wälder geborget, und Homer habe wieder andere nachgeahmet.

Sie sind izt von keiner Wichtigkeit, da Hr. Lauders Betrug ganz entdekket ist.

S. 267. meldet der Hr. R. Hr. L. kündige erst sein Werk bescheiden, als einen Versuch über Miltons Nachahmung der Neuren an, aber bald darauf spreche er deutsch, und mahle den Milton, als den ärgsten gelehrten Dieb ab. Ob dieses dem Hn. L. viel Ehre mache, mögen vernünftige Leser aus dem vorigen Abschnitte beurtheilen.

Eben daselbst spricht es der Hr. R. dem Hn. L. kühn nach, daß des Masenius Sarcotis die ganze Grundlage zu dem verlohrnen Paradiese hergegeben habe, ohne sich in die geringste Untersuchung dteserwegen einzulassen. Ich weiß nicht wie man so zuversichtlich sagen könne, Milton gehe in den zwei ersten Büchern dem Masenius aufs genauste nach, da doch der Unterschied gar zu deutlich in die Au-

gen

gen fällt. Maſenius fängt als ein Hiſtorienſchreiber ſein Werk mit der Erſchaffung Adams und Even an. Milton hingegen fängt nach den Regeln des epiſchen Gedichts in der Mitten der Handlung an. Maſenius hat eine ganz andere Abſicht als Milton; führet lauter allegoriſche Perſonen auf, wo Milton lauter wirkliche Weſen reden läſt. Es iſt wahr, es findet ſich manches ähnliche in den Ueberſchriften zu des Maſenius Gedicht die Hr. L. auf 19 Seiten weitläuftig anführet, aber man hat ſchon im Gentleman's Magazine hierbei getadelt, daß Hr. L. nur die Ueberſchriften angeführet, aber nicht gemeldet wie M. ſie ausgeführet, dann da würde ſeine Ungleichheit mit Milton bald ſeyn offenbaret worden. Es ſind auch in dieſen Ueberſchriften ſehr viele Sachen, die zu bekanten Geſchichten gehören, und die Milton ſowol als Maſenius hat wiſſen können. Und wann ſich Milton ja der Sarcotis bedienet, da ich dieſes nicht läugnen will, weil ich das Gegentheil nicht beweiſen kan, ſo hat er ſich als ein vernünftiger Nachahmer und nicht als ein Ausſchreiber dabey erwieſen, er hat ſich fremder Gedanken, aber nicht ſclaviſch bedienet. Hr. L. ſelbſt geſtehet, daß als Maſenius ſeinen Hauptzwekk aus den Augen gelaſſen, Milton ihm nicht gefolgt, und auch da wo Maſen ſeinen Zwekk noch nicht verlaſſen hat, iſt ein himmelweiter Unterſcheid, unter ſeinem und Miltons Gedicht. Ich will hierbei erinnern,

nern, daß ich gar nicht in Abrede ſein will, daß Milton einige von den angeführten Schriftſtellern, oder vielleicht alle, nicht geleſen und gebraucht habe. Es iſt die Pflicht eines jeden der von etwas ſchreiben will, daß er ſich erkundige, ob andere ſchon vor ihm davon gehandelt haben, damit er ihre Erkenntniß nuzzen könne. Ein Verfaſſer der die Werke ſeiner Vorgänger in dieſer Abſicht braucht, kan dieſem ohnerachtet durch ſeinen Plan und die rechte Ausführung deſſelben ein Original werden. Sonſt würden wir zu unſern Zeiten gar keine Originale haben. Was würde der Hr. P. Gottſched ſagen, wann man behaupten wolte, ſeine Bluthochzeit ſei aus dem Lateiniſchen überſezt, weil ſie ganz aus Thuans Geſchichte genommen iſt.

S. 268. führet es der Hr. R. als etwas ſonderliches an, daß Miltons Pandämonium nicht ſeine, ſondern des Maſenius, Erfindung ſei, aber Hr. L. geſtehet (Letter to Douglas S. 4), daß er das Wort Pandaemonium zwiſchen des Maſenius Entwurf eingerükket, und man müſte erſt unterſuchen, wie Maſenius ſein Concilium Inferorum ausgeführet habe, um zu urtheilen ob Milton dieſe Beſchreibung aus ihm genommen.

Der Hr. R. ſpricht es auch nochmahls dem Hr. L. zuverſichtlich nach, daß Milton Lucifers Kleidung und Wage die Schlacht der Engel

und

und die (†) Flucht der gefallenen Geiſter aus der Hölle ſo deutlich aus Maſenius Werke genommen, daß es handgreiflich, ob er gleich keine einzige von Maſenius Beſchreibungen dieſer Sachen geſehen hat.

Nun ſollen auch einzele Stellen kommen. Hier iſt der Hr. R. ſo ſchlau, den deutſchen Leſern die alte ſeltſame Ueberſezzung des von Bergen vorzulegen und ſie zu verſichern, daß dieſer am getreulichſten und der Urſchrift am ähnlichſten überſezze; Er ſucht ſeine Leſer dadurch verdekkt zu überreden, daß Milton im engliſchen eben ſo kauderwälſch rede, als ſein Ueberſezzer im Deutſchen. Ich kan wenigſtens keine andere Urſache einſehen, dann wir haben ia ſonſten eine neuere, reinere und gewiß getreuere Ueberſezzung. Aber was kan aus der Schweiz gutes kommen? Gut: der Hr. Wenigkeitsſamler kan ia auch aus dem engliſchen überſezzen, wenigſtens konte er es, da er noch den Büchersaal ſchrieb. Hat er Stellen aus Gonngs Satiren überſezzt, warum ſolte er nicht welche aus dem verlohrnen Paradieſe überſezzen können; da ſeine Leſer ihm in dieſer Recenſion ſo viel Thorheiten zu gute halten müſſen, ſo würden ſie es ihm auch nicht übel nehmen, wann er noch einmahl

(†) Der Hr. R. muß eine eigene Ueberſezzungs-Lehre haben, er überſezt the excurſion durch Ausſchweifungen, da es doch nichts anders als Ausfall oder Flucht heiſen kan.

Ziffern vor Statuen, und Hexen vor wilde Schweine anſähe.

Um zu zeigen, wie getreulich und dem Urbilde ähnlich Bergen überſezze, will ich nur eine Stelle anführen; Milton ſagt:

Beast now with beast gan war and fowl with fowl
and fish with fish: to graze the herb all leaving
devourd each other: nor stood much in awe
of man but fled him; or with countnance grim
glar'd on him passing;

dis ſoll heiſſen:

Vieh Vogel Fiſch verfolgt beſtritten fraſſen
Vieh Vogel Fiſch ihr'r Weide überdrüßig
Dem Menſchen hatten ſie die G'horſamkeit
Schon aufgeſagt und zeigten trozzig ihm
Ihr grimge Zähn.

Man muß einen beſondern Geiſt haben, um zu behaupten, daß das deutſche dem engliſchen ähnlich ſei. Milton ſchreibt rein, flüſſend, mahleriſch und ſtark; Bergen ſchreibt rauh, verwirrt, und drukket kaum die Hauptzüge des Originals aus. Wann man Bergens Miſchmaſch von Wort zu Wort wieder ins engliſche über-

überſezzen wolte, ſo würde es eben ſo unſinnig klingen als im deutſchen. Er ſchreibt gar nicht der Natur der engliſchen Sprache gemäß, ob er gleich alle Augenblikke wider die Natur der deutſchen Sprache anſtöſt. Der Hr. R. hätte viel gewonnen, wann er ſeinen Leſern einbilden könte, daß das verlohrne Paradies dieſer abgeſchmakten Ueberſezzung gleich ſehe.

Nun ſoll der Anfang von dem verlohrnen Paradieſe aus zwei Stellen des Maſenius und Ramſey zuſammen geſchmiedet ſeyn. Dis iſt ein ſeltſamer Einfall des Hrn. Lauder's. Milton erzählet ganz ſimpel in dieſen ſieben Zeilen, wovon er handeln wolle; hiezu muſten ihm die Worte ganz leicht kommen, und er brauchte ſie gewiß nicht erſt aus zwei Poeten zu borgen. Daß aber einige von ſeinen Gedanken mit den Gedanken der angeführten Dichter übereinkommen, iſt kein Wunder, weil ſie eben das vortragen und den Inhalt ihrer Gedichte eben ſo ſimpel erzählen. Anführungen von dieſer Art, könnten zur Noth zu dem Vorſaze des Hrn. Lauders dienen, welchen er in ſeiner Vorrede anzeiget, nämlich zu beweiſen, daß Milton verſchiedene Gedichte gebrauchet und nachgeahmet habe, aber zu dem Zwekke des Hrn. R., welcher iſt den Milton zu erniedrigen, und ihn zu dem ärgſten Diebe zu machen, der ie unter den Gelehrten geweſen iſt, ſind ſie völlig unzulänglich. Ich werde daher in der Folge verſchiedene Stellen von dieſer Art übergehen.

S. 271. Die Stelle viderat anthitheus muß in Hrn. Lauders Eſſay S. 29. und 30. nicht weniger als zwei Seiten, und dieſe zwei Seiten voll werden 6 Verſe aus dem verlohrnen Paradieſe entgegen geſezt, die demſelben ganz ähnlich und aus ihnen genommen ſein ſollen. Man muß ſehr groſſe Luſt haben, einem Schriftſteller etwas aufzubürden, wann man ſeine Beweiſe ſo weit herholet.

Eben daſelbſt ſoll Milton ſeine Rathsverſammlung der Teufel der allegoriſchen Vorſtellung dieſes Raths, die Maſenius gemacht hat, zu danken haben, obgleich die Erfindung einer algemeinen Berathſchlagung bei einer wichtigen Begebenheit, welche vielen angehet, einem epiſchen Dichter ganz natürlich einfallen könte, ſo könte man vielleicht mit weit gröſſerm Rechte ſchlüſſen, daß Milton dieſe Beſchreibung von den Unterredungen der Griechiſchen Helden in der Ilias genommen haben. Aber es würde dem Milton zu viel Ehre geweſen ſein, den Fürſten und Vater der Dichter nachgeahmt zu haben, er muß aus des Hrn. L. und Hrn. R. beſonderer Gütigkeit, einen dunkeln Profeſſor der Rhetorik zu Kölln, ſich zum Muſter vorſtellen.

S. 273. Iſt die Zeile

Angeli hoc efficiunt caeleſtia iuſſa ſecuti,

welche eben der ſtärkſte Beweis einer knechtiſchen Nachahmung ſein ſoll, deswegen ſie auch

Hr.

Hr. R. gütigſt mit Curſiv drukken laſſen, zum gröſten Unglükk von L. untergeſchoben (ſ. Letter S. 4.)

Eben daſelbſt übergehet der Hr. R. eine Stelle, wo Maſenius die Gerechtigkeit, Milton aber Gott ſelbſt, redend einführet; gleichwohl ſagt er es dem Hrn. L. ſehr zuverſichtlich nach, daß Milton dieſelbe weit unanſtändiger, Gott in den Mund lege. Dieſe Rede ſtehet im zehnten Buch des verlohrnen Paradieſes v. 616: Gott beſchreibet in derſelben das Elend, das Sünde und Tod auf der Erde anrichten, und entſchlüſſet ſich nach ſeiner göttlichen Barmherzigkeit, die Erde zu erneuern, und in den vorigen Zuſtand zu ſezzen, worüber die Himmel ein heiliges Hallelujah anſtimmen. Hier iſt nichts der Maieſtät Gottes unanſtändiges zu finden. Seine göttliche Eigenſchaften erſcheinen vielmehr von allen Seiten liebenswürdig.

Dieſe Rede fängt alſo an:

See with iohat heat theſe dogs of hellad-
vance
to waſte and havock yonder world - -

Hr. L. der allenthalben gerne Nachahmungen Miltons finden will, wann gleich keine da ſind, hat in der Stelle des Maſenius, die er mit der Miltoniſchen vergleicht, folgenden Vers eingeſchoben:

Infernique canes populantur cuncta creata;

welche einen offenbaren Beweis abgeben ſollen. (S. Letter S. 5.)

Nun komt die obenangeführte Stelle:

Beaſt now with beaſt gan war &c. Es iſt kein Wunder, daß die lateiniſche Stelle die vor des Maſenius Arbeit ausgegeben wird, dem engliſchen ganz gleich komt, weil ſie Herr L. ganz aus Hogs lateiniſcher Ueberſezzung des verlohrnen Paradieſes genommen hat, wie er es ſelbſt (Letter S. 5.) bekennet, und es auch in der neuen Vorrede der Buchhändler zu ſeiner Eſſay gemeldet iſt.

S. 274. will der Hr. R. den Ungläubigen zum Dienſte, welche die vorhergehenden Stellen noch nicht überzeuget haben, eine Stelle anführen, die es auſſer Zweifel ſezzen ſoll, daß Milton den Maſenius vor Augen gehabt hat. Ich bedaure, daß ich dem Hrn. R. ſagen muß, daß auch dieſe Stelle untergeſchoben iſt: Milton ſagt in dem vortreflichen Geſang im Anfang des dritten Buches:

> - - - nor ſometimes forget
> theſe other two equald with me in fate
> blind *Thamyris* and blind *Maeonides*
> and *Tireſias* and *Phineus* propheto old.

Da wird nun folgende Stelle angeführet, als wann ſie aus der Sarcotis wäre:

> Vatibus antiquis numerantur lumine caſſis

Tire-

Tireſias, Phineus, Tamyrisque et magnus
Homerus,

Dieſe hat Hr. L. aus einem Verſe eines andern Gedichtes des Maſenius,

Tireſias coecus Thamyrisque et Daphnis Homerus,

alſo umgeſchmelzt, damit etwas den Miltoniſchen Gedanken ähnliches herauskäme. (S. Letter. S. 5.)

Eben daſelbſt wird Milton getadelt, daß er die Religion des Maſenius lächerlich gemacht, und doch über 2000 Verſe von ihm geborget. Ich wünſchte daß Hr. L. hievon einigen Beweis führen möchte; dann wenn auch alle von ihm angeführte Stellen genug wären, ſo würden doch kaum 20 oder 30 Verſe herauskommen, von denen man ſagen könte, daß ſie ganz eingerükket wären; dis werden meiſtens die von dem Hrn. L. unterſchobene Stellen ſind. Leichte Aehnlichkeiten beweiſen nichts, ob ſie wohl, wann ſie in Menge vorhanden ſein, einigen Argwohn rechtfertigen. Der unhöfliche Vers des Maſenius:

Bruttius argolicusque latro fur *anglus* habetur,

worüber ſich ſowohl Hr. L. als Hr. R. ſo ſehr küzeln, läſt ſich auf den Hrn. L. bequemer als auf Milton appliciren, wann Hr. L. nur ein En-

gelländer wäre. Miltons Verfahren wäre allezeit eher zu entſchuldigen, wenn Hr. L. auch ſeinen Satz bewieſen hätte; man könte nicht mehr ſagen, als daß er ſchöne Sachen geſagt, die andere ſchon vor ihm geſagt hatten, und die er andern abgeborgt. In Hrn. Lauders Unternehmen iſt Haß, Rachgier, viel lächerliches und eben ſo viel boshaftes; Um zu ſeinem Zweck zu gelangen, macht er ſich kein Bedenken, einem berühmten Dichter, ſoviel an ihm iſt, ſeine Ehre zu rauben. Er triumphiret kühn, ob er ſich gleich ſeines Betruges bewuſt iſt; und ſein Recenſent triumphiret eben ſo kühn, ob er ihn gleich wiſſen' können; beide ziehen Folgen aus ihren Säzzen die nicht daraus flüſſen, und die Niemanden einfallen werden, als der alle Gegenſtände zu Befeſtigung ſeiner Vorurtheile dienen läſt. Man urtheile, ob L. oder Milton ſtrafbarer iſt. (Eſſay S. 45.)

Ob gleich Hr. L. nichts mehr aus dem Maſenius zu citiren verſprochen, ſo kann ers doch nicht über ſein Herze bringen, nicht noch die Beſchreibung aus dem Milton anzuführen, und noch eine Stelle im Maſenius zu verfälſchen; die ihm ſein Recenſent eben ſo treulich nachſpricht. Die beiden Verſe:

Perſimilis turri praecelſae aut montibus altis
antiquae cedro nudatae frondis honore;

welche dem Hrn. R. ſo ähnlich ſcheinen, daß nichts ähnlicher ſeyn kan, ſind (Letter. S. 6.)

des Hrn. L. Arbeit. Und ich überlaſſe es Leuten vom Geſchmakk zu beurtheilen, ob die Flikwörter Perſimilis, frondis honore &c. Miltons edler Einfalt gleich kommen.

Nun fängt der Hr. R. ſein altes Triumphlied an, als wann er die treflichſten Dinge erwieſen hätte. Er will nun Miltons Räubereien und Diebſtähle verfolgen und des Hrn Lauders Werk ſo bekant machen, daß man ſehen ſoll, wie wenig es wahr ſeie, daß Milton

Things unattempted yet in proſe or rhyme

beſungen habe. Und ich will mit Erlaubniß des Hrn R. eben dieſes Werk und ſeine herrliche Recenſion ſo pünktlich durchgehen, daß man ſehen ſoll, wie wenig der Hr. R. Urſach gehabt, ſich des Lauderiſchen Werks zu rühmen.

S. 341. will nun der Hr. R. Miltons Diebereien weiter vorbringen, ſo wie ſie Hr. L. gemeldet hat. Ich kan es nicht entſcheiden, ob die Erzählung, die Hr. L. von einem eigenhändig geſchriebenen Blatt Miltons macht, wahr ſei. Aber es mag ieder Vernünftiger urtheilen; ob der Schluß richtig ſei: Milton hat die Titel von 60 Tragödien auf ein Blat geſchrieben, alſo ſind dieſe 60 Tragödien ſo viel Plane zu ſeinem epiſchen Gedicht, alſo hat Milton ſelbſt nichts kluges gedacht, alſo iſt Milton ein Plagiarius. Hat denn Milton in ſeinem Leben ſonſt nichts gemacht, als ſein verlohrnes Pa-

radies. Und geſezt er hätte das gedachte Blatt in Abſicht auf daſſelbe geſchrieben; iſt es dann zu tadeln, wann ein Dichter ſich mit den Schriftſtellern bekannt machet, die vor ihm von ſeiner vorhabenden Materie geſchrieben haben; kan man in Verfertigung des Planes zu einem ſo wichtigen Werke, als das verlohrne Paradies iſt, zu behutſam verfahren; und iſt es nicht vernünftig, wenn man vorhero alle ohngefehr in gleicher Abſicht gemachte Plane wohl überdenket, um ihnen zu folgen, wo man es vor gut befindet, und um eben dadurch zu erfahren, ob man neu denket, wann man ſich erkundiget, was andere ſchon gedacht haben. Es iſt einem epiſchen Dichter nicht eben allemahl zu rathen, einen Vorwurf zu nehmen, wobei er alles aus ſeinem eigenem Kopfe hervorbringen muß. Der Verfaſſer des Nimrod iſt ein klägliches Exempel hiervon. Dem Herrn Baron von Schönaich wird ohne Zweifel Hrn. P. Schlegels Hermann nicht unbekannt geweſen ſein, als er auf ſein epiſches Gedicht gedacht; und dem ohngeachtet möchte es ſich doch wohl zu den Schlegeliſchen Tragödien umgekehret, wie das verlohrne Paradies zu den 60 gedachten Tragödien verhalten. Voltaire hat ſich gewiß ſeiner Vorgänger, ſowohl Hiſtorienſchreiber als Dichter, zu ſeiner Henriade ſehr wohl bedienet, ob er ſie gleich nicht genannt. Der Hr. R. kan in des gelehrten Hrn. M. Blaufuß Beiträgen zur Kentniß ſeltener Bücher 4. S. eine Nachricht finden,

wie

wie viel der grosse Voltaire dem heiligen Ludewig, einem epischen Gedichte des P. le Moinen, schuldig ist, den er doch gleichwohl als einen schlechten Dichter abmalet. Gesezt also, Hr. L hätte bewiesen, daß Milton vieles von andern Dichtern geborget habe, würde man ihn nicht mit dem Exempel des grossen Mannes rechtfertigen, der mit zwei Zeilen den Hermann, von dem er nur einen übersezten Auszug gelesen, vor ein göttliches Gedicht erklären kan, dieses unpartheischen gerechten und höflichen Franzosen der den Herrn Herausgeber des Hermanns versichert, daß kein Gelehrter mehr eine Sprache entbehren könne, worin der Hr. P. Gottsched und seine gelehrte Gattin geschrieben haben, könte man wohl ein bessers Beispiel finden um den armen Milton zu erretten, über dem der Hr. R. schon mit Hrn. Lauders Worten das Verdammungsurtheil ausspricht!

Hr. L. sagt, er besize bei nahe zwanzig von diesen Tragödien, und hoffe die andern auch zu erhalten; aber warum sagt er uns denn nicht, wann und wo sie gedrukt sind, und in wiefern Milton sie nachgeahmet, da er sonst oft in unnöthigen Dingen weitläuftig ist. Des Hrn. Lauders Bezeigen ist bishero nicht so gewesen, daß man ihn auf sein Wort glauben kan.

Des Grotius Adamus exsul soll nun hauptsächlich von dem Milton sein ausgeschrieben wor-

worden. Mich dünkt, der Herr R. hat sehr wohl gethan, daß er den Inhalt und andere dahin gehörige Anmerkungen weggelassen, weil dadurch niemand mehr würde überzeuget worden sein. Wann man von den ähnlichen Sachen die wegnimmt, welche nothwendig haben ähnlich sein müssen, weil beide Dichter einen Vorwurf gehabt; ferner diejenigen, wo beide haben können einerlei Gedanken haben ohne sich abzuschreiben; und endlich die Stükke, welche Milton, wofern ihn des Grotius Tragödien bekannt gewesen, auf eine erlaubte Art von ihm kan nachgeahmet haben: so wird man die geringe Aehnlichkeit beider Werke leicht einsehen.

Nun will der Hr. V. zu einzeln Stellen gehen. Die erste Stelle:

orcus et pedibus tremit,

oder vielmehr der ganze Vers:

quid dico? tellus? orcus et pedibus tremit.

ist untergeschoben;

die zweite Stelle Nam me iudice etc. ist ebenfals ganz untergeschoben (Letter S. 6.)

Der Hr. R. als ein grosser Vertheidiger der deutschen Nation, scheinet sich herzlich zu freuen, daß ein Deutscher, solte es auch nur ein Niederdeutscher oder Holländer nach des

Hrn.

Hrn. Lauders Behauptung den kühnen Gedanken, der in der lezten Stelle ſich findet, ſoll zuerſt gehabt haben. Nun aber wird doch wohl leider! dieſe Ehre den, dem Hr. R. ſo ſehr verhaßten Engländer bleiben müſſen.

Ich geſtehe, daß in der darauf folgenden Stelle age ſi vacabit etc. viele Aehnlichkeit iſt. Aber wann man bedenkt, daß in derſelben kein Gedanke iſt auf den nicht Milton ohne dem Grotius hätte kommen können, ſo iſt es gar nicht wahrſcheinlich, daß er erſt den Grotius aufgeſchlagen, und eine ſo natürliche Sache, als das Verlangen Adams zu wiſſen, wie die Welt geſchaffen worden iſt, auszudrukken. Ich glaube zwar nicht, daß Milton den angeführten Vers Virgils im Sinne gehabt, und zwar eben deswegen, weil es ein ganz gemeiner und leicht auszudrukkender Gedanke iſt. Aber der Beweis, den Hr. L. (Eſſay S. 61.) davon angeführt, iſt lächerlich. Er erzürnet ſich, daß iemand, der den Milton (vermuthlich im Gentleman's Magazine) wider ihn vertheidiget, den Milton hierdurch beſchuldigen wollen, daß er nicht einem chriſtlichen Poeten dem Grotius, ſondern einem heidniſchen Poeten dem Virgil nachgeahmet. Er ſetzt noch immer voraus, daß Milton den Grotius vor Augen gehabt, ob er es gleich noch gar nicht bewieſen hat. Und überhaupt wäre es gut geweſen, wann Hr. L. den zweiten Aufzug des Grotius, den Milton ganz abgeſchrieben

haben

haben ſoll, hätte laſſen abdrukken, um ſeinen Leſern zu zeigen, ob er die Wahrheit behäuptet, daran man nach der Entdekkung ſeines Betrugs noch immer zweifeln muß.

Meine Vermuthung, daß Milton bei den obigen Stellen weder an den Virgil noch an den Grotius gedacht hat, wird durch die folgende Stelle S. 347. noch mehr bekräftiget. Dieſe wolte Miltons Vertheidiger, weil ſie doch nachgeahmet ſein ſolte, auch aus dem Virgil herleiten, aber Hr. Lauder geſteht es, (Letter S. 6.) daß er ſie ganz untergeſchoben habe. Wie kan man nun bei einer ſolchen Vermiſchung der Wahrheit und Lügen das wahre heraus finden, zumal da man bei Entdekkung der Wahrheit, dem Hrn. L. der ſchon ſo manchen kühnen Betrug gewagt hat, es doch noch auf ſein Wort glauben muß, daß er nicht mehr, verfälſchet habe, als er angiebet.

In der Stelle

Terreſtris orbis rector! et princeps freti
caeli ſolique ſoboles! aetherium genus!

iſt wieder die lezte Zeile des Hrn. L. Arbeit (Letter S. 7.)

In der folgenden Stelle iſt S. 348. die oberſte Zeile:

Carbunculorum luce certantes rubra

welche einigen Beweis abgeben könte, weil ſie einen

einen beſondern Umſtand enthält, gleichfalls von Hrn. L. in des Grotius Text eingeſchoben. Daß die Schlange vor dem Fall aufrecht gegangen, iſt eine ſo bekannte Meinung verſchiedener Schriftausleger, daß ſie Milton gar nicht nöthig hatte, aus dem Grotius zu borgen.

Man muß hier Hrn. L. Kühnheit bewundern, daß er (Eſſay. S. 65.) ſagen kan, beide Poeten würden nicht die Augen der Schlange mit Karfunkeln verglichen haben, wann nicht einer den andern ausgeſchrieben, da er doch wohl wuſte, daß Grotius dieſes nicht geſaget hatte; und die Stelle blos aus ſeinem eigenen Gehirn gekommen war.

Eben daſelbſt die Stelle Nata Deo etc. iſt ganz untergeſchoben. (Letter S. 7.)

S. 349. die Stelle Rationis etenim etc. iſt gleichfalls nach Hrn. Lauders Geſtändniß ganz untergeſchoben, und der Hr. R. darf ſich alſo nicht wundern, daß in beiden Stellen eben derſelbe Vernunftſchluß iſt.

Eben daſelbſt ſind in der Stelle per ſancta thalami etc.

die Verſe

Caſſam oro dulci luminis iubare tui,

und

Tibi nam relicta quo petam? aut aevum exigam,

unter-

untergeſchoben. Der Hr. R. den ſelbſt vermuthlich dieſe Stelle noch nicht von Miltons Nachahmung überzeugt hatte, meint, man ſolle nur die Fortſetzung anſehen, aber zum Unglükk ſind dieſe ganze 5 Verſe Tu namque ſoli etc. von Hrn. L. untergeſchoben. Er geſteht alles obige in ſeiner Letter an Douglas S. 7. und 8.

S. 350. will der Hr. R. nun, wie er zu ſagen beliebt, ein noch deutlichers Bißchen bringen; es iſt der Vers

quod comedo, poto, gigno, diris ſubiacet.

Aber auch dieſes Bißchen, das ſo deutlich ſein ſoll, iſt von Hrn. L. untergeſchoben (Letter S. 8.) Hr. L. bezeigt ſich bei dieſer Gelegenheit Eſſay S. 68. wieder ſehr triumphirend, und meint Arms and the man J. Sing und arma virumque cano könnten nicht ähnlicher ſein als die beide angeführte Stellen. Die Bosheit dieſes Mannes iſt faſt unglaublich, da er ſich noch ſo trozzig bezeigt, ob er ſich gleich ſeines Betrugs wohl bewuſt iſt.

In der folgenden Stelle iſt zwar nichts verfälſchet, aber ſie iſt der Stelle aus dem verfälſchten gar nicht weiter ähnlich, als daß in beiden Eva ſich beklaget, daß ſie das Paradies verlaſſen ſolte: der Hr. R. aber, der doch an Milton was tadeln muß, ſagt, Milton habe den Grotius nur ſchwach nachgeahmt. Wer nur einiger maſſen die Stelle betrachten

wird,

wird, wird sehen was der Leidenschaft und der Sache am gemässesten zu schreiben. Grotius schreibt:

„O grosser Gott! Beherrscher des Erdkrei„ses; ich widerstehe nicht mehr; ich will ge„hen, aber meine aufgeschwächte Knie fallen, „und ich werde zurükkgerissen, wohin ich auch „gehe! ich Armer wo soll ich hin! nach welchem „Ort soll ich flüchten! wo soll ich bleiben, in „welchem Theil der Erden soll ich wohnen. Zei„ge mir eine weitabgelegene Höhle, wo mir kein „Gegenstand meinen vorigen glükkseligen Zu„stand wieder ins Gedächtniß bringe. Lebt „wohl ihr glükklichen Wälder die ewiger Früh„ling umgab, glükkliche Gegend die ich leider „nicht lange bewohnt habe, und du o Baum „des Lebens dessen zu geniessen der andere „Baum der Ursprung des Verderbens mich „hindert.„

Diese lateinische Verse des Grotius führt der Hr. R. einst bis *parens* an, wo in Hrn. Lauders Buche ein Strich, ohne zu sehen, daß das darauf folgende valete noch nothwendig dazu gehöret; er läßt auch weislich noch eilf Zeilen weg, die Hr. Lauder noch anführet und die mit Miltons Stelle gar nichts gemein haben.

Milton läßt seine Eva also reden:

„Unerwarteter Schlag! härter als der Schlag „des Todes; muß ich also dich Paradies mein „Geburtsland verlassen! diese glükklichen schat-

„tichten Gänge, die vormalige Wohnung Got-
„tes! wo ich eine ob wohl betrübte Ruhe nach
„dem Tage hoffte, der uns beiden tödlich gewesen
„ist. Ihr Blumen, die in keiner andern Him-
„melsgegend wachsen werden, die ich früh und
„spät besuchte, die ich von ihrer ersten Knospe
„an, mit behutsamer Hand aufgezogen und ih-
„nen Namen gab! wer wird euch nun zur Son-
„ne bringen, eure Arten ordnen, und euch aus
„dem ambrosischen Brunn wässern! Und du
„mein Ehehütte, die ich mit allen, was dem Ge-
„sicht oder Geschmäkk angenehm ist, ausgezie-
„ret hatte, wie soll ich von dir scheiden und in
„eine niedrigere Welt wandern, die gegen diese
„wild und dunkel ist. Wie werde ich, zu un-
„sterblichen Früchten gewohnt, in einer unreinen
„Luft leben „

Der Einfall des Hrn. L. daß, weil Dryden über das verlohrne Paradies eine Tragödie gemacht, Miltons verlohrnes Paradies auch müsse aus einer Tragödie sein, ist sehr seltsam. Der Gedanke, daß der Schluß des verlohrnen Paradieses sich nur vor eine Tragödie schikke, ist eine blosse Tändeley mit dem Wort Trauerspiel; denn auch eine Tragödie kan einen freudigen Ausgang haben, und es hat noch niemand bestimmt, ob ein episches Gedicht nicht auch einen traurigen Ausgang haben könne. Die beiden lateinischen Sentenzen, die Hr. L. und der Hr. R. nach ihm anführet,

ret, paſſen ſich ſehr ſchlecht, nachdem Hrn. Lauders Betrug entdekket iſt.

Zulezt iſt es ſehr lächerlich, wann der Hr. R. uns ſagt, daß er ſchon auf die Spur gekommen ſei, woher der Meßias ſeine Quellen habe. Der Hr. Klopſtokk wird gewiß ſeine Unterſuchung nicht rühren, wann ſie auch noch unhöflicher ſeyn ſolte, als des Hrn. L. ſeine. Der Hr. R. iſt ſehr geſchäftig, denenjenigen eins zu verſezzen, die das Unglükk haben, nicht ſeiner Meinung zu ſeyn; er bedenket aber nicht, ob ſeine Waffen auch ſchädlich ſind. Wann der Hr. R. ſo gut wäre, das innerſte des Gedichtes anzugreifen, ſo könte man ordentlich antworten. Aber Unterſuchungen, ob man bibliſche Epopeen machen könne, und dergleichen, greifen das innere des Gedichts nicht an, zumahl wann ſie ſo unbeſcheiden und ſeichte abgefaſſet ſind, als man ſie bisher in dem Neueſten d. A. G. geleſen hat.

S. 438. ſaget uns der Hr. R. ſo deutlich es aus den vorhergehenden Auszügen geworden, wie unwürdig Milton aller der Ehre ſey, die Hr. R. eine Vergötterung zu nennen beliebt, ſo deutlich ſolle es noch aus dem folgenden werden. Meine Leſer werden ſelbſt beurtheilen, ob dieſes ihnen bisher ſo deutlich geworden ſei, und hierauf mögen ſie ſelbſt erachten, ob es ihnen noch inskünftige deutlicher werden wird.

Hr. L. und der Hr. R. kommen nun zu des Ramſay Gedichte von der Schöpfung. Weil

dieſes leichter zu haben iſt, ſo habe er nicht viel Stellen anführen wollen. Hätte Hr. L. aufrichtig geredet, ſo würde er geſagt haben, weil das Buch leicht zu haben ſei, ſo habe er ſich nicht unterſtanden mehr als eine Stelle zu verfälſchen, und in den andern wenig Aehnlichkeit gefunden. Denn aus eben dieſer Urſach hätte Hr. L. ſo viel Stellen aus dieſem Buche anführen ſollen, als möglich, damit iederman ſie einſehen könte: ich bitte meine Leſer, nur die Stellen, die S. 442 und 443 zu betrachten, um zu ſehen, ob ſie die Aehnlichkeit finden werden, die in den oben angeführten untergeſchobenen Stellen in die Augen fiel. Zudem ſind die miltoniſchen Stellen aus allen Enden des Verl. Parad. zuſammengeſucht, und auſſer dem Zuſammenhange angeführet; ja der Hr. R. führt bey der Stelle: o terra pelagique ꝛc. nicht einmahl alle Stellen, die Hr. L. zuſammengeſtoppelt hat, an. Hr. L. ſelbſt geſtehet, Eſſay S. 78. daß man recht ſehr acht geben müſſe, um die Aehnlichkeiten zu finden. Das iſt, man muß des Ramſay Buch mit dem Vorſatz in die Hand nehmen, Aehnlichkeiten mit dem Milton zu finden. Wie reimt ſich das zuſammen, daß Ramſay erſt ein Rieſe genannt wird, auf dem Milton, als ein Zwerg ſitze, und nachher wieder ein Cento virgilianus heiſt; bey allen dem kan Hr. Lauder doch nicht läugnen, daß Milton nicht das, was er vom Ramſay abgeborgt haben ſoll, verbeſſert

und verſchönert. Ich will mich bei den angeführten Stellen nicht aufhalten, weil mein Hauptzwekk nur iſt, Hr. L. Verfälſchungen zu entdekken, und Miltons Ehre ohnedem ſchon durch die vorigen, und noch etwa folgenden Anmerkungen zu ſehr geſichert iſt, als daß ihm dieſer ſchwache Anfall ſchaden ſolte. Was das Gleichniß vom Schiffe anbetrift, ſo will ich zugeſtehen, daß er es vom Ramſay genommen, und wann alle Beweiſe des Hrn. L. ſo adäquat wären, ſo wolte ich ihm ſeinen Saz herzlich gerne zugeben, (dahingegen dieſes einzelne Exempel eben, weil es nicht mehr vergeſellſchaftet iſt, nur einen ſchwachen Beweis abgiebt); obgleich das Verl. Par. dadurch nichts ſchlechter, vielweniger ſo elend werden würde, als es der Hr. Recenſent gern abmahlen wolte. Hr. L. ſelbſt will nur dem Milton zu Leibe, und läßt ſein Gedicht jederzeit in ſeinem Werthe. Die beiden Sam. Johnſon Birch und D. Newton haben es ſchon zugegeben, daß das gedachte Gleichniß aus dem Ramſay genommen ſei, und Addiſon, Pel Bentley, und andere haben mehr nachgeahmte Stellen des Verl. Par. ſelbſt angegeben und deswegen hat noch bisher niemand den Milton, vor einen Plagiarius, wie Hr. L. oder ſein Buch vor ein ſchlechtes und elendes Werk, wie der Hr. Recenſent ausgegeben.

Der Vers, den Hr. L. im Ramſay unterſchoben, heiſt:

Pallentes umbras Erebi noctemque profundam

Die Stelle, worin er ihn geſezt, hat der Hr. R. übergangen, ſie ſteht Eſſay S. 88. ſie iſt zu lang, und die Aehnlichkeit mit der ihr entgegengeſezten miltoniſchen Stelle zu gering, als daß ſie hier des Anführens würdig wäre.

S. 620. redet der Hr. R. von gewiſſen Leuten, die er verdroſſen hat, daß er die **Diebſtähle ihres Abgottes und Vorbildes in Verderbung des deutſchen Geſchmakkes ſo deutlich bekannt gemacht** habe. Mir ſind dieſe gewiſſe Leute nicht bekannt, und meines Wiſſens hat noch niemand wider ſeine Recenſion etwas eingewandt, man hat ihn bishero nach Belieben ſchimpfen laſſen, zumal da ſchon Hr. Lauders Betrug durch das Journal britannique und ſonſt bekannt war, ehe Er ſeine Recenſion anfing. Inzwiſchen hat dem Herrn R. eine gewiſſe Perſon, die er vor die geſunde Vernunft hält, zugerufen: Tu contra audentior ito! welches er den Unlateiniſchen zum beſten alſo gar wohl verdeutſchet:

Du greif ihn kühner an!

Damit aber nicht etwa ein Unwiſſender dächte, es ſei des Hrn. R. Ernſt, daß ihm die geſunde Vernunft etwas ins Ohr gerufen, ſo erklärt er ſich näher: nämlich er habe viele gefunden, welche ihn zu der Fortſezzung kräftigſt aufgemuntert hätten. Nun

Nun ſezt der Hr. R. dreierlei Arten der Nachahmung feſt: 1) **Wann man ſie geſteht;** 2) **Wann man ſie nicht geſteht, aber doch auch nicht läugnet;** 3) **Wo man ſich rühmt alles ſelbſt erfunden zu haben, was noch nie von einer Seele gedacht oder geſagt worden; und doch alles was man ſagt aus andern zuſammenſtoppelt, und faſt gar nichts eigenes behält.** Nun ruft der Hr. R. triumphirend aus: **Dis iſt nun Miltons Fall, und ein ieder urtheile, ob das ein erlaubtes Nachahmen heiſe?**

Ein ieder wird antworten: Nein! aber wann es doch dem Hrn. R. gefallen hätte zu beweiſen, daß dis Miltons Fall ſei. Daß Milton geläugnet, daß er andere Nachahmen wolle, davon kan er keinen andern Beweis haben, als den Vers:

Things un attempted yet in proſe or rhyme.

Daß aber noch kein Vernünftiger dieſen Vers ſo verſtanden, wie ihn Hr. L. und der Hr. R. gern auslegen wolte, könte er daraus leicht ſehen, daß noch kein Menſch verſchiedene Nachahmungen Miltons geleugnet, und es überhaupt unmöglich ſein würde, ein ganzes epiſches Gedicht zu ſchreiben, von Dingen, wovon noch kein Menſch geſchrieben, und auch in dem ganzen Umfang dieſes Gedichts keine ähnliche Beſchrei-

ſchreibunge, Ausdrukke und Gleichniſſe, die andere ſchon gebraucht, anzuwenden; gleichwol ſcheinen Hr. L. und der Hr. R. dieſes zu fordern, weil ſie einzelne Stellen ausleſen und oftmals 3 bis 4 Stellen zuſammenbringen, die nachmals Milton aus einer Stelle nachgeahmt haben ſoll. Sonſt hat weder Milton, noch einer von ſeinen Vertheidigern behauptet, daß er gar nichts von andern nachgeahmet habe. Wie unverſchämt kan der Hr. R. ſagen, daß Milton alles aus andern zuſammengeſtoppelt habe, und beinahe nichts eigenes behalte, da er doch, als er dieſes im Auguſt 1752. ſchreibe, den Betrug dem Hr. L. ſelbſt ſchon im December 1750 entdekket hatte, wohl hätte wiſſen können. Und wann in Hrn. Lauders ganzen Buche kein unwahres oder untergeſchobenes Wort wäre, ſo würde Milton dem ohnerachtet noch gar ſehr viel eigenes behalten, da alle angeführte Stellen nicht ein Zehentheil des Verl. Par. behalten, gleichwohl hat er doch ſonſt keine andere Nachrichten als Hrn. Lauders Buch, dem er getreu folgt, und nach deſſen Erzählung er trozzig alles behauptet, ohne es nur einiger maſſen zu unterſuchen. Möchte man nicht ausruffen: ein ieder urtheile, ob dis den würdigen Charakter eines vernünftigen Recenſenten anzeige, der die Welt mit ſeinen Auszügen zu belehren und zu ergözzen ſuchet, oder ob er nicht dem Geſchrei eines Helden aus der Duncias ähnlich ſiehet, der, wenn er die Werke

ke eines berühmten Dichters nicht schlechter machen kan, den Dichter so viel möglich zu verunglimpfen suchet. Die Beschuldigungen, die der Hr. R. bisher wider den Milton und andere Dichter, die ihm zu hoch sind, vorgebracht, gleichen beinahe den Beschuldigungen; daß Pope kein Griechisch verstände, ob er gleich den Homer übersezzet, oder daß der seel. Hr. Pyra kein grosser Dichter habe sein können, weil er eine runde Parüke trug.

Hr. L. will zeigen, daß Milton auch dem Alex. Roß nachgeahmet, dessen Virgilius evangelizans verschiedene Leute, wie Hr. L. (Essay S. 94) versichert höher, als den Virgil selbst schäzzen, so eben nicht zu verwundern ist, weil es auch noch Leute giebt, denen Schwarzias und Aeneis einerlei ist, und die lieber Trillern als Hallern lesen.

S. 621. wird der Anfang mit einer Stelle gemacht, die, wann sie nachgeahmt sein solte, aus dem Virgil leicht herzuleiten ist. Nichts destoweniger muß sie Milton aus dem Roß genommen haben, der sie wieder aus dem Virgil genommen hat; man führt aber keinen Beweis an, warum Milton lieber den Roß als den Virgil soll nachgeahmt haben.

S. 622. soll Milton eine ganze simple Stelle: **So surgen sie und der Himmel erschallte von ihrem Hallelujah**, erst aus dem Roß genommen haben; kan man eine eingebildete Nachahmung wohl weiter herholen?

S. 623. haben die beiden Stellen Par-
dite ꝛc. und open ye everlasting ꝛc. nichts ge-
mein als den Gedanken: machet die Thüren auf,
daß der Herr herein gehe. Warum ſoll nun
Milton dieſen Gedanken erſt aus dem Roß ge-
holt haben, da er in der Schrift ſo beleſen war,
und ihn alſo der Davidiſche Pſalm: Machet
die Thore weit, daß der König der Ehren ein-
ziehe, leicht drauf bringen können; und dieſes iſt
kein Plagium, ſondern eine lobenswürdige An-
wendung biliſcher Worte bei einer himmliſchen
Feierlichkeit. Gleichwol bleibt H. L. dabei, daß
Milton den Gedanken nicht aus dem Pſalm,
ſondern aus dem Virgilius evangelizans genom-
men habe, ob es gleich ausgemacht iſt, daß ihn
dieſer eben daher geholet hat.

Die erſte Stelle, die S. 623. vom Staphorſt
angeführet wird, hat der Hr. R. ich weiß nicht
warum, nicht ganz hingeſetzt, obgleich die aus-
gelaſſene Stelle noch ähnlicher ſcheinen möchte.
Iſt es aber nicht ſeltſam, daß Milton zwei
Stellen des Staphorſt ſolte zuſammen geſucht
haben, um aus 7 Verſen anderthalb zu ma-
chen. Wann man des Hrn. Lauders Syſtem
folgen wolte, ſo müſte man ſich den Milton
vorſtellen, wie er in ſeiner Bibliothek unter al-
len den Büchern vergraben ſizt, die Hr. L. an-
führet, und eins nach dem andern aufſchlägt,
um ſeine Gedanken aus allen Enden derſelben
zuſammen zu ſuchen; gleichwohl war Milton
blind, und hatte zur Fortſezung ſeines göttlichen

Ge-

Gedichtes, nichts als ſein eigenes Genie, und vielleicht zuweilen kaum iemanden, der ihm die Verſe aufſchrieb, die er verfertiget hatte.

Die folgenden Stellen Auſpice te fugiens &c. hat Hr. L. nebſt noch drei darauf folgenden Zeilen ganz untergeſchoben, und aus Hogs lateiniſcher Ueberſezung des verl. Paradieſes hieher geſezt. (laut Letter S. 9. und der Neuen Vorrede der Buchhändler.)

Was Hr. L. und nachdem der Hr. R. S. 624. vom Bentley ſagen, iſt ſehr ſonderbar; es iſt bekannt, daß dieſer kühne Kunſtrichter beinahe mit allen Schriftſtellern des Alterthums ſo verfahren, als er mit dem Milton verfahren iſt. Wann man die Schriftſteller nach Bentleys Geſchmakk hätte umſchmelzen wollen, ſo würden ſie eine ganz andere Geſtalt haben annehmen müſſen; und eben ſo müſte es dem v. P. auch ergangen ſein. Aber ſein wohlmeinender Vorſchlag hat keinen Beifall; er und ſelbſt Hr. L. und der Hr. R. würden ihn den ihrigen nicht geben, wann ſich nicht eine Gelegenheit gezeiget, bei welcher ſie etwas, das dem verl. P. zum Nachtheil zu gereichen ſcheinet, mit ſo vielen Vergnügen ergriffen, daß ſie dabei alle andere Betrachtungen vergeſſen.

Man muß lachen, wann man ſiehet, wie zuverſichtlich der Hr. R. eine vermeinte Eintreffung einer Bentlejiſchen Muthmaſſung, wegen des Worts Myſterious law erzählet, da doch, wie oben gedacht, die ganze Stelle, woraus es bewieſen werden ſoll, untergeſchoben iſt.

Izt folgt S. 625. eine lange Stelle, von der aber der Hr. R. kaum ein Drittheil hingeſezt hat. In den Verſen, welche hier nicht angeführet ſind, hat der Hr. L. zwei Zeilen, nämlich:

Aurora redeunte nova redeuntis umbris

und

Te primum et medium et ſummum et fine carentem,

untergeſchoben, wovon die lezte wieder aus Hogs Ueberſezzung genommen iſt. Es würde zu weitläuftig ſein, dieſe ganze Stelle abzuſchreiben, zumal weil ich alsdann auch den Lobgeſang Adams und Eva aus dem verl. Paradieſe herſezzen müſte, den weder Hr. L. noch der Hr. R. ihren Schriften einverleibet haben.

Zulezt prediget noch der Hr. R. gar erbaulich wider die Leute die lateiniſche Verſe machen; daß es aber nicht genug ſei, in ſeiner Mutterſprache zu ſchreiben, um unſterblich zu werden, könten verſchiedene von unſern deutſchen Dichtern beweiſen, die kaum in etlichen Bänden Plaz haben, und die der Nachwelt einmahl eben ſo unbekannt ſein werden, als die lateiniſchen Dichter, die Hr. L. aus dem Staube hervorgeſuchet hat, um ſie wider Milton ins Feld zu ſtellen.

S. 832. komt eine lange Stelle aus dem Barläus vor, wobei der Hr. R. entweder einen greulichen Schnizzer oder eine eben ſo boshafte Verfälſchung, als die Lauderiſchen ſind, ma-

chet;

chet; indem er Lauders engliſche Ueberſezzung der obengedachten Stelle des Barlâus, welche derſelbe nach ſeiner Gewohnheit, gleich nach dem lateiniſchen Text geſezzet hat, vor eine Stelle aus dem verlohrnen Paradieſe ausgibt, welche mit der Stelle des Barlâus ſollen verglichen werden. Es ſcheinet mir am glaublichſten, daß er von der Freude, den Milton, wider den er ſchon ſo lange ohnmächtig gekämpft, erniedriget zu ſehen, ſo trunken geweſen, daß er ſich gar nicht zu beſinnen gewuſt. Dann hätte er nur die Citationen aus dem verl. Paradieſe, die er noch dazu getroſt mit abgeſchrieben, etwas betrachtet, ſo würde er leicht dieſen lächerlichen Fehler haben vermeiden können. Die Leſer dürfen ſich alſo über die Gleichheit beider Stellen nicht wundern, da Hr. L. ſelbſt die engliſche Stelle vor nichts anders als eine Ueberſezzung aus dem Barlâus ausgibt. Die unten citirte Stellen ſollen die Oerter im verlohrnen Paradies anzeigen, wo dem Barlâus ähnliche Gedanken vorkommen; ich habe ſie nachgeſchlagen, und in den meiſten eine ſo geringe Aehnlichkeit gefunden, daß ich zuweilen gezweifelt, ob nicht in den Citationen ein Drukkfehler vorgegangen. Hr. L. iſt inzwiſchen ſo liſtig geweſen, ſeine engliſche Ueberſezzung, ſo viel ihm möglich geweſen, mit Miltoniſchen Worten zu machen, damit dem engliſchen Leſer ſein Vorgeben deſto richtiger deuchten möge. Obgleich die engliſche Stelle, wie gedacht, eine wörtliche Ueberſezzung

der

der lateiniſchen iſt, ſo redet doch der Hr. R. S. 834. von Zeilen, die Milton in dieſer vermeinten Stelle aus ſeinem verl. Paradieſe ſoll aus dem du Bartas und Roß genommen haben, zum deutlichen Beweiſe, daß er gar nichts ſelbſt unterſuchet, ſondern alles ohne Nachdenken aus dem Lauderiſchen Buche herſchreibt, und da er einmahl auf unrechtem Wege iſt, ſo müſſen ſich die Worte des Hrn. L. nach ſeiner Einbildung richten, ob er gleich durch eine mäſſige Aufmerkſamkeit auf dieſelbe ſeinen Fehler noch hätte verbeſſern können.

Es iſt bekannt, daß der Hr. R. das verlohrne Paradies gar zu gerne vor ein elendes Gemächte ausſchreien wolte. Gleichwohl ſchreibt er auf eben dieſer Seite, ohne es zu merken, dem Herrn Lauder einen groſſen Lobſpruch deſſelben nach. Hr. L. vergleicht das v. P. mit einem ſchön geflochtenem Kranz oder mit einer von Edelgeſteinen zuſammengeſetzten Krone, welche überall prächtig ſchimmert. Es iſt wahr daß Hr. Lauder will, daß dieſe Blumen und Edelgeſteine geborgt ſein ſollen; aber iſt eine Blume weniger ſchön, oder iſt ein Edelgeſtein minder prächtig, weil er nicht demjenigen zugehöret, der ihn träget. Zudem hat Hr L. nichts weniger bewieſen, als daß dieſe Schönheiten geborgt ſind. Es bleibt nichts als ein gar nicht übertriebenes Lob des v. P. in dieſer Stelle wahr, und der Hr. R. hat wider ſeinen Willen ein Zeugniß von der Wahrheit, abgelegt, daß das v. P. doch

vor-

vortreflich bleiben würde, wann auch alles richtig wäre, was Hr. L. behauptet hat.

S. 835. ſcheint es, als ob der Hr. R. nicht lange erſt aus Secunda gekommen ſei. Was würde der Hr. Conrector Erlenbach ſagen, wann einer von ſeinen Schülern furca quaſi ejiciendum &c. überſezt hätte: 40 oder 50 Zeilen ſind aus dieſem epiſchen Gedicht mit einer Miſtgabel hinaus zu werfen!

Aus des Hrn. V. Erzählung kurz vorher S. 834. ſolte man faſt denken, Milton habe geſchrieben: der Tod müſſe den Geiſt aufgeben, wann er mit des heil. Franciſcus Kutte bedekt iſt. Milton aber redet von einer unter den Catholiken ſehr üblichen Gewohnheit, da ſich ſterbende Perſonen mit einem geiſtlichen Ordenshabit bekleiden laſſen, um deſto ſicherer in den Himmel zu kommen. Was bei der Erwähnung dieſer Gewohnheit ſo lächerlich und läppiſch iſt, mögen meine Leſer beurtheilen. Wann man die ganze Epiſode, bei deren Gelegenheit dieſe Stelle vorkomt, beſtreitet, ſo ſind dieſe und noch wenige andere Stellen von gleicher Gattung iuſt diejenigen, die man am leichteſten entſchuldigen kan.

In der S. 835. angeführten Stelle aus dem For hat Hr. L. die dritte Zeile alſo verfälſchet, daß er anſtatt

Tu thanate martyromaſtix re et nomine ſies

ohne

ohne Bedenken

Quo tutò tecti ſeſe credunt emori

geſezt, (Letter S. 10.) und es fällt alſo die ganze vorgegebene Aehnlichkeit weg.

Eben auf dieſer Seite zeiget der Hr. R. daß er entweder noch ein geringer Schüler in der engliſchen Sprache iſt, oder ſeine Gedanken gar nicht zuſammen gehabt hat, als er die Stelle aus Hr. Laudern überſezt. Er ſagt: **Im Anfang des 8ten Buches, wo Raphael den Adam fraget wie er gebildet worden; welches dieſer nicht weiß.** Hr. L. ſagt hingegen ſehr deutlich das Gegentheil: (Eſſay S. 116.) Raphael iſt begierig die Geſchichte von Adams Erſchaffung zu wiſſen, bei welcher er nicht zugegen geweſen war, weil er damahls eine wichtige Verrichtung nahe an den Thoren der Höllen gehabt hatte. Wodurch der Poet Gelegenheit nimt, den Adam im 253 und folgenden Verſen eine Beſchreibung von ſeinen erſten Empfindungen nach ſeiner Erſchaffung machen zu laſſen, die ſo liebenswürdig und zärtlich geſchildert ſind, daß dieſe Beſchreibung allein ein Beweis von der Vortreflichkeit des v. P. ſein könte. Hr. L. will auch dieſe Beſchreibung dem Milton nicht rauben, ſondern findet nur in der Anrede Raphaels die unendlich kleine Aehnlichkeit, mit dem Geſpräch des Quintianus, daß in beiden iemand ſagt: **er ſey abweſend geweſen**; dann ſonſt iſt in der That

alles

alles unterſchieden. Der Hr. R muß das v. P., daß er ſo kühn tadelt, gewiß nicht geleſen haben, ſonſt könte ihm dieſe merkwürdige Rede Adams nicht unbekannt ſein, und er könte nicht hinſchreiben, daß Adam dem Raphael auf ſeine Frage nicht habe antworten können, obgleich Hr. L. nichtsweniger als dieſes ſagt. Es iſt dis auch eben nicht zu verwundern; der Hr. R. würde, nach ſeiner bekannten Denkungsart, lieber des Bergens verwirrten Miſchmaſch als des Hrn. P. Bodmers vortrefliche Ueberſezzung leſen. Und das verl. P. in der Grundſprache zu leſen und zu verſtehen, dazu gehört mehr Einſicht in die Natur und Stärke der engliſchen Sprache, als man nöthig hat, etwa des Hrn. Lauders Eſſay mit Hülfe eines Wörterbuchs zu exponiren, und mehr als der Hr. R. zu beſizzen ſcheinet und iemals gezeigt hat.

In der unten auf dieſer Seite angeführten Stelle hat Hr. L. aus facile, volupe gemacht, und den lezten Vers:

Sum[illegible] dolores maximisque gaudiis

untergeſchob[illegible]a (Letter S. 10.); wodurch die ohnlediem geringe Aehnlichkeit ganz wegfällt.

S. 836. hat Hr. Lauder in der angeführten Stelle des Beza die lezte Zeile,

Quaſi exuiſſem omnem malitiam ex pectore,

nach ſeinem Geſtändniß (Letter S. 10.) ſelbſt hinzugeſezet. Wie viel hiedurch der behaupteten Aehnlichkeit abgehe, mögen meine Leſer

selbst urtheilen. Ueberhaupt ist Miltons Gedanke weit neuer und überraschender als der andere Gedanke. Der Teufel des Beza sagt: wann sein Haß gegen Gott und das menschliche Geschlecht nicht so heftig wäre, so würde er vielleicht Mitleiden haben. Miltons Teufel hat wirklich Mitleiden, und Hr. L. gestehet selbst, daß es eine der schönsten Stellen des verl. Paradieses sei, dem es auch der Hr. R. ohne Arges zu denken, getrost nachschreibt. Als der Teufel die Even in der schönsten Gegend einsam erblikkte, so überwältigte ihre himmlische Schönheit und ihre liebenswürdige Unschuld, ein ieder sanfter Blikk, und die kleinste Handlung von ihr, seine Bosheit; daß er auf einige Zeit durch ein dummes Erstaunen gut wurde, und er von aller List, Haß, Neid, Rache und Feindschaft entwafnet war. Allein die Hölle die immer in ihm brennet, wann er auch im Himmel ist, endete sein Vergnügen, und er zwang sich selbst wieder zu boshaften Gedanken. Dis ist ein schwacher Schattenriß des Miltonischen Gemähldes, und ich hoffe doch, daß er zu meinem Zwekke hinlänglich sein wird. Es giebt Schönheiten, die wie Pope sagt, nur die Hand eines Meisters erreichen kan, und in ieder weniger behutsamen Hand verunglükken würde. Von dieser Art scheint mir diese Stelle zu sein. Ich sage dis nicht aus Verachtung des Beza. Die Meinung des Steph. Pasquier kan wahr sein; ich rede nur von der angeführten Stelle.

S. 837. Aus des Karl Malaperts Zedekias, wie Hr. L. Eſſay S. 110. ſchreibt, oder aus des Zedekias Malaperts Karolus, wie der Hr. R. ſezt, ſoll Milton die Vergleichung der Eva mit der Pandora genommen haben. Oben Eſſay S. 44. ſolte Milton dieſes Gleichniß aus dem Maſenius geholt haben, und wann Hr. L. recht nachſiehet, ſo werden wohl noch ein Paar Dichter dieſes Gleichniß gebraucht haben, aus denen es Milton könte hervor geſucht haben. Dem Hrn. L. und dem Hrn. R. ſcheint es überhaupt nicht bekannt zu ſein, wie viel der Schluß: poſt hoc, ergo propter hoc, zu einem Beweis beitragen könne. Im übrigen iſt es eine ſehr zweideutige Ehrenbezeugung, wann der Hr. R. es dem Hrn. L. nachſchreibt, daß die Tragödie des Malapert ein ſo vortrefliches Werk ſei, daß ſie auch den Tragödien des Seneka nichts nachgeben.

Eben daſelbſt iſt dem Hrn. R. eine Stelle aus dem Heinſius zu lang, und mir auch; aber mit ſeiner Erlaubniß, ſie beweiſt nichts, weil Heinſius die angeführten Namen der Götzen und Teufel ſowohl aus der heil. Schrift genommen hat, als Milton; Hr. Lauder iſt ſo liſtig, die zuſammengeſuchten Stellen aus dem verl. Paradieſe in ſolche Ordnung zu ſtellen, daß die Götzen eben ſo, wie in des Heinſius Stelle, auf einander folgen; aber man kan mit einer geringen Aufmerkſamkeit ſeine Abſicht merken.

In der Stelle aus dem Fletſcher, ſind zum

Unglükk vor dem Hrn. R. die beiden lezten Verſe:

In promptu cauſſa eſt: ſupereſt invicta voluntas,
Immortale odium vindictae, et ſaeua cupido,

von Herr Laudern untergeſchoben worden (Letter S. 11.) welche die ganze Aehnlichkeit mit der Miltoniſchen Stelle ausmachen.

Daß aus Buchanans Baptiſtes unvermerkt Haben Gedanken in das verlohrne Paradies kommen können, iſt gar nicht zu bewundern, da Milton dieſes Trauerſpiel in engliſche Verſe überſezzet; und es iſt eben ſo wenig etwas beſonders, als daß Milton aus Dichtern, die er geleſen, vielleicht, ohne daß er es gewuſt hat, kan Gedanken in ſein Gedicht übergetragen haben.

Die Leute, welche behauptet haben, daß niemand vor Milton von ſeiner Materie geſchrieben, haben Unrecht gehabt, und dennoch hat Richardſon, dem Hr. L. hauptſächlich zu Leibe will, nicht geläugnet (Eſſay S. 128.) daß Milton ſich aller möglichen Hülfsmittel bedienet habe, ob ſie ihm, dem Hrn. R. gleich nicht alle bekannt geweſen. Und Hr. L. hat wahrhaftig mit aller ſeiner übelangebrachten Beleſenheit, und ſeinem ganzen Buche wenig Hülfsmittel Miltons entdekket.

Nun will es der Hr. R. vor iſo dabei bewenden laſſen, und nächſtens mit Taubmanns

manns du Bartas u. a. geſtohlnen Federn, womit ſich die brittiſche Krähe (†) gepuzet hat, den Beſchluß machen. Da wird man erſt Wunder ſehen! Mich dünkt der Hr. R. hat etwas zu früh triumphiret; ich bedaure, daß ich ihn in ſeinem angenehmen Traume ſtören muß; Aber leider! habe ich Hrn. L. nachfolgende Beweiſe eben ſo leicht befunden, als die vorhergehenden.

Bey der erſten angeführten Stelle S. 914. gründet ſich der Beweis des Hrn. L. auf die unerwieſenen Säze, daß iede Aehnlichkeit von einem geſchehenen Ausſchreiben zeiget, daß Ausſchreiben und Nachahmen einerlei iſt, und daß iede Nachahmung ein Plagium. Wären dieſe Säze richtig, wie viel Plagia könte man nicht allen Dichtern von Horaz bis auf Trillern vorwerfen! Nach dieſen Säzen müſte der P. Kreilsmayr ſich feſt vorgeſezt haben, das Tintenfäßlein, in ſeiner Lob- und Ehrenrede nachzuahmen, weil doch der Hr. R. ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen beiden findet, daß er ſich nicht enthalten kan, aus dem leztern S. 342. eine ſaftige Stelle anzuführen, die dem feinen Geſchmak des Hrn. R. ungemein viel Ehre macht. Es ſcheinet, daß er

(†) Wie ſinreich iſt der Hr. R. nicht! wie wäre es wenn man ihn den deutſchen Kukuk nennte? Es iſt ihm vielleicht eine Fabel des Hrn. P. Gelerts von dieſem Thiere nicht unbekannt, wofern er ſich hat überwinden können, ein Buch zu leſen, das ein Schweizer gelobt hat.

mit dem Tintenfäßlein bekannter ist, als mit dem verlohrnen Paradiese.

Die folgende Stelle eben daselbst ist nichts wunderbares, weil es nunmehr meine Leser schon genugsam wissen, daß es dem Hrn L. ein leichtes ist, eine Stelle zu verfälschen. Nach dieser seiner bekannten Geschiklichkeit, hat er denn auch hier die beiden Verse

Scilicet hunc natum dixisti cuncta regentem
Cœlitibus regem cunctis, dominumque supremum,

und den Vers

et cogar aeternum duplici servire tiranno,

in des Taubmanns Text hineinzuschieben gewust, um die ungläubigen Leser, die er sich vielleicht vermuthet hat, zu überzeugen.

Die folgenden Stellen S. 915. gleichen der ersten Stelle. Es ist ekelhaft, den Hrn. L. und seinen Nachsprecher den Hrn. R. immer aufs neue zu widerlegen, wann sie falsche Folgen auf längst widerlegte Sätze bauen.

S. 916. bei der Stelle vom Schüßpulver offenbaret sich die philosophische Aufrichtigkeit des Hrn. R. Er hatte im Anfang dieses Artikels sein ohnmaßgebliches Bedenken gesagt, ob sich nicht Taubmann vielleicht seines belli angelici bei reifern Jahren geschämet haben möchte; diese kritische Muthmassung ist ihm hinlänglich,

um bei dieser Stelle durch einen Schluß, der vielleicht nach seiner Privatlogik richtig sein mag, den diktatorischen Ausspruch zu thun: Aber genug, Milton hat sie gestohlen, und so viel Beurtheilung nicht gehabt, daß er das Böse vom Guten unterscheiden können. Nein! ihm war alles gut, auch das, dessen sich die Erfinder selbst bei reifern Jahren geschämet hatten. Der Hr. R. spielt hier eine lächerliche Person; er zeigt es vor der ganzen vernünftigen Welt, daß er, der den Milton einer wenigen Beurtheilungskraft beschuldiget, selbst nicht von dem Himmel so viel Einsehen erhalten hat, daß er seine eigene verwirrten Einfälle von gesunden Vernunftsschlüssen unterscheiden könte.

S. 917. kommen einige Zunöthigungen wider einige Dichter, die der Hr. R. gar nicht leiden kan. Er gehört zu den Leuten

That envy wits, as ennuch envy lovers,

und da ihm sein Gewissen alle Augenblikk seine dürftige poetische Erkentniskräfte vorrükket, so hoffet er einen Kleist und Klopstok bis zu sich zu erniedrigen, da er nicht zu ihnen hinaufsteigen kan. Ueber dem grossen Beifall, den der nunmehr vergessene du Bartas gefunden, darf sich der Hr. R. nicht wundern; es ist dieses eine gewöhnliche Erscheinung in der gelehrten Welt. Vielleicht erzählet einmahl ein Neuigkeitssamler des neunzehnden Jahrhunderts, unsern Nachkommen folgende Anekdote; „ In der Mitten

„des achtzehenden Jahrhunderts lebte ein Mann,
„der sich einbildete, daß kein Deutscher je einen
„guten Geschmakk gehabt, ehe er darän gedacht,
„ihnen denselben zu lehren; er war bei sich über-
„zeuget, daß ganz Deutschland seine Werke mit
„dem grösten Beifall aufgenommen; man fin-
„det eben nicht, daß iemand unserm Verfasser
„aus Hochachtung eine goldene Feder geschenkt
„habe, weil nur er selbst, wie Popens Autor,
„seine eigene Verdienste in ihrer wahren Grösse
„einsahe. Unser Verfasser hätte zwar gerne
„gesehen, daß seine Schriften in auswärtige
„Sprachen übersezt würden: aber seine Freunde
„widerriethen es ihm, weil sie befürchteten, es
„möchte den ekelhaften Ausländern, mit den wich-
„tigen Entdekkungen unsers patriotischen Deut-
„schen, nicht viel gedienet sein; inzwischen konte
„er es doch nicht unterlassen, in verschiedenen
„Sprachen von seinen getreuen Schülern Ver-
„suche machen zu lassen, welchen er hernach für
„diesen Dienst, den sie der Wahrheit und der
„gelehrten Welt gethan, öffentlich dankte.
„Kurz: es hat seit dem Aristoteles nicht leicht ein
„Kunstrichter so viel Vertrauen auf seine
„Machtsprüche gesezt; und es ist iammerscha-
„de, daß dieser ehrliche Mann, der in der
„Orthographie die wichtigsten Entdekkungen
„gemacht hat, izt, zusammt der wichtigen Mi-
„ne, die er sich zu geben wuste, ganz ver-
„gessen ist„.

Wann es der Hr. R. S. 917. wieder dem Hrn. L. getreulich nachſpricht, daß Bentley, Watts, la Motte, Rollin, Voltaire, Klark, und Pope den Milton getadelt haben, ſo zeigt ſich die dem Hrn. R. eigene Fruchtbarkeit die Beſchuldigungen gegen Milton zu vermehren; Hr. L. ziehet aus dieſem Sazze nichts als die zwei erbauliche Sprüchelgen: quot homines tot ſententiae, und Nec Jupiter ipſe placet omnibus: unſer Hr. R. aber ſagt es mit der ihm angebohrnen Dreiſtigkeit, daß die gedachten groſſen Männer mit Milton nicht zufrieden geweſen, und ihm die wichtigſten Vorwürfe gemacht. Ich muß es dem Hrn. R. im Vertrauen ſagen, daß es Tadel giebt die dem getadelten Ehre machen, und daß es ein ſicherer Beweis von der Güte eines Buches iſt, wenn es gelehrte und berühmte Männer wehrt halten, Unterſuchungen darüber anſtellen, und ſowohl ſeine Schönheiten als ſeine Fehler, ohne welche kein menſchliches Werk iſt, in ein helleres Licht zu ſezzen. Es iſt das Schikkſal der Gedichte von einer gewiſſen Art, daß weder Gutes noch Böſes von ihnen geſprochen wird; ſie ſind zu klein zum tadeln:

for in ſuch lays which neithes ebb nor
ſloro
correctly cold and regularly low
that ſchunning Jaults one quiet tenour
keep

we can not blame indeed but we may sleep.

Es iſt lächerlich, daß Milton S. 918. dem du Bartas die Wortſpielſucht ſoll abgelernt haben, da dieſe Schwachheit ein gewöhnlicher Fehler ſeiner Zeiten war.

Ich will von Stellen, die Milton dem du Bartas abgeborgt haben ſoll, nichts mehr erwähnen, und es meinen Leſern überlaſſen, ob ſie ſich überzeugt befinden, zumal da der Hr. R. beinahe in allen Zeilen wilkührliche und mit vielet Bitterkeit vorgetragene Sätze vorbringt, die er unſtreitige Beweiſe zu nennen beliebt. Es iſt verdrüßlich, wann man eine und eben dieſelbe Thorheit auf allen Seiten widerlegen ſoll.

S. 921. bei der Stelle aus Heywood muß ich erinnern, daß Hr. L. auch dieſelbe zum bequemen Gebrauch verfälſchet hat. Auf Heywoods Titel ſtehen die Worte ſo:

Seraphim, Cherubim, Throni, Poteſtates, angeli, archangeli, principatus, dominationes.

Die kleinen Umſtände, welche nun Milton, Gott weiß woher, ſoll zuſammen geholet haben, ſind ſo ſonderbar hergeführt, daß ich mich wundere, wie ſie der Hr. R. noch hat abſchreiben können. Insbeſondere iſt der Einfall den Hr. Peck ſoll gehabt haben, daß das verlohr-

ne Paradies aus dem Gußmann von Alfarche ſoll genommen ſein, ſo ausſchweifend, daß ich bei nahe gewiß glaube, daß Hr. L. nach ſeiner löblichen Gewohnheit, ihn aus einem andern Augenpunct als Hr. Peck vorgetragen habe. Ich bedaure, daß ich des Hrn. Pecks Werk noch nicht habe erhalten können, um meinen Leſern nähere Nachricht davon zu geben.

Es läßt ſehr vornehm, wann Hr. Lauder nunmehr glaubt bewieſen zu haben, daß Milton nicht eines einzigen Gedanken in ſeinem verlohrnen Paradieſe Urheber ſei, ſondern, daß er nur andere Gedanken in Ordnung und ſie in eine ſchöne engliſche Schreibart eingekleidet (†), ob er gleich hätte können eine beſſere Wahl treffen, und nicht unter viele ſchöne Gedanken manche ſchlechte untermiſchen. Hr. L. muß eine beſondere Unverſchämtheit beſizzen daß da er ſich bewuſt iſt, daß der gröſte Theil ſeiner Beweiſe in ſeinem eigenen Gehirn ihren Urſprung gehabt, er ſich doch erkühnet, ſo dreiſt ſich etwas darauf zu gute zu thun. Dieſe einzige Stelle iſt vermögend, alle die niederträchtigen Ausflüchte zu widerlegen, welche Hr. L. in ſeinem Schreiben an Hrn. Douglas, und in ſeiner Abbitte an den Erzbiſchoff vor die gute Abſicht ſeines Werks hervorſuchen will;

S. 922.

(†) Dieſes heiſt nach des Hrn. R. Ueberſezzung: Er habe nur die aus andern geſamleten Brokken in Ordnung gebracht und zuſammen geſezzet.

S. 922. komt eine einfältige Hiſtorie vor, die ein Beweis heiſen ſoll. Hr. E. Philips hat 1675. ein Buch theatrum poetarum herausgegeben. Hier nimt nun Hr. L. kühnlich ohne Beweis an, erſtlich, daß Hr. Philips ſeines Oheims Amanuenſis (†) bei Ausſchreibung ſeines verlohrnen Paradieſes geweſen; ferner, daß dieſe Samlung eine kurze Nachricht, (der Hr. R. ſezt Verzeichniß) von den Poeten ſei, die er in ſeines Oheims Bibliothek gefunden. Weil nun in dieſer Nachricht wenig oder gar keine Meldung der Dichter geſchiehet, aus welchen Hr. L. gern das verlohrne Paradieß herleiten wolte, ſo möchte mancher vernünftige Menſch wohl ſchlüſſen, daß ſie Milton gar nicht in ſeiner Bibliothek gehabt, und alſo auch nicht gebraucht. Aber Hr. L. weiß das Ding viel beſſer, Hr. P. muß alle dieſe Poeten mit Fleiß weglaſſen, damit ſeines Oheims Vornehmen nicht bekannt werde. Hr. L. ſchreibt alſo hier wie ſonſt dem Milton ausdrüklich die wirkliche Abſicht zu, ſein v. P. mit Vorſaz aus andern Büchern ordentlich auszuſchreiben, und alle ſeine Hülfsmittel zu verheelen. Wie ſehr widerſpricht dis nicht allen den Entſchuldigungen, womit er die unſchuldige Abſicht, die er bei Heraus-

(†) Welches der Hr. R. nach ſeiner beſondern Einſicht in die Natur, anderer Sprachen und ſeiner edlen Begierde alles von der beſten vorzuſtellen, wo es Milton nachtheilig iſt, durch Handlanger überſezt.

ausgebung ſeines Eſſay gehabt, betheuren will. Aber woher hat dann Hr. L. die Nachricht, daß die angeführten Dichter wirklich in Miltons Bibliothek geweſen, und daß ſie Hr. P. mit Fleiß ausgelaſſen hat. Daß Hr. P. den Ramſay, einen lateiniſchen Versmacher nennt, geht dem Hr. L ſehr nahe: aber es kan vielleicht ſeinen ſo guten Grund haben, als daß Johnſtöhn der groſſe Liebling des Hr. L. nichts als ein Versmacher. Da Hr. L. geſteht, daß Hr. P. verſchiedene von den gedachten Dichtern ohne Bedenken anführet, ob er gleich freilich nicht viel an ihnen zu loben gefunden hat (†): woher weiß er denn, daß er die andern aus Vorſaz ganz übergangen hat. Man muß von einer lächerlichen Leidenſchaft wider Milton ganz eingenommen ſein, wann man dieſe Chimäre vor einen Beweis anſehen will.

Man muß einen ſehr unedlen Geiſt haben, wann man die liebreiche Hülfe, die Miltons Töchter ihrem Vater geleiſtet haben, ſo boshaft verdrehen kan. Ihre That iſt wirklich ein ſo vortrefliches Beiſpiel der zärtlichſten kindlichen Liebe, welche verſchiedene Jahre ſich einer ſo verdrüßlichen und beſchwerlichen Arbeit unterzog, als das Leſen eines Buchs iſt, wovon

(†) Auf dieſer Seite widerſpricht ſich der Hr. R. wieder, und ſagt dem Hrn. Lauder ein Lob des Taubmanniſchen belli angelici nach, da er doch vorher eben ſo leichtſinnig behauptet, daß Taubmann ſich deſſelben ſchämet.

von man kein Wort verstehet, blos um einem geliebten Vater ein Vergnügen zu erwekken, daß, wann der Hr. R. nur einiges Nachdenken gebraucht hätte, er dem Hrn. L. eine so niederträchtige Beschuldigung würde nachgeschrieben haben. Sie ist so leicht zu beantworten, daß es ein ieder Leser so gleich selbst einsehen wird, wie wenig man diesem Frauenzimmer hätte zumuthen können, alle die Sprachen mit vieler Mühe aus dem Grunde zu lernen, die sie mit leichter Mühe konten lesen und aussprechen lernen, zumahl da dieses leste hinlänglich war, um ihren Zwekk zu erhalten.

Hr. L. ist noch so kühn auf der lezten Seite seines Essay die gewöhnliche Autor-Formul zu gebrauchen, daß er blos aus Liebe zur Wahrheit geschrieben habe. Er ist so trozig, wann er glaubt, daß seinen Betrug niemand entdekken wird, als er niederträchtig und kriechend wird, nachdem derselbe entdekket ist, und der Urheber desselben, die Verachtung aller Vernünftigen verdienet.

Es beliebt der Hr. R. noch eine Geschichte zu übergehen, deren Erfolg der englischen Nation ungemein rühmlich ist, und die dem Hrn. L. eben so rühmlich sein würde, wann nicht seine besondere Denkungsart zweifeln liesse, daß sein Verfahren aus edlen Gründen geflossen. Solte in einem Geist, welcher klein genug ist, ein ganzes Buch bei nahe mit lauter Unwahrheiten vollzufüllen, und dieselbe aufs

troz-

trozzigste zu behaupten, blos um das boshafte Vergnügen zu genüssen, einen mittelmäßigen Versmacher einem berühmten Dichter an die Seite sezzen zu können; solte in einem solchen Geiste wohl noch Empfindungen der Großmuth und eines edlen Mitleidens wohnen können. Doch ich will nach der Liebe urtheilen. Hr. L. meldet in einem Postscript, daß die Fr. Elisabeth Foster die lezte noch lebende Person aus dem Geschlecht Miltons sich in den kümmerlichsten Umständen befinde. Diese Nachricht ist wahr, sagt Hr. L. aber die Ehre der schönen Wissenschaften, die Würde der heiligen Dichtkunst, der grosse Geist der englischen Nation, und der Ruhm des menschlichen Geschlechts erfodern, daß sie nicht mehr wahr sei, .. Zu einer Zeit da man Bildsäulen und Medaillen dem Andenken dieses grossen Schriftstellers widmet, darf man wohl nicht umsonst hoffen, daß die einzige lebende Person aus seiner Nachkommenschaft nicht länger im Elende schmachten wird. Eine grosse Nation kan izt einen Dichter belohnen, dessen sie sich rühmt, und durch dessen Landsmannschaft sie über andere Nationen erhaben zu sein glaubt; den Dichter, dessen Werke noch werden gelesen werden, wann alle andere Denkmäler der brittischen Grössen werden verloschen sein; sie kan ihn izt belohnen nicht mit Gemählden und Denkmünzen, die er verachten würde, wann er sie sähe, .. sondern mit Zeichen der Dankbarkeit, die auch sein unsterblicher Geist

nach

nach ſeiner Aufmerkſamkeit würdig finden würde. Hierauf zeigt er eine Subſcription zu Unterhaltung dieſer Enkelin Miltons an, welche auch ſowohl ſoll von Statten gegangen ſein, daß Sie zur wahrhaften Ehre der engliſchen Nation ihren Unterhalt bis an ihr Ende reichlich finden wird.

In dieſer Nachſchrift herrſcht eine ganz andere Schreibart, und man weiß gar nicht, wie man ſie mit dem vorigen zuſammen reimen ſoll; Hr. L. mag indeſſen Urſachen dazu gehabt haben, welche er wolle, ſo iſt ſie ein Zeugniß der Wahrheit worin durchaus das Herz zu ſprechen ſcheint, wann in dem Buche ſelbſt eine ungezähmte und wütende Leidenſchaft ſpricht.

Es zeigt die groſſe Partheiligkeit des Hrn. R. an, daß er von dieſer ganzen Sache kein Wort ſagt. Meine Leſer mögen meine Anmerkungen mit ſeiner ganzen Recenſion zuſammenhalten, und urtheilen wer recht hat.

Die Hauptſache iſt ſowohl durch dieſe Anmerkungen als durch das Bekentniß des Hrn. L. daß er durch ſeine hizzige Leidenſchaft verführt worden, gnugſam widerlegt. Es iſt übrigens zu zweifeln, daß Hr. L. alle kleine Verfälſchungen, und diejenigen die aus andern Augenpunkten und im unrechten Lichte vorgeſtellet, alle angegeben habe. Ich bin nicht im Stande dieſes zu entſcheiden, und dieſe Unterſuchung würde auch zu weitläuftig ſein, und die Mühe nicht belohnen. Dieſe ganze Wi-

der-

derlegung iſt mir ohnedem eine ſehr unangenehme Arbeit geweſen, weil man müde wird auf ieder Seite beinahe eben daſſelbe zu ſagen. Daß ich meiſtens die Recenſion, und nicht Hrn. L. Buch angezogen, iſt deswegen geſchehen, weil die erſte in mehr Händen iſt, und der Hr. R. auch wirklich durch ſeine kühne Folgerungen und Einmiſchung eigener Gedanken, die Lauderiſchen Säzze zu ſeinen eigenen gemacht hat. Er hat mit ſo vielen Freuden die Gelegenheit ergriffen, wider Milton und ſeine Verehrer etwas zu ſagen, daß er nicht einmahl Achtung gegeben hat, ob er was wichtiges und gründliches ſage, und iſt noch dazu nach ſeiner leidigen Gewohnheit ſehr oft in das Unhöfliche verfallen. Man muß ſich zwingen, um dem Hrn. R. nicht nach ſeiner Thorheit zu antworten; er ſiehet, wie bei Erzählung der Deutſchen ſchönen Geiſter nicht auf die Wichtigkeit, ſondern auf die Anzahl der Beweiſe. Ganze Seiten thörichter Einfälle ſind ihm ſtatt eines gründlichen Gedankens, und er freuet ſich, wann der Bogen nur voll iſt.

It matters not how falſe or forc'd
ſo the beſt thingv be ſaid o'th'worſt
it goes for nothing when 'tis ſaid
only the arrow 's drown to th'head
whether it be a ſwan or goose
he levels at: ſo ſhepherds uſe
to ſet thesame mark on the hip
both of their ſound and rotten ſheep.

Vielleicht zweifelt er noch an der Wahrheit einer Sache, die Hr. L. ſelbſt bekannt hat, und die ihm ſelbſt nicht ganz unbekannt ſeyn kan, ob es ihn gleich freilich nahe gehen muß, ſo viel ſüſſe Träume auf einmal verſchwinden zu ſehen. Ich will ihm einen Vorſchlag thun: ich erbiete mich, ihm die von mir angeführte Schriften zu überſenden, wann Hr. Breitkopf ſchriftlich verſichern will, daß ſie zu beſtimmter Zeit zurükk geſandt würden, oder mir gehörig zu vergüten. Er darf es nur in ſeinen Neueſten, oder ſonſt zu erkennen geben, ſo will ich ſogleich Anſtalt dazu machen. Ich würde mich ſehr freuen, wann ich etwas beitragen könte, um ihn zu bewegen, dem Hrn. L. nachzufolgen, und das Unrecht zu erſezzen, welches er dem Milton und ſo vielen berühmten Männern der engliſchen und deutſchen Nation gethan hat; ſolte dis wohl zu hoffen ſeyn!

Dritter Abſchnitt.

Anmerkungen über einige Stellen des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

Denſelben Charakter, den der Hr. V. des Neueſten in der vorhergehenden Recenſion gehabt hat, den beobachtet er beinahe durch die ganze Schrift; ein ſeltſames Gemiſch vom Guten und Böſen; von Nationen-Eifer und Privataf-

vataffecten; von gezwungenen Verunglimpfungen der Franzoſen und lächerlichen Erhebungen der Deutſchen; von den unerhörteſten Einfällen und gemeinſten und pöbelhaften Gedanken machen, daß dieſe Monath-ſchrift ſehr traurig und luſtig zu leſen iſt. Der Hr. V. ſchlägt alte Wunden auf, und fängt neue Streitigkeiten an, und ſpricht allenhalben mit der ihm eignen hohen und zuverſichtlichen Mine. Meine Leſer, welchen der vorige Abſchnitt zu trokken geſchienen hat, werden den gegenwärtigen abwechslender finden. Der Hr. V. wird denſelben dieſe unſchuldige Beluſtigung nicht mißgönnen; ich werde nichts anführen, als was er ſelbſt geſagt hat; und was meine Anmerkungen anbetrift, ſo wird das Publicum urtheilen, ob ſie richtig ſind oder nicht.

Es zeigt von der ſehr mäßigen Einſicht des Hrn. V. in die Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, daß er es S. 202. des erſten Bandes einem franzöſiſchen Paſquilanten ohne Bedenken nachſchreibt, daß Rameau die Muſik in Frankreich in Verfall bringe. Dieſer berühmte Mann, der Frankreich ſo viel Ehre macht, wird von allen vernünftigen Muſikverſtändigen bewundert; und der Hr. V. iſt viel zu klein, als daß er zu ſeinem Lobe oder Tadel etwas beytragen könte. Wie lächerlich iſt es nicht, wann er ſagt, ſo viel Rameau auch componirt und aufgeführt habe, ſo wenig Beifall habe er erhalten.

Es ſcheint überhaupt der Hr. V. nicht gegeben zu ſein, die feinern Schönheiten der Muſik zu empfinden, wie ſeine unglükkliche Urtheile über die Opern ꝛc. zeigen. Die bündige und ausgearbeitete Harmonie, die überraſchende Ausweichungen und ungewöhnlich angebrachte Intervalle, die der Epigrammatiſt Accords tarogues nennt, ſcheinen Kennern der Tonkunſt Zeichen von der gründlichſten Einſicht in die verborgenſte Eigenſchaften der mit der Melodie künſtlich verbundenen Harmonie. Die ehrlichen Leute, denen die Ohren von der Muſik des Hrn. Rameau wehe thun wollen, loben den Lulli nicht, weil er ein groſſer Muſikus, ſondern weil verſchiedene ſeiner kleinern Melodien izt zu Vaudeville gebraucht werden; mit der Kunſt des Muſikus ſind ſie gewiß ganz unbekannt. Und iſt dis eben ſonderlich zu verwundern? Wie viele giebt es nicht bei uns, die bei den Symphonien eines zärtlichen Granus nicht fühlen, die die Concerte eines bündigen Buchs ohne Empfindung anhören, und die ein jauchzendes Bravo anſtimmen, wann eine heiſere Stimme ein herzbrechendes im Schatten grüner Bäume erthönen läßt!

Der Hr. V. will mit dieſem Epigramma beweiſen, daß die Franzoſen izt den guten Geſchmakk nicht mehr haben, den ſie unter Ludwig XIV. gehabt; er hätte in der That etwas ähnliches beweiſen können, wann er ſeinen Tadel wider den Epigrammatiſten, und nicht wi-

der

der Rameau gerichtet hätte. Er würde ſich auch wohl dafür gehütet haben, wann ihm nur ein gutherziger Genius hätte ins Ohr ſagen wollen, daß eben dieſer Rameau einer der würdigſten iztlebenden Muſikverſtändigen, und vielleicht eine der vornehmſten Stüzze des guten muſikaliſchen Geſchmakks in Frankreich iſt. Er führet durch dieſe ganze Artikel eine Menge läppiſcher Sinngedichte, um nach ſeiner löblichen Gewohnheit daraus zu folgern, daß der gute Geſchmak in Frankreich in Verfall gerathen ſei, und daß nichts als der Geiſt der Bosheit und Spötterei daſelbſt herrſche. Der Hr. V. müſſe wohl die Streitigkeiten die Corneille, Hedelin, Racine, Menage, und andere von den güldenen Zeiten Ludwigs XIV. heftig genug mit einander geführt haben, und ſelbſt Boileaus partheiiſche Spottſucht ganz unbekannt ſei, ſonſt würde er ſo ſeltſam nicht folgern. Iſt deßwegen in Deutſchland der gute Geſchmak verfallen, weil der Hr. V. alle Monath einmahl ohngeſtört ſeine ſeltſamen Einfälle auskramen darf. Alle vernünftige bei ihrer Ehre angegriffene Franzoſen und Deutſchen, ein Rameau, Kleiſt, Haller, Klopſtokk denken großmüthig:

Men'moveat limen Pantilius.

Der Hr. V. hat eine ihm beſonders eigene Fähigkeit, gewiſſe Dinge auf eine beſonders artige und feine Weiſe auszudrukken. S. 618. eben

dieſes Bandes will er bei Recenſirung des Sejour de Paris dem Hrn v. Nemeiz ſagen, daß deſſen Schreibart nicht völlig rein ſei, und der franzöſiſchen gleich komme; er ſezt alſo ſehr höflich: der Ausdrukk des Hrn. v. N. habe noch die Franzoſen. Man muß geſtehen, daß niemand zu einem Richter der ſchönen Wiſſenſchaften geſchikkter ſein kan, als ein Mann der ſo artig und dem Wohlſtande gemäß reden kan.

Auf eben dieſer Seite heiſt es von den Oden des Hrn. v. Creuz. Hier iſt keine gezwungene Einbildungskraft, kein Neſt voller Sprachſchnizzer, die man uns vor Gedanken verkauft, mit einem Wort kein Zürchergeſchmakk. Der Hr. V. muß nicht gewuſt haben, daß dieſe vortrefliche Gedichte vollkommen nach dem Geſchmakke der Herren Zürcher ſind, wie er diejenigen nennt, die es nicht mit ihm halten. Der Hr. V. hat alſo eine ganz falſche Beſchreibung des von ihm ſo genannten Zürchergeſchmakks gemacht; aber ſeinen eigenen Geſchmakk verräth er gleich in dem folgenden Artikel. Hier ſind die Stellen aus der Ode, die er lobt;

Liebſte Muſen dankt mit mir
Gott und den Arzneigelehrten,
Die dem Tod an meiner Thür,
Zugang, Weg und Steg verwehrten.

So geduldig fängt dieſes Liedgen an; Horaz und Boileau ſind ſo thöricht geweſen durch die ganze

Ode

Ode Feuer und Begeiſterung zu fodern. Unſer Dichter geräth erſt nach einer Bedachtſamkeit von einigen Strophen in eine phantaſirende Hizze:

Arzt! die Hölle dank dir das!
Deine Mittel ſind verteufelt.
Du verfehlſt Gewicht und Maaß,
Sagt ich ihm ſchon halb verzweifelt!
Wie vortreflich! wie flieſſend!

S. 818. ſtehet eine Ode auf die Geburt des Herzogs von Burgund, die einem deutſchen Antilongin ſeine Exempelgen darbieten. Der Hr. V. hat, eher ſeine poetiſche Wuth recht in den Gang kommt, noch bequeme Zeit zu ſagen, daß er derjenige ſei, der vorzeiten im Namen des Pleißathen mit luſterfüllten Herzen die angeflammten Hochzeitkerzen von Galliens Dauphin und Sachſens Schmuk verehrt haben. Eben ſo zeiget es der berühmte Hr. Schwarz gleich im Anfang der Schwarziad an, daß er derienige ſei, der ehemals ſchlechte Lieder geſungen habe. Der Hr. V. hätte füglich die ganze Beſchaffenheit ſeiner Ode mit Popens Worten zu Anfang ſezzen können:

- - ten low words oft creepin one dull line
while they ring round the same unvary'd chimes
with sure return of still expected rhymes,

a needleſs alexandrine ends the ſong
That like a wounded ſnake drays it's low
lengh along.

Hier ſind Exempel:

Warum ſoll ich bei neuer Luſt
Nicht auch mit ſtark gerührter Bruſt
Ein günſtig Lorberreis aus eurem Haine
fordern.

Ein günſtig Lorberreis ſind deux mots un de rabtre etonnez, und wann ſie einer von des Hrn. V. Geanern gebraucht hätte, ſo würde er ſchwere Strafe leiden müſſen.

Die Seine iauchzt, die Elbe lacht,
Es freuet ſich Auguſt, wie Ludwig der Geliebte,
Verſailles, das ſich faſt betrübte,
Steht nun in froher Glut und brennt in ſchönſter Pracht,
Zehrt nur ihr Flammen Holz und Stein
Die Glut, ſo unſre Herzen weihn
Erſezet den Verluſt mit unverſtellten Freuden.

Weil doch der Hr. V. meint, daß alle ähnliche Stellen müſſen ausgeſchrieben ſein, ſo muß ich ihm ſagen, daß der Hr. Conſiſtorialrath Baumgarten in ſeiner Reformation oder ſchon vor 12 Jahren geſungen:

Ganz Sachſen iauchzt, und Heſſen lacht,
Und Lüneburg ſchmükt ſich mit Sieges-
kränzen.

und es ſind mit einer geringen Aufmerkſamkeit verſchiedene Stellen in dieſer Ode zu merken, die im Ton: Engen iſt fort, ihr Muſen nach; gehen. Der Hr. V. müſte alſo nach ſeinen eigenen Grundſäzzen ein Plagiarius ſein, wozu ich ihn aber keinesweges machen will.

Wie nachdrüklich klingt es nicht: Verſailles, das ſich faſt betrübte. Das folgende iſt eine Hyperbel nach dem ſchönſten Hofmannswaldauiſchen Geſchmakk:

Ein Lobgeſang ſteigt Himmelan,
Dem Gott, der Wunder ſchaffen kan,
Für das geſchenkte Heil den treuſten Dank
zu geben.

Hier iſt die verwundete Schlange, die den Schwanz nachſchleppet.

Bei neuer Luſt
Mit ſtarkgerührter Bruſt
Ein neues Leben füllt die Bruſt
Der Sieche wird ſelbſt ſtark vor Luſt
So füllte hier der Franzen Bruſt
Theils banger Schmerz, theils ſüſſe Luſt
Joſepha unſrer Schönen Preis,
Des Rautenſtammes ſchönſtes Reis
Vor andern hat der Pleiſſen Rand
Und unſere Philuris erkannt

Dis ſind die ſure returns of ſtill expected rhymes;

Wiewohl zu gleicher Zeit die warme
Sonne ſcheint = =
Ein zweifelhafter Laut erhob ſich zu dem
Himmel = =
In Jahren die erſt ſpät nach unſern Zei-
ten kommen = =

ſind dis nicht ten low words that creep in one dull line.

Der Tag iſt da, die Nacht bricht ein = =

Hier hört man den Nachtwächter eben ſo deutlich rufen, als in dem ſchwarziſchen: Der Tag vertreibt die Nacht.

Beinahe am Ende der Ode ſieht es der Hr. V. mit ſeinen eigenen Augen, wie der ſächſiſche Rautenſtok das Land wo Tagus fleußt, und was der Ocean umſchleußt, in Eid und Pflicht nimmt. Ein Rautenſtok, der in Eid und Pflicht nimmt, iſt wohl eine ſehenswerthe Erſcheinung! Nicht lange vorher hatte der Hr. V. den Hrn. v. Creuz getadelt, daß er fleucht vor flieht geſezt hatte: warum ſteht dann hier ohne alle Urſache fleuſt und umſchleußt?

Von der Recenſion der kleinen Schriften des Hrn. R. Stuß und der Abhandlung des Hrn. P. Gottſcheds von der chriſtlichen Epopee, die im zweiten Bande vorkommen, hier ausführlich zu reden, würde zu weitläuftig ſein. Ich habe mit allen Vernünftigen vor die Verdienſte des Hrn.

P.

P. alle Hochachtung', und dieſe müſten noch gröſſer ſein, wann er ſich von der undankbaren Dichtkunſt, die ihn ſchon ſo manche ſaure Stunde gemacht, loßſagen, und ſich zu Dingen einſchränken wolte, für die er gemacht zu ſein ſcheint. Ich bedaure, daß ich ſagen muß, daß ich glaube, daß ſeine Abhandlung gar keiner Antwort würdig ſei; hat der Hr. P. ſonſt nichts damit ſagen wollen, als daß er mit der angeführten Stelle ſeiner Dichtkunſt nicht auf den Meſſias des Hrn. Klopſtoks habe weiſſagen wollen, ſo wird dieſes ieder, der den Hrn. P. kennet, wohl ohnedem glauben. Wann er gleich Anfangs ſagt, daß es ſein Werk nicht ſei, ganze Bücher zu ſchreiben, in der Abſicht fremden Fehlern nachzuſpähen; welches eine niederträchtige Arbeit ſei, die nur aus Neid und perſönlicher Feindſchaft ihren Urſprung zu haben pflege: ſo darf man wohl nicht lange rathen, auf wen dieſes ziele; aber ich nehme mir die Freiheit, dem Hrn. V. des Neueſten zu ſagen, daß nach den Grundſäzzen eines Mannes, deſſen Verdienſte niemand ſo vollkommen einſiehet, als eben dieſer Hr. V., des Hrn. Landers Buch wider Milton eine niederträchtige Arbeit ſein müſſe, wann auch alles darinn wahr wäre. Da nun aber das meiſte darinn falſch iſt, ſo mag der Hr. V. ſelbſt urtheilen, wie es zu benennen ſei. Im übrigen ſind dieſe unmaßgebliche Gedanken des Hrn. P. mit einer ſtarken Leidenſchaft geſchrieben, die ihn beinahe beſtändig von ſeiner

Haupt-

Hauptsache abführet. Er siehet sich leider genöthiget, das befreite Jerusalem auch unter die verworfene Gedichte zu zählen, ob es gleich sonst von dem ihm so wehrten Hrn. Keppen übersezt worden, und er noch niemals daran gedacht, es aus diesem Grunde zu tadeln. Er redet von abgeschmakten Talmudischen Erzählungen, von zur Lust ausgehekten Histörgen, um die Einfältigen in einer dummen Gottseligkeit zu unterhalten, von poetischen Rabbinen, von Legenden die er sehr sinnreich Lügenden nennt, vom grossen Christoph, von Böhmens schwärmerischen Schriften, Pordätschens Metaphsyka, und wer weiß, wovon noch mehr. Ich glaube der Hr. P. muß seine ganze Collectanea ausgekramt haben, um alles fürchterliche und barbarische über die biblischen Epopeen zusammen zu häufen. Er bedenkt nicht, daß die Dichter eben dadurch, daß sie Gedichte, und nicht Historien schreiben, die Erlaubniß erhälten, zu dichten, wann es bei biblischen Geschichten nur nicht wider die H. Schrift geschiehet; und daß man aus eben dem Grunde, den er anführet, gar keine Gedichte würde machen dürfen, weil uns die historische Wahrheit ebenfalls sehr schäzbar sein muß, und Virgil also sehr unrecht gethan haben würde, daß er die Dido wider die Zeitrechnung und Geschichte in die Zeiten des Aeneas sezzet. Der Hr. Prof. will die biblische Dichter beschuldigen, daß sie den Freigeistern Gelegenheit geben, der H. Schrift

und

und der Religion zu ſpotten: aber begeht Er nicht das ſtrafbare Verbrechen wirklich, das Er ihnen fälſchlich aufbürden will, wann er S. 20. ſich leichtſinniger Weiſe einen entzükkten Zürcher in der Münſterkirche daſelbſt mit aufgehabenen Händen, wie den alten Simeon im Tempel zu Jeruſalem vorſtellet, und ihn frölich ausruffen höret: Herr! nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren: dann meine Augen haben den Meßias geſehen, welchen Klopſtok bereitet hat, zu erleuchten die Schweizer, und zum Preiſe des Volks zu Zürich. Man muß ſo ſehr von Leidenſchaften eingenommen ſein, als der Herr P. iſt, wenn man das Unanſtändige in dieſer kalten Spötterei nicht ſiehet. Mich dünkt dieſe Stelle macht dem Hrn. Prof. wenig Ehre, und macht ſeinen angenommenen Eifer vor die Religion ſehr verdächtig.

S. 210. meldet der Herr P. par parentheſe, daß ſeit 22 Jahren über 4000 Stük ſeiner krit. Dichtkunſt in die Hände der Leute gekommen ſind; und bald darauf meint er, daß vielleicht den Verfaſſern der von ihm getadelten Gedichte an Seinen Beifall nicht viel werde gelegen ſein, ſo wohl beides volkommen wahr ſein mag.

S. 447. kommen ein paar Oden vor, die ich zwar nicht ganz vertheidigen will; aber die Anmerkungen, die der Hr. V. dazu macht, ſchlüſſen uns ſeinen ganzen Charakter auf. Ich will nur eine Strophe herſezen, an der Niemand

als der Hr. V. etwas tadeln wird. Der Dichter redet die Liebe an:

Enthülle uns dein feierlich Geheimniß
Und füll uns ganz mit deinem mächtgen Triebe,
Dann ſchallt dein Lob erhaben aus den Griffen
Und du und . . . ſind unſer ganzes Lied.

Anmerkungen des Hrn. V.

„**Dein feierlich Geheimniß.** Dieſes ſoll „die Liebe dem Dichter enthüllen: Das iſt ein „artiges Begehren. Der Bräutigam wird ge„wiß mit der Braut vor den Augen der Hochzeit„gäſte zu Bette gehen ſollen: Wie die Herrn„huter ihr Ehegeheimniß, oder die feierliche Ein„richtung vor den Augen ihres Ordinarii und der „älteſten der Gemeine vollziehen. So ſinnlich „und äſthetiſch macht die neue Dichtkunſt die „Leute! „

„**Griffen**, von was vor Griffen mag hier „wohl die Rede ſein? Pro Materia ſubſtrata kan „man beim Ehegeheimniß nichts anders als Zoten dabei denken„.

Ferner da der Dichter eine angenehme Gegend ſehr ſchön beſchreibet, ſagt der Hr. V. „Was gehen dem Bräutigam alle dieſe Fluren, „Bäche und Ufer an? ihr Lächeln, ihr dunkel„grün und rieſeln iſt in den Ehegeheimniſſen nichts „weſentliches, was ein Poet beſingen müſte;

„Das

„Das Glük der Heurath beſteht in ganz andern „Dingen„.

Kan ein Musketier in der Schenke wohl nie-derträchtiger denken; der Hr. V. iſt unter dem Character eines artigen und vernünftigen Menſchen ſehr weit erniedriget, und verdient alſo keine Widerlegung. Man kan nicht mehr thun, als vor ihn um Verſtand und Nachdenken beten, und ſich ſo viel möglich hüten, ſeine Kritike und Gedichte zu leſen.

Auſſer dem Hrn. V. wird ieder vernünftiger Menſch leicht begreiffen, wie vollkommen es erlaubt, durch eine kleine poetiſche Figur zu ſagen, das Lob ſchallt aus den Griffen, da die Griffe, die nächſte Urſache des Klanges bei einem beſaiteten Inſtrumente ſind.

Dem Hrn. Verfaſſer der Progrés des allemands, der gewiß mit ſeinem Werke bei allen vernünftigen Deutſchen Dank verdienen muß; begegnet der Hr. V. eben ſo unanſtändig und pöbelhaft. Der Hr. V. der Progrès hat ſein Werk, ſo viel mir bewuſt iſt, nie vor etwas vollkommenes ausgegeben, und wo man verſchiedenen Nachrichten glauben ſoll, ſo iſt Er wirklich beſchäftiget, daſſelbe mit anſehnlichen Vermehrungen und Verbeſſerungen aufs neue heraus zu geben. Aber dis wird kein Unpartheiiſcher läugnen, daß er von denen Sachen, die Er ſich zu beurtheilen vorgenommen, mit vielem Geſchmakk, ſehr beſcheiden und richtig geurtheilet. Wann ie den Ausländern von der

deut-

deutschen Literatur ein vortheilhafter Begriff soll beigebracht werden, so wird es auf diese Weise durch einen Mann geschehen müssen, der einen aufgeklärten Geschmakk mit einer genauen Kentniß der Deutschen und mit einer besondern Stärke und Zierlichkeit in der französischen Spkache verbindet. Nichts aber ist ungeschikter dazu, als der lächerliche Haß, den unser Hr. Neuigkeitssamler auf allen Seiten wider alles, was nicht deutsch ist, blikken läßt. Izt ist er über den Hrn. V. der Progrés bitter und böse, daß er den Hrn. P. Gottsched in seinem Werke nicht genug Weihrauch gestreuet, und ihn nicht an die Spize aller deutschen schönen Geister von allen Orten gestellet hat; und er gehet in seinem Eifer so weit, daß er behauptet, weil also der Hr. P. G. weder ein Weltweiser noch Dichter, noch Redner, noch Sprachlehrer sei, so könne er wenig oder nichts zur Aufnahme der schönen Wissenschaften in Deutschland beigetragen haben, welches aufrichtige Bekenntniß mancher ehrlicher Mann, der nicht zu des Hrn. Prof. kritischen Dichtkunst geschworen hat, mit Dank annehmen wird. Er redet indessen ungemein diktatorisch, wirft dem Hrn. V. der Progrés sehr sinnreich vor, daß er von Aepfeln rede, wann der Hr. P. von Birnen spreche, er nimmt es demselben übel, daß er nicht alle Meistersänger unter die deutschen schönen Geister rechnet. Er behauptet zur unsterblichen Ehre unserer Action, daß an Menge schlechtgeschriebener

bener Schauspiele und elender Poeten allen andern Nationen könne zuvor thun, da der Hr. V. der Progrés lieber wolte, daß wir nur wenig gute und keine schlechte hätten; nichtsdestoweniger ist es auch wieder nicht recht, daß der Hr. V. der Progrés, weil bei uns die guten Schauspiele ziemlich rar sind, auch hat sagen müssen, daß die meisten unserer Schauspiele elend sind, ob er gleich vor drei Zeilen gesagt hat, daß der Hr. P. G. eben um die Ausländer zu überzeugen, daß wir doch Komödien haben, ob sie gleich schlecht sind, 1600 elende Stükke gesamlet habe. Da der Hr. V. der Progrés beiläufig sagt, daß er die abgeschmakte Komödie von Adam in Strasburg spielen sehen, so will unser Hr. V. mit aller Gewalt beweisen, daß man sie auch mitten in Deutschland noch spiele. Er führt deswegen auf eine sehr unhöfliche Weise eine Fabel, deren Tadel aber der Hr. V. der Progrés nur alsdann treffen würde, wann er expreß um das gedachte Possenspiel zu sehen, nach Strasburg gereiset wäre; izt beweist sie nichts mehr, als die elende Denkungsart unsers V. Gleichwohl sagt er wieder nach drei Zeilen, daß der Harlekin, und also auch noch die viel verächtlichern Possenspiele, in dem grösten und besten Theile von Deutschland unbekannt wären. Er weiß selbst also nicht, was er sagen will, als nur so viel, daß er gern etwas wider die Progrés des allemans sagen wolte. Wann

der Hr. V. S. 925. meint, daß die in Herculaneum entdekte Gemählde, auf friſchen Kalk gemahlt wären, zu welcher Art von Bildern ſich wohl nicht die gröſſeſten Künſtler würden haben brauchen laſſen: ſo dienet ihm zur freundlichen Nachricht, daß dieſe Art zu mahlen mit einem Kunſtwort, al freſco heiſt, und ſie einen volkommenen Meiſter erfodert, wann ſie ſchön ſein ſoll. Daß ſich alſo groſſe Künſtler dazu gar wohl haben können brauchen laſſen. Der Hr. V. wird ſehr wohl thun, wann er ſich die kleine Kernhiſtorie der freien Künſte, die Herr Deer in Leipzig verlegt hat, ein wenig bekannt macht, damit er nicht ſo grobe Fehler begehen möge. Ein paar Stellen aus einer Ode, die der Hr. V. ſchön nennet, können noch von deſſelben feinen Geſchmakk ein Zeugniß ablegen; ſie ſtehen S. 234. des dritten Bandes:

Wie rauchen die Spizzen der Häuſer,
Wie kniſtern die brennenden Reiſer,
O Ofen wie tröſtlich biſt du!
Nun zahlen mit Fleiſch und Gebeine
Die ſorgloſen fräßigen Schweine
Für Pflege, für Stallung und Koſt;
Nun füllt man den Schorſtein mit Würſten,
Mit Schinken, dem Eſſen der Fürſten;
Mit Spekke, der Hauswirthe Troſt;
Glaubt Kinder ein fröhlich Gemüthe,
Ein Zimmer, das warm iſt, ſechs Hüte

Von

Von Zukker, ein Centner Caffee,
Ein Fäßgen mit Domherrngetränke,
Das ſtärkt die erfrorne Gelenke,
Das hilft für das kältende Weh!

Ich will es dem Hrn. Verf. ſehr gern glauben, daß er das kältende Weh gehabt, als er dieſe herrliche Strophen geſchrieben hat; und ich wünſche ihm von Herzen Zukker, Coffee und Domherrngetränke, nebſt einem ihm ſotröſtlichen warmen Ofen, damit er ſich nicht genöthigt ſehe, zu ſchreiben, welches er allen Anſehen nach nur gethan hat, um ſeine Finger nicht erfrieren zu laſſen.

S. 271 und folg. ſtehet ein Schreiben eines gelehrten Mannes aus Breßlau, und wann dieſes Schreiben anders wo als im Neueſten der A. G. ſtünde, ſo würde ich es vor eine Satire wider die Tadler des Hrn. Klopſtokks und ſeiner Nachfolger halten. Der Hr. Verf. dieſes Schreiben muß recht herzlich einfältig ſeyn; er ſchreibt ohngefehr wie ein alter ehrbarer Spiesbürger, und zeiget in allen Zeilen, welchergeſtallten es in ſeinem Gehirne noch ſehr finſter ausſehen muß. Er verſichert, daß alle redlichgeſinnte unter den dortigen Gelehrten getreue Liebhaber der alten Poeſie ſein und bleiben (†)

(†) Diß mag unſer ehrlicher Briefſteller vielleicht vom Grunde ſeines Herzens glauben, welcher

werden. Er beklaget nur, daß von den jungen Gelehrten, sonderlich die in Halle studiren, aus Begierde was neues zu affectiren, andere Gedanken gebraucht werden. Der Freimüthige (ein mir unbekannter Mann) gehört unter die Wankenden und auf beiden Achseln tragenden. Er sagt ferner „glauben sie nur, daß unser Still„schweigen zu erkennen giebt, daß wir der ge„wissen Hofnung leben, es werde die ⁂ „Dichtart gleich einem Meteor von keiner lan„gen Dauer sein, denn es fehlt ihr der allge„meine Geschmak. Wo bleiben diejenigen Ge„lehrten, die diese Gedichte gar nicht einmahl „lesen wollen, und sie für die Geburten eines „hochmüthigen und ausschweifenden Geistes „halten. Ich will der grossen Menge der Unge„lehrten nicht einmahl gedenken, die schlechter„dings des alten Silbenmasses und der Reime „gewohnt, und blos ein Gedicht zu einer Ge„müthsergözung in die Hände nehmen? Wel„cher Endzwekk bei einer alzuabstracten Den„kung (†), die in der miltonischen und ⁂ „Poe-

cher alle andere Leute nach sich beurtheilet. Aber unser Hr. Neuigkeitssamler, der doch wohl als ein alter Musensohn so gar einfältig nicht mehr sein solte, versichert eben so zuversichtlich, daß kein Mensch von einigen Ansehen in Leipzig sich überwinden könne, den Meßias zu lesen; risum teneatis amici.

(†) Ich will dem Hrn. V. gerne zugeben, daß man dabei die Tabakspfeife zuweilen aus dem

„Poeſie vorkömmt, wegfällt. Und wie wäre „es, ſagt unſer Hr. Briefſteller, wann ich „die ungereimte Poeſie unter die Poeſie der „Faulen zählte!

Sonſt hat eben dieſer Mann geheime Nachrichten, daß Homer, Virgil und Horaz, wann ſie Deutſche geweſen wären, ganz anders von der Meßiade würden geurtheilet haben, als der R. Stuß. Hierauf beweiſt er recht handgreiflich, daß dieſe von ihm ſo genannte neuere Poeſie nicht nach Horazens Regeln ſein kan; dann ſagt er: welchen Begriff der Dichtkunſt hat Horaz damals gehabt, als er Regeln von derſelben geſchrieben? hat ihn etwan eine beſondere Begeiſterung entzükket, und ihm in einem Geſichte die Meßiade gezeigt? Diß kan unſer theurer Briefſteller in alle Ewigkeit nicht glauben. Ferner heiſt es: der groſſe Haller ſchreibt nach dem gewöhnlichen Dichtergeſchmakke, und behält das Silbenmaß nebſt den Reimen; dieſe liegen dem Hrn. V. ſehr am Herzen; und hiervon ſpricht er auch blos, wann er ſagt, daß der Hr. v. Haller nach dem gewöhnlichen Dichtergeſchmakke ſchreibe. Der Hr. Briefſteller folgert ſehr weislich, daß, weil die Meßiade ein divinum opus genennet worden, die heilige

dem Mund legen, und die Augen ganz öfne muß.

Schrift bald ihr Ansehen verliehren werde, und daß man ehesten an statt derselben mit den ungereimten Gedanken eines Dichters die Sterbenden auf dem Todbette trösten werde. = = Der Hr. Briefsteller legt ein Buch gleich weg, sobald er das Wort Seraph erblikket, und er schlüßt damit, daß er uns versichert, daß man sich der klopstockischen monstrosen Schreibart weder in Schauspielen, noch in geistlichen Liedern zur Erbauung der Gemeine, bedienen werde.

Solcher Helden bedienet sich der Hr. Neuigkeitssamler, um wo möglich einen neuen Streit über kritische Vorwürfe zu erregen. Ich wünsche nicht, daß es ihm gelingen möge; ob gleich diese kritische Streite ihren Nuzzen haben, so ist doch nichts schädlicher, als wann die Hizze des Streites verursachet, daß beide Partheien über die Schranken schreiten. Leute, die geschikkt sind, das edle Vergnügen aus den schönen Wissenschaften zu schöpfen, das sich einem feinen Geschmak, in denselben darbietet, widmen sich ganz diesen liebenswürdigen Schönheiten, ohne sich auf Nebendinge einzulassen, die öfters ungemein gleichgültig sind. Die Begierde zu tadeln hat nicht so viel Macht über sie, daß sie ihre Augen vor wirklichen Schönheiten zuschlüssen solten. Der Hr. V. des Neuesten hingegen ist gerade das Gegenbild dieses liebens-

benswürdigen Charakters, wovon ſich in den vorhergehenden Bogen die deutlichſten Beweiſe finden. Man hat den Hrn. V. bisher immer aus ſeinem Winkel mit aller Macht über dem Verfall des guten Geſchmakks ſchreien laſſen, da doch nichts als ſein Anſehen verfallen iſt. Seine ſeichte Einwürfe verdienen nichts als eine grosmüthige Verachtung; aber weil er von Tage zu Tage durch ſeinen ohnmächtigen Zorn lächerlicher wird, ſo wird er vielleicht bald wieder zur Satire reif; da ſich Philippi doppelt wieder findet, wird uns ja

Apollo wieder einen Liskov

ſchenken.

Ehrengedächtniß

Herrn

Ewald Christian von Kleist.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai 1760.

V
622

Man darf in dem gegenwärtigen Aufſatze weder den Schmuck des Redners, noch den verſchraubten Witz des Panegyriſten ſuchen. Dieſe kurze Erzählung iſt allein, in der Abſicht geſchrieben, die Hochachtung gegen den ſeligen Herrn von Kleiſt, bey denen zu vermehren, die ihn nicht perſönlich gekannt haben. Man ſolte denken, daß ein wahrhaftig groſſer Mann durch die Bekanntmachung ſeiner Lebensumſtände, mehr geehret würde, als durch zwanzig mittelmäßige

Trauer-

Trauergedichte; gleichwohl wählet man in Deutschland gemeiniglich diese letztere Art des Lobes. Haben wir nicht einen **Hagedorn** nach seinem Tode allenthalben besungen hören? und sein Leben ist noch ganz unbekannt.

Auf die in der gegenwärtigen Erzählung vorgebrachte Umstände kan man sich verlassen, sie sind theils aus den eigenhändigen Briefen des Seligen, theils aus dem Munde seiner Freunde und anderer Augenzeugen genommen. Berlin den 24 Weinmonats 1759.

Ewald Christian von Kleist, der so wohl wegen seines rühmlichen Todes fürs Vaterland, als wegen seines edlen Herzens, wegen seines ausgebreiteten Verstandes, bey den meisten aber wegen seiner Dichtkunst in ewigem Andenken bleiben wird, ward zu Zeblin in Pommern, ohnweit Cöslin, im Jahre 1715 den fünften März geboren.

Sein väterliches Geschlecht ist bekanntermassen eines der ältesten und ansehnlichsten im Lande, das schon hunderte der tapfersten Krieger, und der würdigsten Diener des Staats hervorgebracht hat. Seine Mutter, welche zu Poplow in Pohlen gebohren wurde, stammte aus dem nicht weniger berühmten Geschlechte der Herren von Manteufel. Sie war eine Schwester des noch lebenden Herrn Obersten von Manteufel, und eine nahe Verwandtin des in dem itzigen Kriege bekannt gewordenen Generals dieses Namens.

Ich könte hier auf die Ahnen des Seligen zurück gehen, und derselben Vorzüge erzählen, aber der Herr von Kleist besaß selbst alzuviel Verdienste, als daß er auf einige Art eines entlehnten Schmuckes bedürfte; Vorältern von grossen Eigenschaften sind allerdings iedem wohlgearteten Herzen ein Sporn zu gleichen Tugenden und Verdiensten; aber nur derienige der unvermögend ist, grossen Beispielen zu folgen, kan fremde Tugend als seine eigene rühmen. Der Herr von Kleist, suchte seine Ahnen an Verdiensten zu übertreffen, aber er pralete nie mit diesen würdigen Vorfahren.

Sein Herr Vater lebte auf seinen Gütern in der Stille, und ließ sich die Erziehung seines Sohnes um so viel mehr angelegen sein. Bis in das neunte Jahr war derselbe von geschikten Hofmeistern unterwiesen, die ihm die ersten Gründe der Wissenschaften und der Sprachen beibrachten. Hernach kam er nach Cron in Großpohlen zu den Jesuiten, von da im Jahr 1729 nach Danzig aufs Gymnasium, und endlich bezog er im Jahre 1731 die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren.

Nicht allein diese studirte er daselbst mit grossem Eifer unter Anführung des D. Gregorovius, sondern er befliß sich auch auf alle Wissenschaften die den Verstand schärfen können; er hörte die Philosophie und Physik bey Knutzen und Teske, die Mathematik bei Ammon. Zu den schönen Wissenschaften hatte ihn schon längst eine unwiderstehliche Neigung gerissen, er unterhielt dieselbe, nicht wie izt die meisten Jünglinge thun, durch allzufrühzeitige Ausarbeitungen, sondern vielmehr durch ein unermüdetes Studium der besten Schriftsteller des Alterthums, wodurch er endlich eine nicht gemeine Bekantschaft mit denselben erhielt.

Ob er gleich von Jugend auf, der Art wie man auf unsern Universitäten zu studiren pfleget, und dem daselbst gewöhnlichen Schlendriane, gar nicht gewogen war, so muste er denselben doch mitmachen; er opponirte daher fleißig, und disputirte so gar einmahl selbst, * unter des Prof. Christiani Vorsitze.

Er

* Die Materie war: de pugna adpetitus et aversationis rationalis, cum adpetitu et aversatione sensitiva.

Er kam nunmehr nach Hause zurück mit allen den Kentnissen gezieret, die durch vieljährigen Fleiß ein Jüngling erlangen kan, dessen Eigenschaften des Verstandes wenigstens den Eigenschaften seines Herzens gleich waren.

Er machte sich bereit, mit diesen erlangten Kentnissen dem Vaterlande zu dienen, als ihm auf einmahl ein ganz anderes Feld angewiesen wurde, ein weites Feld, in welchen zu wandeln er sich nicht fertig gemachet hatte, und worinn er sich doch hernach mit grossem Ruhme gezeiget hat. Er hatte in Dännemark nahe Anverwandten: Sein Großvater war in dänischen Diensten Major gewesen; Seine Großmutter vermählte sich nach desselben Tode, mit dem gleichfalls in dänischen Diensten stehenden Herrn General von **Zepelin**; Eine noch lebende Tochter aus dieser Ehe, seines Vaters Halbschwester, war ebenfalls in Dännemark an den Herrn General von **Folkersahm**, und eine rechte Schwester seines Vaters, an den Herrn Generallieutenant von **Staffelt** vermählet. Der Herr von **Kleist** that eine Reise nach Dännemark, um diese Verwandten zu besuchen. Sie beredeten ihn in Dännemark Kriegsdienste zu nehmen, zu welchem Entschlusse auch, wie der Selige selbst in einem Briefe an einen seiner Freunde berichtet, der Umgang der ihm bekannten Dänischen Kriegsbefehlshaber, welche mehrentheils verdiente und wohlgesittete Leute waren, sehr viel beitrug. Er ward also im Jahre 1736 Officier unter der Dänischen Armee.

Der Herr von Kleist war nicht gewohnt in einer Wissenschaft unwissend zu bleiben, die ihm nöthig oder rühmlich sein konnte; Er wandte also die Ruhe, worinn sich die Armee befand, unter der er diente, auf die nüzlichste Weise an, alle Theile der Kriegskunst zu studieren. Die Geschichte die er schon vorher völlig inne hatte, wendte er nunmehr zu diesem Endzwecke gleichfalls an; doch mitten unter diesen ernsthaften Beschäftigungen, waren Virgil und Horaz beständig seine Begleiter: Die Liebe zum Schönen verließ dieses sanfte, dieses empfindliche Herz niemals, auch da nicht, wo Geschäfte von ganz entgegen gesezter Art, alle sanfte Empfindungen zu verdrängen scheinen. Aber weder das Studium der theoretischen Kriegskunst, noch die Liebe zu den schönen Wissenschaften hinderte ihn an Ausübung seiner Pflichten; Er war in Beobachtung der Gesetze des Kriegesstandes bis zum Eigensinne genau, niemahls war ihm, weder ein anderes Geschäfte, noch ein Vergnügen, noch sonst etwas eine Ursach, dieselbe zu vernachläßigen.

Im Jahr 1738 ward er nach Danzig und Pohlen auf Werbung geschickt. Auf dieser Reise lernte er diejenige Dame kennen, die er hernach in seinen Gedichten unter dem Namen Doris gepriesen hat. Er behielt bis an sein Ende die zärtlichste Hochachtung für dieselbe, ohnerachtet sie durch eine anderweitige Vermählung verhindert ward, die Seinige zu werden.

Der itzregierende König, welcher gewohnt ist auch von fern das Verdienst zu unterscheiden, rief bei dem Antritte seiner Regierung den

Herrn

Herrn von Kleist in seine Dienste. Dieser verließ Dännemark, so angenehm es ihm bisher auch gewesen war, erfreut, daß er seinem Vaterlande dienen solte, welches bei dem Anfange der Regierung des Königs auf allen Seiten in einem neuen Glanze zu leuchten begonn. Se. Majestät empfingen ihn sehr gnädig, und setzten ihn als Lieutenant unter das Regiment Dero Herrn Bruders des Prinzen Heinrichs.

Jedermann kennet die glorreichen Feldzüge welche die fünf ersten Jahre der Regierung Friedrichs verherrlichten. Der unsterbliche Ruhm des Königes, das Schrecken, das seit der Zeit vor allen Preussischen Kriegesheeren hergehet, der Anwachs der Macht und ein neuvermehrter Glanz des Brandenburgischen Hauses, waren die Frucht davon. Der Herr von Kleist nahm an diesen rühmlichen Begebenheiten Theil, welche ihm Gelegenheit gaben, seine Einsichten in die Kriegeswissenschaft in Ausübung zu bringen. Er wohnte insbesondere den Feldzügen im Jahre 1744 und 1745 in Böhmen bey, wo ihm bey allen Vorfällen seine Tapferkeit und Klugheit, den Beifall und das besondere Vertrauen seiner Obern zuwege brachte.

Nach dem Dreßdner Frieden bekam das Regiment, worunter der Herr von Kleist stand, wieder das vorige Standquartier zu Potsdam, und die Ruhe des Friedens gewährete ihm Musse sich seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften zu überlassen, ohne die Pflichten des Kriegestandes im geringsten zu verabsäumen. Schon einige Zeiten vorher hatte er zuweilen in die Belustigungen und hernach in die Bremischen Beiträge, ohne Anzeige seines Namens

Gedichte einrücken lassen; worunter verschiedene befindlich sind, die er auch hernach des Aufbehaltens würdig geschätzet hat. Er theilte auf solche Art seine Zeit in die Pflichten des Kriegesdienstes, und in die Reize der Freundschaft und der Dichtkunst.

Die Abreise eines von ihm sehr geliebten Freundes von Pöldau, hinterließ ihn gleichsam verwaiset. Er hatte niemals einen Gefallen an grossen rauschenden Gesellschaften gefunden, und also gab er nunmehro seiner natürlichen Neigung zur Einsamkeit, um desto willigern Raum. Bey seinen täglichen einsamen Spazergängen betrachtete er die Schönheiten der Natur, er bemerkte die besondern Wirkungen verschiedener Aussichten, verschiedener ländlichen Auftritte und Begebenheiten. Dieses pflegte er im Scherze seine poetische Wirthschaft zu nennen. Er machte viele einzelne poetische Schilderungen, von Aussichten, die ihn besonders gerühret hatten. Endlich nahm er sich vor, die gemachten Schilderungen mit einander zu verbinden; hieraus entstand denn das berühmte Gedicht, das unter dem Namen des Frühlings bekannt ist.

Niemals hat wohl ein deutsches Gedicht, und zwar von einem Verfasser, der dazumahl noch ganz unbekannt war, einen so geschwinden und glänzenden Beifall erhalten. Das Urtheil des deutschen Publici ist sonst langsam, es traüet selten seinen Empfindungen allein, ein vorhergehender Ruf bestimmet sein Urtheil weit eher. Ohne Empfehlung eines berühmten Namens pflegt ein angehender Dichter selten sein Glück zu machen, wenigstens gehöret einige Zeit dazu, ehe man

seinen poetischen Gaben trauet. Bey dem Frühlinge aber war es ganz anders, wiederholte Ausgaben reichten kaum hin, die Neugierde des Publici zu befriedigen. Allenthalben hörte man den Namen des Herrn von Kleist; Er genoß die Belohnung eines Genies, das seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen weiß, und sie mit einem mahle durch ein Meisterstück überraschet.

Die erste Auflage dieses vortreflichen Gedichts ward im Jahre 1749 in Octav mit lateinischen Buchstaben, bloß für die Freunde des Verfassers gedruckt. Kurz hierauf kam 1750 die erste öffentliche Auflage zu Zürch in groß Quart heraus, welche verschiedentlich ist wieder aufgelegt worden. Hierauf kam zu Frankfurt an der Oder eine Auflage in groß Octav mit deutschen Buchstaben heraus, welche gleichfalls, oft wieder aufgelegt worden ist. Im Jahre 1752, kam zu Zürch bey Geßner in klein Quart die erste Auflage heraus, wobey die übrigen Gedichte des Verfassers befindlich waren. 1755 ließ der Herr de' Tagliazucchi, dramatischer Dichter des Königs, seine Italiänische Uebersetzung des Frühlings, nebst einer Zueignungsschrift an die Arkadische Gesellschaft, in klein Octav drucken. Da übrigens alle vorige Ausgaben ohne Zuthun des Herrn von Kleist herausgekommen waren, so gab er endlich im Jahr 1756. seine Gedichte, selbst heraus, unter dem Titel: **Gedichte von dem Verfasser des Frühlings.**

Unterdessen daß auf die Art der Ruhm des Herrn von Kleist als Dichter in kurzer Zeit war befestigt worden, war er auch im

Kriegsdienste im Jahre 1749 zu der Stelle eines Hauptmanns gestiegen. Einige Zeit darauf gieng er nach Frankfurt am Main, Straßburg und verschiedene Städte an den Gränzen der Schweiz auf Werbung. Er that bey dieser Gelegenheit eine kleine Reise nach Zürich, woran die Begierde Herrn **Bodmer** persönlich kennen zu lernen, ohnfehlbar vielen Antheil hatte. Er erwarb sich daselbst die Hochachtung und die Freundschaft der grössesten Männer. Bloß der süsse Verfasser des **halben Hunderts neuer Fabeln** bemerkte, daß der kurze Rock der Preußischen Uniform nicht nach der Französischen Mode geschnitten wäre. *

Am Ende des 1755ten Jahres überfiel den Herrn von **Kleist** eine schwere Krankheit, welche völlig zu curiren, ihm das **Freienwaldische** Bad verordnet wurde, ehe er aber die Cur vollenden konnte, brach das Feuer des Krieges aus; Er eilte also zu seinem Regimente und marschirte im August 1756 mit nach Sachsen.

Als gegen das Ende dieses Jahres der König eine Anzahl sächsischer Regimenter in seinen Dienst nahm, so wurde dem Herrn von **Kleist** von dem Prinzen **Moritz von Anhalt Dessau**, aufgetragen, diese Regimenter mit Brodt und Fourage zu versehen, auch für derselben Bekleidung und übrige Montirung zu sorgen. Zugleich geruheten Se. Maj. ihn zu einem von diesen Regimentern, welches der General von **Hausen** erhielt, als Major zu versetzen. Das Regiment kam nach Leipzig in Garnison, und der Herr von Kleist, bis

* S. Vom Nationalstolze S. 76.

der nach seiner ungemeinen Neigung zum Kriegswesen lieber dem Feldzuge beigewohnet hätte, sahe sich wider seinen Willen in Ruhe. Aber der König hatte bey den neuen Regimentern verdiente und erfahrne Officiere nöthig. Der Herr von Kleist that auch hiebei seine Pflicht mit so vielem Eifer, er wuste sich die Ehrfurcht und die Liebe des gemeinen Mannes auf eine so besondere Art zu erwecken, daß es gewiß ihm zuzuschreiben ist, daß das Regiment wobey er stand, bey verschiedenen Gelegenheiten auf eine vorzügliche Weise seine Schuldigkeit gethan hat.

In der Musse, welche er im Jahre 1757 zu Leipzig hatte, war er nicht ganz unthätig. Er machte verschiedene Gedichte, und verbesserte einige andere noch ungedruckte, die nachher im Jahr 1758 unter dem Titel: **Neue Gedichte, von dem Verfasser des Frühlings**, zusammen gedruckt wurden.

Doch ward er schon im October aus seiner Musse gerissen: die Reichsarmee rückte gegen Leipzig, und er führte bey dieser Gelegenheit sein Bataillon in verschiedenen glücklichen kleinen Gefechten an.

Nach der bald darauf erfolgten Schlacht bey Roßbach, trug ihm der König eine Verwaltung auf, die den menschenfreundlichen Gesinnungen eines Kleists vollkommen würdig war. Se. Maj. vertrauten ihm vermittelst eines eigenhändigen Befehls, die Aufsicht über die Kriegsgefangenen und das zu Leipzig angelegte grosse Lazareth an. Hier hatte er auf mehr als eine Art Gelegenheit, seine edle Denkungsart blicken zu lassen, und er verhielt sich in diesem mit vielen Bedenk-

lich

lichkeiten verknüpften Posten vergestalt, daß er des Königs höchsten Beifall erhielt.

Bey des Prinzen Heinrichs Anwesenheit in Leipzig, hatte er Se. Königl. Hoheit angelegen, daß Sie das Regiment bey dem er stand, zur Armee ziehen möchten; seine Bitte ward ihm bey Anfange des folgenden Feldzuges gewähret, noch vor Eröfnung desselben aber, wurden ihm ein paar kleine Expeditionen aufgetragen: Er muste nemlich im Februar 1758 mit einigen Truppen nach Zerbst marschiren, um den berüchtigten Marquis de Fraignes in Verhaft zu nehmen, welches er auch verrichtete; von da ward er nach Bernburg auf Execution geschickt. Geschäfte von dieser Art, die an sich zwar wenig angenehmes haben, können doch dienen, den edlen Charakter eines Mannes von der Denkungsart des Herrn von Kleist, noch in einem glänzendern Lichte zu zeigen. Das alleruneigennützigste Betragen zeigte sich in diesem ganzen Geschäfte, und die Lobeserhebungen die ihm die Gegenparthey selber gemacht hat, sind glänzende Zeichen hievon.

Den Feldzug des 1758. Jahres that er bey der Armee des Prinzen Heinrich. Se. Königl. Hoheit würdigten ihn noch immer des Vertrauens, das Sie gegen ihn, als er noch bey Dero Regimente stand, bezeiget hatten. Sie gaben ihm verschiedene Gelegenheit sich in diesem Feldzuge hervorzuthun, die er jederzeit mit überaus grosser Begierde ergriff; diesen Muth theilte er dem Bataillon mit, das er commandirte, unter seiner Anführung ging es gern wo die Gefahr am grössesten war.

Als

Als sich gegen das Ende des Feldzuges die ganze Oesterreichische Macht, gegen Dreßden zog, und die Preußische Armee durch diese Stadt marschirte, hatte das Hausensche nebst noch einem Infanterieregimente die Arriergarde, und dabey in dem Plauenschen Grunde, die Canonade der ganzen Oesterreichischen Artillerie einige Stunden lang auszuhalten. Der Herr von Kleist trug dazumahl sehr viel zu Behauptung dieses gefährlichen und wichtigen Postens, bey, wodurch die ganze Oesterreichische Armee aufgehalten wurde.

Ohnerachtet der Beschwerlichkeiten des Feldzugs, ohnerachtet des Geräusches der Waffen, trennte sich der Herr von Kleist doch nie von den Musen. Er schrieb verschiedene noch ungedruckte Gedichte und moralische Abhandlungen, imgleichen seinen Cißides, der zu Anfange des itzigen Jahres gedruckt ward. Dieser kleine kriegerische Roman, wie ihn der Verfasser nennet, war gleichsam sein Schwanengesang: Der eigene Charakter des Verfassers zeiget sich darin allenthalben, der tapfere großmüthige Krieger, vereiniget mit dem Dichter voll Einbildungskraft und Feuer. Der erstere drückt sich allenthalben gerade zu aus, ohne Schmuck und gleichsam rauh; aber wo der Dichter schildert, glauben wir die Gegenstände vor uns zu haben, wir hören das Getöse der Streitenden, das Getümmel des Sturms, wir sehen die Burg brennen, und wir nehmen an den muthigen Empfindungen der wenigen Macedonier Antheil.

Die Winterquartiere des vorigen Jahres wandte der Herr von Kleist an, seine sämtliche Gedichte zu einer verbesserten Auflage in

Ordnung zu bringen. Er übersahe sie mit grossem Fleisse, veränderte manches, that neue Gedichte hinzu, und verbesserte die alten. Man erwartet von seinen Freunden, denen er diese Verbesserungen mittheilte, in kurzem eine vermehrte und verbesserte Ausgabe seiner Gedichte.

In dem Anfange des diesjährigen Feldzuges, gieng er mit der Armee des Prinzen Heinrichs nach Franken, und wohnte den übrigen Verrichtungen dieser Armee bey, bis er im Anfange des Auguſts mit dem Corps des Herrn Generals von Fink, zu der Armee des Königs detachirt wurde. Er gieng mit derselben über die Oder, und den zwölften August geschahe die blutige Schlacht bey Kunersdorf, wo ihm ein Theil seines Wunsches, den edlen Tod für das Vaterland zu sterben, gewähret werden solte. Eine Erfüllung, die ihm rühmlich war, einem jeden aber der seinen Werth kannte, äusserst betrübt ist.

Leute die den Herrn von Kleist, den Tag vor der Schlacht, und selbst den 12ten des Vormittags als die Armee dem Feinde entgegen marschirte, gesprochen haben, bezeugen, daß er ausserordentlich vergnügt und aufgeräumt gewesen sey. Und wie konte es auch anders seyn; An seinem Charakter hatte Furcht oder Bangigkeit nicht den geringsten Antheil, er war ohnedem gewohnt in gewisser Absicht das Leben zu verachten, und nie dachte er weniger an dasselbe, als wenn Er unter Friedrichs Augen zu siegen oder zu sterben, die Wahl hatte.

Dieser

Diese Denkungsart hatte er im Kriege beständig geheget, nirgend aber äusserte er sie mehr, als in seiner letzten Schlacht. Hier bewieß er eine ausserordentliche Tapferkeit; Er griff unter der Anführung des Generals von **Fink** die Russische Flanke an. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drey Batterien erobern helfen, Er hatte dabey über zwölf starke Contusionen erhalten, und war in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet worden, so das er den Degen in der linken Hand halten muste, er hätte sich mit diesen erhaltenen Kennzeichen seines rühmlichen Betragens leicht aus dem Gefechte ziehen und sein Leben erhalten können, aber hieran dachte er nicht einmahl, vielmehr, da er schon so weit auf dem Wege zum Siege gelanget war, so verdoppelte sich sein Muth. Sein Posten als Major verband ihn eigentlich hinter der Fronte zu bleiben, aber er bedachte sich nicht einen Augenblick, vorzureiten, als er den Commandeur des Bataillons nicht mehr erblickte; (der hernach gleichfalls an seinen Wunden gestorben seyn soll.) Das Bataillon iagte eben nach einigen Salven, ein Bataillon Oesterreichischer Grenadirer, mit dem Bajonet in die Flucht. In der Hitze dachte er nicht einmahl daran, vom Pferde zu steigen, wie sonst derienige, der vor der Fronte commandiret, wohl zu thun pfleget; Er führte augenblicklich sein Bataillon, unter einem entsetzlichen Canonenfeuer von Seiten der Feinde, gegen die vierte Batterie an. Er rief die Fahnen seines Regiments zu sich, und nahm selbst einen Fahnenjunker bey dem Arm. Er ward ward wieder durch eine kleine Kugel in den linken Arm über dem

Gelenke inwärts gegen den Ellenbogen zu, verwundet, und konte den Degen mit der linken Hand nicht mehr halten, er faßte denſelben alſo in die ſchon verwundete rechte Hand, mit den beiden letzten Fingern und dem Daumen; er commandirte weiter, und war ſchon auf dreißig Schritte von der neuen zu erobernden Batterie, als ihm durch einen Cartätſchenſchuß, das rechte Bein von drey Kugeln zerſchmettert wurde. Er fiel vom Pferde, und im Fallen hatte er noch das Vergnügen, daß das Leſtewitziſche Regiment ſeinem Bataillon, gleich nachmarſchirte und zur Seite kam; das edle Vergnügen eines fallenden Befehlshabers!

Er ſuchte mit anderer Beihülfe zweimahl wieder zu Pferde zu ſteigen, aber ſeine Kräfte verlieſſen ihn und er fiel in Ohnmacht. Zwey Soldaten von ſeinem Regimente, und einer von dem Prinz Heinrichſchen von ſeiner vorigen Compagnie, den die Liebe zu ſeinem alten Hauptmanne herbeigezogen hatte, trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldſcheerer war eben beſchäftiget, etwas Spiritus auf die Wunde zu gieſſen und ein Schnupftuch darum zu binden, als derſelbe in den Kopf geſchoſſen wurde. Der Herr von Kleiſt, ſelbſt beinahe keines Gliedes mehr mächtig, machte eine Bewegung ſeinem verwundeten Arzte zu helfen, umſonſt, dieſer fiel entſeelt bey ihm nieder. Der Herr von Kleiſt that einen Seufzer um dieſen guten Mann, ohne an ſich ſelbſt zu denken.

Bald darauf kamen Coſacken, nahmen ihn alles, ſo gar Hemde, Hut und Perruque. Sie würden ihm auch getödtet haben, wann er nicht mit ihnen pohlniſch hätte reden können, da ſie ihm dann, ſo

der

der Meinung, daß er ein Pole von Geburt ſey, am Leben lieſſen. Sie warfen ihn an einen Sumpf ins Naſſe und lieſſen ihn liegen.

Hier lag der tapfere Krieger, der groſſe Mann, der edle Dichter, hier lag **Kleiſt**, nackend, im Sumpfe, verwundet, aller Hülfe beraubt, bloß ſeinem eigenen groſſen Geiſte überlaſſen. Von der ſtarken Bewegung und der Menge ſeiner Verwundungen ermüdet, entſchlummerte er gegen Abend, eben ſo ruhig, als ob er in ſeinem Zelte gelegen hätte.

In der Nacht fanden ihn einige Ruſſiſche Huſaren, ſie zogen ihn aufs Trockene, legten ihn bey ihr Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem alten Mantel, und ſetzten ihm einen Hut auf; ſie gaben ihm auch Brodt und Waſſer, welches letztere ihn ungemein erquickte. Gegen Morgen muſten die Huſaren wieder fort; Einer von denſelben wolte ihm ein Achtgroſchenſtück geben, und da dieſes der Herr von **Kleiſt** verbat, ſo warf es der Huſar, mit dem edlen Unmuthe eines Kriegers, auf den Mantel womit er ihn bedeckt hatte, und ritte davon. Die Coſacken kamen bald wieder, und nahmen den Herrn von **Kleiſt** alles, was ihm die gutherzigen Huſaren gelaſſen hatten; Er lag alſo wieder nackend auf der Erde, bis den Vormittag um 10 Uhr ein Ruſſiſcher Officier, in der Nähe vorbeigieng, (wie man nachher erfahren hat, iſt es ein Herr von **Stackelberg**, Hauptmann bey der Cavallerie, geweſen) dem er ſich zu erkennen gab, und der ihn auf einen Wagen legen, und nach Frankfurt an der Oder bringen ließ. Daſelbſt kam er gegen Abend in der äuſſerſten Entkräftung an, und ward ordentlich verbunden.

Des folgenden Tages ließ er ſich auf wiederholtes Erſuchen des Herrn Prof. Nicolai, dem er ſeine Anweſenheit hatte wiſſen laſſen, in deſſelben Haus bringen. Er ward daſelbſt aufs möglichſte verpfleget, und die Aerzte gaben zu ſeiner Wiedergeneſung gute Hofnung. Er war ſehr geruhig, bey dem groſſen Schmerze, den ihm der Verband verurſachte. Ee laß öfters, und ſprach mit den Frankfurtiſchen Gelehrten, und den Rußiſchen Officieren die ihn vielfältig beſuchten mit groſſer Munterkeit. Aber in der Nacht vom 22 zum 23ſten ſonderten ſich die zerſchmetterten Knochen von einander ab, und zerriſſen eine Pulsader; Er verblutete ſich ſtark, ehe der Wundarzt dazu kommen und das Blut ſtillen konte; Man ließ ihm ſogleich am rechten Arme zur Ader; Verſchiedene Arzneigelehrte ſind der Meinung daß wenn das Aderlaſſen eher geſchehen wäre, der Kranke hätte können gerettet werden; doch dem ſey wie ihm wolle, die Vorſicht hatte es anders beſchloſſen: Der Herr von Kleiſt ward zuſehends ſchwach. Der heftige Schmerz verurſachte ſogar einige convulſiviſche Bewegungen, doch behielt er den völligen Verſtand und mit der Standhaftigkeit eines Kriegers, mit der Gelaſſenheit eines Chriſten ſtarb er, der beſte Mann, den 24ſten Auguſt früh um 2 Uhr, unter dem Gebete des Herrn Prof. Nicolai, der ihm die Augen zudrückte.

Die Thränen flieſſen mir aus den Augen, da ich dieſes ſchreibe. Das kalte Blut des Geſchichtſchreibers iſt nicht vermögend, die Empfindlichkeit des Freundes zu überwältigen! Iſt wohl irgend ein Troſt,

der

der uns beruhigen könte; kann wohl das Andenken an den Ruhm den er erkämpfte, an die Nachwelt die ihn bewundern wird, an die Gelaſſenheit mit der er ſtarb, kann es uns die Gedanke vergeſſen machen, daß Er nicht mehr iſt, daß Er wenigſtens für uns nicht mehr iſt!

Das Begräbnißgepränge, dieſer eitle Pomp, mit der ſich die menſchliche Eigenliebe, öfters auch nach dem Tode genug zu thun ſuchet, iſt zwar ſonſt unſerer Aufmerkſamkeit nicht würdig. Aber das Begräbniß des ſeligen Herrn von **Kleiſt** iſt mit ſo beſondern Umſtänden begleitet, es macht ihm ſelbſt, und denienigen die es befördert, ſo viel Ehre, daß ich in die Verſuchung gerathe, etwas weitläuftig davon zu reden. Wenigſtens das ehrerbietige Andenken, das dadurch der Aſche des Seligen geweihet wurde, kan der Welt nicht ganz gleichgültig ſeyn.

Der Herr von **Kleiſt**, hatte ſich in der kurzen Zeit, die er verwundet in der Rußiſchen Kriegsgefangenſchaft zugebracht hatte, die Hochachtung der Staabsofficiere erworben, die damals in Frankfurt commandirten und in Beſatzung lagen. Dieſes machte daß der damalige Commendant der Herr Oberſte von **Chetmoff**, ein würdiger Mann, und der ebenfals ſehr menſchenfreundlich geſinnte Herr Platzmajor von **Stackelberg**, dem Vorſatze des Herrn Prof. **Nicolai**, den Seligen mit allen möglichen Ehrenbezeugungen beerdigen zu laſſen, auf alle Art hülfliche Hand leiſteten. Wäre dieſes nicht geſchehen, ſo wäre es eine Art von Kühnheit geweſen, einem Preußiſchen Officier, in einer

unter

unter feindlicher Bothmäßigkeit befindlichen Stadt so viel Ehrenbezeugungen zu beweisen.

Der sechs und zwanzigste August ward zur Beerdigung angesetzet. Der Herr Prof. Nicolai hielt in Gegenwart einiger dreißig Russischen Officiere, und einer starken Anzahl anderer Zuhörer, dem Seligen eine rührende Trauerrede; vor und nach welcher von der musikalischen Gesellschaft eine Trauermusik aufgeführet wurde. Der Leiche, welche von zwölf Grenadiers a Cheval getragen wurde, folgte der Herr Commendant, und eine grosse Anzahl Rußischer Staabs- und anderer Officiers, welche größtentheils deswegen ausdrücklich von der Armee angelanget waren. * Hierauf folgten verschiedene Professoren und Mitglieder des Magistrats, die Studiosi machten den Beschluß.

Als man bey der Beerdigung keinen Officierdegen bekommen konnte, um ihn gewöhnlichermassen auf den Sarg zu legen, nahm ein Rußischer Stabsofficier seinen eigenen Degen von der Seite, und gab ihn dazu her. Nein! setzte er hinzu, ein so würdiger Officier soll ohne dieses Ehrenzeichen nicht begraben werden. Ein kleiner Umstand! aber der der Denkungsart dieses Kriegsbefehlshabers Ehre macht!

So

* Es waren darunter, nebst dem Herrn Commendanten und Platzmajor, der Herr Oberstlieutenant von Medam, die Herren Majors von Haudring und von Folkersahm, welcher letztere vermuthlich ein weitläuftiger Anverwandter des Seligen ist.

So starb Kleist, im Leben geliebt von jedem der ihn kannte; und im Tode selbst von den Feinden geehrt. Der König und das Vaterland verlieren an ihm einen tapfern und erfahrnen Officier, Deutschland einen vortreflichen Dichter, und seine Freunde, einen Freund, dessen Verlust sie nie genug beweinen können.

Er war groß von Person, und wohl gewachsen. Er hatte das Ansehen eines Soldaten, aber es war ihm natürlich, und er suchte nicht, es sich zu geben. Er hatte eine natürliche Neigung zum Soldatenstande, und verstand alles was dazu gehöret. Der König schätzte ihn hoch, so wie auch der Prinz Heinrich. Er war einer von denen Officiers, welche Se. Maj. aussuchten, Gesellschafter des itzigen Prinzen von Preussen zu seyn, und mit Sr. Königl. Hoheit zu speisen.

Er sprach deutsch, lateinisch, französisch, polnisch und dänisch. Er war in keiner Wissenschaft ein Fremdling. Die Alten und die besten unter den Neuern hatte er mit ausserordentlicher Begierde gelesen.

Seine Liebe zur Dichtkunst und zu allen schönen Wissenschaften, werden ihn unsterblich machen. Seine Gedichte haben einen originellen Schwung, er redete allemahl aus eigener Empfindung, also findet man darin nichts kaltes, nichts geschminktes, er wollte allemahl lieber rauh als unschmackhaft seyn. Er pflegte täglich spazieren zu gehen, und ließ sich auch das unangenehmste Wetter da-

von nicht abhalten, davon rühren die vielen wahren und lebhaften Schilderungen der Natur her, die man in seinen Gedichten antrift.

Er war gegen sich selbst unempfindlich und beynahe stoisch; Er verachtete die Gefahren, das Leben war ihm gleichgültig, sobald es nur auf die Ausübung auch der kleinsten Pflicht ankam. Seine geletzte Gemüthsbeschaffenheit ließ nicht zu, daß körperlicher Schmerz über ihn eine grosse Wirkung haben konnte. Ob er gleich auf der Wahlstatt in der äussersten Verwundung und Entkräftung lag, und alle Augenblick den Tod erwarten muste, so wuste doch sein Geist so wenig davon, daß er über die seltsame Gesichtsbildung und die begierige Mine eines Cosaken der ihn auszog, zu lachen anfing, und auch nachher, als er in Frankfurt lag, hat er diese ausserordentliche Gestalt nicht vergessen können, sondern noch zuweilen darüber lachen müssen. So wenig ihm aber die Stärke seines Geistes zuließ, sein eigenes Unglück zu empfinden, so grossen Antheil nahm er doch an den widrigen Zufällen anderer. Jeder Unglückliche hatte ein Recht auf sein Mitleiden, und nie schätzte sich dieser edle Geist glücklicher, als wenn er helfen konnte. Dieses zeigte er insbesondere in der Aufsicht über das Lazareth zu Leipzig, früh bis spät war er beschäftiget, einige tausend Unglückliche zu versorgen, er setzte sich den allerunangenehmsten Untersuchungen, den Widersprüchen anderer, selbst der Gefahr einer eigenen Krankheit aus, um ihnen so viel möglich zu helfen. Er drang in den kleinsten Detail ihrer Bedürfnisse ein, und versahe sie damit, ehe er doch darum angesprochen wurde.

Ei-

Eigennutz, Neid und Stolz sind alzuniedrige Eigenschaften, als daß sie iemals, in eine so schöne Seele hätten kommen können. Er war der erste, der unbekannte Verdienste hervorzog, und seine eigene Vorzüge ließ er sich nie merken. Bereitwillig iedermann iederzeit Dienste zu leisten, war er viel zu groß, daran zu denken, ob er sich etwa bereichern könte.

Er war gesellig, aber nur für eine kleine Gesellschaft ausgesuchter Freunde. Diese liebte er mit der grösten Zärtlichkeit, mit einem Eifer, dessen Andenken ihnen ewig Thränen auspressen wird.

Der beste Mann wäre eines bessern Schicksals würdig gewesen, wenn es anders ein gutes Schicksal ist, lange zu leben. Aber diese Welt, die er selbst verachtete, und in die ihn blos seine Freunde einigermassen zurückhielten, war nicht im Stande ihn zu fesseln. Höhere Tugend erforderte eine höhere Sphare. Wir bleiben zurück und beweinen, nicht ihn, sondern uns, die wir ihn nicht mehr besitzen. Sind Tapferkeit und unerschrockner Muth, sind Gelehrsamkeit und Geschmack, sind Menschenliebe, Freundschaft und das edelste Herz, Titel zum unsterblichen Nachruhme, so wird ihn Kleist haben, er, der alle diese Eigenschaften im vollkommensten Grade besaß.

Die Grabschrift, die er auf einen seiner verstorbenen Freunde gemacht hat, muß die seine werden; sie schickt sich auf niemand besser, als auf ihn:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenliebe und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb fürs Vaterland, er starb mit Heldenmuth,
Ihr Winde wehet sanft, die heilge Asche ruht.

Eyn

feyner kleyner

ALMANACH

Vol ſchönerr echterr

liblicherr Volcksslieder, luſtigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeſchichte, geſungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelſengernn zu Deſſaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn zu Ritzmück ann der Elbe.

Erſter Jahrgang.

Mit Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. allergn. Freyheiten.

Berlynn vnndt Stettynn,
verlegts Friedrich Nicolai 1777.

Gunſtiger liber Leſer. Es iſt traun dz edle Handwerck der Poeterey, mit dem edlen Handwerck der Schuſterey, ſo demſelben gleichbürtig, nicht vnbillichen tzu vergleichen. Denn ob ſchon in diſen letzten betrubten Zeiten, die Welt ſich wol vmbkehrt hett, dz di Poeten groſze Hanſen worden, vnndt eynen erbern Schuſter ſchier eben vber d'Achſel anſehn mügen; wars doch wol bey den liben Alten faſt anders, uff latein: olim non erat ſic. In Zeyten, da ein dapferer Feldhauptmann den Pflugk zu treyben, und Fürſtenkinder zu ſpynnen vnndt zu weben eyn ſeyn

Beliben trugen, geſchah es furbas, dz eben der-
ſelbig Mann, one Spot, zugleich der Geſetzge-
ber, vnndt der Poet, ja auch der Schuſter
ſeynes Stammes war. Auch iſt ſint ſolcher
Zeyt, dicke Jare dz Handwerck der Poeterei
bei andern erlichen Handwercken darob verbli-
ben, furnemblich beyn löblichen Handwercken
der Schuſter, vnndt nach diſen der Leinweber.

Die Schuſter ſind alter Zeyten ſchon, bey
teutzſcher Nation ſonderbarlich befliſſen gewe-
ſen, libliche Reyen und Geſenge zu machen, deſs
zeugen mag, Meyſter Hanns Sachs, wol
eyn Vater aller Teutzſcher Poeterey, vnndt dero
Groß-Vater, Ottfrid der Münch, welcher
eyn Schuſter wz, eh er eyn Münch ward,
wie wir davon in der Kronicken leſen. Die

Lein-

Leinweber aber, von ye her, waren flinck, mit klaren Stimmen zu ſingen, die Reyen von Schuſtern gemacht, vnndt darob auch wol bey Feyerabend zu klügeln, vnndt weydliche Theoreyen zu erdencken.

Als denn nun Vndanck der Welt Lon iſt, ſo haben, mit Gunſt zu ſagen, die erbern Leinweber, ſich ungeburlicher Weyſe, über die erbern Schuſter erhebenn, vnndt mit ſolcher Klugeley jrem Gewercke eynen zimlichen Ruhm der Poeterey bewaren, dem erbern Schuſtergewerck aber rauben wollen. Taufenn, gantz heymlich, ſint etwelcher Zeyt, gewandsweyſe allerley hipſche vnndt artliche Eynfäll in der Poeterei, den erſten Wurff, als ob ettwan eyn Leinweber ſeyn Schiff wurfe, tau-

fenn eyn'n hohen Sinnesbegriff der ſchlumps den Poeten antritt, eynen Sprung, gleich als ob dem Weber, fur zu grobem Wurf, eyn Faden ſprenge.

Iſt aber eytel Miſchmaſcherey mit ſolchen almodiſchen Genammſel, denn's ſolten, ſolch ſchnell vnndt gewaltig Einfelle der Poeten, nicht ſo faſt, der erſte Wurff, als der erſte Schnytt benamſet werden. Haben denn wol vnſere lieben Vorfaren an der Poeterei vnndt an der Schuſterei, ob ſie eyn'n Reyen zu dichten, oder eyne Sole zu ſchneyden hatten, eyn Winckelmaſs angelegt? Mit nichten. Dichten vnndt Schuſtern geſchah, uffm erſten Schnytt, frey, auſs innerm Drang eyn' Sole zu ſchneyden. Hir eyn Schnytt h'neyn, dort

eyn

eyn Schnytt h'raus, war eyne lebendige Darstellung, dz die Sole uffm ersten Schnytt geschnitten (*) war. Gerad so eben schnytt der Meysier seyne Poeterey, vnndt alsz vber dem nackten Fusze, ob der Sole, der lebendige Odem freyer Lust webte vnndt wehte, so wehte vnndt webte auch alles in der Poetrei.

Da denn nu, in der Folge = Zeyt dz liebe Alte nimmer gelten solt, ward aus der Poete:

(*) Mags nicht bergen, dz ich Endesbenannter, noch yetzt meyne Solen nach eben sollicher alten teutzschen Art schneyden thue, womit auch menniglichen wol zufriden, wer nicht der Kuster, eyn naseweyser Mann, vngeschelten, der beym Wolfio in Hallé, die Philosophey vnndt solche andere brodlose Kunste gelernt hatt.

Poeterey die Versmacherkunst vnndt aus der Schusterey die Schumacherkunst, trennten sich grymmiglich. Da tet der Meyster eyn hulzen Leysten nemen, druber schlug er seyn Schu, wie 'n Geheuse, dz ja feyn an Fuszen passen solt, vnndt macht Verse nach sonderlicher Regel vnndt Furschrift. Da wurden Schue recht schicklich, dz die Fusze quetzschten sich ubereynander, krigten Lichdorn, dz Gott erbarm! Wi's denn mit'm Versen gyng, lygt zu Tage, wurden Dinger draus, die noch Schuster noch Leinweber erleyden mochten.

Endlich merckt nu eyn Bidermann wol eben, dz in disen letzten betrubten Zeyten, da der yungste Tag fur der Tur ist, vollends alles drunter vnndt druber geet. Da

geets

geets an eyn Cultiviren, dz heyſt, an eyn Verderben, an eyn Newern, an eyn Schlemmen, an eyn Finantzen, an eyn Hofyren, da ſoll alles zirlich, manirlich, gelart vnndt heflich ſeyn, dz gantzes menſchliches Geſchlecht ob ſolchem Verbeſſern vnndt Verſchenern, im Grund gantz verderbt iſt, vnndt keyn'n alten Schupfrymen mehr wert were, wenn nicht noch beym gemeinen Haufen, abſonderlich bey den erbern Gewerck'en, eyn kleynes Funckleyn vnverderbter Natur, ſam vnter eyner Aſche ligen tete.

Mit der liben Poeterey, iſts denn nun, Gott erbarms, gar zu Ende. Uber dem Verſemachen mocht keyner mer den erſten Schnitt, oder dz ich nach leinweber Art vnndt Kunſt

ſpre-

spreche, den ersten Wurff, fulen konnen; wer' s nicht, dz bey den erbern Handwercks-burschen, noch die alte teutzsche redliche Poeterey weben vnndt wehen tet. Nicht nach Regel Lynial vnndt Brettergeruste newer Vers-macher, denn kluge Handwercksbursche, wissen fast wol, dz Poeterey, Hertzens-Ausgusz ist, vnndt wie' n Piltz aus feuchtem Balcken, vngeseet vnndt vnverlangt, aus innerm Drang hervorschwellen muß; sondern nach altem Schnitt vnserer liben Vorfaren, singen sie alte Reyen vnndt Lieder, nach alter eigner Weyse, pflanzens von Mund zu Mund vngeendert fort, vnndt sindt dabei immer noch die Schu-machergesellen vnndt die Leinwebergesellen, wie sonst, die furnembsten.

Zwa-

Zwaren ſpuret man hin vnndt her, newe Geſellen, nennen ſich Genyes, ſchwetzen d' Lang vnndt d' Queer, von Volcksliedern, vom Wurfe vnndt Sprunge; 's aber eytel Mummerey mit den Kerlen, 's ſind doch Verſemacher. Wollen eben wz newes haben, wollen Oren kitzeln, wollen ſeynen Damen newe Lydlein vormachen, ſtelen drob, aus Volcksliedern, hir'n Wort, da'n Wort, ſticken's in jre Verſe, machen 'n Schnitt queereyn, als wer's erſter Schnitt, mag doch ſolch Mummenſchanze nicht ercklecken, dz eyn erber Handwerckspurſch ſolch almodiſche Reyen ſingen ſolt, möchtens ſeyne Damen, kann vnſer eyns nicht wiſſen. 'Sind eben vnnder derley Genyes, gar grobe Knollen mit vnnder, meynens ſeyn naturlich, wenns ungehobelt vnndt plump iſt,

reden

reden da one Schew deſs furm Frauenzim-
mer nicht zimet, gar von A * vnndt Sch * *
vnndt ſolchem mehr, dz eyn erber Handwercks-
geſell eyn Grewel drob haben mechtt.

Mit ſolcher Miſchmaſcherey, alter vnndt
newer, feyner vnndt grober Art, iſt traun
nicht z' hoffen, alte teutzſche Volckspoeterey
mochtt new emporbracht werden, gleych Ge-
nyss etwann wenen. Wenn eyn Hofſchrantz
bey eynem Frewden-Gelage, ſich in Sammt
vnndt Seyden, wie eyn Schlottfeger kley-
dett, mochtt er drumb konnen eyn Eſze ke-
ren? Oder ob reiche Schlemmer bey eyn'm
Mummen-Tantz eyn Wyrtſchaft vorſtell-
ten, zugen auf, wie Schuſter, Tiſchler,
Zimmerleutt, Weber vnndt Schneyder, wer

dz

dz erliche Hantirung oder vilmer nicht grosszer' Uppigkeit?

Di euszer Form thut's warlich nicht. Kleid'st du deyne almodischen Gedancken Form eyn's alten Volcksreyen, bleibts doch ewig eyn almodischen Vers, wird drum keyn warer Volcksreyen. Wollt eyner Handwerckspurschen-Lider recht machen, vnnd wollt sie recht geniszen, der must eyn rechten Handwerckspurschen-Sinn haben, must tuen, wi Handwercks Gebrauch ist. Komm her Meyster Genye! solst fru aufsteen, solst spat arbeiten, dz dir'r Schweisz ausbricht. Kommt Sonntag, gee in die Predig vnndt darnach ynn die Herberg mit andern Gesellen, geneusz hertzlich die kleyne frohe Stunde, lasz

dir

dyr geringen Tranck ſchmecken, brich auſs in eyn frölliches Lied. Sollſt auff Wanderſchaft gehen, ſollſt hungern, ſollſt keyn Pfennigk im Sack haben, tritt hin fur 'ne Tur, vnndt ſing'n Lied dafur, von Lenore oder von Leonardo, nimm wz dir gute Leutte geben, gee fort, ſticht dich d' Sonne, druckt dich 'r Renzel, ſing'n luſtigen Reyen, vom Hirſchleyn 'm Walde, oder von den drei Röſlein, mochten doch Wurffe oder Sprunge, oder Schnitte dreyn ſein, dſs achteſt du nicht, ſingſt du dir doch den Weg hin, und erreichſt friſche Streu.

Wol traum meyn Kenye, dz dunckt dich nicht gut. Mochſt liber uff weichem Matratzenſtul geſtreckt ligen, atzen dich mit Schlecken vnndt

vnndt Mengelmuſz vom franſchen Koch gewurtzt, ſpulens ab mit Malvaſier vnndt franſchem Sprudelweyn, ſyngen denn, ſatt vnndt ſelig, eyn Volckslied, vom feynen Libchen oder von Geſpenſtern, die ym Mondenſcheyn wandeln, ſprechen von der kalten Vernunſt, ſchelten uff die Cultur, ſchon du keyne Lippigkeit, ſo myt ſollicher Cultur hervorkommt, entberen mochteſt, klagen bytterlich, ſchon du ſelbſt ym Sauſe ligſt, ob dem Verfeynern vnndt Verzarteln, gee teutzſche Mannhaftigkeyt verloren, vnndt teutzſche Poeterei konne keynen mechtigen Schwung nemen.

Vho! meyn Fentchen, ſo geets nicht. Wer eyns haben wyll, muſz's andere auch nicht verſchmehen, dz deine antwortet. Wolle'

eyner hoch fligen, ſam eyn Vogeleyn in der Luft, muſt er auch konnen, Wurmer vnndt Spinnen eſſen, ſam eyn Vogeleyn, vnndt ynn eynen engen Ritz kriechen furm Wetter; iſt jm aber feyſtes Ryndfleyſch zur Narung not, ſo bleyb' er uff Gottes Erdboden. Hebt ſich ſo eyner aber doch, meynt er wolle fligen, wird er gar unſanft uff d' Naſe fallen.

Eſz muſz traun gantz getan ſeyn, oder muſz gar bleyben. Wolan, jr Genyes, wollt jr teutzſcher alter Volckspoeterei aufhelfen, laſzt alle Culeur, Uppigkeit vnndt gelartes Weſen, werdet erliche Handwerckslewtt, Schuſter, Weber, Schreyner, Gerber, Schmide, arbeitet vile Wochenlang mit Macht, biſz eyn Tag komme, dz jr den Drang fulet, Volcksli-

der

der z' dichten. Da wird denn Tatkraft ynne ſein, di werdenn d' Sele fullenn, werden's Volck wie 'n Fiber erſchuttern, werden, eym freſzenden Krebſz gleych, vm ſich greifen, werdenn aller böſen Cultur, die ewren Schnitten vnndt Wurfen hynderlich iſt, rein ſchababe machen. Sollt's euch aber, meyne Genyes, doch nicht gelyngen, aus teutzſchen Vaterlande, d' leydige Ordnung vnndt eyſzkalte Vernunft gantz weg zu ſyngen, vnndt dafür eynzufuren, den eynfeltigen Kyndesſynn vnndt erlichen Koler = Glauben, der euch Volcksſengern wol fuget; wyrd doch teutzſchem Vaterlande ewer Handarbeyt, mer Frommen bringen, als ewer putzige wyndſchife gelerte Volckslider, womit jr eytel Spilwerck treybt, vnndt di 's Volck nymmer ſyngen mochtt.

Eyns muſzt je ſein, liben Leutt, vnndt dz recht. Entweder bleibt furnembe vnndt gelarte Leutte, dychtet vnndt ſchreybt denn in Gottes-Namen, fur furnembe vnndt gelarte Leutt, wi ſichs gebuert; oder werdet Handwerckspurſchen vnndt Keſſelflicker, ſonſt komt je fur Handwerckspurſchen vnndt Keſſelflicker faſt nicht ſchreyben vnndt dychten. Hat da eyner, heiſt Danyel Wunderlich, etwan eyn Schryfileyn von Volcksliedern * ynn offenen Truck ausgeen laſzen, mocht auch Sachen vereynigen, di nicht zu vereynigen ſieen. Weent drob, all' di groſzen gelarten Gedychte, alſz der raſende Roland, di Feen-Konigynne, Fyngal vnndt Temora, vnndt ſollt' manns glauben, di Ilyas

* vnnm teutſchen Muſeum. S 410.

Ilyas vnndt Odyſzea, ſeyen nichts als Volcks-lider geweſen, di uff Marckten, uff den Gaſſen, oder fur den Turen, gegen eyn Pfennigk-ſemmel oder Petermennchen geſungen worden, daher denn auch der gemeine Beyfall komme, der ſo vilen Leutlein vnbegreiflich iſt. Meyns Danckens aber, iſt doch zweyerlei nicht eyner-lei. Wenns denn wer, dz d' Geiſzhirten ym Griechenland, dz Lied Ilyas genannt, vnndt d' Sackpfeyfer ynn Schotland, den Reyen von Fingal, einſt geſungen hetten; mag doch dz, wz den Geiſzhirten vnndt Sackpfeyfern darinn gefile, yetzunder 'ne Muck uffm Schwantz vbern Reyn furen, vnndt muſz noch etwan wz anders ſein, dz ſo vilen furnemben gelarten Leuten, ſint vndencklichen Jaren, ym diſen Poetereyen baſz gefellt. Wollt eyner yetziger Zeit d' Ilias etwan

nach Volcksliderart verteutzschen, mocht er dess, von Gelarten, wie von Handwercksspurschen, schlechten Danck haben.

Hett druber auch Danyel wol davon schweygen mögen, dz eyner die Geheimnysse der Zauberkunst der Volcksslider aufdecken solte. Dabey spurt der gunstige Leser, dz Meyster Danyel eyn Leynweber ist, will wider eyne new Theorey vnndt Klugeley uffbringen, di uff nichts besteet. Ist meyness dunckens ynn Volcksliedern weyter keyn Zauber, denn dz sie dem Volcke stetig liben, sintemal s' furs Volck grad recht sind; vnndt erst nach hundert Jaren, tuen s' furbass auch wol Gelarten gefallen, sintemal Furwitz ymmer wz newes furnemben wyll, vnndt enndlich ausm alten wz newes zuschneyden muss.

Dz

Dz aber gib ich Meyſter Danyeln zu, 's were gut, alle alte Volcksliedere wurden uffbehalten, vnndt ynn Truck geben. Nicht zwaren nach Danyels Sinn, fur d' gelarte Versmacher, dz ſie 'ne Fundgrube fur jre Kunſt hetten, oder teutzſch zu reden, dz eyner den andern, mit ſolchem Tand eyn Zeytlang eyn Naſe dreen, oder als eyn'n Gympel henſelirenn vnndt heymſeilenn mochte: Sondern in Steten fur erbere Handwerckspurſchen, uffm platten Lande fur Spinnſtuben, vnndt uffn Merckten fur Benckelſenger, di ſich damit neren. Sonſt mogens d' gelarten Hanſen, ymmer d' Hende davonn laſzen.

Iſt auch eben nicht not, alſz Meyſter Danyel wenet, mann muſze vnnder Jegern,

Hecheltregern vnndt Trutſcheln umblaufen, nach Volckolidern tzu ſpuren. Konnt auch nicht gar ſicher ſeyn, ob alles echtt ſeyn mochte. Eſz iſt werte teutzſche Nation durchs leydige Cultiviren ſeer verderbt. Sind Jeger z' oft bey feynen Damen, vnndt Trutſchel z' oft bey feynen Herren, konnten ſ' wol von dero Beluſtigungen deſz Verſtandes vnndt Witzes, vnndt anderm firlefantz, wz an ſich behalten. Hecheltreger ſind gar Wahlen, ſingen welſche Arien, mochtenn vnſer' Frewleyn weyterſz noch zum welſchen Syngen verfuren, deſzen Erewels, dz tugentſame Frewleyn Yris ſchon bytterliche Klage * furen tuet.

Ich

* ym fünften Band S. 131.

Ich Endesbenanter kann, nachgesetzter echter alten Reyen vnndt Lider halber, eynen beszern Gewersmann geben, an Meysstern Gabryel Wunderlichen, welchen der Leser mit Meysstern Danyel Wunderlichen nicht verwechsseln wolle, sintemal Meysster Danyel, alsz schons erklert, eyn Leinweber ist, aber Meysster Gabryel war eyn Schuster.

Diser Meysster Gabryel ist geboren im Jar vnsers Heylandes 1568, tzu Beuchlitz unweyt Merseburg, hat erlich dz Schusterhandwerck gelernt, war aber schons ynn zarter jugend eyn gewaltiger Meysstersenger, macht' vnndt sang hipsche Reyen vnndt Lider vnndt sonderliche Mordgeschichte. Alsz er Burger vnndt Meysster tzu Dessaw worden, war jm,

dat er eyn luſtiger Geſell, das Schuſterhand-
werck nicht ſeer gemutlich, gab ſich uffs Syn-
gen, tett manche Reyſen, hett wol Turyngen
vnndt den gantzen Hartz tzu Fuſs durchwan-
dert, lernett vil koſtliche Lider vnndt Reyen,
ſyngett uff den Meſſen tzu Leipzigk, vnndt
kam wider nach Deſſaw, als eyn ſtattlicher
Benckelſenger, war bey hohen vnndt niedern
ſeer geert, vnndt hett' ſonderliche Gnade fun-
den bey Fürſt Joachim Ernſt, dem macht' er
das newe Lyd von Keyſ. May. wi ſie die Fran-
zoſen gekrieget hatt', yn Bruder Veyten Ton;
vnndt ander Geſenge meer. Hett' auch das
junge Herrleyn Fürſt Ludewig, der nachher ein
loblicher Regent worden, tzu Meyſter Gabryeln
eyne gnedige Zuneygung, mochtt deſzen Ge-
ſang gern horen. Alſs nun Fürſt Ludwig

nach

nach Fürſtbrüderlicher Teylung Anno Dom. 1606. d' Regirung antrat, nam er Meyſter Gabryeln weyters in ſonderliche Gnade, liß jn oft myt ſeynem Geſange z' Cöthen bey Hofe uffwarten, vnndt hett ſolch Gefallen dran, dz eyn yeder Meyſtern Gabryeln als eyn'n Furſtl. Benckelſenger achten tete.

Ging alles ſeyn gut, biſz 1617, ynn Weimar, uff Anraten des edlen Caſpar von Teutleben, die lobliche fruchtbringende Geſellſchaft errychtet, vnndt wurde Furſt Ludwig, als der Durchlauchtige Nerende tzum erſten Oberhaupt erkiſet. Da lieſz der lobliche Furſt, uffm Schloſſe Melaw unſern Deſſaw, ynn dem Turm, mitten ynn dem groſzen runden Saale, eynen Palmbaum artlich zurichten, an deſſen weytſchichtigen Zweygen, di Conterfeye

der

der furnemben Mitglyder hingen, vnndt an der Mauer rundumb, waren die Namen, Wort, vnndt Gemälde, uff graw Atlaß, vnndt dero Wapen uff sittiggrunen Atlas, kunstlich gestickt uffgehangen, dz feyn lustig anzuschawen war.

Meyster Gabryel tett im eynbilden, er möge auch, eyn Glyd sollicher hohen Geselschaft werden, schyn auch der Furste deme schyr geneiget. Alß aber der edle Caspar nacher Melaw kam, tett er dem Fursten eynreden, es zime sich nicht, dz eyn Benckelsenger auß dem Oelberger * Bescheid tette. Machtt

* Wer eyn stattlich Schalenglaß od. Pocal, den yedes Mitglyd des lobl. Palmenordens, bey der Uffname, vol Weyn außtryncken must.

Macht den loblichen Fursten abwendig, wurd Meyster Gabryel hindangesetzt, kam izu Melaw gar eyn' newe Art uff, wurden da sonderliche Klynggedychte vnndt Ryngelreyme verlesenn, nach welscher Weyse, vnndt alte teutzsche Reyen wollt keyner noch horenn noch achtenn.

Desz teit sich Meyster Gabryel ynnigklichen hermenn, dz seyne altteutzsche Reyen vnndt Lider niemannd furt liben mochtenn, must sie bey sich haltenn. War eyn kurtzer runder fast feyster Mann, vnndt synd derley Volcks-lider fast uffblehender Natur, isl er zu Nacht schyr erstickt funden worden, konnt kaum mit eben schwacher Stimmen krechzen:

Es ritt eyn Jeger wolgemut
Wol ynn der Morgen-Stunde,

vnndt verscheyd darob, Anno Dom. 1619.

Seyn

Seyn Leyb iſt tzu Melaw uff gemeinem Kirchhoff begraben, ſeyn arme Seel aber hett ſint deſzen keyne Rue. Seyn'n Geyſt hortt man oft vorm Schloſſe tzu Melaw wo der Turm ſtund, dreymal Kleglich ſeufzen, denn wanderrt er uffm Wege von Melaw nacher Beuchlitz, da jn manchen Biedermann oft geſeen vnndt begegnet hett. Iſt ſtets ſittiggrun angetan, tut nimanden leydes, wandelt uff gruner Heyde, ſiet bey Stegen, bey anmutigen Waſzern vnndt Bechleyn, bey heyterm Mondenſcheyn, vnndt ſyngt mit heller Stymmen alterutzſche Volckslider.

So

So hab denn ich Endesbenannter, Meyſter Gabryels Geyſt oft behorcht, vnndt anſz deſzen Munde, nachgeſetzte echte alteutzſche Reyen vnndt Lider, wo ich gekonnt, auch mit dero echten alten Weyſen, uffgeſchriben, vnndt laſze ſie, erbern Handwerckßgeſellen, Benckelſengern, vnndt andern Volcke zu frommen, ynn offnen Truck auſzgeen.

Meyſter Gabryels Geyſt ſyngt noch ymmer fort. Konntt nicht der erwirdig P. Gaſzner etwann eyn Wunderteter in Elwanngen ym Beyerlande, welcher dato nach Oberſachſen vnderwegs, des ✝ ✝ ✝ Teufels Macht tzu zerſtoren, oder ſonſt eyner der ſtattlichen Wunders

derteter ynn der Schweytz, wirdt seyn, der St. Martyn vonn Schyrbach, die Waszerprophetynne tzu Byel, vnndt derley mer, den Geyst bannen, vnndt d' arme Sel zur Rue bringen, werd' ich Endesbenanter furbasz horchen, vnndt wol tzu Jar wider eyn'n kleynen Almanach * vol Volcks=

* 's mögen erbere Gewercke hinit wiszen, dz diser Zeyt, eynn Allmanach nimmer eyn Calender ist, nachen Jarzeyten vnndt Wetter tzu seen, oder ob nöthig Haar abzuschneyden vnndt Bawholtz tzu fellen, gleych vnsere liben alten teten. Sondern sint nicht lengsten, heist eyn Allmanach eyn jerliches Bundel fast kleyner Verseleyn vnndt lustiger Schlemperlider, muszigem Volcke tzur Kurtzweyl, vnndt werden solliche Allmanachen, eben klyntzerlich kleyn getruckt, di furen almodische Meñleyn

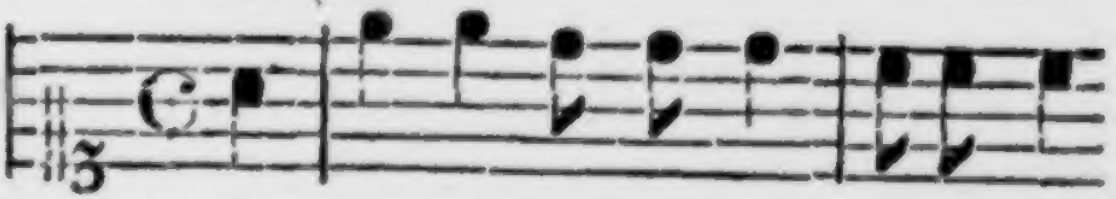
Volckslider auſzgehen laſzen, 'ſiſt doch nicht newmodiſche Lapperey vnndt Flyckerey, deren werte teutzſche Nation wol muſzig geen konnt, ſondern 's ſind echte altteutzſche Reyen, alſz vnſere liben Voreltern hetten, vnndt gereycht erberm Schuſtergewerck tzu Troſt vnndt Eren. Deſz magſz der Neydhart di Jene ſletzſchenn, kummert mych nicht.

Mſtr. Daniel Seuberlich
Schuſter tzu Rizmück ann der Elbe.

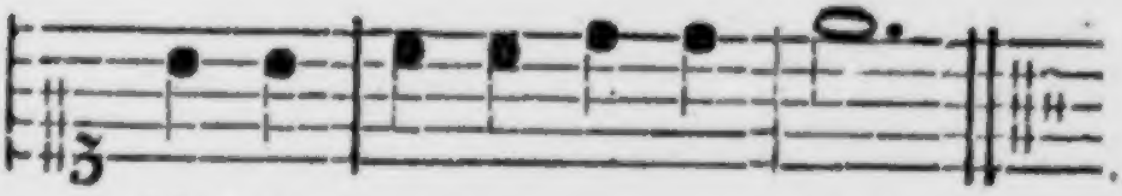
---

leyn vnndt Damen, ynn jren Teſchleyn vnndt Neebeuteln, gleych eben, fromme Handwerckspurſchen, den Wanderſzmann oder Cubachs Hertzenſeufzerleyn, ynn jren Rotzeln furen tuen.

Tempo giuſto.



Eſz war eynmal eyn Schu=macher=Ge=



ſel, dz war eyn yun=ges Blut!

I.

Eyn feyn Lied von ey'n Schu=macher=Geſellen.

Eſz war eynmal eyn Schumacher=Geſel,
Dz war eyn yunges Blut.

Der machte des yungen Wildgraven feyn Weyb,
Eyn paar ſchneweiſze Schu.

Alſz nu die Schue verfertiget warn,
Legt er ſych nider vnndt ſchlyf.

Da kam des yungen Wildgraven ſeyn Weyb,
Setzt' ſich zum Heupte vnndt ryf.

„Stee uff! Stee uff! Schumacher-Geſel!
„Eſz iſt ſchon an der Zeyt!

„Du ſolſt heunt bey myr ligen gar ſeyn,
„An meynem ſchneweiſzen Leyb.„

Sie ſchawten wol hin, ſie ſchawten wol her,
Sie dachten ſie weren alleyn.

Da furte der Teufel das Kammermenſch her
Zum Schluſſelloch guckte ſie 'neyn

„* Ach gnedlger Herr, groſzmechtiger Herr,
„Groſz Wunder von ewren Weyb!

* Dz Kammermenſch ſoll man ſeyn, mit der Fyſtel, eyn Octaven höer, vnndt den Wildgraven eyn Octaven tiſer ſyngen.

„Da ligt eyn yunger Schumacher-Gesel,
„An jrem schneweiszen Leyb. „

„„Ligt denn eyn yunger Schumacher-Gesel,
„„An jrem schneweiszen Leyb.

„„Eyn Galgen laszt ich bawen gar seyn
„„Da sol er hengen dreyn. „„

Alsz nu der Galgen verfertiget war,
Furt man jn zum Tor hinauszt.

Da kam behend eyn' reytende Post,
Man solt' jn laszen loszt.

Wohinn, wohinn, Schumacher-Gesel!
Wohinn stet dyr deyn Synn?

Nach Coblentz will ich reysen behend
Nach Dusseldorf stet myr meyn Synn.

Waszt zog sie von jrem Fynger gar seyn?
Eyn Ryngleyn von Golde so rot.

Da hir, da hir, Schumacher-Gesel,
Dz trage bisz ynn den Tod.

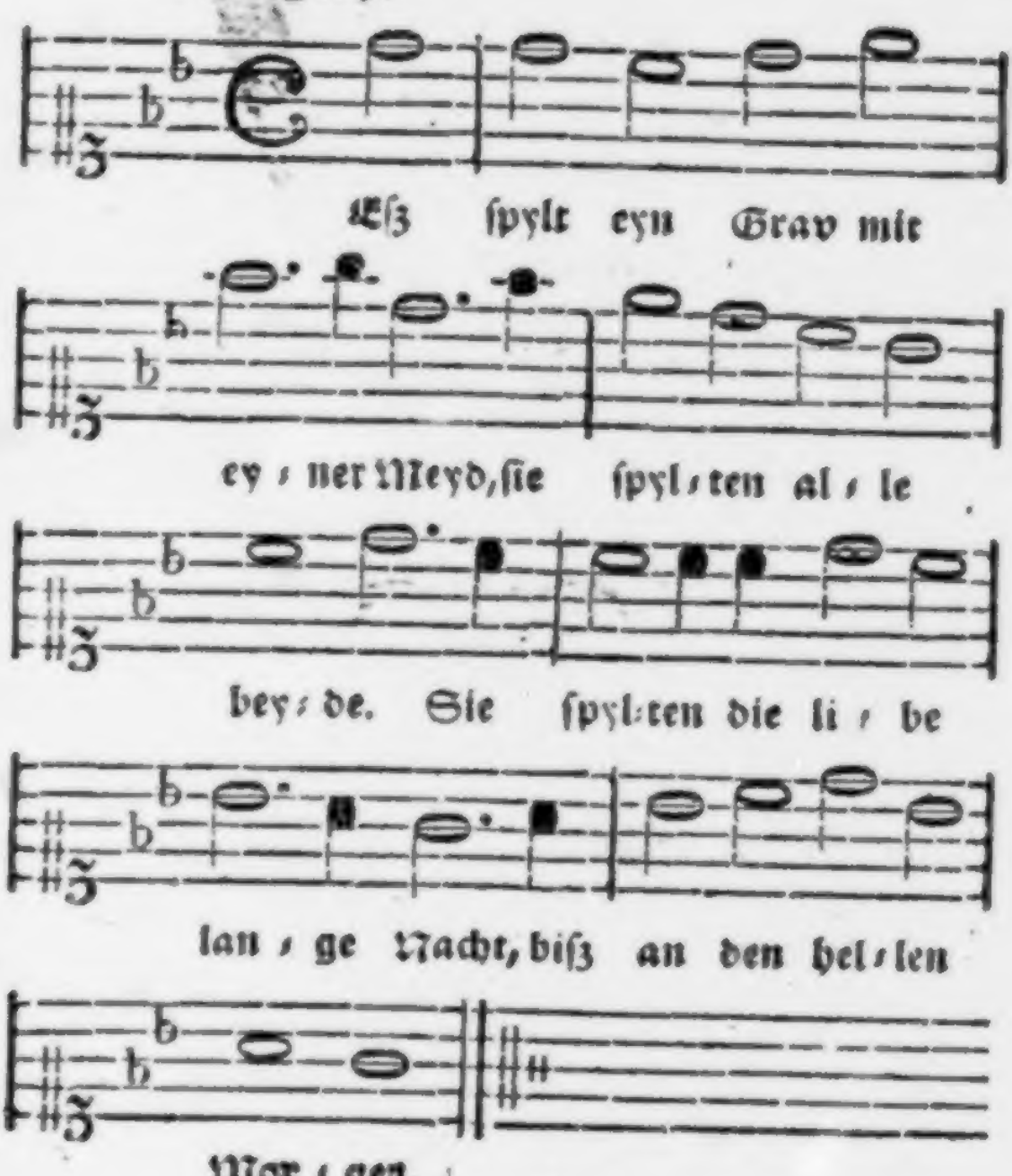
Wes zog ſie auſz irer Taſche gar ſeyn?
Dreyhundert Goldgülden ſo rot.

Da hir, da hir, Schumacher/Geſel,
Da kauf dyr Weyn vnndt Brod.

Iſt Reyniſcher Weyn dyr tzu ſawer, meyn Kind,
So trinck ſüſzen Malvaſier.

Vnndt wenn du dz Geldchen verzehret nu haſt,
Komm wider, vnndt bleybe bey mir.

Beweglich.


Es ſpylt eyn Grav mit
ey ner Meyd, ſie ſpyl ten al le
bey de. Sie ſpyl ten die li be
lan ge Nacht, biſz an den hel len
Mor gen.

II.

Eyn klegliche Mordgeſchicht,
von ey'm Graven vnndt eyner Meyd.

Ym Ton: Eſz lag ein Schloſzel in Oeſterreich ꝛc.

Eſz ſpylt eyn Grav mit eyner Meyd,
Sie ſpylten alle beyde,
Sie ſpylten die libe lange Nacht
Biſz ann den hellen Morgen.

Alſz nu der helle Morgen anbrach,
Dz Meydleyn fing an tzu weynen,
Eſz weynt ſich die ſchwartzbraun Eugleyn rot,
Nyngt jre ſchneweiſze Hende.

Weyn' nicht, weyn' nicht, allerſchonſtes Kynd!
Die Ere ich dyr bezale,
Ich will dyr geben eyn'n Reuters-Knecht,
Dazu dreyhundert Taler.

Ewern Reutersknecht den mag ich nicht,
Was frág ich nach ewern Gelde,
Ich will zu meyner Fraw Muter geen,
In eynem friſchen Mute.

Als ſie nu vor die Stadt Regenspurg kam,
Wol vor die hoen Tore,
Da ſah ſie jre Fraw Muter ſtehn,
Die ter jr frewndlich wincken.

Wyllkommen, wyllkommen o Tochter weyn,
Wie hat eſz dyr ergangen,
Deyn Rödleyn iſt dyr von hynden ſo lang,
So kurtz iſt dyrs von vorne.

Sie nam das Meydleyn bey der Hand,
Vnndt furte ſie ynn jr Cammer,
Sie ſetzt je uff, eyn Becher Weyn,
Dazu gebackne Fiſche.

Ach hertzallerlybſte Muter meyn,
Ich kann noch eſſen noch trincken,
Machtt myr eyn Bettleyn weyß vnndt feyn,
Dz ich darynn kann ligen.

Alz eſz nu gegen Mytternacht kam,
Dz Meydleyn tet verſcheyden.
Da kam dem jungen Graven eyn Traum,
Seyn Lybchen tet verſcheyden.

Ach! hertzallerlybſter Reutknecht meyn,
Sattel myr vnndt dyr zwey Pferde,
Wir wollen reuten Tag vnndt Nacht,
Biſz wir die Poſt erfaren.

Alſz ſie nu vor die Stadt Regenſpurg kam'n,
Wol vor die hoen Tore,
Da trug'n ſie ſeyn ſeyn Lybchen heraus,
Uff einer Todten-Baare.

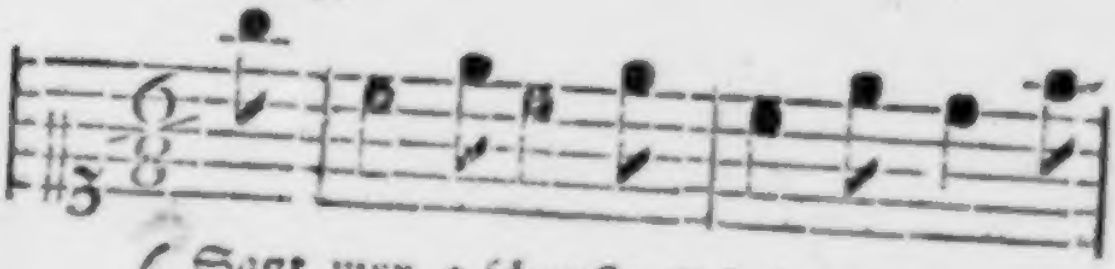
Setzt, ab ſetzt, ab jr Treger meyn,
Dz ich meyn Lybchen ſchawe,
Ich ſchaw nicht meer alſz noch eynmal,
Vm jre ſchwartzbraunen Augen.

Er deckt jr uff das Leychen-Tuch,
Vnndt ſah jr vnnder die Augen,
O wee! o wee! der blaſze Tod,
Hats Eugleyn dyr geſchloſzen.

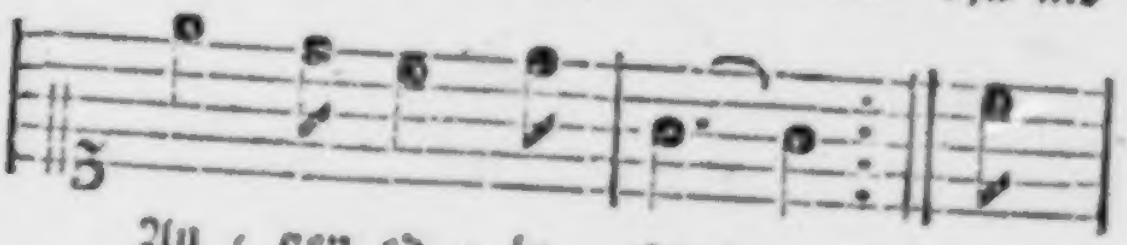
Er zog heraus ſeyn blanckes Schwerdt,
Vnndt ſtach ſych ynn ſeyn Hertze;
Hab ich dyr geben Angſt vnndt Peyn,
So wyll ich leyden Schmertzen.

Man legt den Graven zu jr ynn Sarg,
Verſcharrt ſie wol vnnder die Lynde,
Da wuchſen, nach drey virtel Jar'n,
Aus jren Grabe drey Nelken.

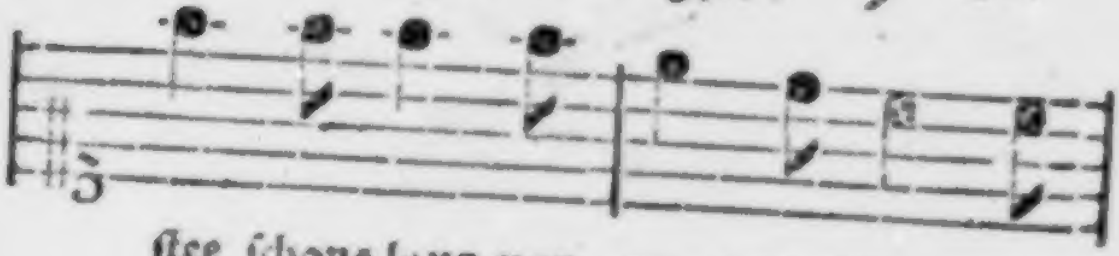
Zertlich.



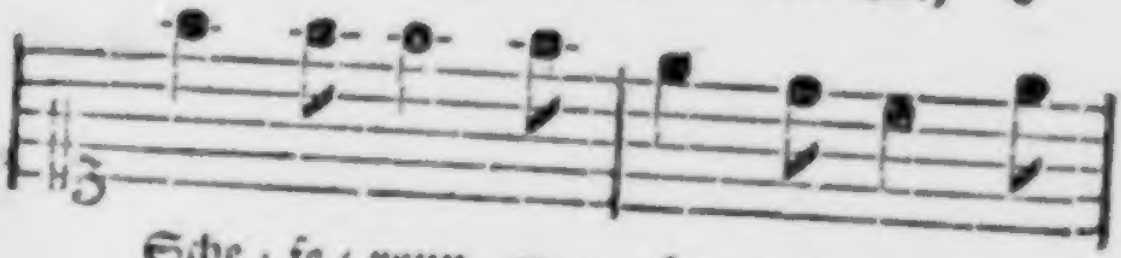
(Sagt myr o ſchonſte Schef'rynn meyn, der
Darf ich bei euch nicht ke ſ ren eyn als



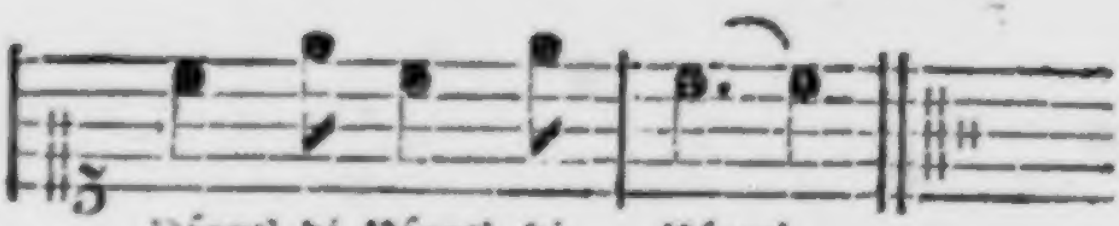
Au ſ gen ed ſ le Zyr!
eyn ge: trew ſ er. Hyrt?) Ich



ſtee ſchons lang vor ew ſ rer Tur, o



Sche ſ fe ſ rynn er ſ of ſ net myr, di



III.

Eyn Hyrten-Lyd.

Sagt myr o ſchonſte Schefeynn meyn,
Der Augen edle Zyr!
Darf ich bey euch nicht keren eyn,
Alſz eyn getrewer Hyrt?
Ich ſtee ſchons lang vor ewrer Tur,
O Scheferynn! eroffnet mir,
Di Pfort, di Pfort, di Pfort.

Wer da? wer kloyfe vor meyner Tur,
Vnndt wil zu myr hereyn?
Meyn Huttleyn ich erofne nicht,
Ich laſze niman eyn,
Vnndt wenn er auch der ſchonſte wer,
So macht er myr meyn Hertz nicht ſchwer,
Vmbſonſt! vmbſonſt! vmbſonſt!

Die

Die finſtre Nacht hat mich verfurt,
Jn'n Wald, meyn trautes Kynd!
Drum bitt ich, ſchlagts euch aus dem Synn,
Vnndt macht myr uff, geſchwind;
Jch hab mych allzeit uffgefurt,
Wie'ſz eyrem trewen Hyrt'n geburt.
Allzeyt, allzeyt, allzeyt.

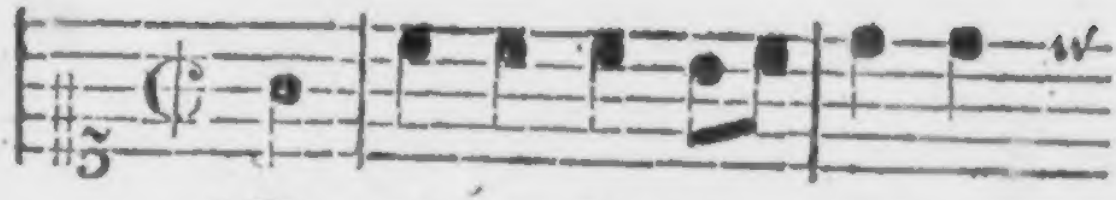
Jch komm nicht her aus Libsbegyr,
Wiewol jr libens wert,
Di finſtre Nacht hat mych verfurt,
Wie jr zuvor gehort.
Weil ich keyn Haus keyn Hutt mer ſind
Darum macht uff, hertzlibſtes Kynd!
Macht uff, macht uff, macht uff!

So wil ich aus Erbarmen dann
Erhören deyne Bitt.
Die Pforte ſtehet offen ſchon,
Komm nur in meyne Hutt.
Ach Schatz! wie ſee ich euch hir ſten?
Wie tugendſam, wie zart, wie ſchon,
Seyd jr, ſeyd jr, ſeyd jr!

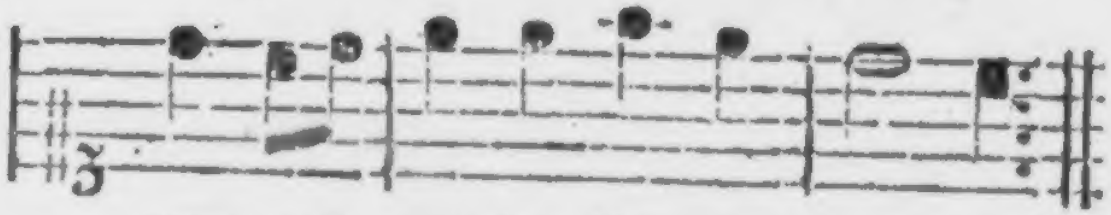
Ach wie war ich ſo vnbedacht,
O edler ſchoner Hyrt!
Dz ich nicht eer hab uffgemacht,
Du haſt meyn Hertz gerürt.
Komm 'neyn, o ſchonſter Schefer meyn,
Ich wyll allzeyt deyn eygen ſeyn,
Ich wyll, ich wyll, ich wyll.

O werter Schefer! mach deyn Hutt,
Nur alſobald bey myr;
So war ich leb', ich weych keyn'n Schrytt,
Nezund mer ab von dyr.
Meyn Hertz iſt deyn o werter Hyrt,
Biſz eſz der Libe machen wyrd,
Eyn End! eyn End! eyn End!

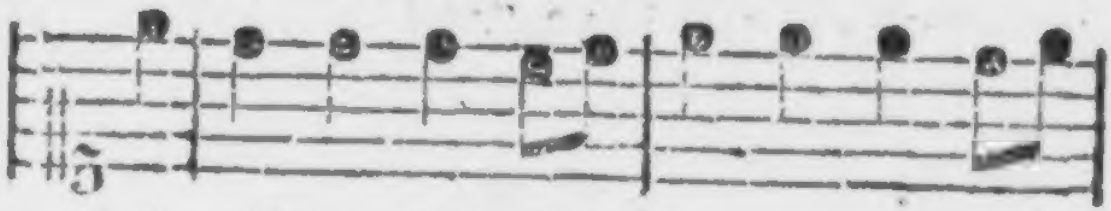
Anmutig.



(Es rytt eyn Jeyger wolyge;
Wollt yagen ynn dem gruynen

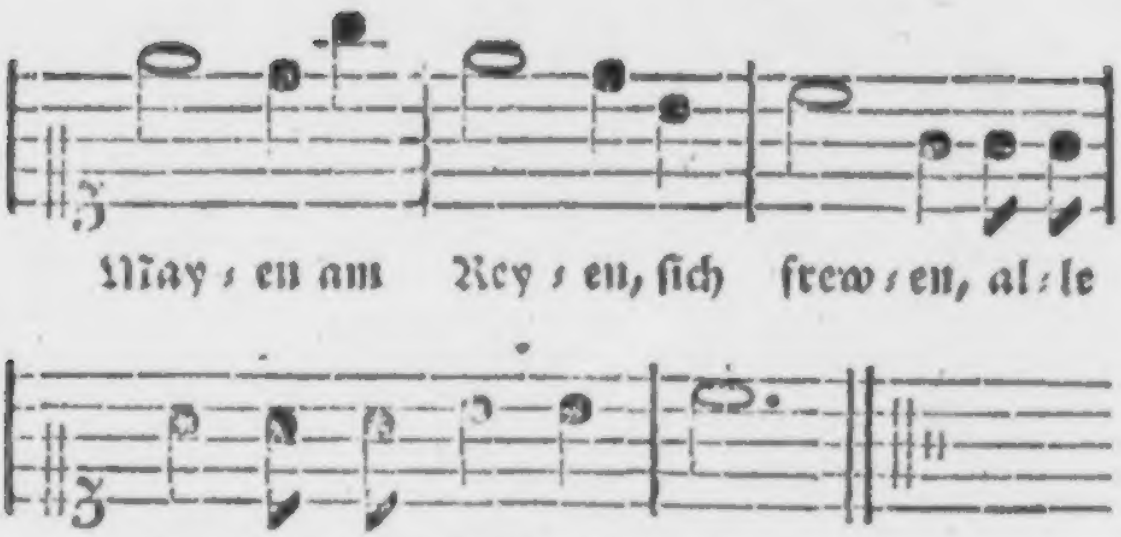


nur wol ynn der Morgen;Stun;de.
Wald mit seyynem Roß vnndt Hun;de.)



Vnndt alß er kam uff grunner Hayd, da

fand seyn Hertze Lust vnnd Frewd, ym



IV.

Ein Jeger-Lied.

Es rytt eyn Jeger wolgemut
Wol ynn der Morgenſtunde,
Wolt yagen ynn dem grunen Wald,
Mit ſeynem Roſz vnndt Hunde,
Vnndt alſz er kam uff grüner Hayd,
Da fand ſeyn Hertze Luſt vnndt Frewd.
Im Mayen, am Reyen, ſich frewen
Alle Knaben vnndt Meydeleyn.

Der Guckguck ſchreyt, der Awerhan pfalzt,
Dazu die Turtel-Tawben,
Da fing des Jegers Roſzleyn an
Zu ſchnarchen vnndt zu ſchnawben.
Der Jeger dacht ynn ſeynem Mut
Das Ragen kann noch werden gut.
Im Meyen, am Reyen, ſich frewen
Alle Knaben vnndt Meydeleyn.

Der Jeger ſah ſeyn edles Wild
Friſch hurtig vnndt geſchwinde,
Es war eyn ſchones Weybes-Bild
Dz ſich allda liſz finden,
Der Jeger dacht ynn ſeynem Synn,
Tzu diſen Wilde yag ich hynn
Im Meyen, am Reyen, ſich frewen
Alle Knaben vnndt Meydeleyn.

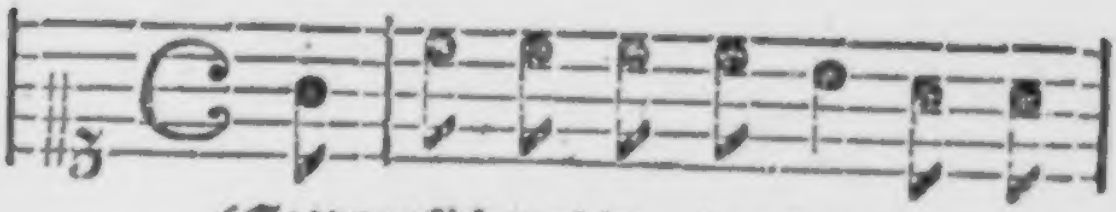
Ich gruß euch Jungkfraw hipſch vnndt feyn,
Von Tugend reych vnndt ſchone,
Wz ich ynn diſem Wald erſchleych,
Dz mach ich myr zu eygen.

Ach!

Ach! edler Jeger wolgeſtalt,
Ich bin nunmer ynn ewer Gewalt.
Im Meyen, am Reyen, ſich frewen
Alle Knaben vnndt Meydeleyn.

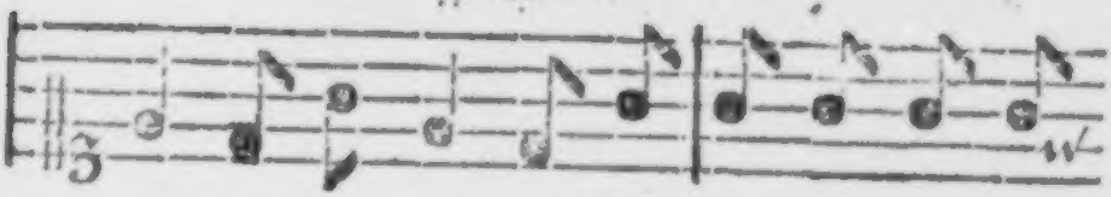
Er nam ſie bey jrer ſchneweiſzen Hand,
Nach Jeger Manir vnndt Weyſe,
Er ſchwung ſie vorne uff ſeyn Roſz,
Gluck zu! wol uff di Reyſe;
Drum iſt das Gluck ſo kugelrundt,
Des frewt ſich mancher der myr kundt
Im Meyen, am Reyen, ſich frewen
Alle Knaben vnndt Meydeleyn.

Gerade weg.

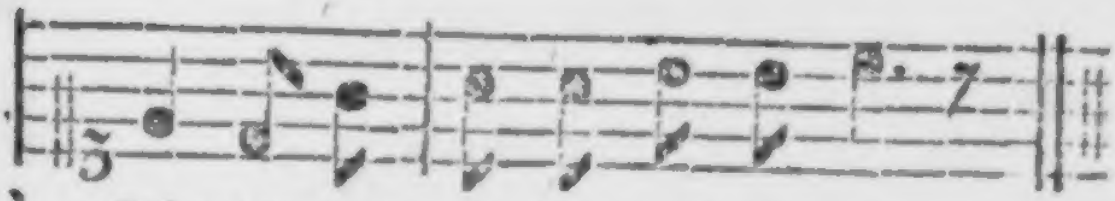


(Gott gruß'ch wol in der Stu-be, wz.
Ich pynn a Pawers Pu-be der

gylts ich gib grad' zu
nich mih bipſch kann tu) Hauß



A-den, Hauß A-den, knñ hewr yn gruſ-zen



Schaden, ynn gruſ-ze Nut da zu.

Lyn

V.

Eyn Sächsisch Pawren-Lied.

Gott gruß'ch wol ynn der Stube!
Was gylts, ich gih grad' zu.
Ich pynn a Pawers Pube,
Der nich mih † hipsch kann tu.
Hauß Aden, * Hauß Aden,
Kumm hewr in gruszen Schaden
Nun gruße † † Nut oazu.

Syd jr nich prave Lewte,
Syzt wi di Furſten da,
Derſt nich myt Schmalhanns leyden,
Wie ich pey mayner Fra.
Die Grite, die Grite,
Die tut myr ſelzen ** 'ne Güte
Laſt 'ch doch meyn' Nut *** erklah

† mehr † † Not * Adam. ** ſelten. *** Klagen.

Ich war a gruſzer Junge,
Ging, mit Verlöb, uff d' Freyt
Da iſz myr's nu gelungen
Dz 'ſz myr's uff'm Hertzen leyt,
Wie Steene! wie Steene!
Ach wer' ich munt † alleene
Vnn hett noch nich gefrey't.

Ich Hunnſ. ** ha gefreegen,
'Sis eytel Hudeley!
Da kumme die Fra geſchreegen,
Spricht: Aden quyrl'n Pray
Koch Klüſze, koch Klüſze
Soll mich dos nich verdryſzen?
Iſz dz nich Hudeley?

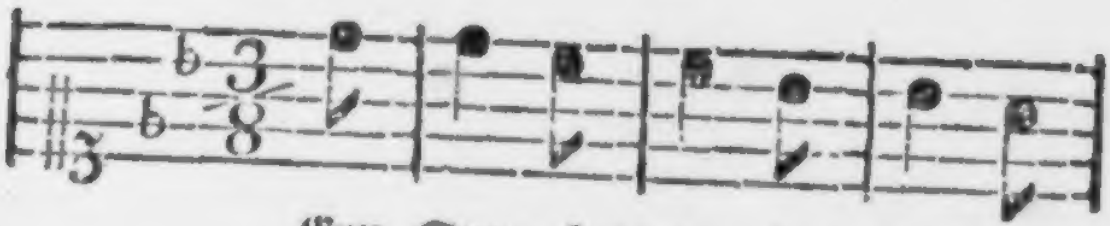
Da

† nur

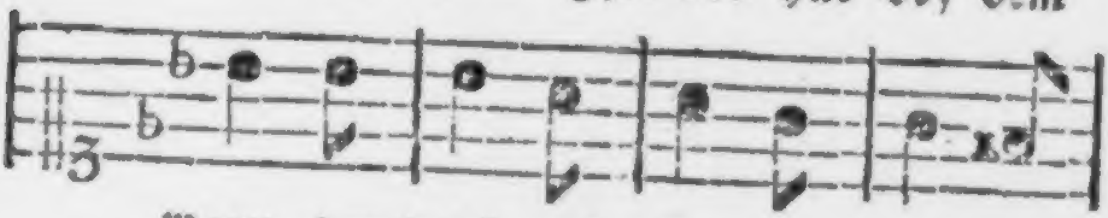
Da pynn ich nu geſchuren
Schon anne * ehne Zeyt,
Ich ha's er ader * * geſchwuren:
Wenn ſie in Wuchen leyt,
Da will ich, da will ich — —
Verſaufen allen Zwyllich
Den ich myt er † erfreyt.

* eyne * * aber † jr

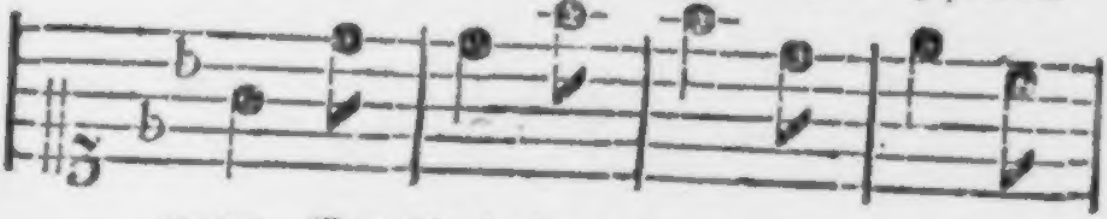
Bedechtig.



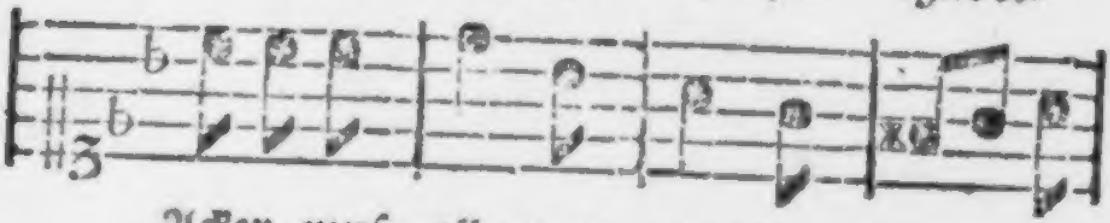
Eyn Sew/Hyrt der hut bey dem



Korn, der darf wol Hu/tens hynden



vorn, Eyn Roß/Hyrt bey eym Haber/



Acker, muß all/zeyt munter seyn vnnd

wacker, muß all/zeyt munter seyn vnnd

wa ſ ſ ſ cker.

VI.

Eyn Lied vom Huten.

Eyn Sew-Hirt der hut bey dem Korn,
Der darf wol Hutens hynden vorn.
Eyn Roſz-Hirt bey eym Haver-Acker,
Muſz allzeyt munter ſeyn vnndt wacker.

Eyn Ruh-Hirt vnden oben wert,
Wenn er bey eyner Matten * ſert.
Eyn Geyſz-Hirt bey eynem Krawt-Garten,
Vff yeden Sprung muſz fleyſzig warten.

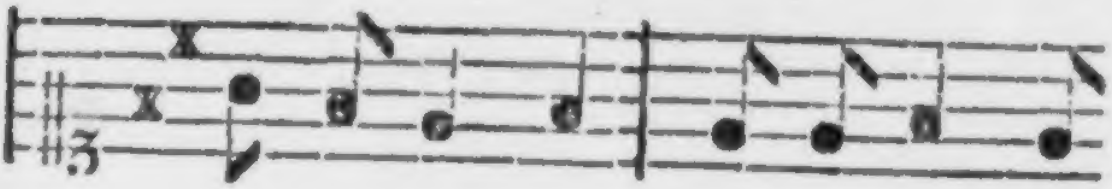
Wer aber hut eyn yunges Weyb,
Der ſee dz er bey Sinnen bleyb
Lybt ſie nicht Mann, furcht Gottes Zoren
So iſt all Hut vnndt Wacht verloren.

* od. Wieſen.

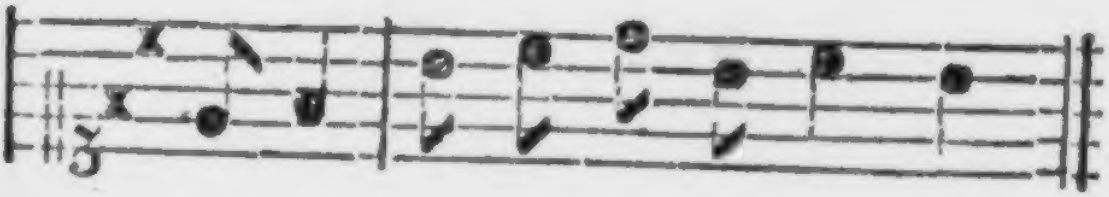
Pewriſch

'S hett eyn Pawr eyn ſchönes Weyb

hett' jr al / les anvertrawt, legt ſych



nye / der ſchla / fen hm! hm! hm! ha



ha ha! legt ſych nye / der ſchla / fen.

VII.

Eyn new Lyd, von eym Pawren

'S hett eyn Pawr eyn ſchones Weyb,
Hett jr alles anvertrawt,
Legt ſych nyder ſchlafen,
Hm hm, hm,
Ha, ha, ha,
Legt ſych nyder ſchlafen.

Als der Pawr vom Schlaf erwacht,
Er an ſeyne Fraw gedacht,
Wz ſye wol tet machen,
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Wz ſye wol tet machen.

Gyng zu jrer Cammertur,
Lag eyn groſzer Rygel dafur,
Macht eyn groſz Gerumpel,
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Macht eyn groſz Gerumpel.

Man! ach Man! ach lyber Man!
Was fangſt fur 'n Gerumpel an?
's Kynd iſt myr erſchrocken,
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
's Kynd iſt myr erſchrocken,

Laſz dz Kynd erſchrocken ſeyn,
Ich muſz in dye Cammer 'neyn,
'neyn zu meynen Weybe.
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
'neyn zu meynem Weybe.

Alſz der Man furs Bette kam,
Hyng eyn fremder Fylzhut dran.
Fraw wem iſt der Fylzhut?
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Fraw wem iſt der Fylzhut?

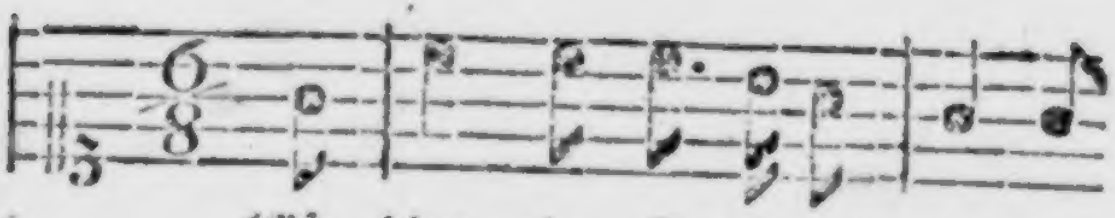
'ch hab dye Sachen z'ſammen g'raft
Hab' den Fylzhut mitgefaſzt,
Fylzhut iſt geſunden,
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Fylzhut iſt geſunden.

's Morgens kam eyn ander Man,
Klopfe ſacht an den Laden an,
Fraw gebt meynen Fylzhut,
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Fraw gebt meynen Fylzhut.

Ewer Fylzhut machet ſchyr,
Dz meyn Man ſchallu uff mir,
Schylt mich ſchyr 'ne H**
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Schylt mich ſchyr 'ne H**

Ach jr lyben Pewerleyn!
Laſzt euch dz 'ne Warnung ſeyn,
Trawt nicht ewren Weybern!
Hm, hm, hm,
Ha, ha, ha,
Trawt nicht ewren Weybern!

Langsam.

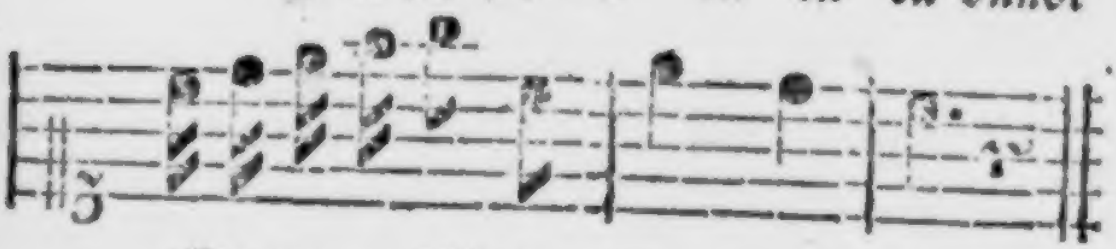


(Esz blys ein Jeger wol ynn seyn
Vnndt al - les wz er blysz dz war

Horn, wol ynn seyn Horn;
ver - lorn, dz war verlorn,)

munter.

Hop, sa, sa, tra ra ra ra vnndt



alles wz er blisz dz war ver - lorn.

VIII.

Eyn Jeger-Lyd.

Es bliſz eyn Jeger wol ynn ſeyn Horn,
Vnndt alles was er bliſz, dz war verlornn,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Vnndt alles was er bliſz, dz war verlornn.

Soll denn meyn Blaſen verloren ſeyn,
Vyl lyber wolt ich keyn Jeger ſeyn,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Vyl lyber wolt ich keyn Jeger ſeyn,

Er zog ſeyn Netz wol ubern Strauch,
Da ſprang eyn ſchwartzbraunſz Maydel herauſz,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Da ſprung eyn ſchwartzbraunſz Meydel herauſz.

Ach ſchwartzbraunſz Meydel entſpring mir nicht
Ich habe groſze Hunde, die holen dich,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Ich habe groſze Hunde, die holen dich.

Deyn' groſze Hunde, di tun myr nichts,
Sie wiſzen meyne hoe weyte Sprunge noch nicht.
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Sie wiſzen meyne hoe weyte Sprunge noch nicht.

Deyn' hoe weyte Sprunge, di wiſzen ſy wol,
Sie wiſzen, dz hewte noch ſterbenn ſolt.
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Sie wiſzen, dz hewte noch ſterbenn ſolt.

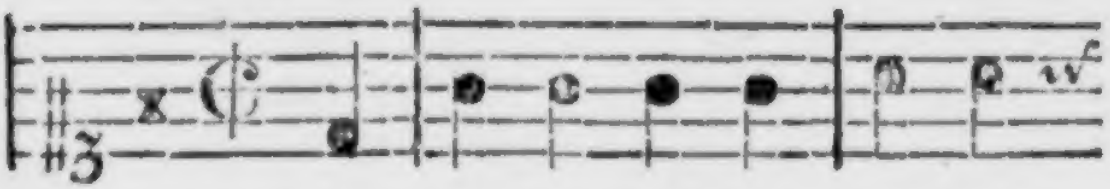
Vnndt ſterb ich nn, ſo bynn ich tot,
Begrabt mann mich vnnder dye Roſen rot
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra.
Begrabt mann mich vnnder dye Roſen rot

Wol vnnder dye Roſen, wol vnnter den Klee
Darunnder vergee ich nimmermee,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra ra,
Darunnder vergee ich nimmermee.

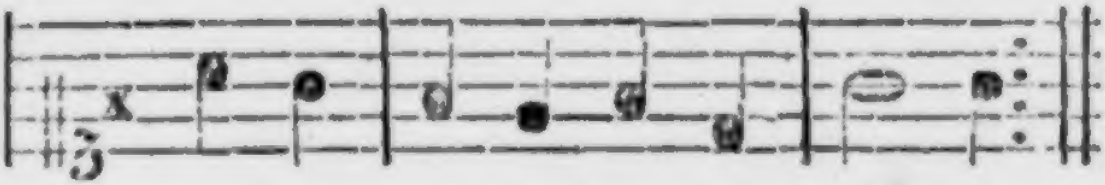
Eſz wuchſen drey Lilien uff jrem Grab,
Eſz kam eyn Rewter, wolt ſie brechen ab,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Eſz kam eyn Rewter, wolt ſie brechen ab.

Ach Rewter, laſz dye Lilien ſtan,
Eſz ſol ſie eyn junger friſcher Jeger han,
Hop, ſa, ſa, tra, ra, ra, ra,
Eſz ſol ſie eyn junger friſcher Jeger han.

Artiglich.

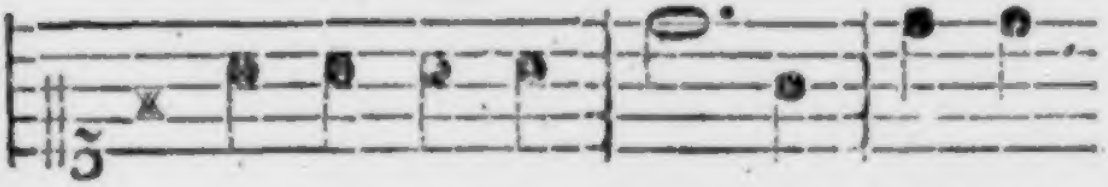


(Jungfrewleyn ſoll ich mit euch
Dort wo die ro ſ ten Roſ lein



geen, in ew ſ ren Ro ſ ſen ſ gar ſ ten,
ſteen, die ſey ſ nen vnndt die zar ſ ten,)

Vnndt auch ein Baum der blü ſ et vnndt



ſey ſ ne Lewbleyn wigt, vnndt auch ein

Kü ſ ler Brunnen der grad dar ſ unn ſ

der ligt.

IX.

Eyn Lyd vom Roſengarten.

Jungkfrewleyn ſol ich myt euch geen,
Nun ewren Roſengarten,
Da wo dye roten Roſleyn ſteen,
Dy fernen vnndt dy zarten,
Vnndt auch eyn Baum der blüet,
Vnndt ſeyne Lewbleyn wigt,
Vnndt auch eynn kuler Brunnen
Der grad darunnder ligt.

In meynen Garten kommſt du nicht,
An dieſem Morgen fru.
Den Gartenſchluſzel findſt du nicht,
Er iſt verborgen hy.
Er lygt ſo wol verſchloſzen,
Er lygt in guter Hut,
Der Knab darf feyner Leere,
Der mir den Gart'n uffstut.

In meynes Bulen Garten wol,
Da ſteen der Blumleyn vyl,
Wolt Gott, ſolt ich jr'r warten wol,
Dz wer meyn Fug, vnndt Wil'
Die roten Rosleyn brechen,
Denn eſz iſt an der Zeyt;
Ich hoff' ich wol' erwerben
Die myr ymm Hertzen leyt.

Gut Geſel darum mich beten * haſt,
Dz kann vnndt mag nicht ſeyn,
Du wurdeſt myr zertreten han,
Dye lybſten Blumleyn meyn,

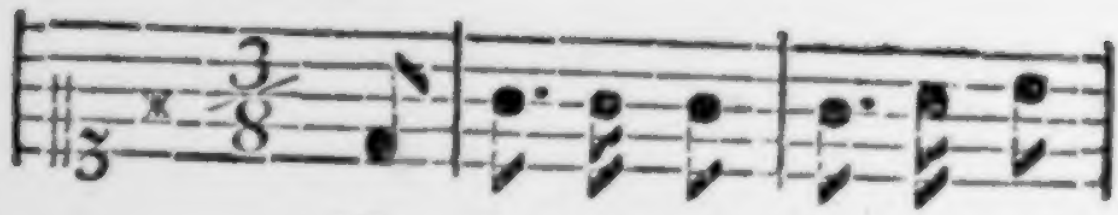
* beten od. gebeten.

So keere nu von hynnen,
Vnndt gee nur widerum heym,
Du brecht'ſt mich doch zu Schanden,
Furwar, dz wer nicht ſeyn.

Dort hoch uff eynem Berge,
Da ſteet eyn Mulenrad,
Dz malet nichts als Lybe,
Die Nacht, biſz an den Tag.
Die Mule iſt zerbrochen,
Die Lybe hat eyn End.
So segn' dich Gott meyn ſeyn's Lyb,
Nezt far ich ins Ellend.

** ins Ellend; dz iſt in fremde Lande.

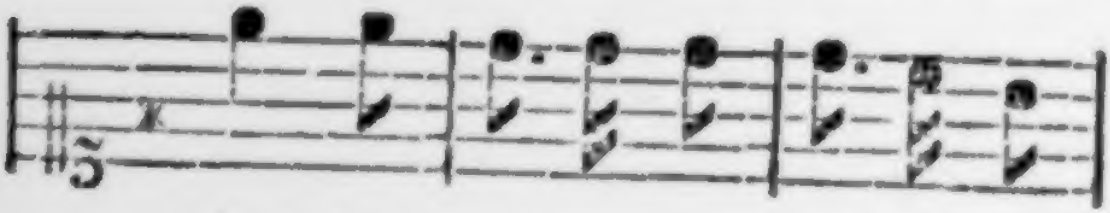
Mannhaft.



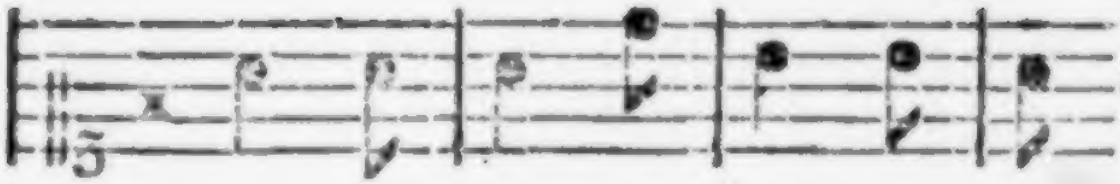
(Es ryt / ten drey Rew / ter zum
Feyns Lybchen kuck / te zum Fen/

Tor hin / ausz. A / de!
ster her / ausz. A / de!)

Vnde wenn es muſz ge / schy / den

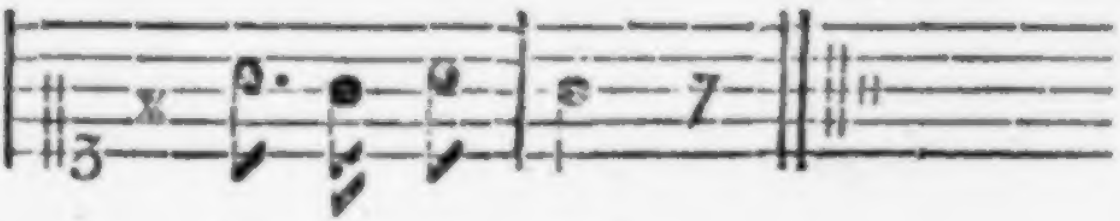


seyn, so reych myr deyn gel / de / neo



Rin ſ ge ſ leyn. A ſ de! A ſ de!

A ſ de! Ja! ſheyden vnnde



la ſ ſzen eut wee.

X.

Abſchyds-Lyd.

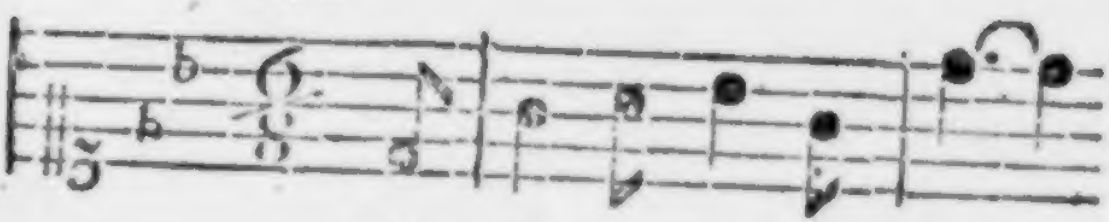
Es ryttten drey Rewter zum Tore hinauſz
Ade!
Keyns Lybchen gnckte zum Fenſter herauſz
Ade!
Vnndt wenn es muſz geſchyeden ſeyn,
So reich mir deyn goldnes Ringeleyn,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheyden vnndt laſzen tut wee.

Vnndt der vns ſcheydet, dz iſt der Tod,
Ade!
Er ſcheydet ſo manches Meydleyn rot,
Ade!
Er ſcheydet ſo manchen Man vom Weyb,
Dye konten ſich machen vil Zeytvertreib,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheyden vnndt laſzen tut wee.

Er ſcheydet dz Kindleyn ynn der Wiegen,
Ade!
Ich werde meyn ſchwartzbrauneſz Meydleyn noch
krygen.

Ade!
Tets wol geſcheen ynn kurtzer Zeyt,
Tets machen vnns beyden eyn groſze Frewd,
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheyden vnndt laſzen tut wee.

Lyblych.



Es wollt eyn Jeger jagen

Eyn Hyrschleyn o / der eyn Ree,

Drey Stundleyn vor den Tagen Eyn

Hyrschleyn o / der eyn Ree.

XI.

Eyn hipſch Jeger-Lyd.

Es wollt' eyn Jeger jagen,
Eyn Hirſchleyn oder eyn Ree.
Drey Stundlein vor den Tagen;
Ein Hirſchleyn oder eyn Ree.

Ach Jeger du haſt es verſchlafen,
Lyber Jeger yetzt iſt es zeyt.
Deyn Schlaf tut mich erfrewen,
In meyner ſtillen Einſamkeit.

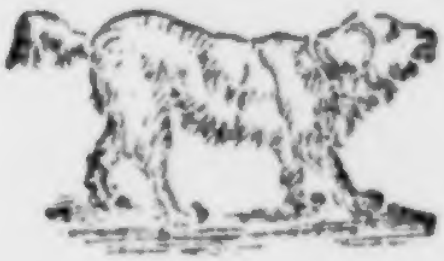
Dz tett den Jeger verdriſzen,
Dieweyl ſie ſo reden tett,
Er wolt' dz jungfrewleyn erſchyſzen,
Dieweyl ſie ſo reden tett.

Sie fyel dem Jeger tzu Füſzen,
Uff jre ſchneweyſze Knye:
Ach Jeger tu mich nicht erſchyſzen!
Dem Jeger das Hertze wol brach.

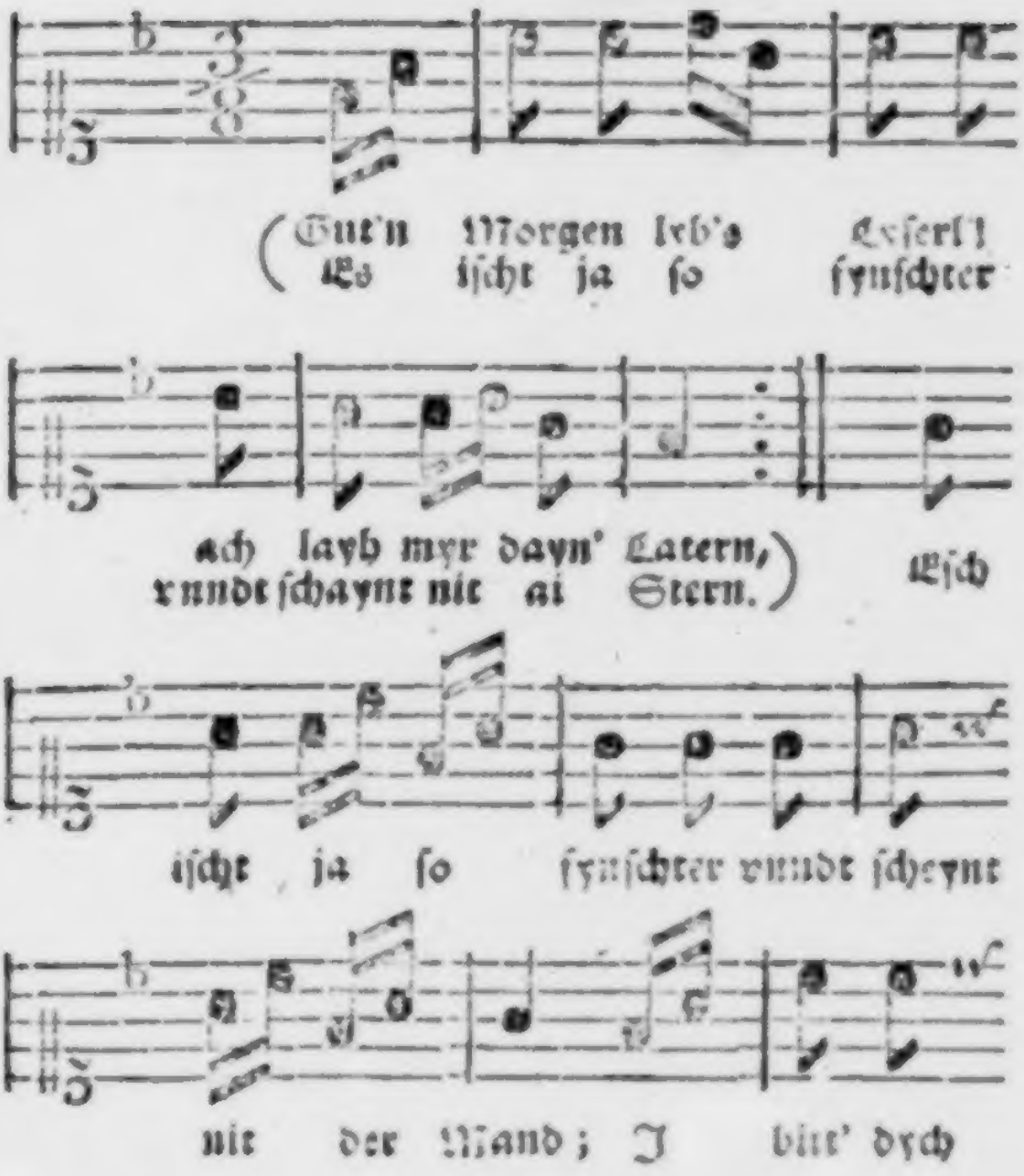
Sie tett den Jeger wol fragen:
Ach edler Jeger meyn,
Darf ich eyn grun Crantz fern tragen,
In meynem goldfarbnen Haar?

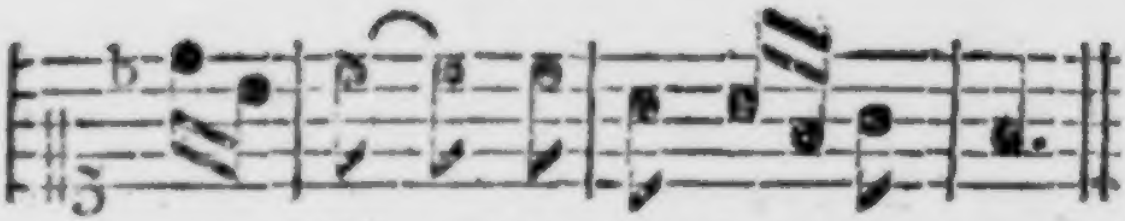
Grun

Grun Cräntzleyn darfſt du nicht tragen,
Wie eyn Jungfreweleyn tregt,
Eyn ſchneweyß Heubleyn ſolſt tragen,
Wie eyn iung Jegers Fraw trägt.



Schwebiſch.


(Gut'n Morgen lrb's Exſerl!
Es iſcht ja ſo ſynſchter
ach layb myr dayn' Latern,
xnndt ſchaynt nit ai Stern.)
Eſch
iſcht ja ſo ſynſchter vnndt ſchaynt
nit der Mand; J bitt' dych



gar ſchön, lyb's Li = ſerl hor an.

XII.

Eyn Schwebiſch Volcks = Lyd.

Jacob.

Guten Morgen libes Lyſerl, ach layh mir dayn Latern,
Eſch iſcht ya ſo finſchter vnndt ſcheynt nit ai Stern,
Eſch iſcht ya ſo finſchter vnndt ſcheynt nit der Mand,
I bitt' dich gar ſchön, libs Lyſerl hor an.

Lyserl.*

I darf dirs nit laihe, mai Muter ischt bösz
Si tut bald nachschleyche, wenn si hort a G'tösz.
Wer hat dich herg'rufe, so spat bai der Nacht,
Laternel mocht breche, 's nit so g'schwind g'macht.

Jacob.

Schon's Schatzerl! lyb's Lyserl! abschlag mir doch nit,
Subtil wil'ch damit umgee', dz es nit gar zerbrich;
Ach ayl doch geschwindlich, du auszerwelt's Kind.
Vnnd lay mir day Laternel, mai Kerzel scho brennt.

Lyserl.

---

* Lyserls Antwort sol seyn durch die Fistel g'sungen werden.

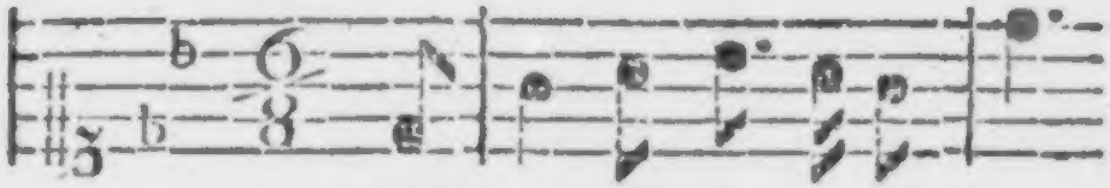
Lyserl.

Ey du Bürsch'l wasch wähnscht'? I verlay' mai Latern?
Main' Muter wird schelte, ij hor's scho vo fern.
Ja Muterl' wird schelte, ij hor's scho vo fern?
Wird heysze: Du Schnapperl', wo hascht day' Latern.

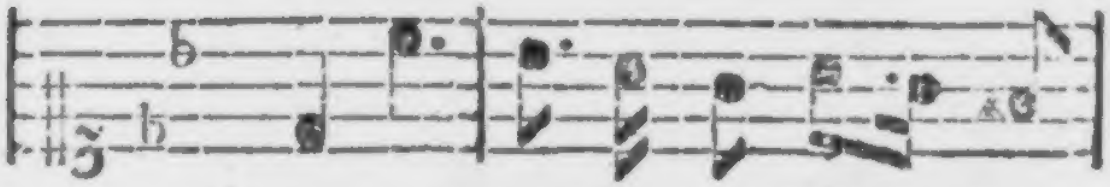
Jacob.

Darfschst drum nit so stscholtz sey', mit dayner Latern,
Vnsers Nachbars sai Caterl' die laiht mir sie gern,
Wenn s' glai a biszl' z'trisz'e ischt, ischt s' doch noch woi gut,
Vnndt wenn a der Wind weet, halt' i vor mayn'n Hut.

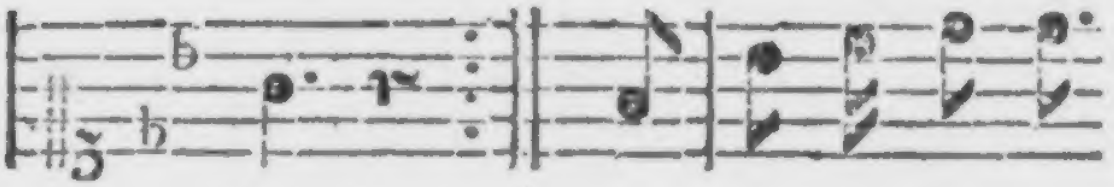
Annyglych.



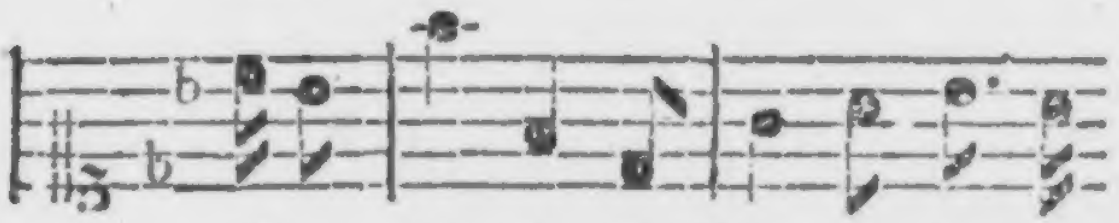
(Vndt alſz i'annahl war ge: kom:
Da kam d'r Cu: py: do ge: rom:



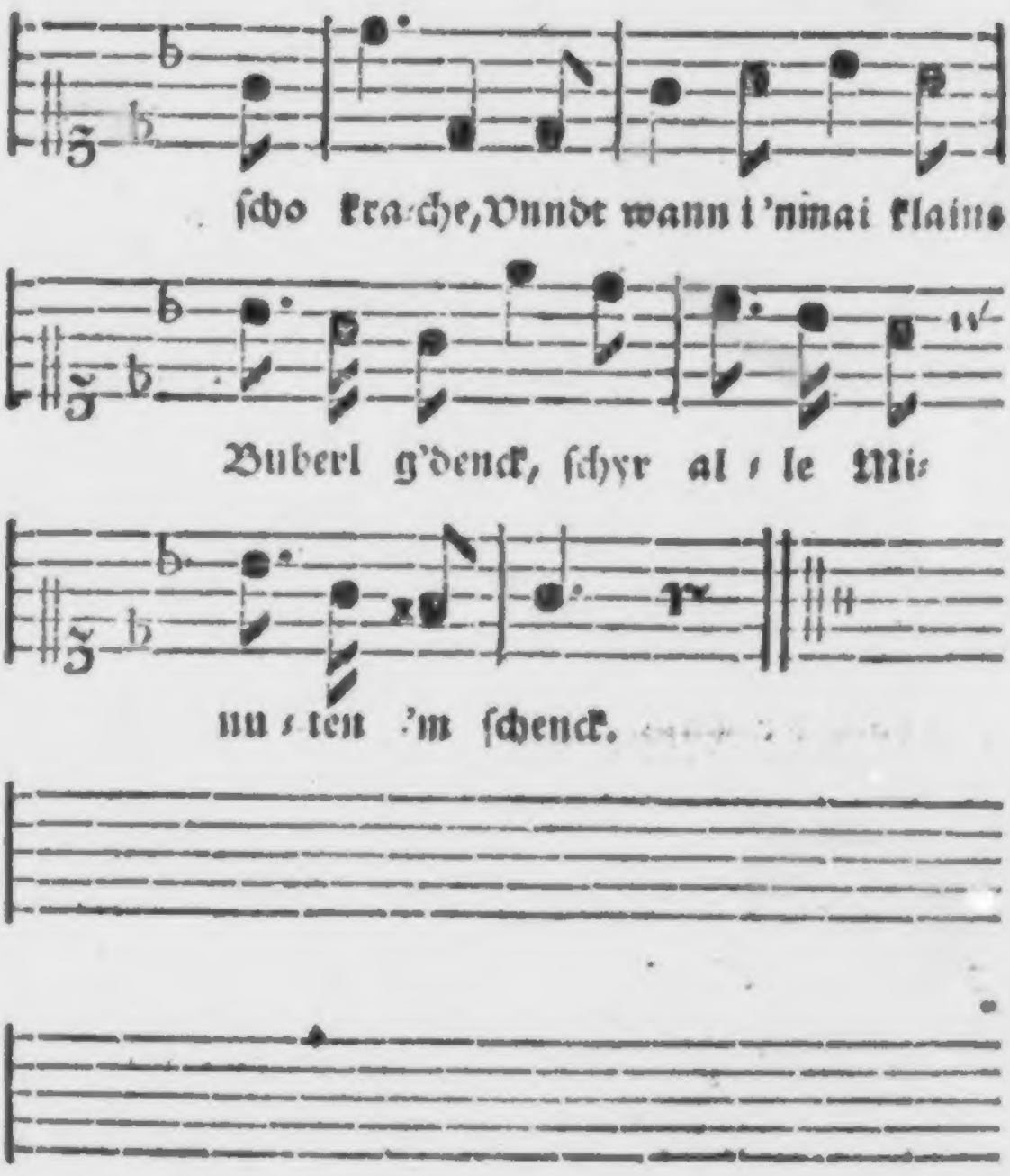
ma, myt mayn'm klay'n Buberl' z'
na, ver: byud'l verband'l mayn



ſcherz
Herz) Da dacht ij waſch ſoll



ij nu ma: che, dy Flam: ma hort ij


ſcho kra:che, Vnndt wann i 'nmai klains
Buberl g'denck, ſchyr al ſ le Mi:
nu ſ ten 'm ſchenck.

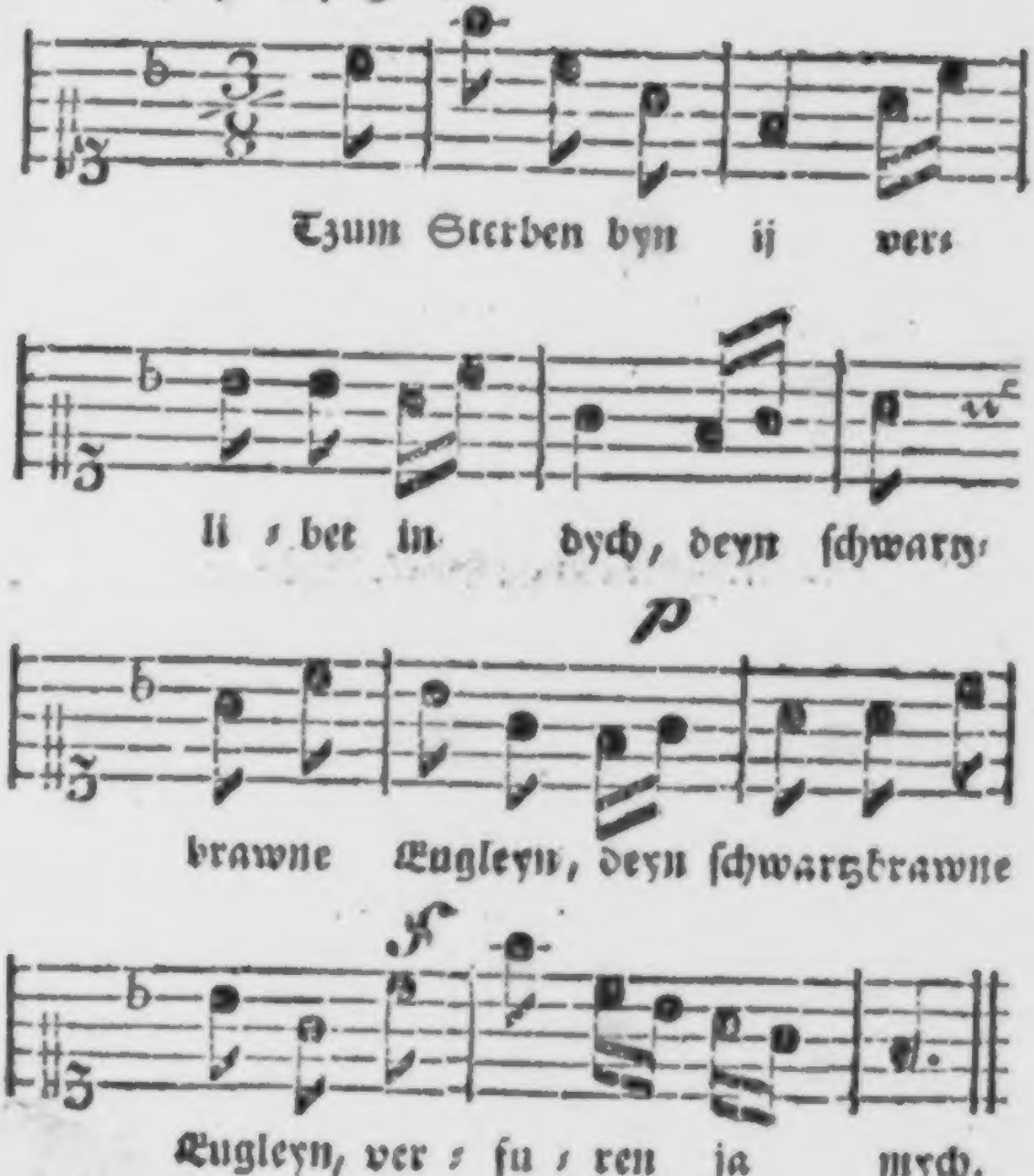
XIII.

Eyn Schwebiſch Lyebes-Lyd.

Vnndt alſz ij 'nmal war gekomma
Mit mayn'm klayn'n Buberl' 'z' ſcherz
Da kam d'r Cupido geronna,
Verbind'l verband'l mai Herz.
Da dacht' ij waſch ſol ij nu macha
Die Flamma hort ij ſchon krache.
Vnndt wann ij 'n mai klains buberl' g'denck
Schir alle Minuten 'm ſchenck.

Wem ſoll dz Buberl' nit g'falla!
Eſz iſcht ja ſo ſuber vnndt waiſz,
Hat 'n Mund'l als wer's von Coralla
'S verdint vor alle den Praiſz.
'S hat ſal: ſchö Fuſz'l vnndt Hendel.
Behange mit goldene Bendel
Vnnd wenn ij 'n mal klains buberl g'denck,
Schir alle Minuten 'm ſchenck.

Faſt luſtig.


Tzum Sterben byn ij vers
li ſ bet in dych, deyn ſchwarty-
p
brawne Eugleyn, deyn ſchwartzbrawne
f
Eugleyn, ver ſ ſu ſ ren ja mych.

XIV.

Noch eyn
Schwebiſch Lyebes-Lyd.

Zum Sterben bin ij
Verlybet in dich,
Dayne ſchwartz-brawne Eugeleyn, :,:
Verfuren ya mich.

Biſcht hyr od'r biſcht dort
Oder ſonſchſt an eym' Ort,
Wolt' wunſche, konnt rede :,:
Mit dir' ey' paar Wort.

Wolt' wunſche 's wer' Nacht,
Mayn Bettleyn wär g'macht,
Ij wolt' mich dreyn lege
Feyns Lybche darnebe,
Wolt' ſ' hertze daß ſ' lache.

Mayn Hertz iſcht verwund't
Komm ſchatzerl mach mich g'ſund,
Ach 'rlaub mir zu küſze :,:
Dayn'n purpur rot'n Mund.

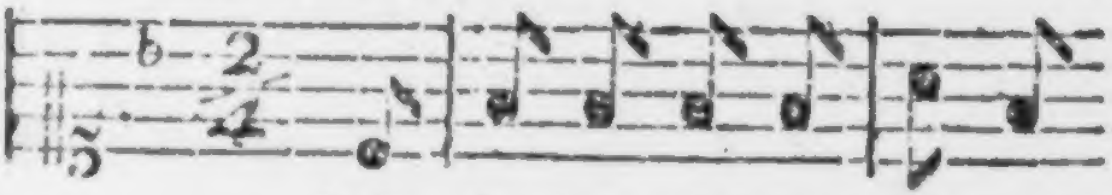
Dayn purpur rot'r Mund,
Macht Hertze geſund
Macht d' Jugend verſtendig,
Macht Tote lebendig
Macht Krancke geſund.

Sonſcht kayner iſcht hir,
Derſelbig' g'fall mir,
Hett dayne brawn' Eugleyn :,:
Dayn ſchone Manir.

Mayne Muter d' hat nu
Eyn ſchwartz brawne Kuh.
Wer wird ſie denn melcke :,:
Wenn 'ch heyrate tu.

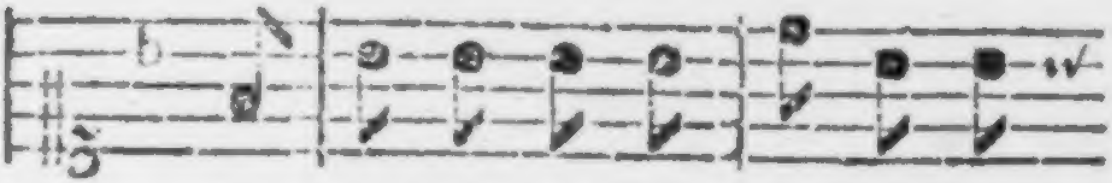
Der dz Lydel hat g'macht
Hat's Lyden erdacht,
Drum wunſch ich mayn fayn's Lybchen :,:
Vyl tauſend gute Nacht.

Faßt poßyrlich.



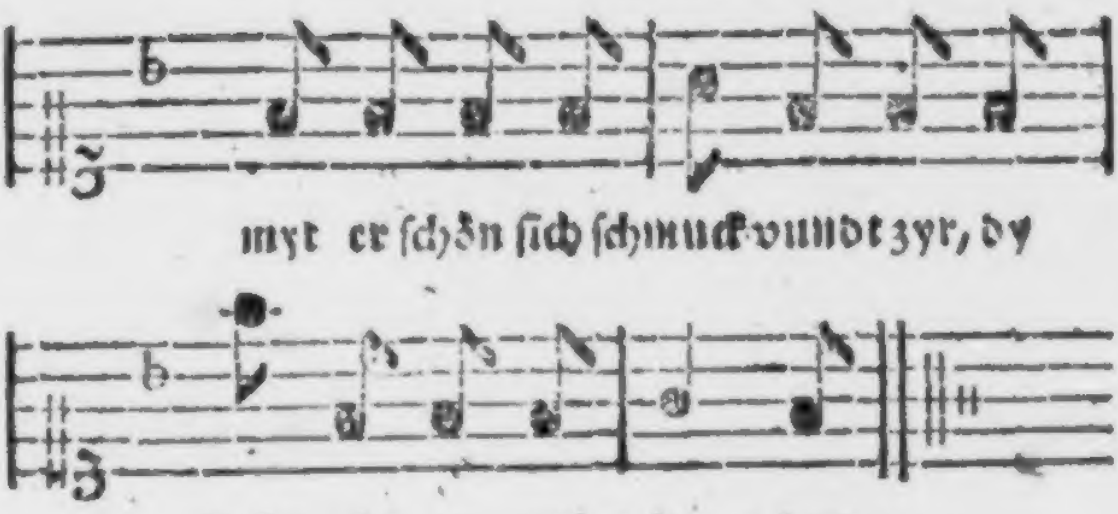
(Furwin der Cramer hat vyl
Wer ichts bedarf, der fug ſych

Waar ge=bracht auß fernen Landen,
dar, find man=cher=ley vor=han=den.)



Eyn ie=der Gauch ſynd ſeyn Mantyr,

vnndt Geck von al=len En=den, das



XV.

Eyn Faſznacht-Reyen.

Furwitz der Cramer, hat vil Waar'
Gebracht aus fernen Landen,
Wer ichts bedarf, der fug' ſich dar,
Find't mancherley vorhanden,

Eyn jeder Gauch * findt seyn Manir,
Vnndt Géck von allen Enden,
Damit er schon sich schmuck' vnndt zyr'
Die Faßnacht zu volenden.

Der Narrenkappen hat er vil,
Fur alt, vnndt jung' Gesellen,
Di dinen zu dem Faßnachtspil,
Sich nerrisch anntzustellen.
Vil Kittel zu der Nummerey,
G'macht von seltsamen Farben.
Vil Larven, di sind auch dabey,
Wer der' je nicht wil darben.

Vil

* Solt ob disem Reyen schir wenen, d' liben Alten hetten vnnder Gauch vnndt Geck, verstanden, wz sint kurtzem Genye vnndt Original heyßt. Treiben solche Genyes eyn Faßnachtewesen, dz man wol seen mocht, s' mögen dem Kramer Furwitz weydlich inn Kram griffen haben.

Vil Bawrengopen * hat er feyl,
Dartzu groß' Furmannskappen;
Ob eyner wurd ſo frech vnndt geyl,
Wolt' bewri'ch umher tarpen,
Vnnds manchen Bidermann allhie,
Fern tölpiſch niderrennen;
Wenn er Stro bindet vmb di Knı,
Kann man jn nicht erkennen.

Eyn Sack mit Aſch' dint auch dartzu,
Vil' Staub damit zu machen.
Vmblauffen als eyn' tolle Ku,
Meyn'n man ſollt' jr'r ſer lachen. —
Lauffen in Kot wol hinn vnndt her,
Eyn' jeden zu beſprutzen,
Biß ſie ſich ſelbſt gantz ungefer,
Selbſt ſy'en in den Pfutzen.

Der

* Gopen oder Kittel.

Der Kramer hat vil Gaytenſpyl
Di ich einsteils wil melden:
Eyn Sackpfeif vnnd ein Pfannenſtyl,
Poſaunen hort man ſelten.
Eyn' Laute, di keyn' Sayten hett,
Dazu ein hulzen G'lechter *
Dabey ein Kuhorn ſeer wol ſteet,
Vnndt eyn verroſter Trechter!

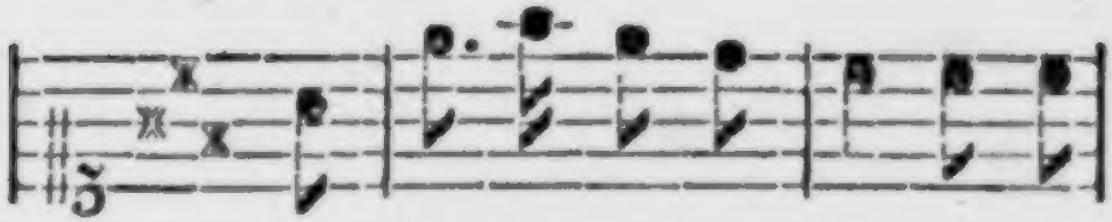
Ein Blewl' man fur eyn Fidel nimmbt **
Eyn' Topf mit eynem Teller,
Eyn Keſſel ſich dazu wol zymt,
Klinge weydlycher vnndt heller.
Eyn Bratſpiß vnndt eyn'n alten Roſt,
Di muß man zirlich ſchlagen,
Dz alles klingt nach Hertzens-Luſt
In diſen Faßnachtetagen.

Der

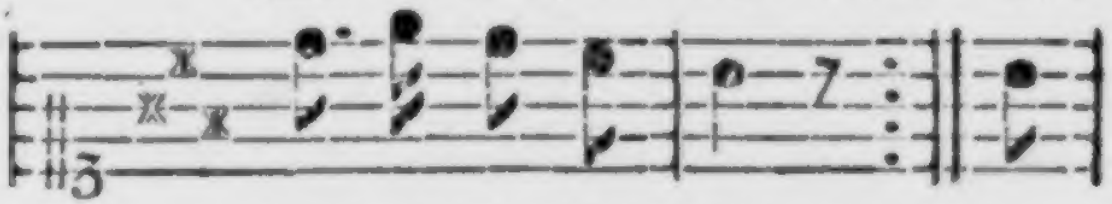
* Sonſt eyn Stro-Fidel genannt.
** Tun dz, d' almodiſche Poeten dickmals.

Der Kramer läßt eyn'n Kranz zulezt
Ligt in dem Kram verborgen;
Dem Gauch, den dunckt zu ſeyn der beſt,
Wil er damit verſorgen:
Eyn Eychenlaub mit Stro durchſchnurt,
Mit Schellen ſeyn umwunden,
Gebürt dem Gauch, der Geuche ſart,
In diſen Faßnachts-Stunden.

Holdſelyg.

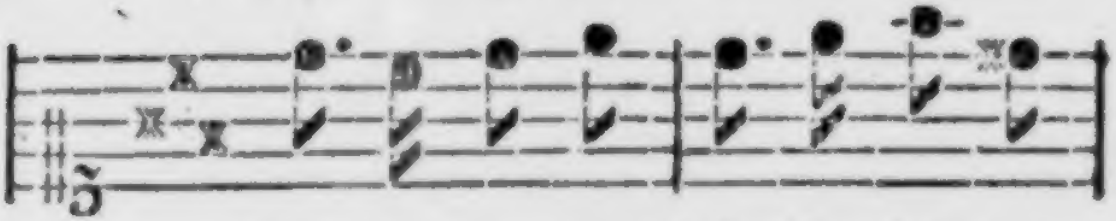


(Die Wollust in dem Meyen di
Blumleyn mancher=ley=e eyn

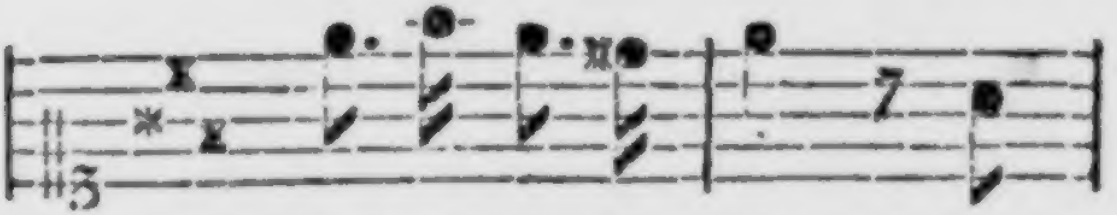


Zeyt hat Frewden bracht,
jeg=lyche nach seyn'r G'stalt.)

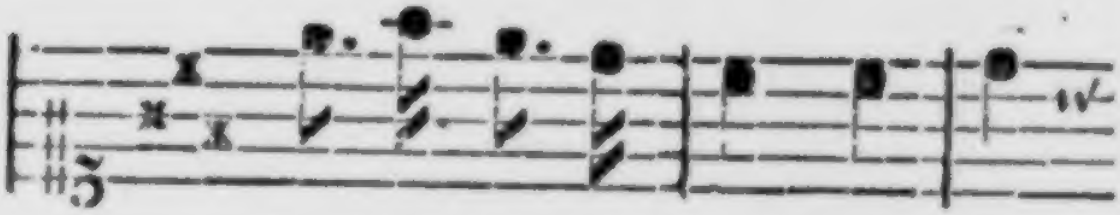
Es3



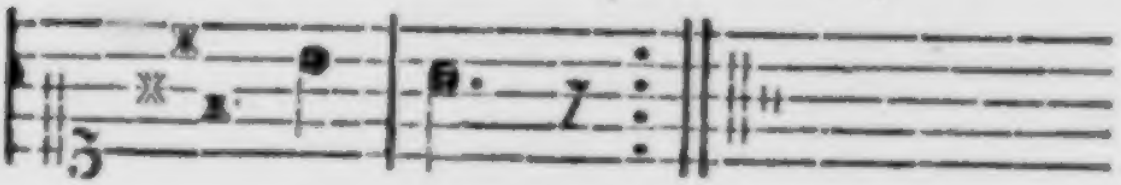
sind die ro=ten Rö=se=lein, der



Feyel der grune Klee von



her; tzer Li ; be ſchey ; den, dz



tut wee.

XVI.

Eyn hipſch Lyd tzum Abſchid.

Wolluſt in dem Meyen,
Die zeyt hat Frewden bracht,
Die Blümleyn mancherleye,
Eyn jegliche nach seyn'r G'ſtalt,
Eſz ſind die roten röſeleyn,
Der feyel, der grüne Klee.
Von hertzer libe ſcheyden,
Dz tut wee.

Der Vögeleyn Geſange,
Die Zeyt hat frewden bracht,
Jr Lib tet mich bezwingen,
Frewndlich ſie zu mir ſprach:
Selt ſchönes lib ich fragen dich,
Welſt feyn berichten mich.
Genad mir ſchöne Frawe,
So ſprach ich.

Vil kurtzweyl komt ſie machen,
Dem jungen Hertzen meyn,
Vor frewd muſz ich noch lachen,
Wiwol meyn Hertz leydt peyn.
Ich bit dich auſzerwelte Fraw,
Hilff mir auſz ſolcher not;
Schleuſz uff deyn rotes mundleyn
Deyn mundleyn rot.

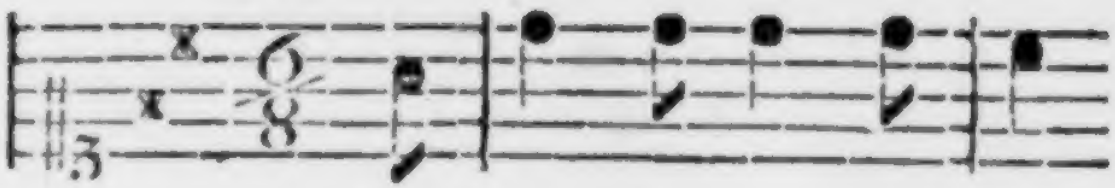
Ob mir darauſz mag werden,
Gar eyn frewndlicher Kuſz
Fur Frewd'n uff diſer Erden,
Wurd mir meyn Hertz getröſzt;

Meyn Hertz muß Kummer dulden,
Biſz dz mir widerfart.
Gott g'ſegne dich du feynes
Frewleyn zart.

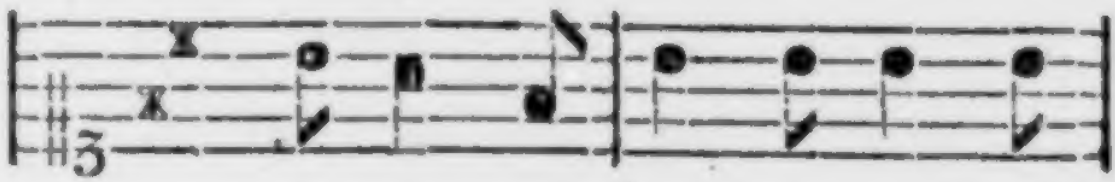
Nach manchem ſeufzer ſchwere,
Kumm' ich wol wider dar,
Nach jammer vnndt nach leyde,
See ich deyn Eugleyn klar.
Ich bitt dich außerwelte meyn,
Laſz dir befolen ſein,
Dz trewe yunge Hertze,
Dz Hertze meyn.

Die Fraw wz bleicher Farbe,
Bleich' war jr Mändelein,
Sie ſchry mit heller Stymme,
Kumm kleines Tödelein,
Vnndt fur mich bald von hinnen,
Diweyl ich elend bin,
Mein Troſt fert gar von hinnen,
Fert gar dahin.

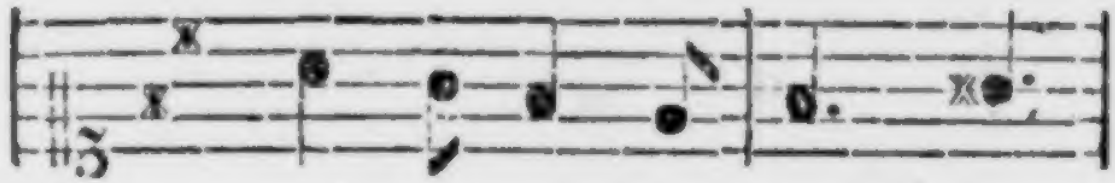
Luſtyg.



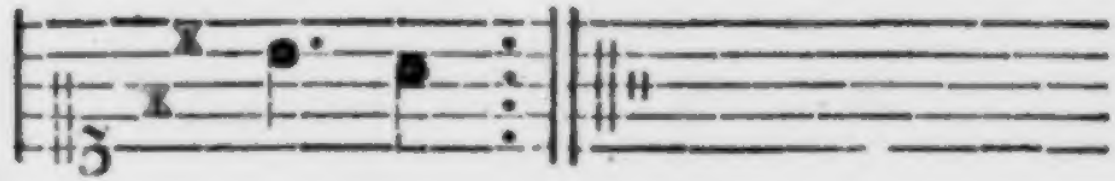
Dz Meydleyn will eyn'n Frey-



er han, vnndt ſolt ſy'n auſz der



Er / de grab'n fur funf / zeen



Pfenn'ge.

XVII.

Eyn hipsch Lyd, vom Freyen.

Dz Meydleyn will eyn'n Freyer han,
Vnndt sollt sie 'n ausz der Erde grab'n.
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Si grub wol ein, si grub wol ausz,
Vnndt grub nur einen Schreyber herausz,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Der Schreyber hett dz Geld zu vil,
Er kaufft dem Meydlein wz si wil,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Er kauft jr wol eyn'n Gurtel ſchmal,
Der ſtutzt von Gold wol überall,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Er kauft jr eynen breiten Hut,
Der wer wol fur die Sonne gut,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Wol fur die Sonn' wol fur den Wind
Bleyb du bey mir, mein libes Kind,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

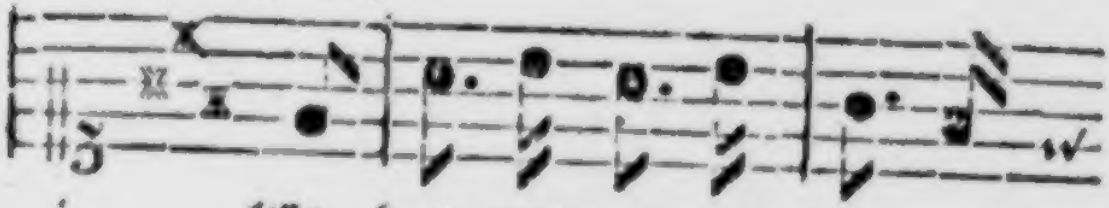
Bleybſt du bey mir, bleyb ich bey dyr,
All' meyne Guter ſtrecck ich dyr.
Synd funfzeen Pfenn'ge.

Behalt deyn Gut, laſz myr meyn'n Mut,
Du synd'ſt wol eyn' die's gerne tut,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

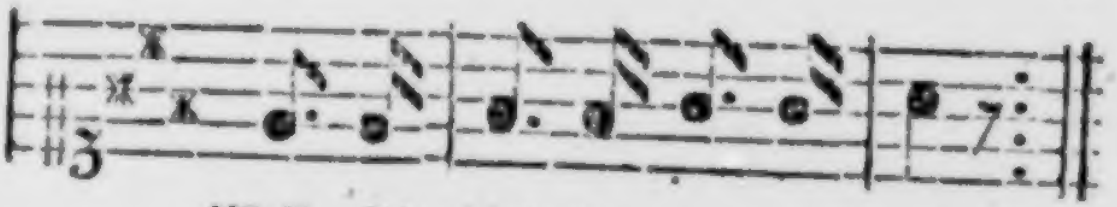
Di's gerne tut, di mag ich nicht;
Hat traun von trewer Libe nicht
Fur funfzeen Pfenn'ge.

Ir Hertz iſt wie eyn Taubenhauſz;
Flygt eyner 'neyn, der ander flygt auſz,
Fur funfzeen Pfenn'ge.

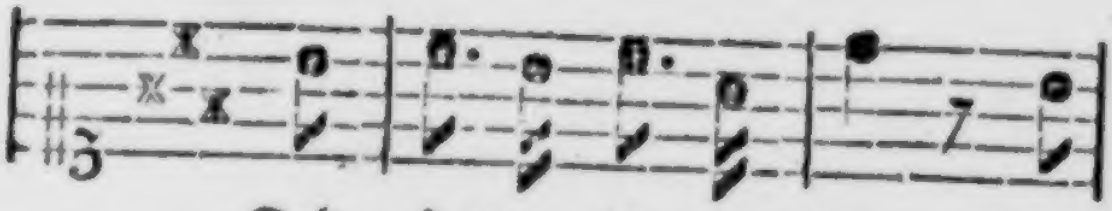
Poſzyrlich.



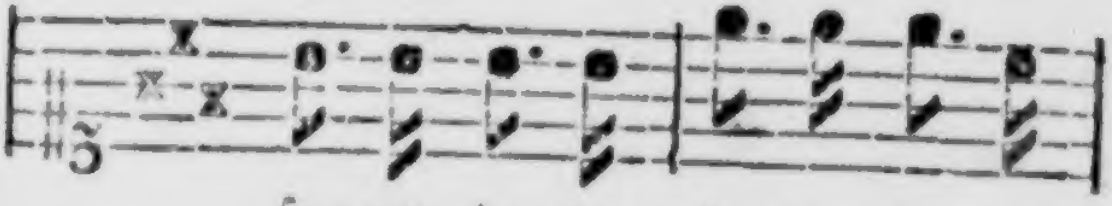
(Es hett eyn Pawr eyn jun / g's
Sie ter den Man be / re / den



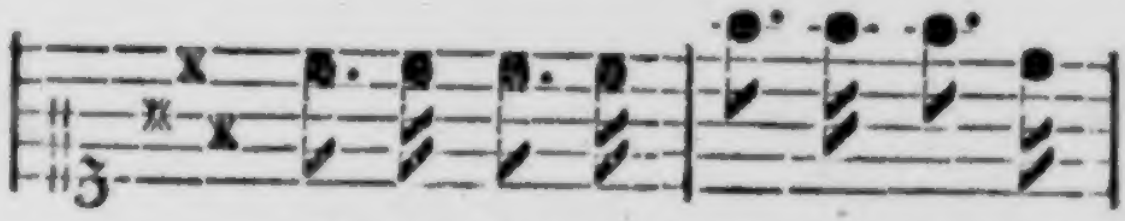
Weib, Sie blyb ſo gern zu Hauſz)
ſeyn, er ſolt ſich machen auſz,)



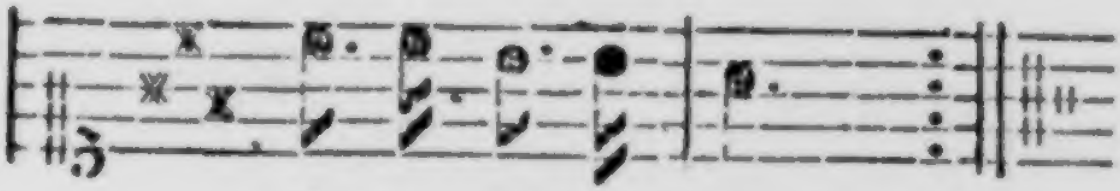
Solt faren in dz Hew, ſolt



fa / ren in dz Hewder / ley, ach



Hewder-ley! ach Hewder-ley! ſolt



faren ymm dz Hew

XVIII.

Eyn luſtig Lied.

von

ey'm Pawern vnndt ſeyn'm Weybe.

Es hett eyn Pawr eyn junges Weyb,
Sie blib ſo gern zu Hawſz;
Sie tet den Man bereden ſeyn,
Er ſolt ſich machen auſz;
Solt faren in dz Hew,
Solt faren in dz Hewderley,
Ah Hewderley :,:
Solt faren in dz Hew.

Der

Der Man gedacht' in seynem Sinn,
D'e Reden weren gut,
Ich wil mich hinnder d' Hawsztur stelin,
Wil seen, wz dz Weybchen tut.
Wil sag'n ich far hin ins Hew,
Wil sag'n ich far ins Hewderley,
Ach Hewderley :,:
Wil sag'n ich far ins Hew.

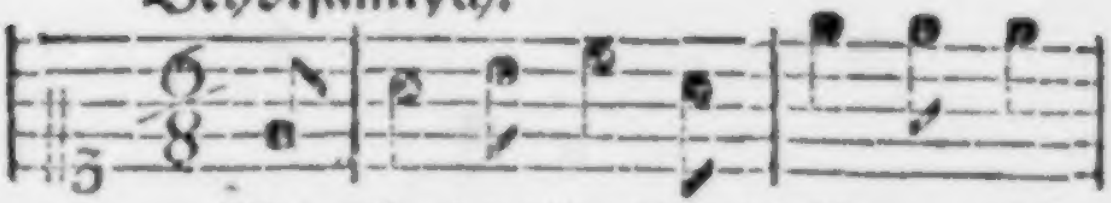
Da kam eyn junger Rewtersknecht
Tzum jungen Weybchen 'reyn,
Frewndlich tet sie empfangen jn
Gab stracks jr'n Willen dreyn.
Ist denn der Man ins Hew,
Ist denn der Man ins Hewderley,
Ach Hewderley :,:
Ist denn der Man ins Hew.

Er faßt ſie vmb den Gurtelband,
Vnndt ſchwang ſie hinn vnndt her,
Der Man wol hinnd'r d' Hawßtur ſtand,
Faſt zornig kamb herfur:
Ich bin noch nicht ins Hew!
Ich bin noch nicht ins Hewderley,
Ach Hewderley! :,:
Ich bin noch nicht ins Hew!

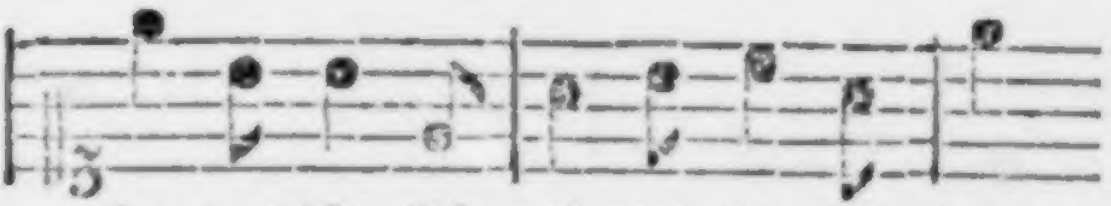
Ach trawter hertzallerlibſter Man,
Vergib mir diſen Feel.
Wil liben baß, vnndt hertzen dich,
Will Kochen Mueß vnndt Mrel.
Ich dacht du werſt ins Hew,
Ich dacht du werſt ins Hewderley,
Ach Hewderley! :,:
Ich dacht du werſt ins Hew.

Vnndt wenn ich gleich gefaren wer,
Nuns Hew vundt Haberſtro,
So ſolt du nun vundt nimmermer,
Eyn'n andern liben ſo
Der Tewfel far ins Hew,
Der Tewfel far ins Hewderley,
Ach Hewderley! :,:
Der Tewfel far ins Hew.

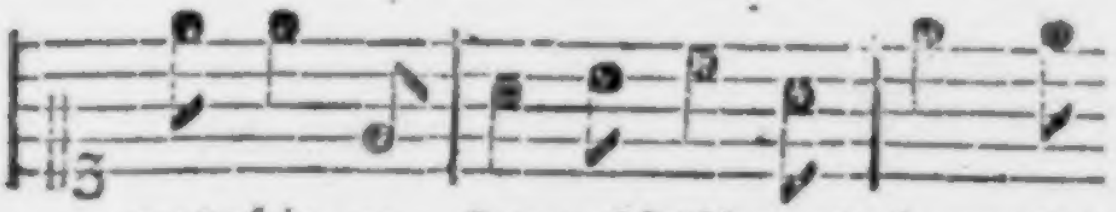
Behutſamlych.



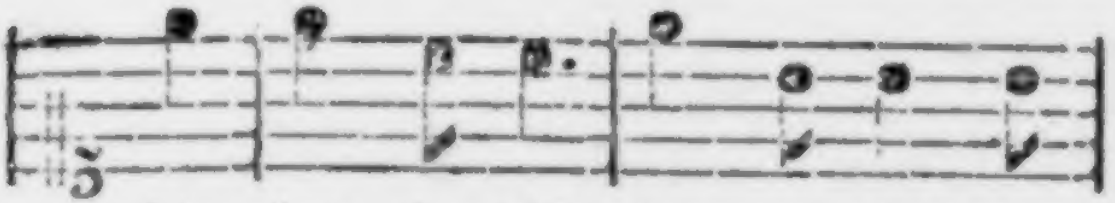
Ich weiß m'r'n Maydlein hipſch vnndt fein,



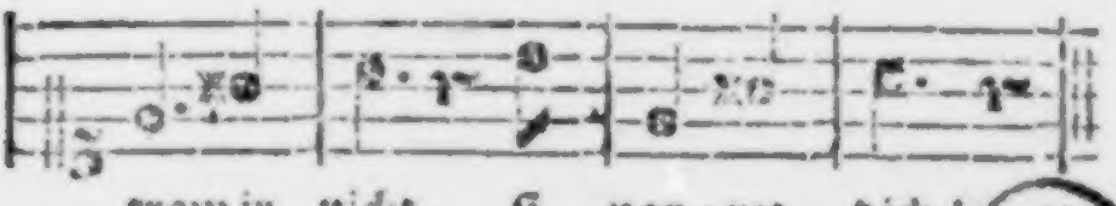
hut du dich! Ich weiß m'r'n Meydlein hipſch



vnndt fein, es kan wol falſch vnndt frewndlich



ſein, hut du dich, hut du dich! Ver-



traw jr nicht, ſi narret dich!

XIX.

Eyn new Lyd.

von

ey'm Meydleyn.

Ich weyß mir 'n Meydleyn hipſch vnndt feyn.
Hut du dich!
Ich weyß mir 'n Meydleyn hipſch vnndt feyn
Eß kan wol falſch vnndt freundlich ſeyn
Hut du dich! Hut du dich!
Vertraw jr nicht, ſie narret dich.

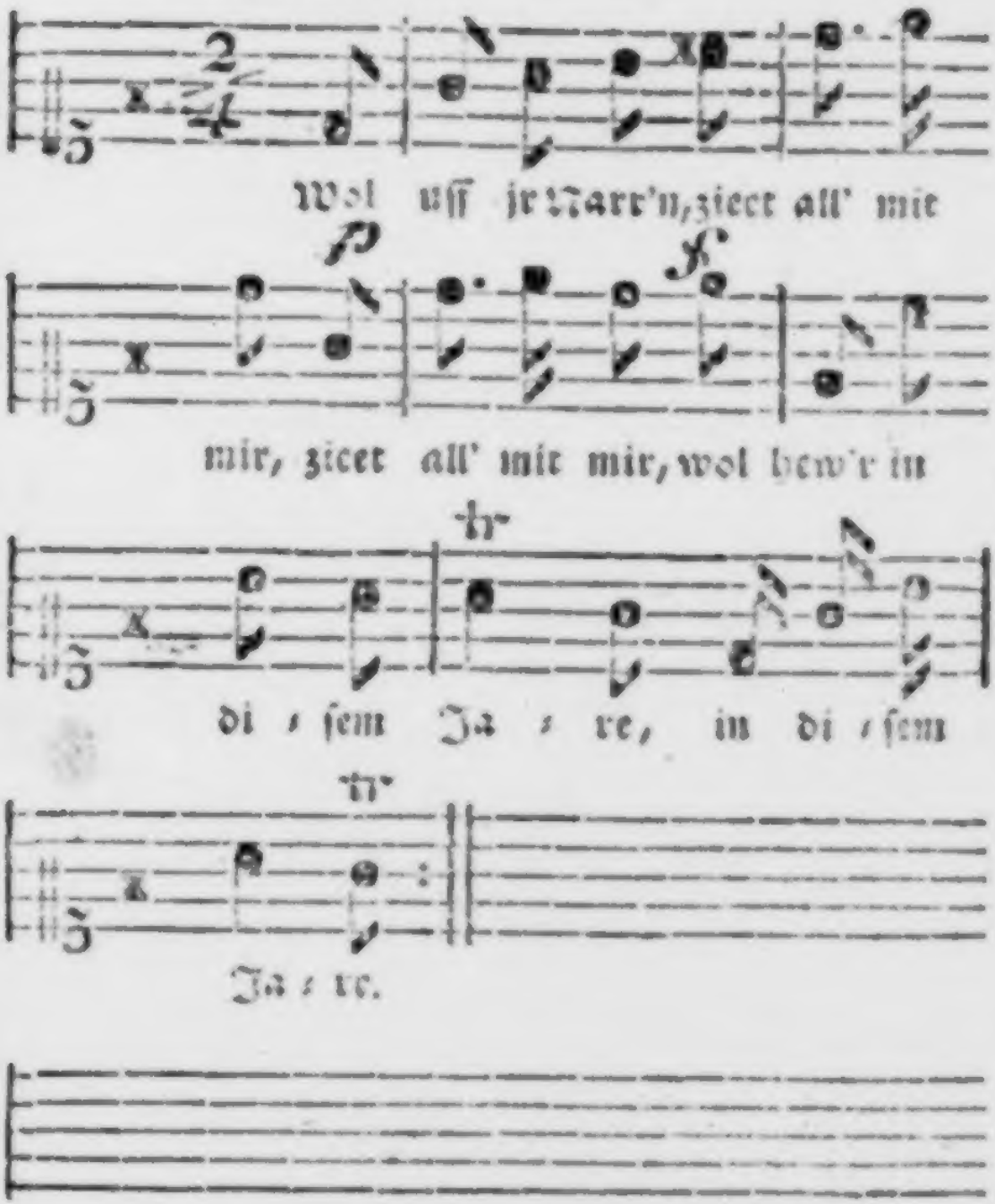
Sie hat zwey Euglеyn di ſind brawn,
Hut du dich!
Sie hat zwey Euglеyn di ſind brawn,
Sie werd'n dich vberzwerch anſchaunn.
Hut du dich! Hut du dich!
Vertraw jr nicht, ſie narret dich.

Sie hat eyn liecht goldfarbnes Haar,
Hut du dich!
Sie hat eyn liecht goldfarbnes Haar,
Vnndt wz ſie red't dz iſt nicht w..r.
Hut du dich! Hut du dich!
Vertraw jr nicht, ſie narret dich.

Sie hat zwey prüſtleyn, di ſind weyſz
Hut du dich!
Sie hat zwey prüſtleyn, di ſind weyſz,
Sie legt ſ' hervor nach allem Fleyſz,
Hut du dich! Hut du dich!
Vertraw jr nicht, ſie narret dich.

Sie gibt d'r 'n Cränzleyn seyn gemacht,
Hut du dich!
Sie gibt dir 'n Cränzleyn seyn gemacht,
Fur eynen Narr'n wirst du geacht!
Hut du dich! Hut du dich!
Vertraw jr nicht, sie narret dich.

Luſtyglydy.


Wol uff jr Narr'n, zieet all' mit
mir, zieet all' mit mir, wol hew'r in
di ſem Ja re, in di ſem
Ja re.

XX.

Eyn luſtiges Lydleyn.

Wol uff jr Narr'n zye't all' mit mir,
Zyet all' mit mir,
Wol hew'r in diſem Jare,
In diſem Jare!

Bin ich eyn Narr, bine nit alleyn,
Achte ſicher fleyn.
Wolt Gott, ich wer nur 'n Narre,
Nach meynem ſinne.

Wolt Gott, ich wer 'n kleyn's Vögeleyn,
'n kleyn's Waldvögeleyn,
Gar lyblich, wolt 'ch mich ſchwingenn,
Der lyb'n zum Fenſt'r eyn.

Wolt Gott ich wer 'n kleyn's Hechteleyn,
'n kleyn's Hechteleyn.
Gar lyblich wolt 'ch ir wiſchen *
Vnnder iren Tiſchen.

Wolt Gott ich wer 'n kleyn's Retzeleyn,
'n kleyn's Retzeleyn.
Gar lyblich wolt 'ch ir mauſen,
Vnn irem Hauſe.

Vnn ir'm Hauſ', vnn ir'm Kämmerleyn,
'n ir'm Kämmerleyn,
Da geſchee vnſ,r beyder wille
Schweyg müterleyn ſtille.

Wolt

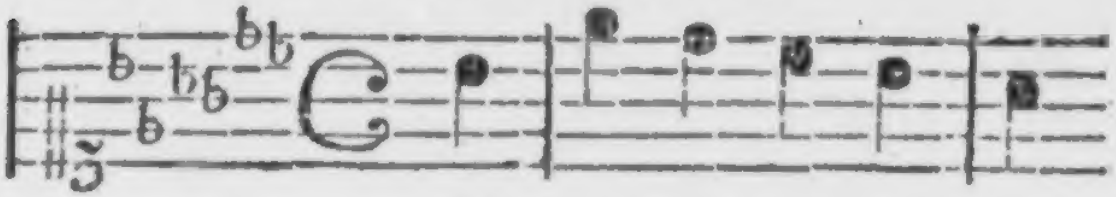
* wiſchen od. ſchlupfen.

Wolt Gott ich wer 'n Kleyn's Pferdeleyn,
'n artlich's Zelterleyn.
Gar zartlich wolt 'ch jr traben,
Zu jrem liben Knaben.

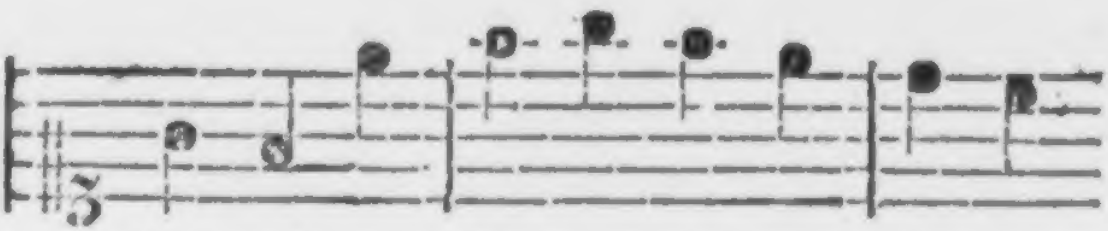
Wolt Gott ich wer 'n Kleyn's Hundeleyn,
'n Kleyn's Hundeleyn.
Gar trewlich wolt 'ch jr jagen,
Die Hirsch'n Hünleyn vnndt Hasen.

Das Lydleyn sey gesung'n, meym schön Bulen,
Meym schön Bul'n alleyn,
Wolt Gott, ich solt jr dynen alleyn.
Jr steter Dyner seyn.

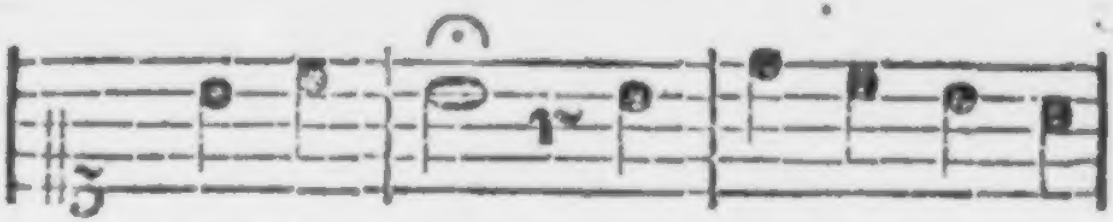
Seer kleglich vnndt klönend.



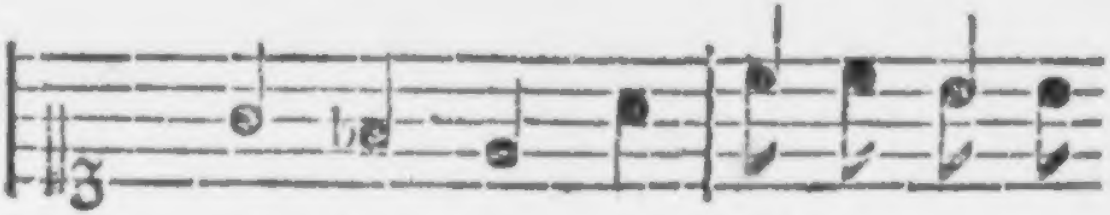
Es reyt eyn Herr vnndt auch



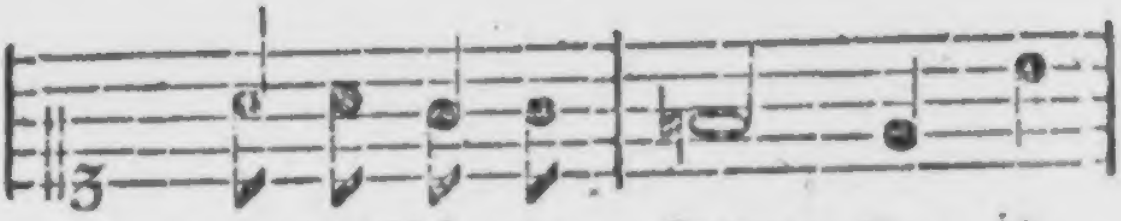
sein Knecht, wol üb'r eyn Hey/de die wz

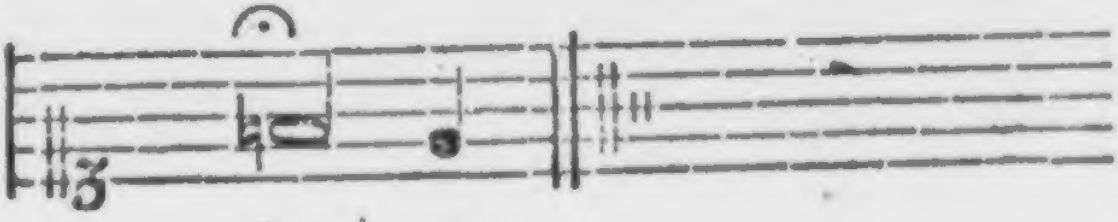


schlecht, ja schlecht, vnndt al/les wz si



red/ten da, wz all's von ey/ner





XXI.

XXI.

Eyn klegliche
Mordgeſchichte,
von ey'm Herrn, der wz tot.

Es reyt eyn Herr vnndt auch ſeyn Knecht,
Wol ub'r eyn Heyde die wz ſchlecht,
Ja ſchlecht!
Vnndt alles wz ſie redten da,
War all's von eyner wunderſchönen Frawen,
Ja frawen!

Ach ſchildknecht lyber ſchildknecht meyn,
Wz redſt von meyner frawen?
Ja frawen!
Vnndt fürchteſt nicht meyn' braunen Schilt,
Tzu Stucken wil ich dich hawen,
Vor m.yn'n Augen.

Ewern braunen Schilt den furcht ich Kleyn,
Der lyb' Got wird mich wol b'hüten,
B'hüten!
Da ſchlug der Knecht ſeyn'n Herrn zu tot,
Dz g'ſchae vmb Frewleyns Güte,
Ja Güte!

Nu wil ich heym geen landwerts eyn,
Zu eyner wunderſchönen Frawen,
Ja frawen!
Ach frewleyn gibt mirs Botten-Lon,
Ewer edler Herr vnndt der iſt tot,
So fern uff breyter Heyde,
Ja Heyde!

Vnndt iſt meyn edler Herre tot,
Darumb wil ich nicht weynen,
Ja weynen!
Den ſchönſten Bulen den ich hab,
Der ſitzt bey mir daheyme,
Mut'r alleyne.

Nu sattel mir meyn grawes Roſz,
Ich wil von hynnen reyten,
Ja reyten!
Vnnde da ſie uff di Heyden kam,
Di Lilgen teten ſich neygen,
Uff breyt'r Heyden.

Uff band ſie im ſeyn blancken Helm,
Vnnde ſae im vnnder ſeyn Augen,
Ja Augen!
Nu muſz eſz Chriſt geklaget ſeyn:
Wie biſt ſo ſéer zuhauen,
Vnnder deyn' Augen.

Nu wil ich ynn eyn Kloſter zyen,
Wil 'n lyben Got fur dich bitten,
Ja bitten!
Dz 'r dich ynns Himmelreych wol lan,
Dz geſchee durch meynet willen,
Schweyg ſtillen!

Wer iſt der unſz den Reyen ſang,
Mattias Jeger iſt er genant,
Beym trunck hat erſz geſungen,
Geſungen!
Er iſt ſeym Widerſach'r v'n Hergen feynd,
Zu im kann er nicht kummen,
Ja kummen.

XXII.

Eyn luſtiges Liedleyn.

von

ey'm Meydleyn vnndt drey Röſſleyn.

Ahm Ton: Eiz reyt eyn Herr vnndt auch ſeyn Knecht.

Eiz reyt eyn Herr, mit ſeym Knecht, an
Dem Morgen in dem Taw', Ade,
Ade!
Wz fand er uff der Heyde-ſtan,
Eyn wunderſchöne Jungkfrawe,
Ja Frawe!

Got gruſz euch Jungkfraw hipſch vnndt feyn:
Got gruſz euch auſz der maſz'n, Ade,
Ade!
Wolt Got, ich ſolt hewt bey euch ſeyn,
An ewren ermleyn ſchlafen,
Ja ſchlafen!

An

An meynen ermleyn ſchlafe ir nicht,
Ihr bringt mir dann drey Roſenblüt',
Ade!
Die in dem Winter wachſen ſind,
Vnnd ſteen in voller Blüte,
Ja Blüte!

Er ſchwang ſich in den Sattel frey,
Dahinn ſo tet er trab'n, Ade!
Ade!
Da wo die roten Röſleyn ſteen
Umb Frewleyns Gunſt zu haben,
Ja haben!

Der Röſleyn warn nicht mer dann drey,
Er brach ſi ann den Stil'n, Ade!
Ade!
Er ſchutt ſ' der Mayd in Geren frey,
Nach allem irem willen,
Ja willen!

Da ſi di roten Rôſleyn ſae
Gar frewndlich tet ſi lach'n, Ade,
Ade!
So ſagt mir edle Rôſleyn rot,
Wz frewd kônnt jr mir machen,
Ja machen!

Die frewd di wir euch machen kônn,
Di wird ſich wol befind'n, Ade!
Ade!
Nezundt ſeyt jr eyn Meydleyn jung,
Biſz jar geet jr mit Kinden,
Ja Kinden!

Gee ich mit eynem Kindeleyn,
So maſz eſz Got erbarm'n, Ade,
Ade!
Hab ich doch nur eyn halbe Nacht,
Geſchlaf'n ann deynen Armen,
Ja Armen!

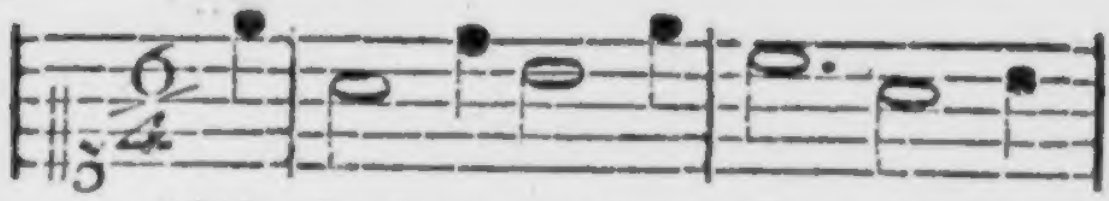
So

So klage nicht meyn Tochterleyn,
Vnndt weyne nicht ſo ſer', Ade,
Ade!
Eſz iſt geſchenn manch'm jungkfrewleyn,
Kamb noch' tzu groſzen Eren
Ja Eren!

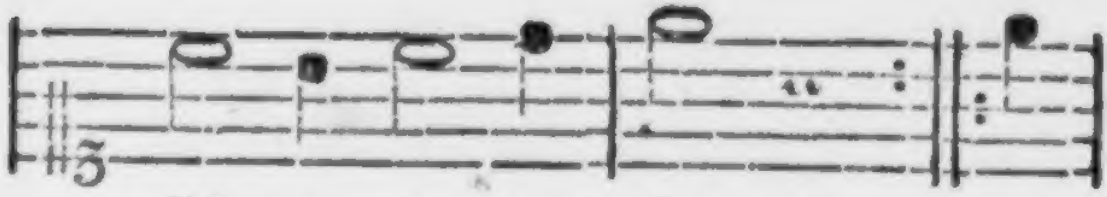
Wer iſt der vnns das Lydleyn ſang,
Von newen hat geſung'n, Ade,
Ade!
Dz hat getan eyn Newter; gut,
Eyn Bergkgeſell hat jn vertrungen,
Ja v'rtrungen!

Er trinckt vil liber den lautern Weyn,
Denn Waſzer auſz kulem Brunnen.
Ja Brunnen!

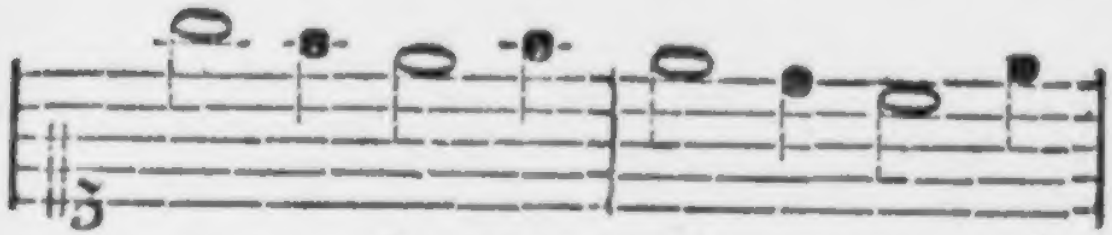
Kleglich.



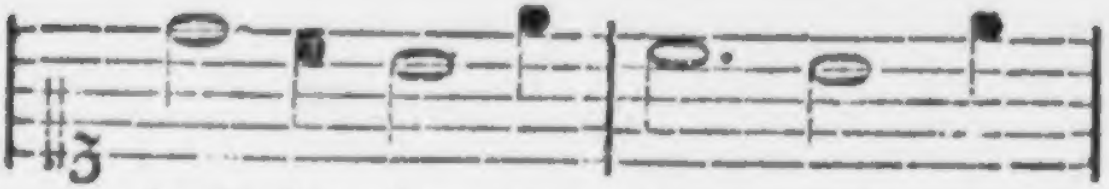
(Ich ſtund an ey ſ nem Mor ſ gen heym,
Da hett ich mich ver ſ por ſ gen, ich



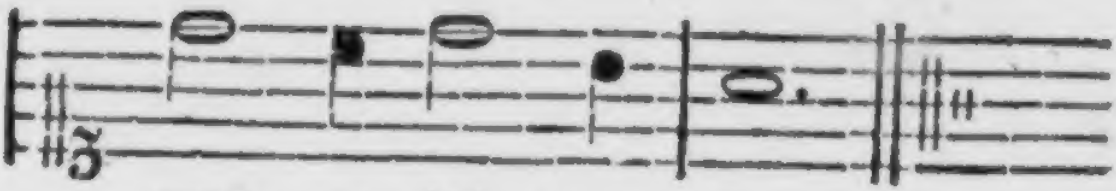
lich an ey ſ nen Ort,
hört kleg ſ li ſ che Wort,) von



ey ſ nem Frew lein hipſch vnndt ſeyn, dz



ſtund bey ſei ſ nem Bu ſ len, eſz



XXIII.

Eyn klegliches Lyd.

von

ey'm Frewleyn vnndt ſeym Bulen

Ich ſtund an eynem Morgen,
Heymlich an eynem ort,
Da hett ich mich verporgen,
Ich hört klegliche Wort,
Von eynem frewleyn hipſch vnndt feyn.
Das ſtund bey ſeynem bulen,
Es muſt geſchyeden ſeyn.

Hertz lyeb ich hab vernummen,
Du woll'ſt von hinnen ſchyr,
Wenn wilt du wider kummen,
Dz ſolt du ſagen mir.
So merck feynes lyeb wz ich dir ſag,
Meyn Zukunft tuſt du fragen,
Ich weyſz wed'r ſtund noch tag.

Dz frewleyn waynet ſeere,
Jr Hertz wz kumers voll,
Nun gib mir weyſz' vnndt lere,
Wie ich mich halten ſoll;
Ich ſetz fur dich wz ich vermag,
Vnndt wilt du hie beleyben,
Ich verzer dich jar vnndt Tag.

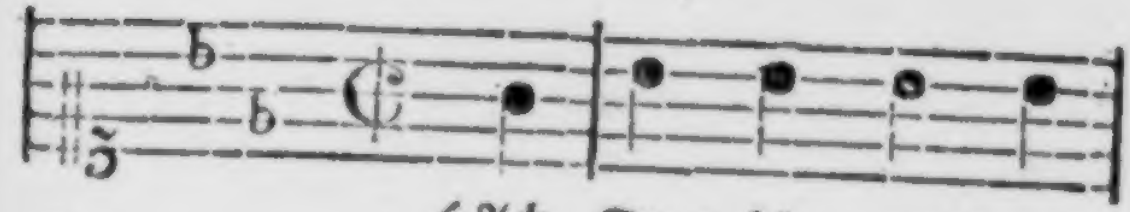
Der Knab der ſprach auſz mute,
Deyn Willen ich wol ſpur,
So verzerten wir deyn gute,
Eyn jar werd bald hinfur,
Dennoch můſt es geſcheyden ſeyn,
Ich wil dich freundlich bitten,
Setz deynen willen dreyn.

Dz frewleyn dz schrey mordte,
Mordt uber alles leyd,
Mich krencken deyne Worte,
Hertz lyeb nicht von mir scheyd,
Fur dich so setz ich gut vnndt eer,
Vnndt solt ich mit dir zyehen,
Keyn weg wer mir zu fern.

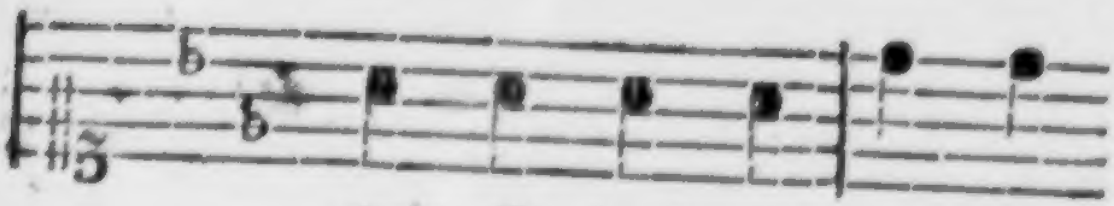
Der knab der sprach, mit züchten,
Meyn schatz, ob allem gut,
Ich wil dich frewndlich bittenn,
Schlag dirs auß deinem mut,
Gedenck wol an die Freunde deyn,
Die dir keyn arges gönnenn,
Vnndt teglich bey dir seyn.

Do keert er sich hinumbe,
Er sprach nicht mer zu jr.
Dz frewleyn das fiel vmbe,
In eynem winkel schier,
Vnnd waynet dz 'e schier vergieng.
Dz hat eyn Schlemmer g'sungen,
Wie eß eym frewleyn gieng.

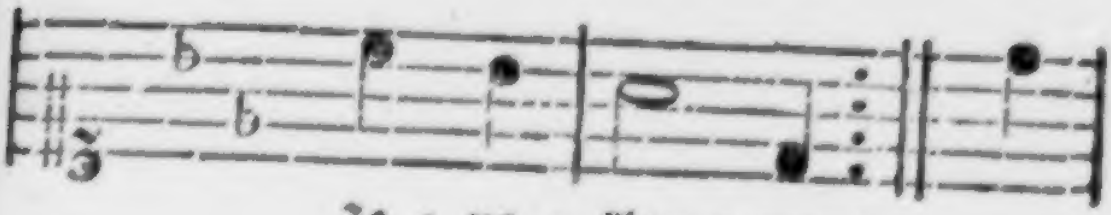
Erbermlich.



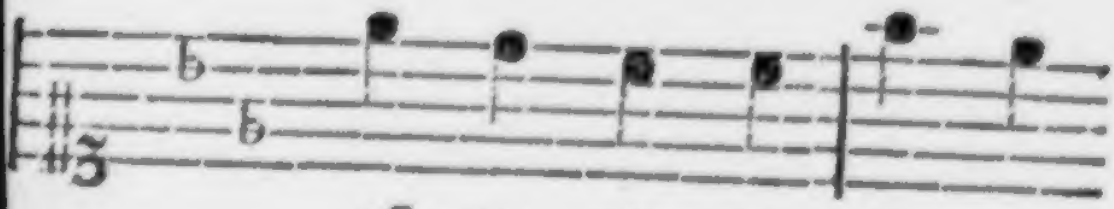
(Ach Su ſ ſel, merck uff
Der lie ſ be Mond wirſt



mein Ge ſ hewl und uff mein
hel ſ len Schein uff dei ſ ne



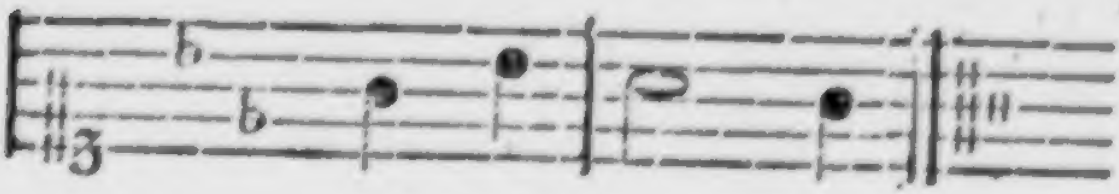
Ze ſ ne ſ klap ſ pen
Fen ſ ſter ſ klap ſ pen) er



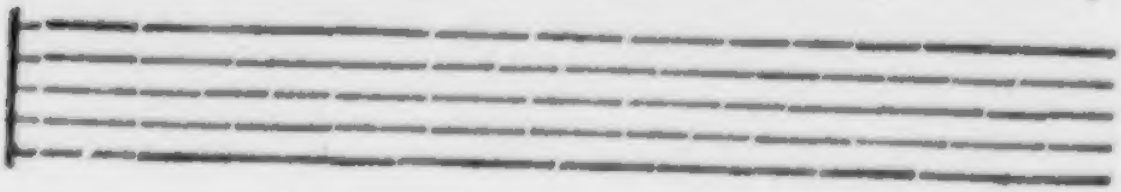
off ſ ne mir, dz ich bey

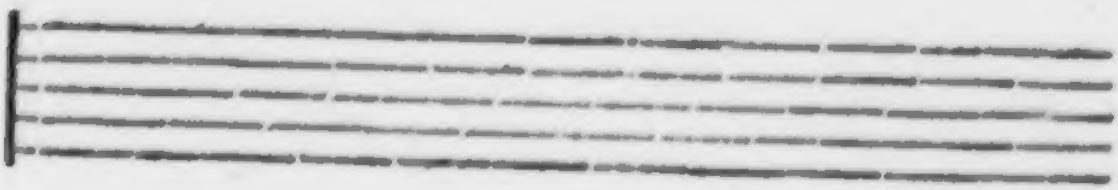
dir mit Frew: den kann er:

war : men, in dey : nen



zar : ten Ar : men.





XIV.

Eyn kleglicher Reyen,

von

Susel vnndt Hansel

Jmm kalten Winter zu singen.

Ach Susel, merck uff meyn Gehewl,
Vnndt uff meyn Zeeneklappen,
Der lybe Mond wirst hellen Scheyn
Uff deyne Fensterklappen,
Eroffne mir,
Dz ich bey dir,
Mit Frewden kann erwarmen,
Jnn deynen zarten Armen.

„Ach

„Ach ja, ich kumb o Hanſel meyn,
„Vnndt offne dir dz Fenſter.
„Doch feſt iſt dieſes Fenſters Schreyn,
„Als hyltens di Geſpenſter;
„Dz Eyſz iſt hart
„Wie 'n Hellepart,
„Kann hier dich nicht erwarmen
„Ann meynen zarten Armen. „

So komm denn 'raus meyn holdes Kind,
Vnndt eyl mit ſchnellen Schritten
Dz ich meyn' Frewde an dir fynd,
Ann meyner kleynen Hutten,
Komm faſt mit mir,
Dz ich bey dir,
Mit Frewden kann erwarmen
Ann deynen zarten Armen.

„Wol denn, ſo laſz vnns eylig flieh'n,
„Durch diſe weiſze Hayde.
„Vnndt inn deyn kleynes Huttleyn zien,
„Tzu fynden groſze Frewde,
„Ich komm tzu dir,
„Damit ich ſchier,
„Mit frewden mocht erwarmen,
„Ann deynen heiſzen Armen. „

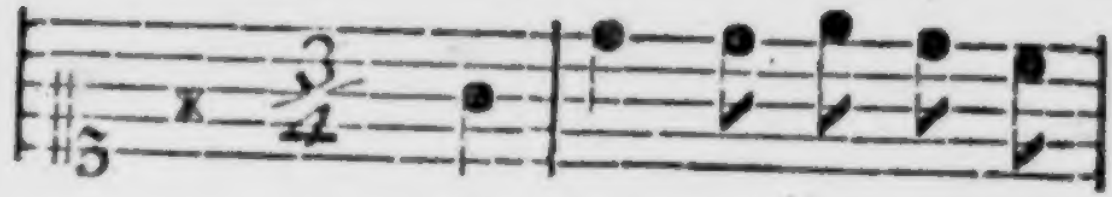
Iſt dir faſt kalt o Suſel meyn,
Vnndt fryeren dir di Fuſze?
Mir ſtarret fur Froſt all meyn Gebeyn,
Erfrorn ſind meyne Fuſze.
Doch hoff ich ſchier,
Dz bald an mir,
Mit frewden ſollſt erwarmen,
Ann meynen heyſzen Armen.

„Ach

„ Ach Hanſel meyn, ich kann nicht fort,
„Ich bynn hyr tief ym Schneee.
„Nu kumpt gewiſz der bittre tod,
„Ach, dz ich ſo vergeee,
„O! Wee mir!
„Dz nicht an dir,
„Mr Frewden ſol erwarmen
„Nun deynen heiſzen Armen! „

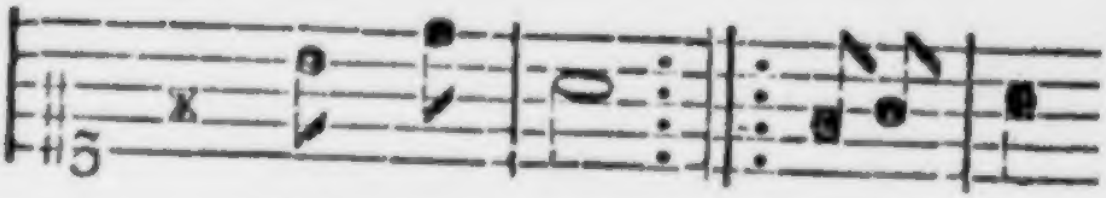
Ach Suſel! ich binn gar erſtarrt.
Ich kann dir nicht meer helfen.
Ach Suſel! ſprich doch nur eyn Wort!
Hinn iſt jr zartes leben!
O wee mir!
Soll nicht mit jr,
Nun jren Armen ſterben!
Muſz hir alleyn verderben!

Luſtig.

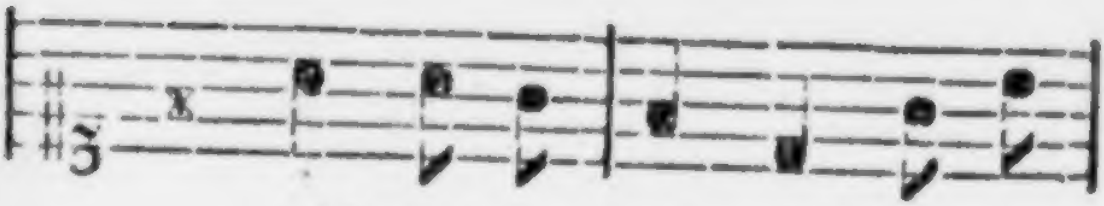


'Sis nichts mit den al ſ ten

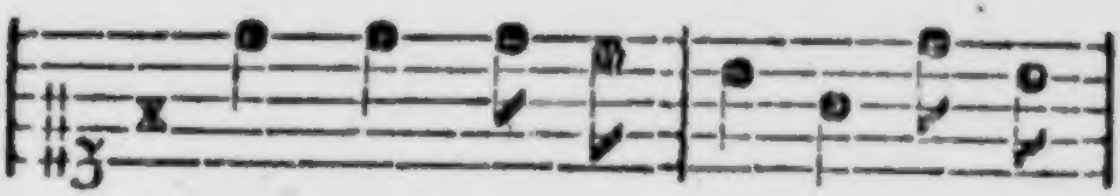
Wei ſ bern, bin fro dz ich



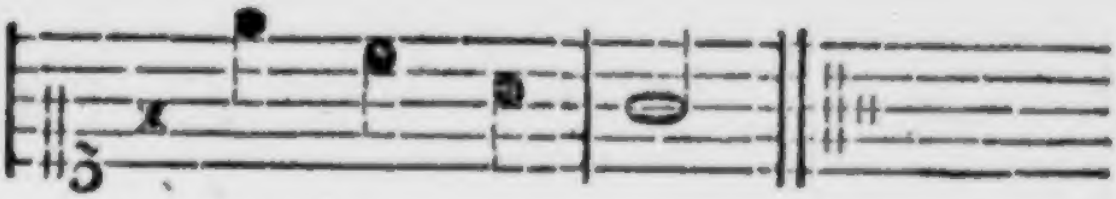
Fei ſ ne hab, li ber frei'ch



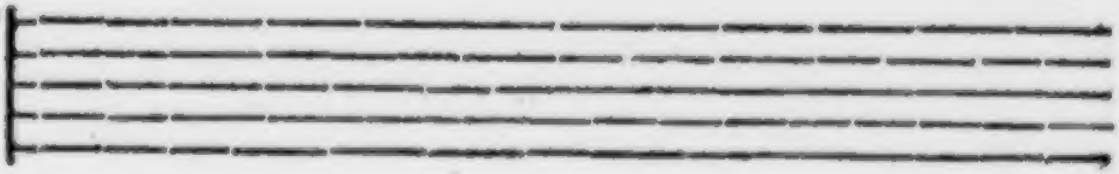
mir'n jun ſ ges May ſ del, li ſ ber



freich mir'n yunges Maydel, do ich



Frewd darob hab.



XXV.

Eyn ſteyriſch Lyd,
von alten Weybern.

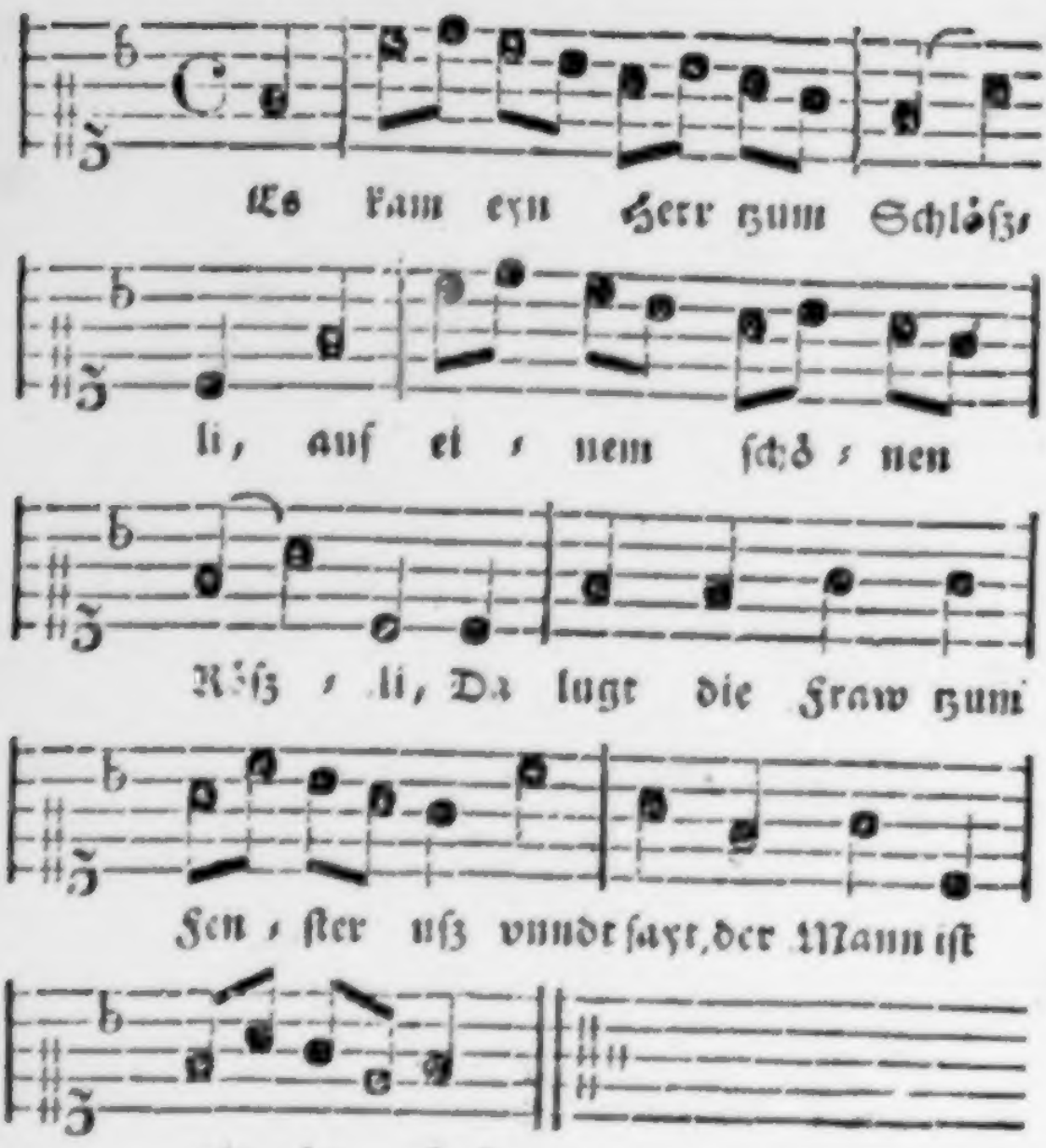
'S is nichts mit den alten Weybern,
Bin fro dz ich keyne hab,
Aber frey 'ch mir 'n junges Maydel,
Do ich Frewd darob hab.

Miff! Muff! geets ym Hauſe,
Den gantzen tag herum,
Junge Maydel geen halt grade
Alte Weyber geen krumm.

Wer ſo 'nen alten Schimmel
Nan ſeynem Stalle hat,
Friſzt ſich ab ſein libes Leben,
Vnndt kommt fru ins Grab.

Drum libe Jungkgeſellen,
Freyt ja keyn' Alte nicht,
Denn jr muſzt ſ' seyn behalten,
Biſz der tod jr's Hertze bricht.

Gantz ſachte.



XXVI.

Eyn ſchweyzeriſch Wyegen-Lyd.

Eſz kam eyn Herr tzum Schlöſzli,
Auf eynem ſchonen Röſzli,
Da lugt* die Fraw tzum Fenſter uſz
Vnndt ſayt, der Mann iſt nit bey Huſz.

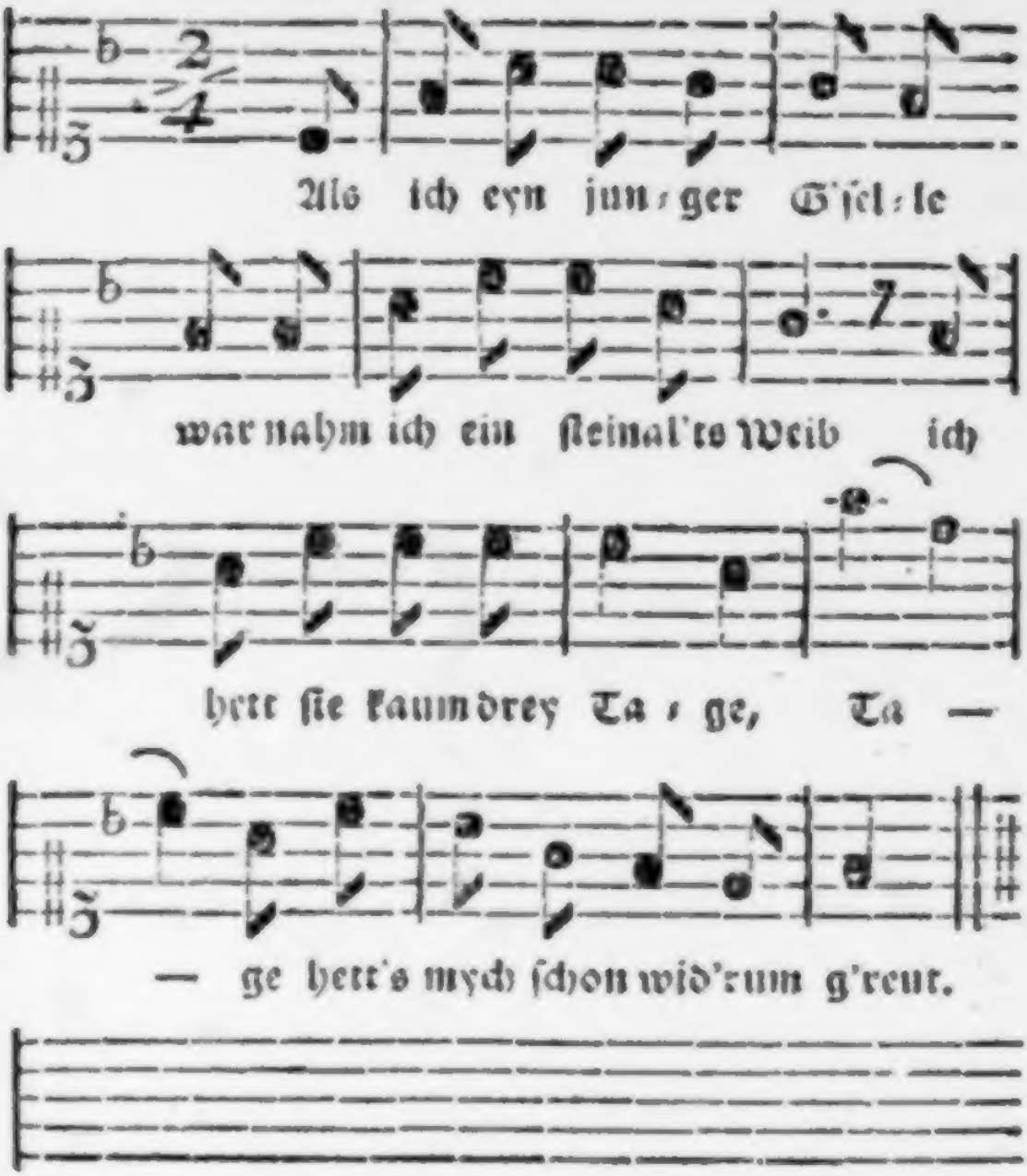
'S iſt niman d'harm als d'Kinder,
Vnndt 's Maidli uff der Winden.
Der Herr auf ſeynem Röſzli,
Sayt tzu der Frau im Schlöſzli;

Sinds gute Kind, ſinds böſe Kind?
Ach, libe Fraw, ach ſagt mirs g'ſchwind,
Di Fraw die ſayt, 's ſind böſe Kind,
Sie folg'n der Muter gar nit g'ſchwind.

Da ſayt der Herr, ſo reut ich heym,
Dergleichen Kinder brauch ich keyn,
Vnndt reut auf ſeynem Röſzli
Weyt, weyt entweg vom Schlöſzli.

* lugt d. i. guckt

Kleglich.


Als ich eyn jun=ger G'ſel=le
war nahm ich ein ſteinal'te Weib ich
hett ſie kaum drey Ta=ge, Ta —
— ge hett's mych ſchon wid'rum g'reut.

XXVII.

Eyn Schweyzeriſch Lyd,
von jungen Weybern.

Alſz ich eyn junger G'ſelle war
Nam ich eyn ſteynalts Weyb,
Ich hett ſie kaum drey Tage,
Hetts mich ſchon widerumb g'reut.

Als ich nu uff den Kirchhof kam,
Bat ich den liben Tod.
Ach liber Tod von Baſel
Hol mir meyn' alte fort.

Alſz ich wider nach Hauſe kam,
Fand ich meyn Alte tod.
Ich ſpannte Roſz vnndt Wagen,
Vnndt fur meyn' Alte ferr.

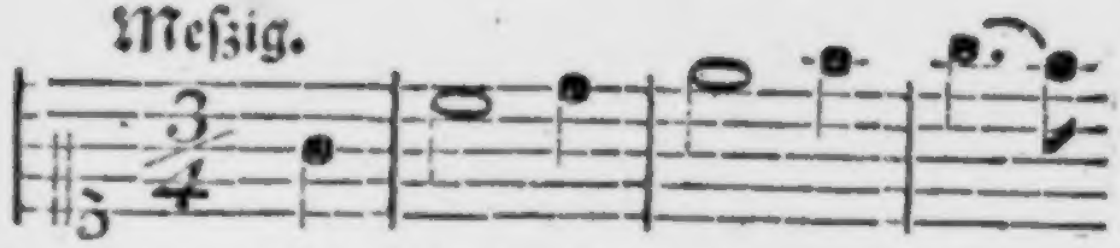
Alſz ich uff den Kirchhof kam,
Das Grab war ſchon gemachr.
Je Treger gett ſeyn ſachte,
Dz d' Alte nit erwacht.

Scharrt tzu, ſcharrt tzu, ſcharrt immer tzu.
Dz alte boſe Weyb,
Si hat jr lebetage
Geplagt meyn' jungen Leyb.

Alſz ich wider nach Hauſe kam,
All Winckel warn mir tzu weyt,
Ich wartet kaum drey Tage
Nam ich eyn jungee Weyb.

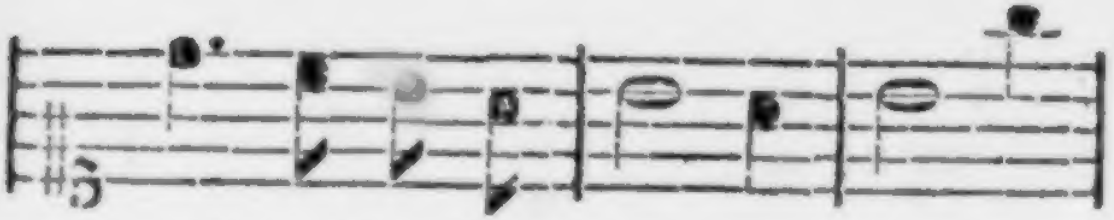
Dz junge Weybel dz ich nam,
Dz ſchlug mich alle Tag,
Ach liber Tod von Baſel.
Gelt ich meyn Alte noch!

Meßig.



(Di Faßnacht bringt vnns Frew/
Vil meer denn ſonnſt eyn gantzes

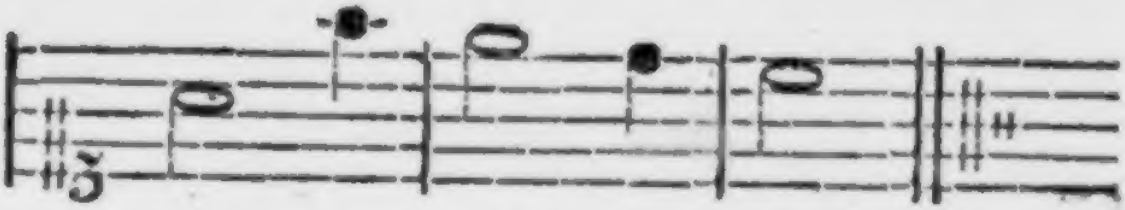
den — zwar,
halbes Jar,) Ich macht mych



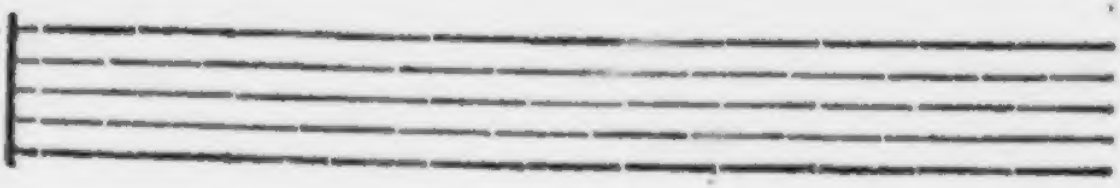
uff, vnndter ſpa ſ ci ſ renn geen, an

ey ſ nen Dantz, myr ward eyn

Krannz von Blum-leyn glannz, deß er-



frewt ich mych gar seer.



XXVIII.

Eyn Reyen,

von

eyner Jungkfraw.

Di Faßnacht bryngt vnns Frewden zwar
Vilmer, denn ſonſt eyn gantzes halbes Jar.
Ich macht mich uff, vnnde tet ſpacirenn geen,
An eynen Dantz,
Mir ward eyn Krantz,
Von Blumleyn glantz *
Des erfrewt ich mich gar ſeer

Ich

* glentzend.

Ich bot der Jungkfraw meynen Gruſz,
Gantz frewndlich trat ſie mich uff meynen Fuſz,
Sie ſprach: Gut G'ſell, wenn ich dirſz ſagen ſolt':
Wenn du nur wolt'ſt,
Ich wer dir hold.
Keyn Silber vnndt Gold,
Iſt meyner lieb' eyn Sold.

Hint'r meyn's Vaters Hof ſteet eyn' tur,
Da iſt wed'r Schloſz noch Rigel dafur,
Da gee hyneyn, dz man d'ch nicht ſee noch ſpur',
Si iſt geſchmirt,
Dz ſi nicht klirrt,
Keyn Menſch dich nicht irrt,
Trit frolich hyneyn zu mir.

Des Nachts hob ſich eyn Wetter groſz,
Dz uber Berg vnndt tiffe Thal herfloſz.
Deſſelben Weg's mich nie keynmal verdroſz.
Ich ſtal mich auſz,
Sill' wi eyn' Mauſz,
Vnndt kam ins Haus,
Vnndt lebt' im Sauſ'
Mit der Liben die gantze Nacht.

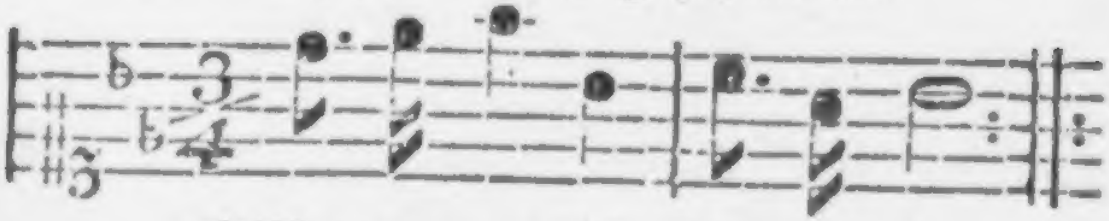
Da lagen die zwey, di libe lange nacht.
Biſz dz der helle Tag anbrach.
Si ſprach, ſtee uff, es muſz geſchieden ſeyn,
Des Tages ſcheyn,
Dryngt hell hereyn,
Vnndt bringt vns Peyn,
Dz ich nimmer Rue hab'

Der

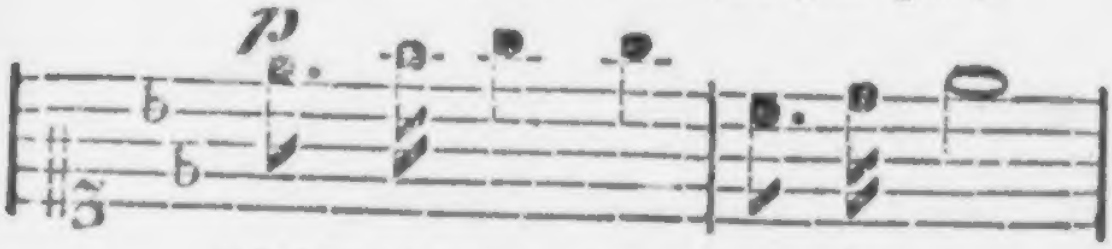
Der Knab' nam Vrlaub von der Meyd'
Sie ſprach: Gott b'hut dich vor allen leyd.
Sie ſprach: ſay bin biſz * friſch vnndt unverzagt.
Kem'ſt wider ſchir,
Wer meyn begyr,
Meyno Hertzens 3yr,
Bleyb wider eyn Nacht bey mir.

* biſz d. i. ſey

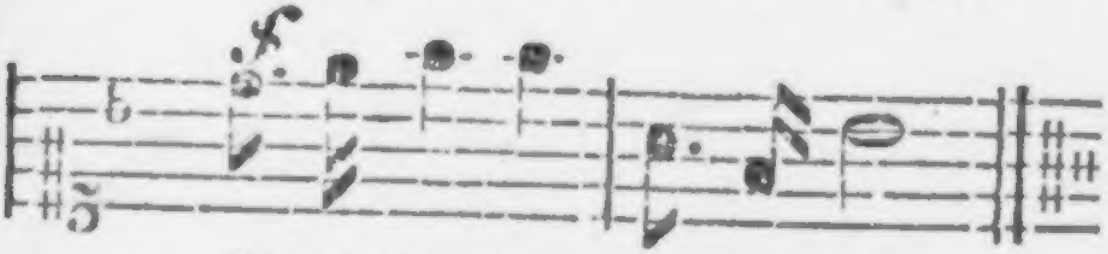
Hanack'sch, nicht z' g' schwind.



('s Morgens wenn ich frü auf stee,
Vündt den Schorstein se, gen gee)



Klopf ich lei, se ann di Tur



schone Junkfraw kompt her, fur.

XIX.

XXIX.

Eyn Schlottfeger Lyd.

'S Morgers wenn ich fru uffstee.
Vnndt den Schorsteyn fegenn gee,
Klopf ich leyse ann di Tur,
Schone Jungkfraw kommpt herfur'

„He! He! He! wer klopfet ann,
„Der mich ſ' leiß uffwecken kann? „
Ich stee hir ynn aller stil,
Der den Schorsteyn fegen will.

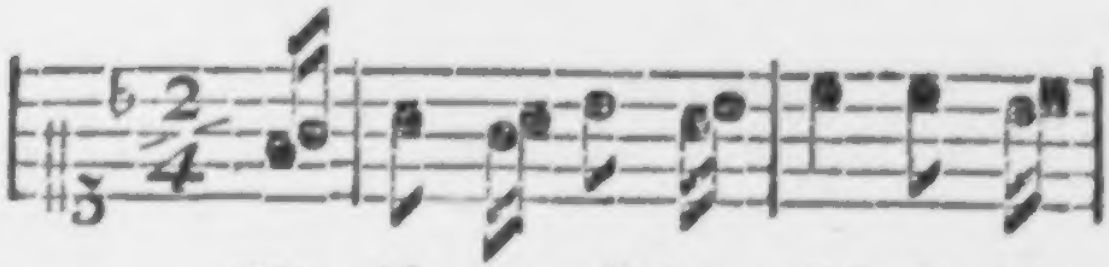
„Wart'e

„Wart't eyn biſzel junger G'ſell,
„Dz ich brynge den Schluſzel
„Vnndt euch ſperr die Hauſztur uff,
„Dz jr kommt tzu mir herauf.

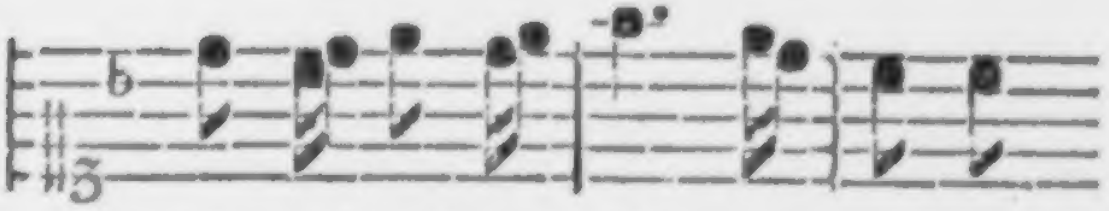
Jungfraw ich noch eyns beger,
Langt mir Licht vnndt Beſen her,
Nicht tzu groſz vnndt nicht tzu kleyn,
Dz er geet zum Schorſteyn eyn.

„Junger G'ſelle horet ann,
„Wz ich euch' wil ſagen ann;
„Sey der Schorſteyn groſz od'r kleyn,
„Siet ſelbſt wi jr kommt hineyn.

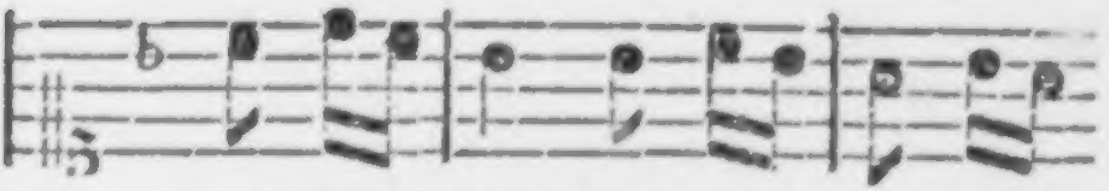
Auſz dem Buben wird eyn Mann,
Der den Schorſteyn ſegen kann.
Nimbt keyn Keerlon, ſegt zur frewd,
Alle Schornſteyn' weyt vnndt breyt.



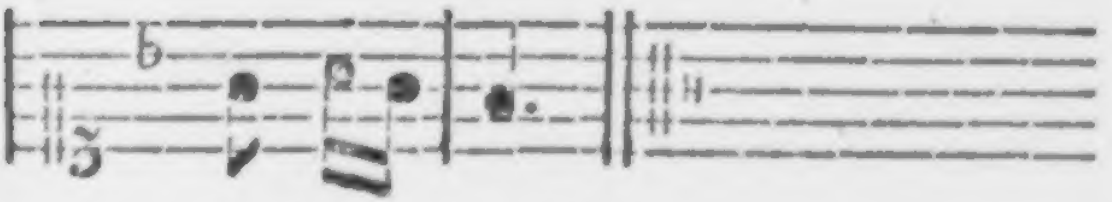
Wer ich eyn wil-der Fal-cke, ich



wolt mych schwingen aus, vnndt wolt' mich



ni-der-las-zen, vor eyn's reich'n



Bur gers Hauß.

XXIX.

XXX.

Eyn new Lyd von Magdalena.

Wer ich eyn wilder Falke,
Ich wolt' mich ſchwingen auſz,
Vnndt wolt mich nid.rlaſzen,
Fur eyn's reych'n Burgers Hauſz.

Da iſt eyn Meydleyn in Zuchten,
Magdalena iſt ſi genannt,
So hab' 'ch all mern Lebtag nicht,
Eyn ſchoners brauns Meydleyn erkannt.

An ey'm Montag es geſchae,
An ey'm Montage ſeer feue,
Da ſa' man d' ſchon' Magdalena,
Zur Kleyn' Seytentur ausgeen.

Si konnt' nicht lenger harren
Magdalena wo wilt du hyn?
In meynes Vaters Garteun,
Da 'ch Nechten * geweſen binn.

Da ſi nu inn den Garten kame,
Wol vnnder die Linden lief,
Da lag eyn freyer Bergkg'ſell
Darvnnder g'ſtreckt vnndt ſchlief.

Woluff meyn Bergkmann g'ſchwinde,
Denn es iſt an der Zeyt,
Ich her' die Schluſſleyn klyngenn,
Meyn Muter iſt nicht weyt.

Horſtu di Schluſſeleyn klingenn,
Vnndt iſt deyn Muter nicht weyt,
So zeuch mit mir von hynnen,
Wol vber die Heyden breyt.

Er

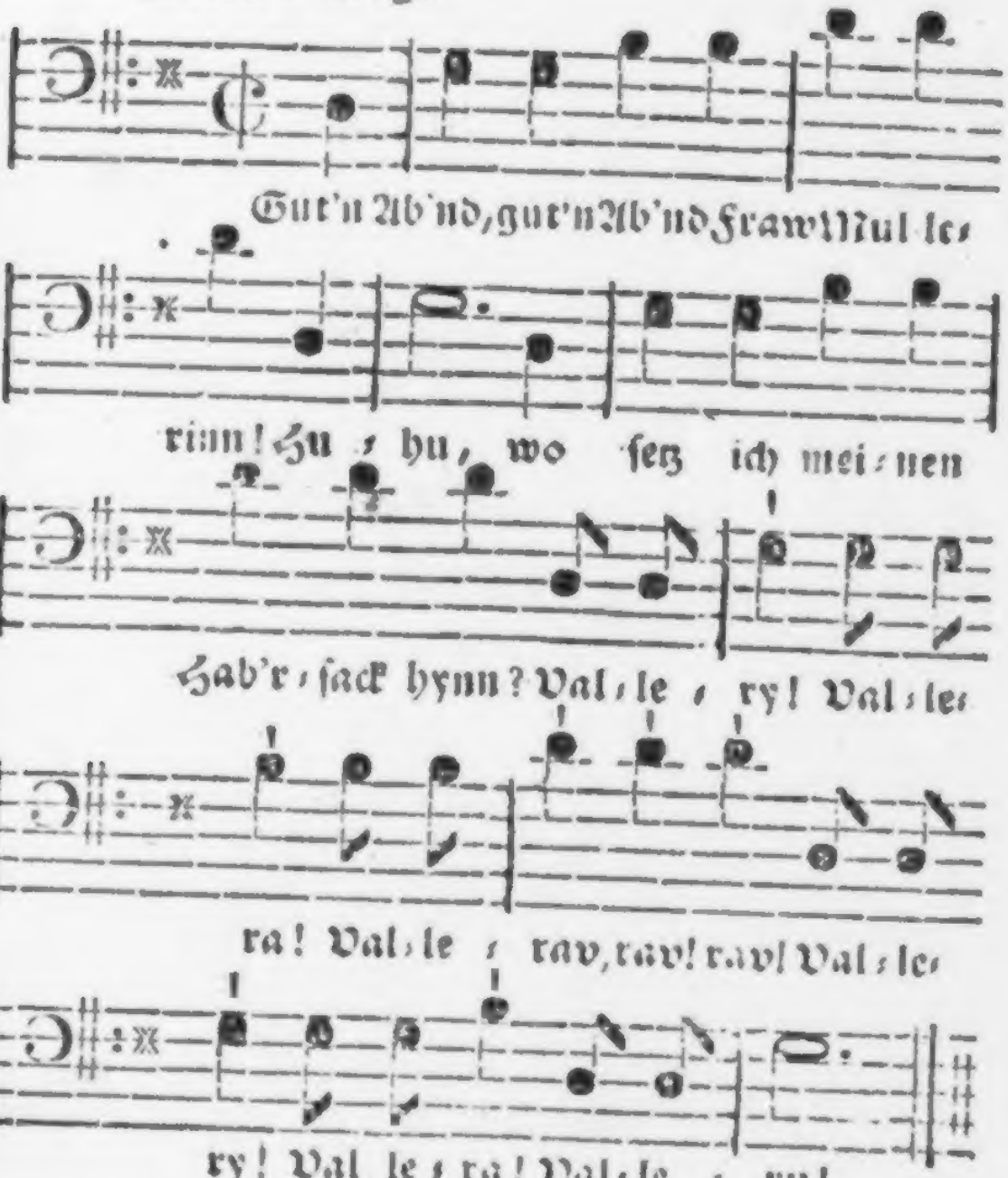
* Nechten d. i. geſtern Abends oder vergangene Nacht.

Er nam ſie gar behende,
Bey jrer ſchneeweyſſzen Hand,
Er furt ſ' eyn langes Ende,
Bis er eyn' Herberg fand.

Da lagen die zwey ynn Frewden,
Bis uff drittʼhalbe Stund.
Kerʼ dʼch rum ſchone Magdalena,
Beut mir deyn' roten Mund.

Du ſagſt mir vil von Kerẽ,
Sagſt mir von keyner Eʼ
Vnndt wer es nicht geſcheen,
Eſz geſchee doch nymmermee.

Gerade wegk


Gut'n Ab'nd, gut'n Ab'nd Fraw Mul le,
rinn! Hu, hu, wo ſetz ich mei nen
Hab'r ſack hynn? Val le, ry! Val le,
ra! Val le, rav, rav! rav! Val le,
ry! Val le, ra! Val le, ru!

XXXI.

Eyn hipſch Muller-Lyd.

Gut'n Ab'nd! gut'n Ab'nd! Fraw Mullerinn,
Huhu!
Wo ſetz ich meynen Hab'rſack hynn?
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav
Vallery! Vallra! Valleru!

Dort hynd'n an meyne hynd'rſte Trepp,
Huhu!
Zunechſt an meyner Tochter Bett.
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav!
Vallery! Vallera! Valleru!

Vnndt alſz eſz kam um Mitternacht,
Huhu!
Der Haberſack ſich luſtig macht.
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav!
Vallery! Vallera! Valleru!

Ach Mur'r! Ach Mur'r! hir iſt eyn Dib.
Huhu!
'R ſtilt mir meyn' Gers, f' iſt mir lib.
Vallery, Vallera! Vallerav, rav, rav,
Vallery! Vallera! Valleru!

Lygk ſtil! Was ſtorſt deyn' Mur'r ym Schlaf.
Huhu!
Lygk ſtil! Wer wird d'ch denn freſſ'n, du Schaaf?
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav!
Vallery! Vallera! Valleru!

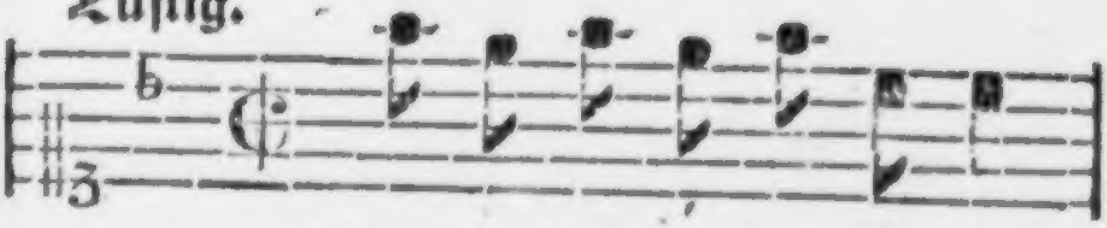
Ach Mur'r! der Sack krigt Hend vnndt Fuſz.
Huhu!
Er kutz'lt vnndt druckt vnndt kuſzt m'ch ſo ſuſz.
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav,
Vallery! Vallera! Valleru!

Ach

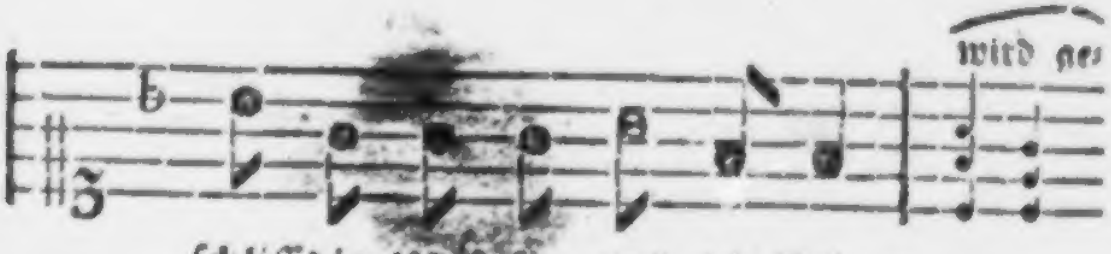
Ach Mut'r! Nun bleybt nur, nu iſts zu ſpat.
Huhu!
Das Hertz, wi d' Mule vor Frewd'n mir geet,
Vallery! Vallera! Vallerav, rav, rav,
Vallery! Vallera! Valleru!

Vndt alſz eſz kam um drey Virt'l Jar,
Huhu!
Da ward man 'o Hab[illegible]ſtuck g'war,
Vallery! Vallera! V[illegible]rav, rav,
Vallery! Vallera! V[illegible]leru!

Luſtig.

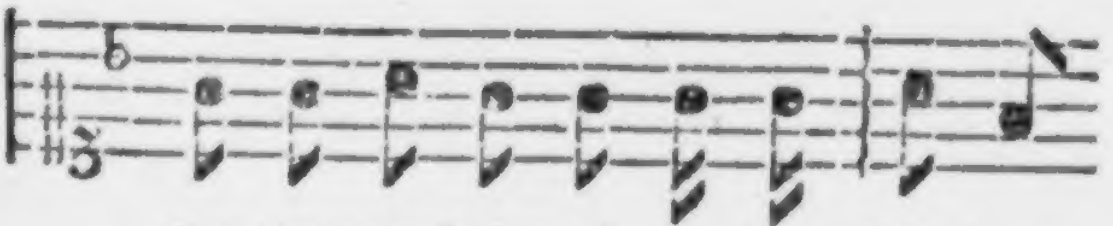


's kam ein jun/ger Schleyfer her,



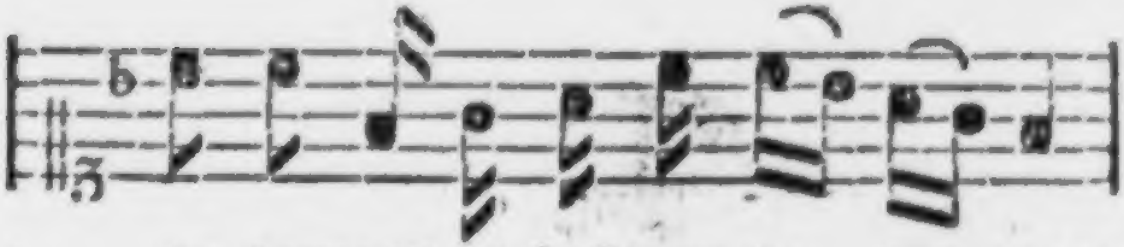
ſchliff die Meſ/ſer und die Scheer,

Hatts gern ge/

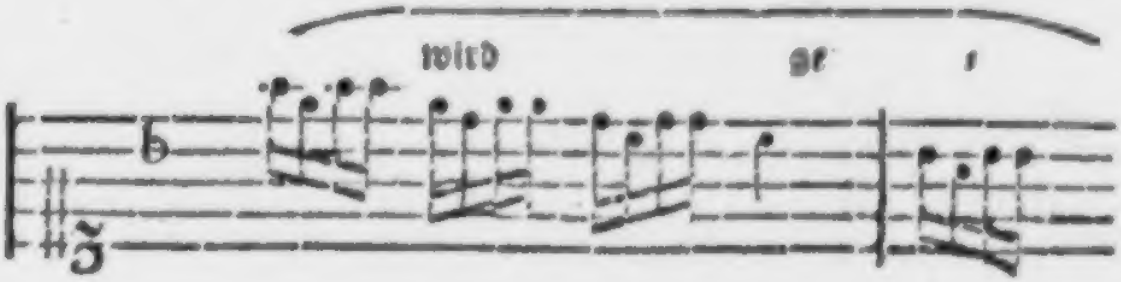


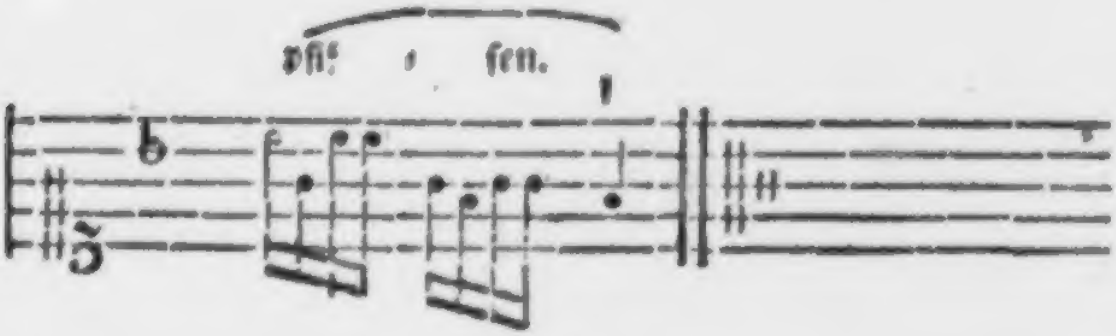
tan, tuts noch einmal, wz geets dich denn

ann, dich geets gar nichts ann, wz fragst denn



du darnach? wz hast denn du dar - von?





XXXII.

Eyn hipſch Scherenſchleyfer-Lyd.

Es kam eyn junger Schleyfer her,
Schliff di Meſzer vnndt di Scheer,
Hatt's gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dich geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

Der Schleyfer iſt von Dunckelſpil,
Schleyfe gar gut, vnndt ſchnyndt nicht vil.
Hatt's gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dich geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

Schney-

Schneydens er zwar nicht bedarff,
Schleyfft doch Meſzer gut vnndt ſcharf.
Hatt's gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dych geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

Stumpfer Peter nimb deyn war,
's Schleyfers Meſzer ſchneydt uff 'n Haar.
Hatts gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dych geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

Seet den Gympel meynt er nit,
'n wacker Schleyfer tet keyn Schnitt.
Hätt's gern gétan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dich geets gar nichts ann,
Wz fragst denn du darnach?
Wz hast denn du darvon?

'r Schleyfer ist von Dunckelspil,
Schneydt gar gut, vnndt schleyft gar vil.
Hätts gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dich gee s gar nichts ann,
Wz fragst denn du darnach?
Wz hast denn du darvon?

Peter iſt von Duſſeldorff,
Schleyſt faſt ſtumpf vnndt ſchneydt nit ſcharff.
Hatt's gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dych geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

's der Schleyfer 'n wacker Mann,
Stumpf'n Peter, 'r doch nit ſchleyfen kann.
Hatt's gern getan,
Tuts noch eynmal,
Wz geets dich denn ann,
Dych geets gar nichts ann,
Wz fragſt denn du darnach?
Wz haſt denn du darvon?

Eyn

alphabetiſch Teſtleyn,

der Volcks-Lyder.

	Seyte.
Ach Suſel merck uff meyn Gehewl.	136
Alſz ich eyn junger G'ſelle war	147
Di Faſznacht bryngt vnns Frewden zwar	152
Dz Meydleyn will eyn'n Freyer han,	103
Eſz bliſz eyn Jeger wol ym ſeyn Horn	65
Eſz hett eyn Pawr eyn junges Weyb	108
Eſz kam eyn Herr zum Schlöſzli	145
Eſz reyt eyn Herr vnndt auch ſeyn Knecht	122
Eſz reyt eyn Herr mit ſey'm Knecht, an	126

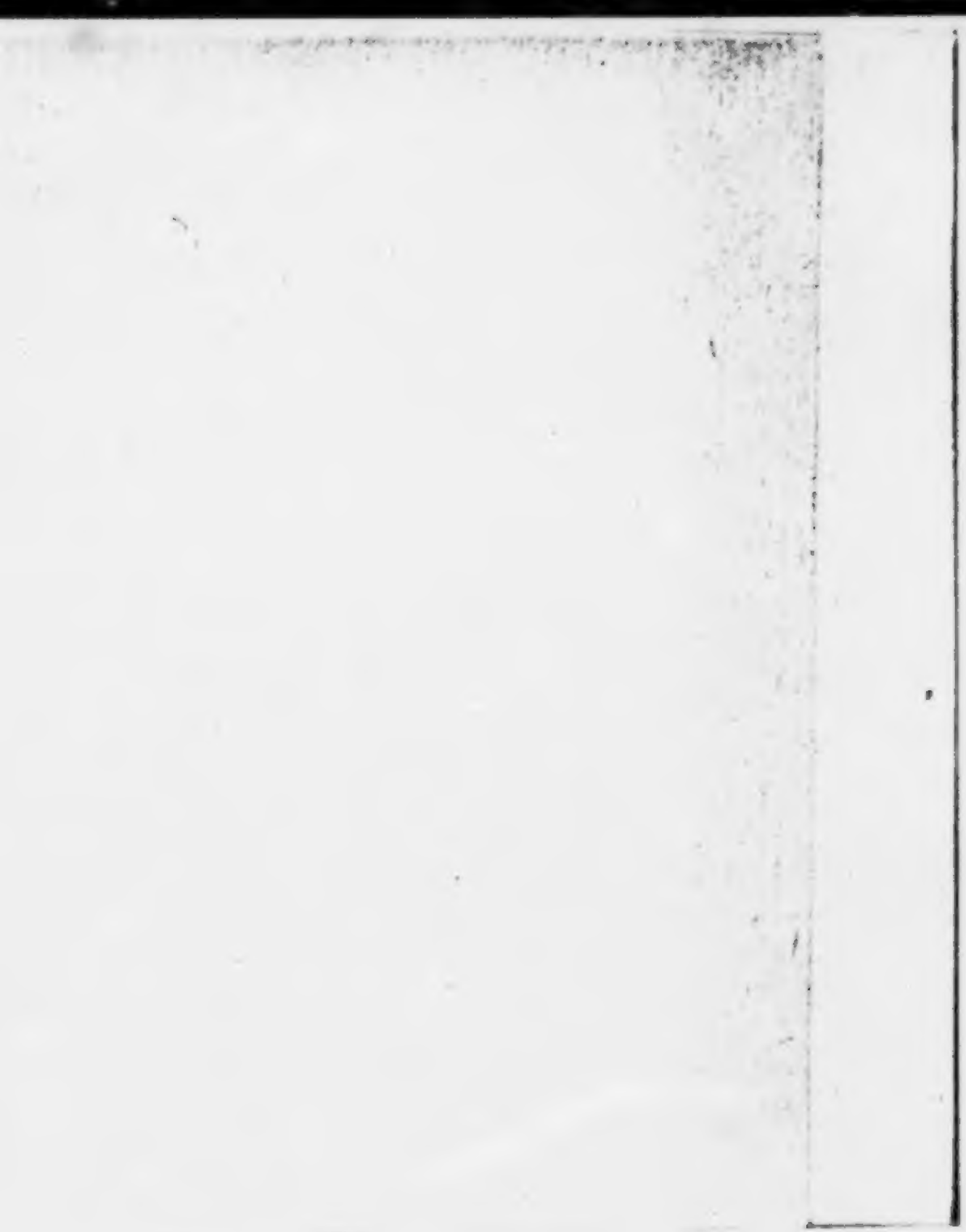
Eſz rytt eyn Jeger wolgemut 49
Eſz rytten drey Rewter zum Tore hinauſz 74
Eſz ſpylt eyn Grav mit eyner Meyd. 39
Eſz war eynmal eyn Schumacher-Geſel 34
Eſz wollt' eyn Jeger jagen, 77
Eyn Sew-Hirt der hut bey dem Korn 57
Furwitz der Cramer, hat vil Waar' 93
Gott gruſz 'ch wol ynn der Stube! 53
Guten Morgen libes Lyſerl ach lay 81
Gut'n Abend, gut'n Abend Fraw Mallerinn 165
Ich ſtund an eynem Morgen. 131
Ich weyſz mir 'n Meydleyn hipſch vnndt feyn 113
Jungkfrewleyn ſoll ich myt euch geen 69
Sagt myr o ſchonſte Schefrynn meyn 45
'S helt eyn Pawr eyn ſchones Weyb, 59
'S kam eyn junger Schleifer her 170
'S is nichts myt den alten Weybern 142

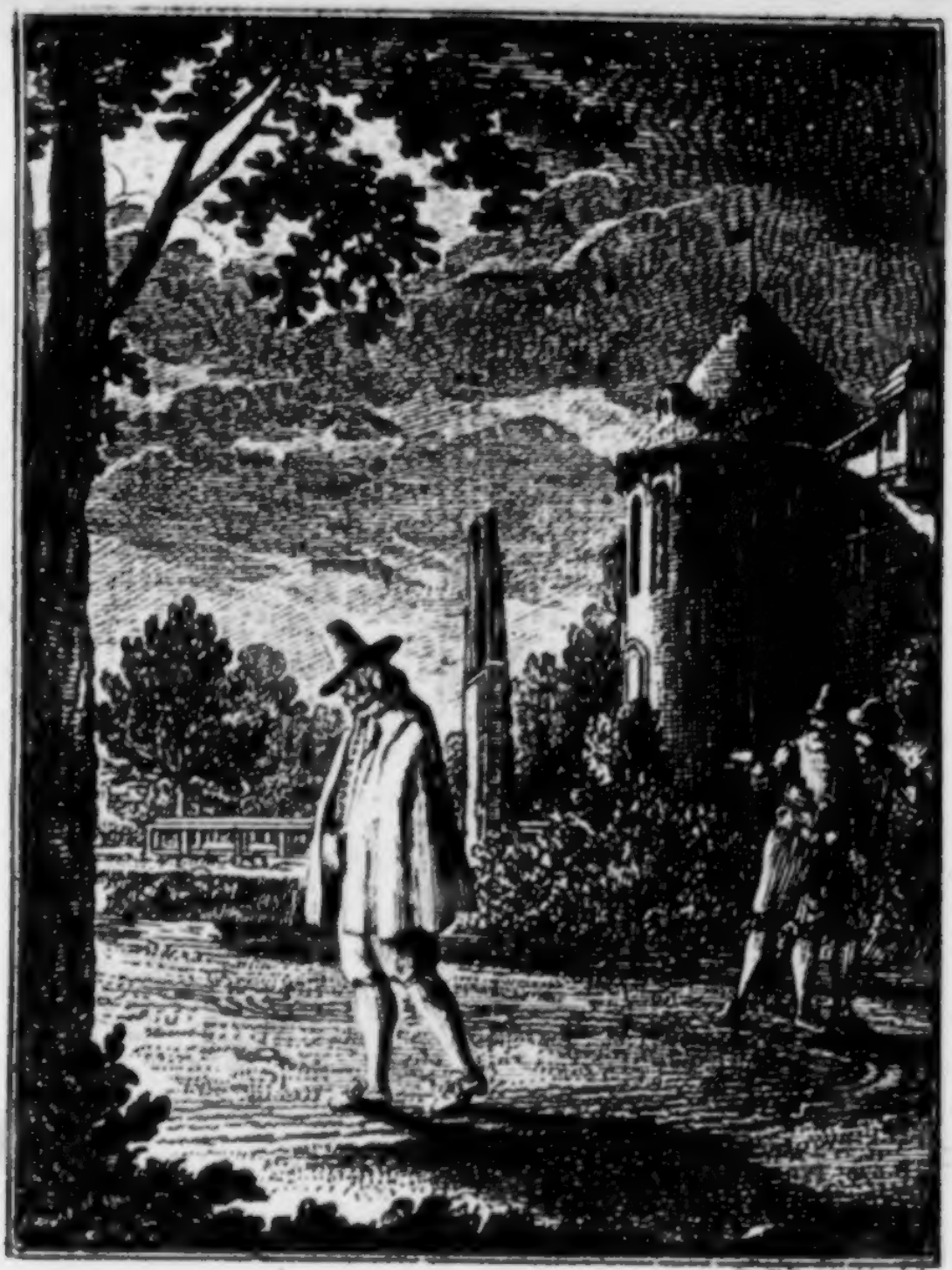
'S

'S Morgens wenn ich fru uffstee . 157
Tzum Sterben binn ij 89
Vnndt alsz ij 'nmal war gekomma 85
Wer ich eyn wilder Falcke 161
Wollust in dem Meyen 59
Wol uff jr Narr'n zyet all' mit mir 117

Druckfehler.

S. 72. Ynn der zweyten Linie im ersten Tackte, anstat *F, F.* liesz, *a, a.*





Eyn

feyner kleyner

ALMANACH

Vol schönerr echterr

ljblicherr Volcksljder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichten, gesungenn von Gabryel Wunderlich weyl. Benkelsengernn tzu Dessaw, herauszgegebenn von Danyel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweyter Jargang.

Mit Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. allergn. Freyheiten.

Berlynn vnndt Stettynn,

verlegts Friedrich Nicolai 1778.

Gunſtiger liber Leſer. Haſt dyr wol laſzen belybenn, den erſten Jargang echter unndt lyblycher Volckslyder, aus Meyſter Gabryel Wunderlichs ſel. Munde uſſgeſchrybenn, deſſen ſolſtu frewndlichen Danck habenn, beneben fleyſſiger Byt, mogeſt dyr diſſen zweyten Jargang auch laſzenn gefallenn, den ich, dyr vnndt erbern Gewercken tzum beſten, hjmyt auſzgeben tue. Hette mich traun

nicht verſeen, dz auch gelarte vnndt furnembe Leutt ſolcher einfeltigen Volckslyder ſunderliche Warnemung ſolten tun; ſyntemalen Brod nicht iſt fur den furnemben Gaum, ob eſz wol den gemeinen Mann neret. Auch wenn eſz hart, vnndt derb zuſamm gekñetet wer, kann eſz der Magen deſz der arbeitet, gnug verdauen. Ob eſz auch underweilen wz ſchimmlich wer, verſchmeet eſz doch der Hunger mit nichten; aber der Muſziggenger Schleckermaul geynet wz jren feynen Gaumen kitzelt, ſey eſz narhaft oder nicht.

Alſz denn nun der Zoylus vnndt der Momus ſeyn Werck treyben wil, hats denn auch ſo ſeyn ſollenn, ob weren alle Lyder, dj Meyſter Gabriel ſel. geſungenn, nicht gut ſatt, ſoltenn alle wacker

feyn

seyn vnndt nydlich seyn, one Spot vnndt one Tadel. Ess synd aber sollichs Lyder furs Volck gemacht, vnndt synd deme gut satt. Wollt jr lyben gelarten Leutt sollichs Volcklyder auch lesenn, vnndt euch drob frewenn, sey ess euch traun wol gegonnet. Merckt aber eben, jr lyben Leutt, wennss euch notig ist tzu wissenn, wss dem gemeinen Mann lybet, mussts alles recht vernemenn, wie ess ist, ouncke ess euch gelarten Lewtten gut oder ungut. Mösht euch darob noch, jr lyben gelarten Herren, wol in ewre Oren rawnen, dz Volckslyder ymme Schwange synd, vil wj der Sand ynn den Marcken Brandenburgk, vnndt mehtiglych schlechter alss sollicher Sand, der doch Frucht treget; deren aber tut Mstr. Gabryel Wunderlych keyns syngenn. Denn ob er nur eyn einseltiger

Schuſter, vnndt eyn armer herumirrender Geyſt, iſt er doch verſtendig baſs, alſs Meyſter Danyel Wunderlych, der Leynweber Hochgelart, der meynett, ob ſolte man alles ſyngenn vnndt uff bewarenn, wz Hecheltreger vnndt Tyroler vnndt ſonſten unzunftige Landleuffer herausſchreyenn, vnndt ſolle ſuchenn Zauber vnndt Gebeymniſs, wo nychteſs yſt, alſs leerer Schatten vnndt Wynd.

Eſs könnut euch, ijhr gelarte Herrn, vnſer eyner eben eyn Gauckelſpyl vormachenn, ſo gut alſs eyn ander, ſuchenn tzuſammen zeen feyne wolgeſetzte Lyderleyn, auſs tauſenden dj faſt ſchlecht ſynd, ſchreyen denn laut: Schaut auff jr gelarte Poeten, dz Volck ſyngt Lyder, beſſer alſs der Homeruſs vnndt der Pſzianuſs vnndt der

Arioſ-

Arioſtuſz, vnndt wer nicht ſyngt wy dz Volck, der iſt verdammt! Eſz wer aber eytel Narretey, ſyntemalen dz Volck gut vnndt ſchlecht ſyngt, nicht mynder, alſz alle gelarte Poeten.

Eſz tut mych ſeer frewen, eyns wanderndenGeſellen, myt 'm Rentzel uffm Rücken, der eyn Lyd ſynget, nach alter echter Weyſe, dz jm kurze den Weg vnndt ſtercke dj müden Füſze. Solliche wackere Geſellen verachte ych mit nichten, wil jn der Lyder mer mitteilen, dj jn not tun. Hyr ſynd der echten alten Volcks-lyder vyl, myt jren echten alten Weyſen, alſz ſie fromme Handwerckspurſchen, Bergleutt vnndt Benckelſenger ſyngen tun. Seyn ſy gut oder ſchlecht, genug ſy ſynd echt. Wolt jr nun eben, jr liben gelarten Leutt, ewer gelarte

Lyder laszenu, vnndt solliche Volckslyder annemenn, oder könnt jhr sonst wz darausz lernenn, kann mir traun! alles wol recht seyn. Nur macht keyn almodisch Zwitter-Gemengsel vnndt Gestümpel, desz noch Handwerckspurschen noch gelarte Manne sych mügenn frewen, syntemal esz noch Volckslyd noch gelarte Poeterey ist.

Da gybts aber, ljbe gelarte Herren, vnnder euch sichere Genyes, Geuche, Gecken vnndt ander müsziges Gesindel, vol Dunckelsz vnndt Vbermutsz, wolten schier wz newes vnndt sonderliches auszfynden, mochten eben dj Christenheyt leren, alle Narren weren klug, vnndt alle kluge Leute weren Narren, mochten furnemben Leutten weysz machen, der Teufel wer eyn

Eich-

Eichhörnchen, vnndt nur gemeyne ſchlechte Leutt hetten den rechten Verſtand und dj rechte Poeterey. Solches Genyevolcks wegen, iſts gar loblych, dz echte vnndt ware Volcksyder ynn dj Welt kommen, gut vnndt ſchlecht vnndereinander, alſs ſy der Hyrt tzum Tore mag herausztreibenn, dz dj Welt eynmal möge ſeenn, der Teufel ſey keyn Eychhörnchen, vnndt kluge Leutt ſeyn keyne Narren.

Item, ſolliche Genche verſtendig machen tzu wollen, iſt keyn Rat. Wz hilfts ob der Aff ynn Spiegel ſee; er bleybt eyn Aff. Mochte noch ych, noch der Schleyfer von Dunckelſpyel *

* Beſiee den erſten Jargang fol. 168.

ſolliche ſtumpfe Peter, ſcharf, ja nur eben glatt ſchleyfenn könnenn. Tun aber auch ſoliche Splytterlinge teutzſcher Nation keynen ſunderlichen Schaden. Denn obwol ſy, wenn ſy jre Lydermerckt vnnd Freſſfaſten halteun, ſych eynander fleyſſigſt preyſenn, Vernunft vnndt löblyche Ordnung ſchmeenn, vnndt traumenn, jr tollküner Laſidünckel müge dj Welt regyrenn; ſo geet doch dz lyben Gottes Welt jren gewieſenen Wegk, vnndt merckt teutzſche Nation ſchyer kaum, ob ſolcher Gecken eyn Durzend ſynd jung wordenn.

Es ſynd' ſolliche Genyes, Geuche vnndt Gecken, vnnbendigen Roſſen gleych, die wyerenn ſpryngenn vnndt hynden ausſchlagenn, jnen ſelber tzu ſchlechtem Vergnugen, keynem Menſchen

ſchen tzu Frommen. Soldheſs geylen Spryngenſs vnndt Auſsſchlagenſs halber, tun ſy ſych hoch erhebenn, gleych ob weren ſy eſs alleyn dj Tatkraft hettenn, vnndt andere Pferde nicht, dj ſittiglych jren Mann tragenn, oder den Wagen vol Haberſs weren, deſsen ſollichr Kollerhengſte auch faſt ſeer dürfenn, jren Wanſt tzu füllenn; tun geſunde ſchlichte Vernunft nicht achtenn, ſondern wutenden Dunckel, womit ſi mochten dj Welt vmbkeeren, ob eſs nur gynge, dz jnen dz Regiment alleyn blyebe.

Jſt traun! Vernunft gleych eynem Bechleyn klar vnndt kul. Drynn laufenn vnbendige Fullen, trynckenn alſs jnen lybet, weltzenn ſich denn vberrucks, vnndt ſtampfenn myt 'm Hufe Schlamm vnndt Rot herfur, dz reyne Stromleyn

leyn tzu trubenn, dz nach jnen nymand müge trincken. Es hat aber dz edle Bechleyn der Vernunft, ob es nur gemachlych flieszett, vnndt nicht, sam eym vngestümen Waldwasser, daher brawsett, dennoch ynn sych Kraft satt, allen Rot vnndt Schlamm, den solliche vndanckbare Strampfgeule erregenn, endelych herab tzu schwemmenn, vnndt ist wider klar vnndt kul, allen dj desten reynen Trincks durfenn, vnnde jn schmecken konnenn. Wirdt darob wol Vernunft in der Welt dz Regiment behaltenn, menschlichem Geschlechtt tzu frommen, obschon solliche jemmerliche Geuche meynenn, jr Eynbyldung vnndt telpisches Schwermen muge dy Welt uff eyne andere Stelle kerenn, desten nychts seyn wird, vnndt acht ych, es werde jrdes Dyng bleybenn ynn seyner Art, vnndt dammt

myt auch Volcklyder ymmer Lyder fürs Volck; vnndt gelarte Poeterey eyne Poeterey für gelarte Leutt, biſs der jüngſte Tag kommt.

Hab euch, lybe gelarte Herren, meyne einfeltige Meynung nÿcht bergenn wollenn, ſchonſs vor Jare myr eÿner zugerufen hett: Schuſter bleyb bey deynem Leyſten! Der Tropff wer eyn Leynweber, kennett meyn Art nÿcht, ſyntemalen ych meyn Schue, nÿcht uff eym Leyſten, ſondern nach alter teutzſcher Art, uffm erſten Schnytt machenn tue, alſs ſchon ym erſten Jargange fol. 7 erklert iſt. Wil aber ſolſich Leynwebervolck freÿlych dz Wörtleyn alleyn haben, dz nymand müge ſtörenn jr newe Klugeley vnndt Theorey, alſs weren Handwerckslider eyn Muſter für fürnembe Biderleutt;

ver=

verachtenn drob erbere Schuſter, dj nyemand verachtenn, treten baſs uff jre Schemel, mit jrer hochgerumten Tatkraft, deren doch ynn jren Spyllenbeynen wenyg gnug yſt, vnndt webenn jr Hyrngeſpynſt, deſſen yſt Torheit der Zettel, vnndt Dunckel der Eynſchlag.

Fürs Ende ſolſtu merckenn, dz auch gelarte Leutt nycht al emal alles wiſſenn. Meynt' wol eyner, Mſtr. Gab yels Ljder weren nicht alles alte echte Volcksgeſenge, ſondern newe ſtudyrte Ljder. deſſen eyn Beyſpyl ſol ſeyn, dz Lyd von Furwitz dem Cramer fol. 93 ym erſten Jargang, ſo doch ſolch Lyd mer denn zweyhundert vnndt dreyſſig Jare alt yſt, welcher Zeyt, Geuche vnndt Gecken waren, wie yetzunder. Hoke meynenn, wz Meyſter Gabryels Geyſt, ſeyt

ſeyt Anno Dom. 1619 vor vylen erbern Leuten, ſyngen tet, müſze wol alt ſeyn, vnndt nicht new. Wiltu aber dem Geyſte nycht trawen, obſchon eſs eyn erlycher Geyſt iſt, ſo traw eym gedruckten Büchleyn, ſynteimal der gunſtige Leſer ſol wiſſen, dz Mſtr. Gabryel eyn groſzen Teyl ſeyner Lyder erlernt hett, auſs eym Buchleyn, getruckt Anno Dom. 1547, ynn des Heil. Röm. Reychs Stadt Nürnberg, bey Hanns Daubmann, in drey Teylen, kleynen Drucke, benannt: Etzliche ſchöne Bergk-Reyen uffs new zuſammengebracht, myt auſzerleſenen Lydern, dj kennen erbere Gewerke faſt wol, mag ſj der newgyrige gelarte Leſer nur ſuchenn, werdenn ynn ſtatlychen Lybereyen wol zu fyndenn ſeyn. Newmodiſche Lapperey vnndt Geſtumpel lybt myr Endesbenannten nycht. Weren der Lyder

nycht gnug, vndt were Not je wider eyn Jar=gang vel Volckslyder anſzgeen tzu laſzen, ſol=len eſz echte altteutſche Reyen ſeyn, alſz vnſere ljben Voreltern hettenn, der Art diſe Lyder vnndt Reyen auch ſyndt, vnndt ſage ych dar=ob nochmalſz: Deſz magk der Neydhart dj Teene fletzſchenn, kummert mych nycht.

Mſtr. Danvel Seuberlich.
Schuſter zu Ritzmück ann der Elbe.

I.

Eyn feyn Jegerlied.

Ym Ton: Eſz rytten drei Rewter zum Tor hinaus.

Ich hör eyne wunderliche Stym:
Guckug!
Von ferrn ym Echo ich vernymm,
Guckug!
Wie oft ich dieſe Stym anhör
Macht myrs almal noch Frewde mer:
Guckug! Guckug! Guckug!

Den Vogel mu:ſz ych treffen ann,
Guckug!
Weyl er ſo lyblych ſyngen kan,
Guckug!
Solt ych denn Wald uff aller Seyt,
Vnndt auch dj Büſche awelawſenn hewt,
Guckug! Guckug! Guckug!

Wz ſchaw ych dort ynn grünem Graſz?
Guckng!
Iſt eſz eyn Fwchs oder iſts eyn Haſz?
Guckug!
Ich weyſz nicht ſol ych ſchieſzen dreyn,
Odir ſol ychs noch laſzen ſeyn?
Guckug! Guckug! Guckug!

Ich bynn zwar eyn gut Jegeremann,
Guckug!
Vnndt trawe mych doch nicht heran,
Guckug!
So eyn gar jung:s ſchönes Thir
Hab ych noch nicht getreffen hir.
Guckug! Guckug! Guckug!

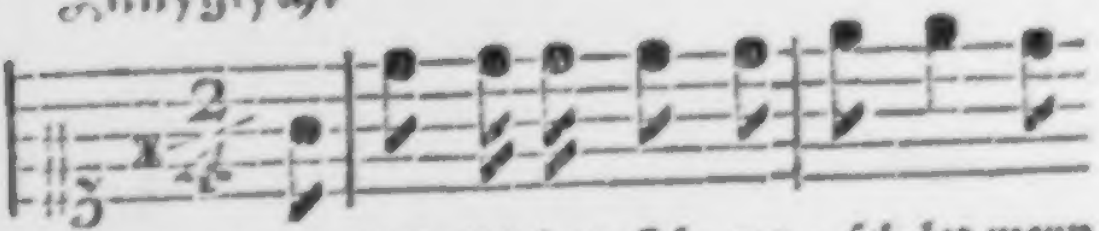
Weyl

Weyl nun dz Schiſzen Jegers G'brauch,
Guckug!
So wyll ych endlich ſchieſzen awch,
Guckug!
M yn Büchſen dj ſind ſchon geladt,
Dz eſz dyr nicht am Leben ſchad't.
Guckug! Guckug! Guckug!

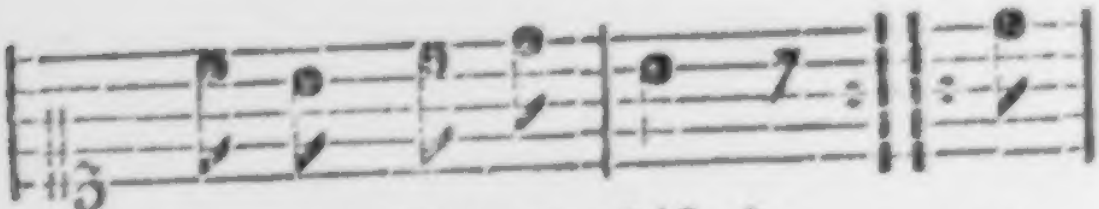
Nun ligſt du Vogel getroffenn hir,
Guckug!
Komm immer fort ynn meyn Revyr,
Guckug!
So oft ich dych ym Waldt erblick,
So ſchieſz ich dich durch dünn vnndt dyck.
Guckug! Guckug! Guckug!

Der Vogel hat mych recht erfrewt,
Guckug!
Vmbs Pulver iſts myrs gar nicht leyd,
Guckug!
Wen ich jn nur vermercken tue,
So ſchrey ich jn den Namen zu.
Guckug! Guckug! Guckug!

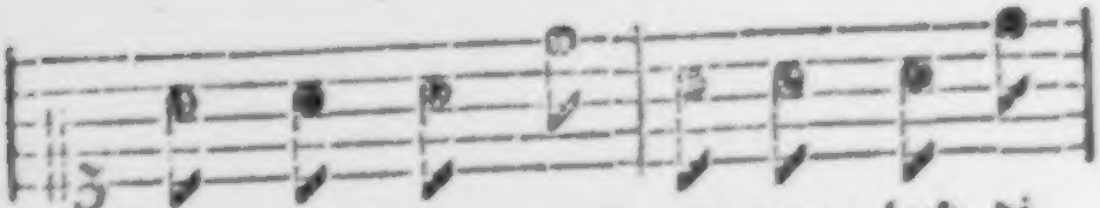
Annyglych.



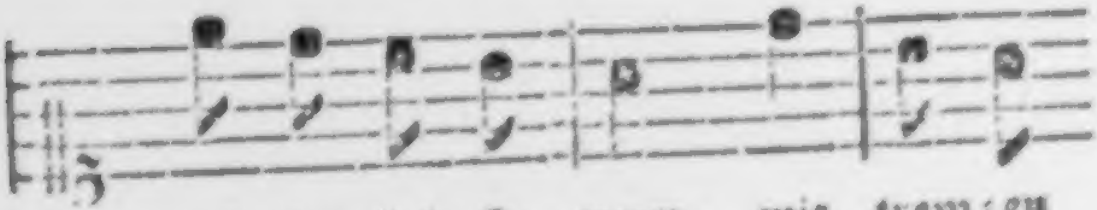
(Lieb: lich hat ſich ge : ſel: let, meyn
Zu cy : ner di myr ge : ſel: let, Gott



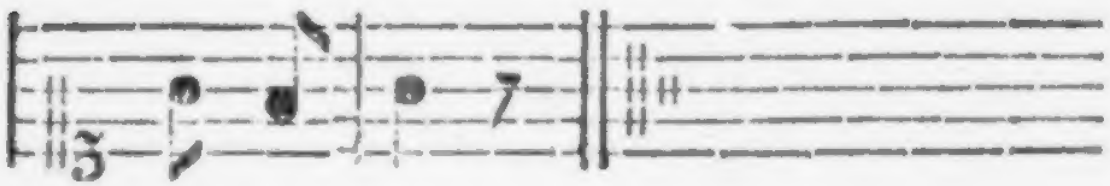
Hern ynn fur: zer F: iſt) ſie
weyſz wol wer ſie iſt,



lie : ber mych gantz yn: nyg : lych di



al : ler : lieb : ſte meyn, mit trew : en



ich ſie meyn.

II.

Eyn Libes-Reyen.

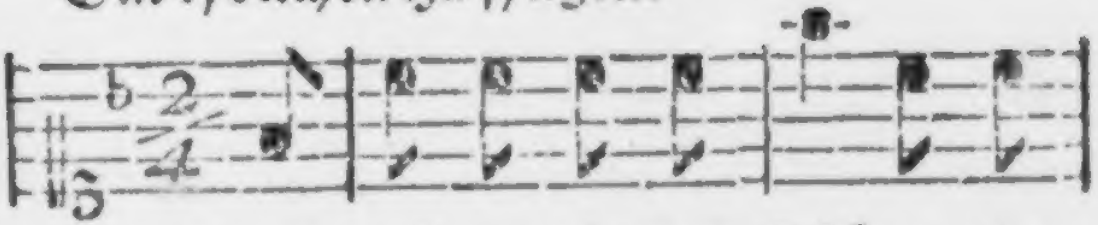
Lieblich hat ſich geſellet,
Meyn Hertz in kurtzer Friſt,
Zu eyn'r di myr geſeller,
Gott weiſz wol wer ſie iſt,
Sie liebet mych gantz ynnyglich,
Die Allerliebſte meyn,
Mit Trewen ich ſie meyn.

Wol für des Mayers Büte,
Hab ich myr ſie auſzerkorn,
Sie erfrewt myr mein Gemuthe,
Meinen Dinſt hab ich jr geſchworn,
Den wil ich halten ſtetigklich;
Seyn jr gantz vnterthan.
Dieweyl ich das Leben han.

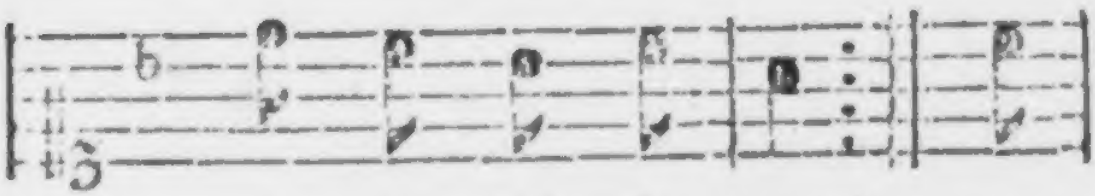
Ich gleich ſie eynen Engel,
D' Hertzallerliebſte meynn
Jr Härlein krauſz alſz e'n Syrengel
Jr Mündleyn rot alſz e'n Rubeynn,
Zwei blancken Ermeleyn, di ſind weiſz
Darzu eyn roter Mund,
Der lachet zu aller Stundt.

Mit Venus Pfeylen durchſchoſſzenn,
Dz junge Hertze meynn,
Schönes Lieb hob keyn verdrieſſzenn,
Setz deinen Willen dareyn.
Geſegnn dich Gott meyn ſchönes Lieb,
Ich ſol vndt muſz von dir,
Du geſichſt mych wider ſchier.

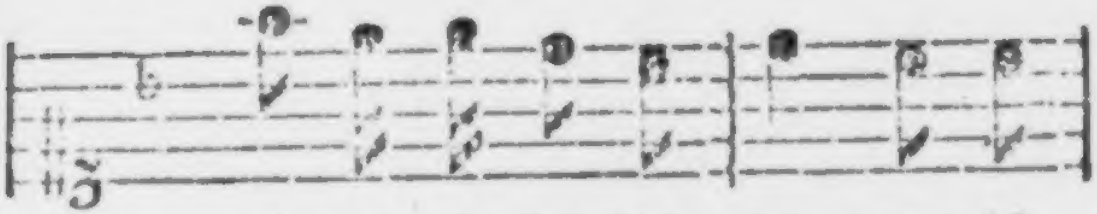
Gar lyblichen tzu ſyngen.



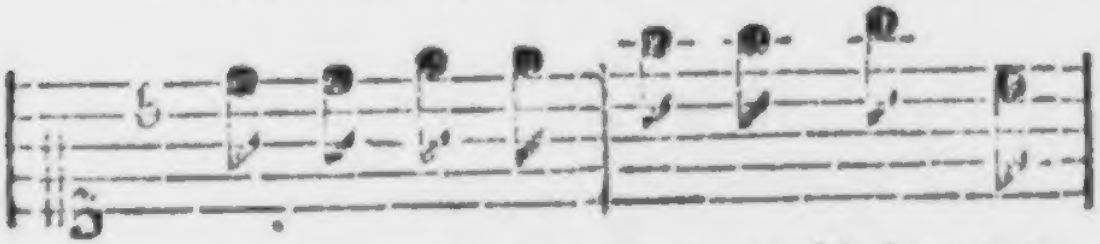
(Wach uff meyns Hertzens Schöne, zart
Ich hör eyn ſüſz Ge / dö / ne, von'n



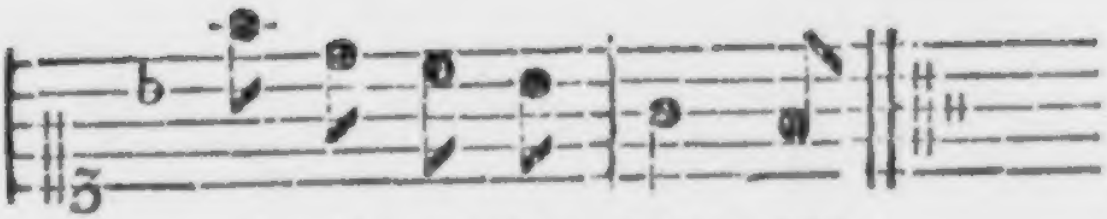
al / ler / lieb / ſte meyn
Klei / nen Walt / vö / geleyn,) dj



hör ich ſo lyb / lich ſyn / gen, ich



meynte es woll des Tag / es / ſchein, vom



O ri ent her drin gen.

III.

Eyn troſtlych Lyebeslyd.

Wach uff meyns Hertzens Schöne,
Zart Allerliebſte meynn,
Ich hör eyn ſüſz Gedöne,
Von Fleyſſen Waldt-Vögeleyn,
Die hör ich ſo lyblych ſyngen
Ich meynt es woll des Tages ſchein,
Vom Orient her dringen.

Ich hör die Hanen kreen,
Vnndt ſpur den Tag darbey.
Dj kalen Windleyn wen,
Die Sternleyn leuchten frei,
Singt vns Fraw Nachtigale,
Singt vns eyn ſüſſe Melodej,
Sie nent den Tag mit Schalle.

Der Hymel tut ſich ferbenn
Auſz weyſſer Farb in blaw
Die Wolcken tun ſich ferbenn
Auſz ſchwartzer Farb ynn graw.
Dj Morgenrot tut entweichen,
Wach uff meyn Lieb, vnndt mach mych frey,
Der Tag will vnſz verſchleychen.

Ich

Ich ſolt dyr 'n Poten ſendenn
Der myr dj Potſchaft wurb.
Ich furcht er tue ſich wendenn
Dz vnſer Lieb verdurb.
Schick dich zu mir alleyne
Fein's Lieb biſz vnverzagt alhie.
Ann Trewen ich djch meyne.

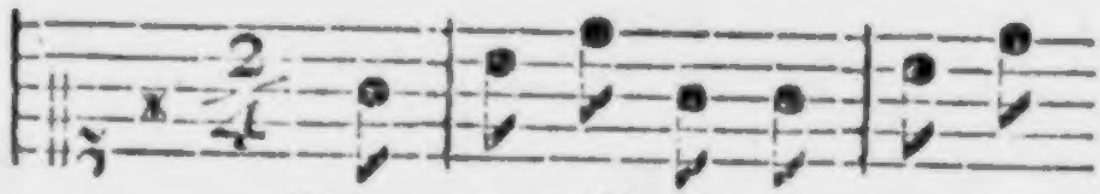
So darf ich nyemand vertrawenn,
Hertzlich ynn diſem Fal,
Die Klaffer machen vnns eyn Grawenn,
Der iſt eine groſſe Zal.
Wann unſre Lib ich ſol meyden,
Der Klaffer ſindt man vberal
Noch wil ich mych nycht ſcheyden,

Du haſt meyn Hertz vmbfangenn,
Mit trewer ynnprünſtiger Lyb.
Ich binn ſo oft gegangenn
Keynes Lieb nach deyner Zyt
Ob ich dich möcht erſeen
So würd' erfrewet dz Hertz ynn mir
Die Warheyt innſz ich g'ſteen.

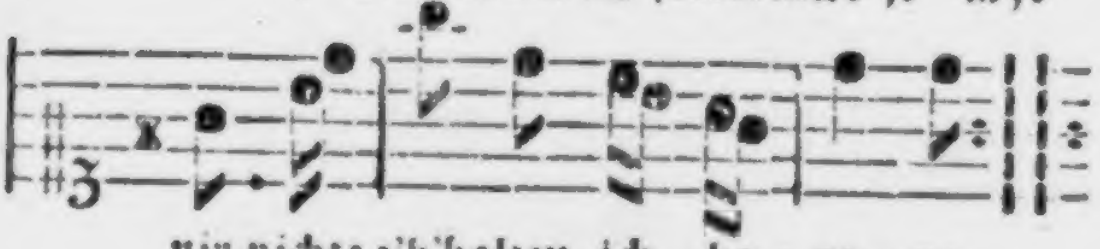
Mein Hertz dz leydet Schmertzenn,
Darzu vil Kleglicher Peyn,
Wo zwey Hertzlib tun ſcherzenn,
Di on eynander nicht mügen ſeyn.
Keyns tuts dem andern verſagenn,
So würd erfrewt dz Hertz ynn mir,
Die Warheit muſz ich ſagenn.

Selig iſt der Tag vnndt Stvnde,
Darin du byſt geporn.
Gott grüſz myr deyn roten Mũnde,
Den ich myr hab auſzerkorn,
Kan myr kein libere nie werden,
Feins Lib, ſchaw dz meyn Lib nicht ſey verlornn,
Du biſt meyn Troſt vff Erden.

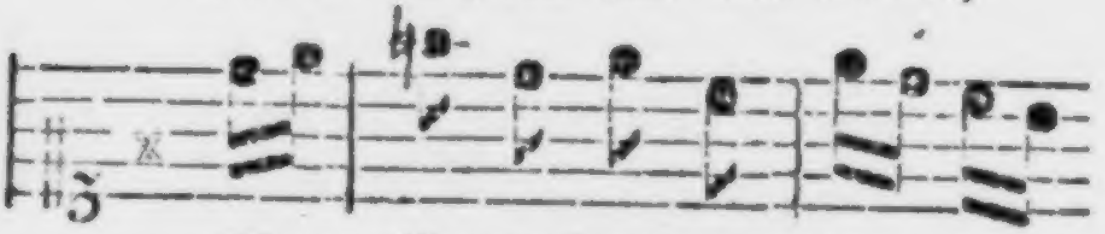
Luſtig, alſz ynn truncknem Mute.



(Nur ner/riſch ſein iſt meyn Ma:
So trinck ich frei trinckt jr myr

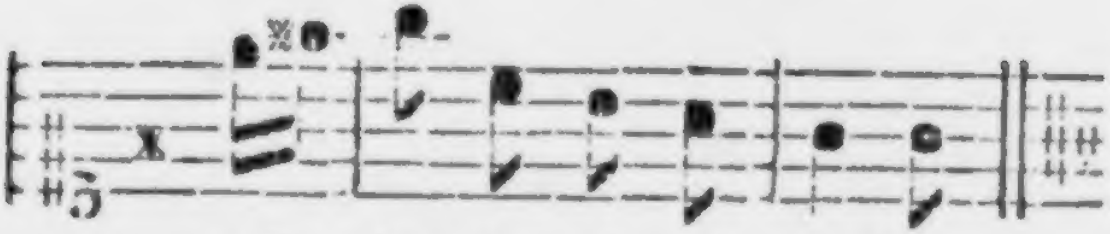


nir, nichts z'b'halten ich be/ge/re
myr, der Nar.ren ſind man me/re,



W yn iſt mern F ewd, rnn di/ſer
Weyn gibt mir Mut vnndt fri/ſche

Jeyt zum W yn bin ich ge/ſchaf fen
Blut, Weyn macht mych lu/ſtig ſchlaffen.)



voll z' ſeyn / inn ich ge ſchaffen.

IV.

Eyn Trincklied.

Nur nerriſch ſeyn iſt meyn Manir,
Nichts z' b'halten ich begere.
So trinck ich frei, trinckt je mit myr,
Der Narren find't man mere.
Weyn iſt meyn Fewd,
In diſer Zeyt,

Zum

Zum Weyn byn ich geſchaffen,
Weyn gibt mir Mut,
Vnndt friſches Blut,
Weyn macht mych luſtig ſchlafen,
Voll z' ſeyn byn ich geſchaffen.

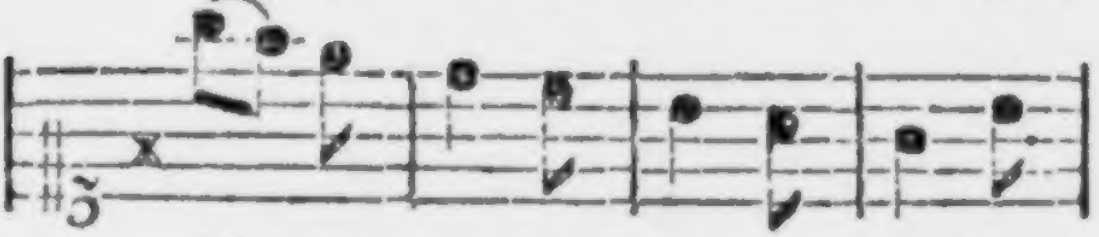
Stets ewig bleibſt ynn deinem Preyß,
Du edler Saft der Reben!
Der iſt ein Tor, vnndt nymmer weiſ'
Der dyrs Lob nicht will geben.
Wer balen will,
Muß leiden vil,
Vnndt oft die Nacht durch frieren.
Wer' nicht für mich!
Vil lib'r wil ich,
Dem guten Weyn hofiren.
Da werd ich nicht erfriren.

Myr ligt nicht dran, ge alſz eſz woll,
Tut myr der Weyn nur ſchmecken.
Sonſt weiſz ich jetzt kein Ungefell
Dz mych hart mog' erſchrecken.
Denn iſt myr wol,
Wenn ich bin vol,
Dz libet * myr von Hertzen,
Vulſchaffe vnndt Spil
Ich meiden will,
Dz bringen offt groſz Schmertzen,
Voll ſeyn libt myr von Hertzen!

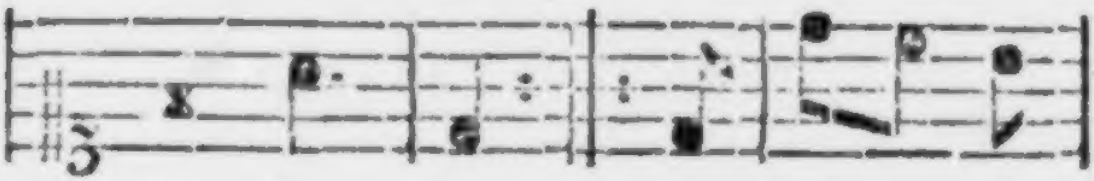
* Libet, d. i. bellibet.

Lyblich, nicht z' g'schwynd.

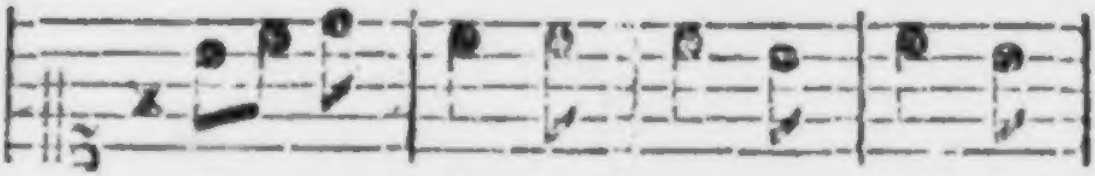
(So will ich frysch vnndt
Zu Dinst der al - - ler-



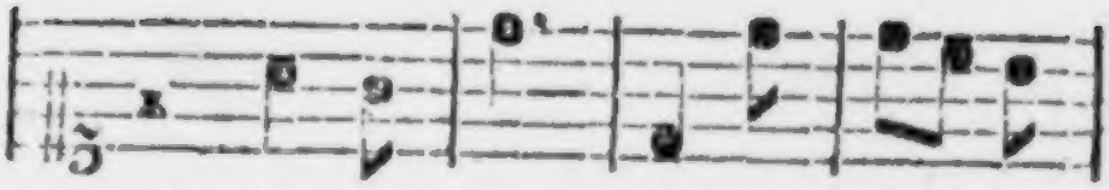
frö - lych sern, ich hoff mir solsz ge-
lib - sten meyn will ich jetzt frö - lich



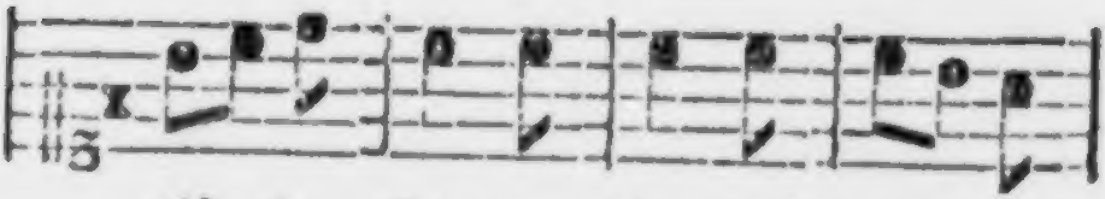
lyn - gen
syn - gen) meyn Hertz dz



ist ynn Frewden gantz, wenn ich sie

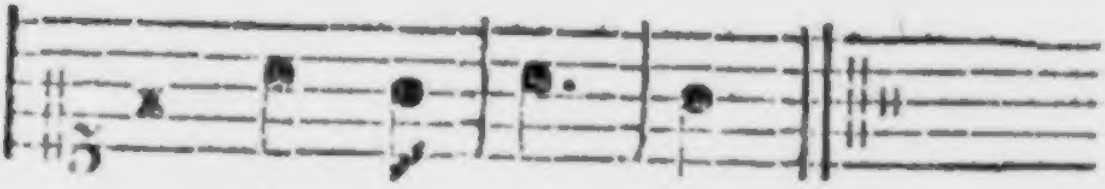


an tu' bli ſ cken; ſie leuch ſter



alſz der Son nen Glantz möcht mit jr

dan ſzen ei ſ nen Dantz meyn Hertz mit



jr ver ſ ſti cken.

V.

Eyn Lyd ym Meyen.

So wil ych frisch vnndt frölych seyn,
Ich hoff myr solsz gelyngen,
Zu Dinst der allerliebsten meyn,
Wil ich yetzt frölich syngen,
Meyn Hertz dz ist in Frewden gantz,
Wenn ich sie an tue blicken,
Sie leuchtet alsz der Sonnen Glantz,
Möcht mit jr dantzen eynen Dantz,
Meyn Hertz mit jr verstricken.

Yetzund

Yetzund zu diſer Merenezeyt,
Tut ſich hertzlych erfrewen,
Manch Blumleyn auf der Heyden breyt,
Trawren wil ich auch ſcheuen,
Vnndt frewn der Allerliebſten meyn,
Der ich mych hab ergeben,
In irem Dinſt feſt emſig ſeyn,
Ich hof ſie werd noch ergen meyn,
Ym Tod vnndt auch ym Leben.

Vnndt nechten da ich bei ir war,
Tat frewndlych mit ir ſchwetzen,
Ich ſprach: Gott gruſz ewch Jungfraw zart,
Lexds tet ſie mych ergetzenn
Mit iren Eimleyn alſo ſchlanck,
Tet ſie ſich zu mir ſchlieſzenn,
Mein Herze war vor Frewden kranck,
Danck muſz ſi hab'n jr Leben lanck,
Sie ſol ſein noch wol g'nieſzen.

Ich ſprach z' ir zart Jungfrewlein reyn,
Eyn Kron weyblicher Eeren,
Wolt Gott ſolt' ewer Diner ſein,
Ewr Lob und Preyß zu meren,
Si dancket myr aus Herßens Grund,
Mit frewndlicher Geberdenn,
Ich küß ſie an jrn roten Mundt
Mein Hertz'n ward gröſzer Frewd nie kundt,
Dieweyl ich lebt uff Erdenn.

Recht lyblych ſie mich aneſach
Mit jren Eugleyn klare,
Gar frewndlich ich auch zu jhr ſprach:
Reyn Jungkfraw glaubt fürware,
Mein Hertz iſt euch in trewen hold,
In Zucht vnndt auch in Eeren,
Wo ewr Gemüt daſzelbig wolt,
Dz unſer beider Frewd ſich ſolt,
In Lib und Züchten meren.

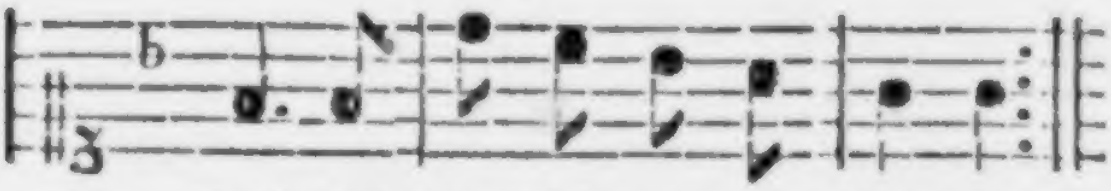
Ewr zücht'ger Wandel also seyn,
Tut mir meyn Hertz zerschneyden,
Wiewol der Klasser gar vil sein,
Die mich darumb tun neiden,
Deßhalb bit ich noch Jungkfraw schön,
Last euch doch nit verfüren,
Der falschen Zungen arge won,
Die mir vnndt euch vil leyden tun,
Solln ewre Gunst nit irren.

Zart wunnigliches Jungkfrewleyn,
Last mich der Trew genießen,
Ewr steter Diner wil ich seyn,
Euch ynn meyn Hertz verschließen,
Mein Gblut vor Frewden allzeyt wacht,
Dartzu mein Gemüt vnndt Sinne,
Mein Hertz nach euch in Eeren tracht,
Ade tzu tawsend gute Nacht,
Ir seid meyn Keyserinne.

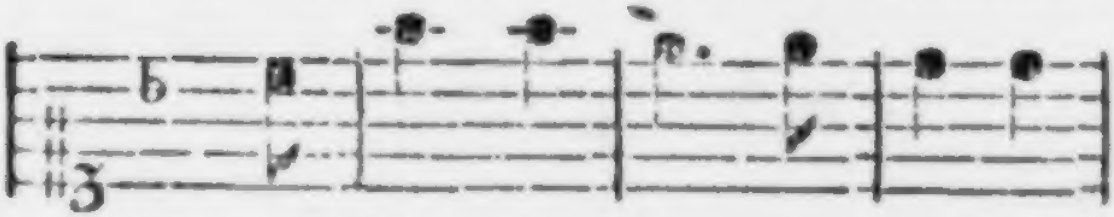
Vnndt der vns diſes Lydleyn ſang:
Von newen hat geſungen
Dz hat eyn freier Drucker ton,
Eyn freyer vnndt eyn junger,
Er ſingt vns dz vnndt noch vil mer,
Vnndt hats gar frei geſungen,
Gott gruß meyn Bulen wo er wer,
Vnndt b'hüt al reynen Jungkfrewleyn jr Er,
Vor allen falſchen Zungen.

Geſetzt.

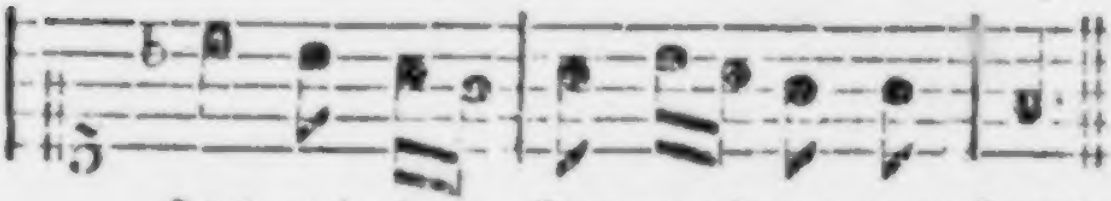
(So wünſch ich jr eyn gu : te
Eyn ſtewndlich Wort ſie tzu myr



Nacht bei der ich war al : lev : ne,
ſprach da wir uns ſol : ten ſcheyden,)



ich ſcheyd mit Leyd, Gott weiſs dl



Jeyt wi : der ſom men bryngt vns Freud.

VI.

Eyn Lied von eym Reuterſknaben.

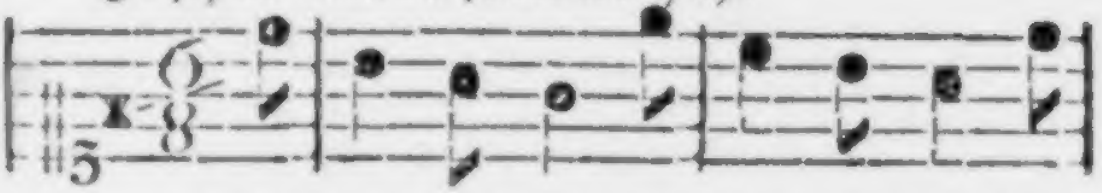
So wünſch ich jr eyn gute Nacht
Bei der ich war alleyne,
Eyn frewndlich Wort ſie tzu myr ſprach,
Da wir uns ſolten ſcheidenn,
Ich ſcheyd mit Leyd,
Gott weiß dj Zeyt,
Widerkommen bringt vns Frewd.

Nechten da ich bei jr wz,
Jr Angeſicht wolt rötenn,
Sie ſah den Knaben frewndlich ann,
Sprach, Gott tu dich behutenn.
Mein Schimpff, mein Schmertz,
Beicht myr meyn Hertz,
Dj w.rd ich yetzund inuen.

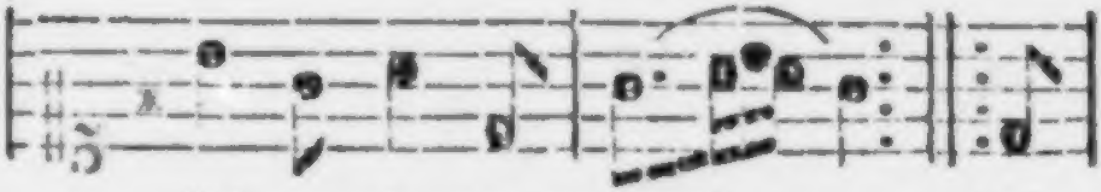
Dz Meydlein an der Zinnen ſtand,
Hub kleglich amm zu weynen:
Gedenck daran du Reuters-Knab
Laſz mich nicht lang'r alleine,
Ker wider bald,
Mein Auſſenthalt,
Löſz mich von ſchweren Treumen.

Der Reuter über die Heiden rert
Vnndt wendt ſein Röſzlein rumme:
Daran gedenck du ſchöne Meyd,
Vnndt ker dein Red mit vmme,
Beſchert Gott Glück,
Geh't wider zurück,
Du bleibſt meynem Hertz'n eyn Krone.

Höflych vnndt freundlych.



(Umb d y ner / we / gen bin ich hie, Herr /
All meyn Hoffnung ſetz ich zu dir dar /



lieb ver nimm meen Wort — — Laſz
ym treib ich, kein Spott — — Tu

mich der Treu ge / nieſ — ſen, dern
m r de.n Herz auf / ſchlieſ — ſen, ſchleuſz

Di / ner will ich ſern, —)
mſch Hertzlieb dar / ein. —

VII.

Eyn ſchöner Reyen von der Hertzallerliebſten.

Umb deinetwegen bin ich hie.
Hertzlieb vernimm mein Wort,
All mein Hoffnung ſetz ich zu dir,
Darin treib ich kein Spott.
Laſz mich der Trew genieſzen,
Dein Diner will ich ſein,
Tu mir dein Hertz aufſchlieſzen,
Schleuſz mych Hertzlieb darein.

Man hat vns beyd' verlogen ser,
Dz weyst du Herzlieb wol,
Dz haben die falschen Klasser getan,
Die sind vns beiden nicht hold,
Wir wollens je wider vergelten,
Nar du meyn trewer Schatz,
Erst wil ich dich lieb haben,
Dem Klasser zu Neyd vnndt Hasz.

Bei meynes Bulen Kopffenn
Do steet eyn güldiner Schreinn,
Darinn da leyt verschloszenn
Das junge Hertze meynn,
Welt Gott ich het den Schlüszel,
Ich würff in in den Reynn.
Wer ich bei meynem Bulenn,
Wie möcht myr basz gesinn.

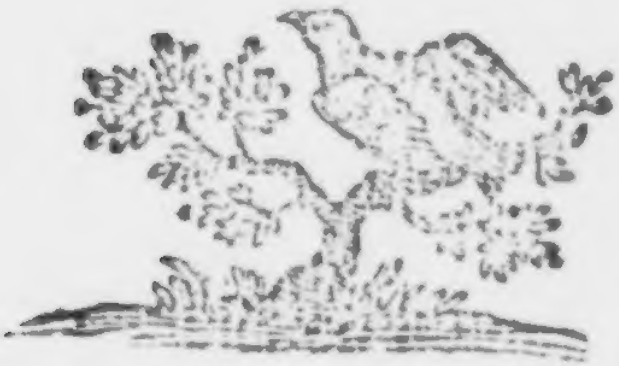
Bei meynes Bulen Füſzen,
Da fleuſzt eyn Prünleyn kalt.
Wer dz Prünnleins tut trincken,
Der jungt vnndt wird nicht alt.
Ich hab des Prunnleyns g'truncken.
Vil manchen ſtolzen Trunck
Nicht liber wolt ich myr wunſchen
Meynes Bulen roten Mund.

In meynes Bulen Garten,
Da ſteen vil edeler Blůt.
Wolt Gott ſolt ich jr warten
Dz wer meyns Hertzens Frewd,
Dt edlen Röſzlein brechen,
Denn es iſt an der Zeyt.
Ich traw ſie wol zu erwerben,
Die myr ym Hertzen leyt.

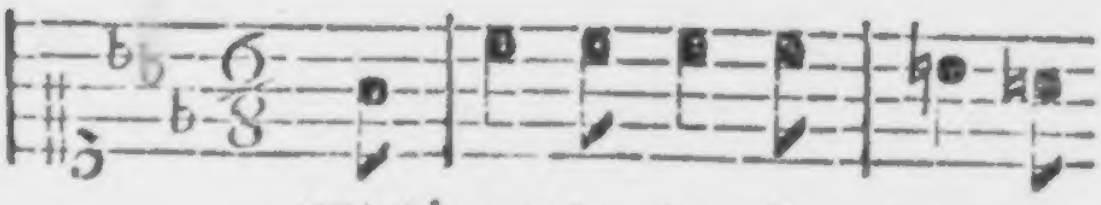
In meynes Bulen Garten
Da ſteen zwey Bewmeleyn,
Dz ein dz tregt Muſchaten,
Dz ander Negeleyn.
Di Muſchaten die ſind ſüſſe,
Di Negeleyn die ſind veſz,
Di geb ich meynem Bulen
Dz er meyn nicht vergeſz.

Zu Dirſt ſey dz geſungen
Der Allerliebſten meyn,
Ir Lieb hat mych bezwungen,
Ich kan jr nit feind geſein
Dieweil ich hab dz Lebenn.
Dz glaub ſie myr verwar,
Wil ich ſie nit aufgebenn
Vnndt lebet ich tauſend Jar.

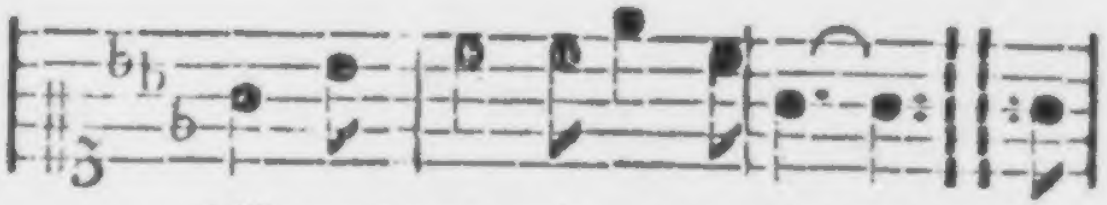
Vnndt der vns disen Reyen sang,
So wol gesungen hat,
Dz haben getan zween Hawer
Zu Freybergk in der Stat.
Sie haben so wol gesungen
Bey Met vnndt külen Weyn,
Darbey da ist gesessen
Der Wirtin Töchterleyn.



Hertzyglych. 21.

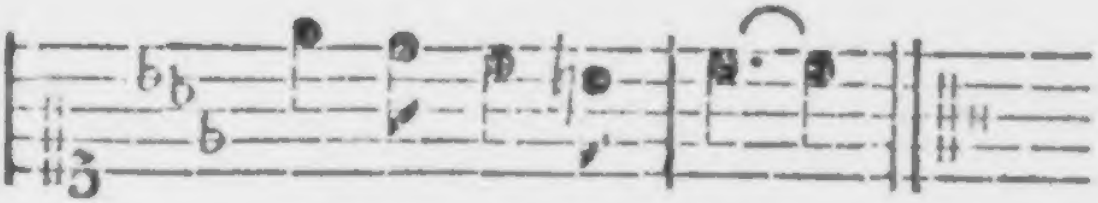


Wie kömmts dz du ſo trawrig



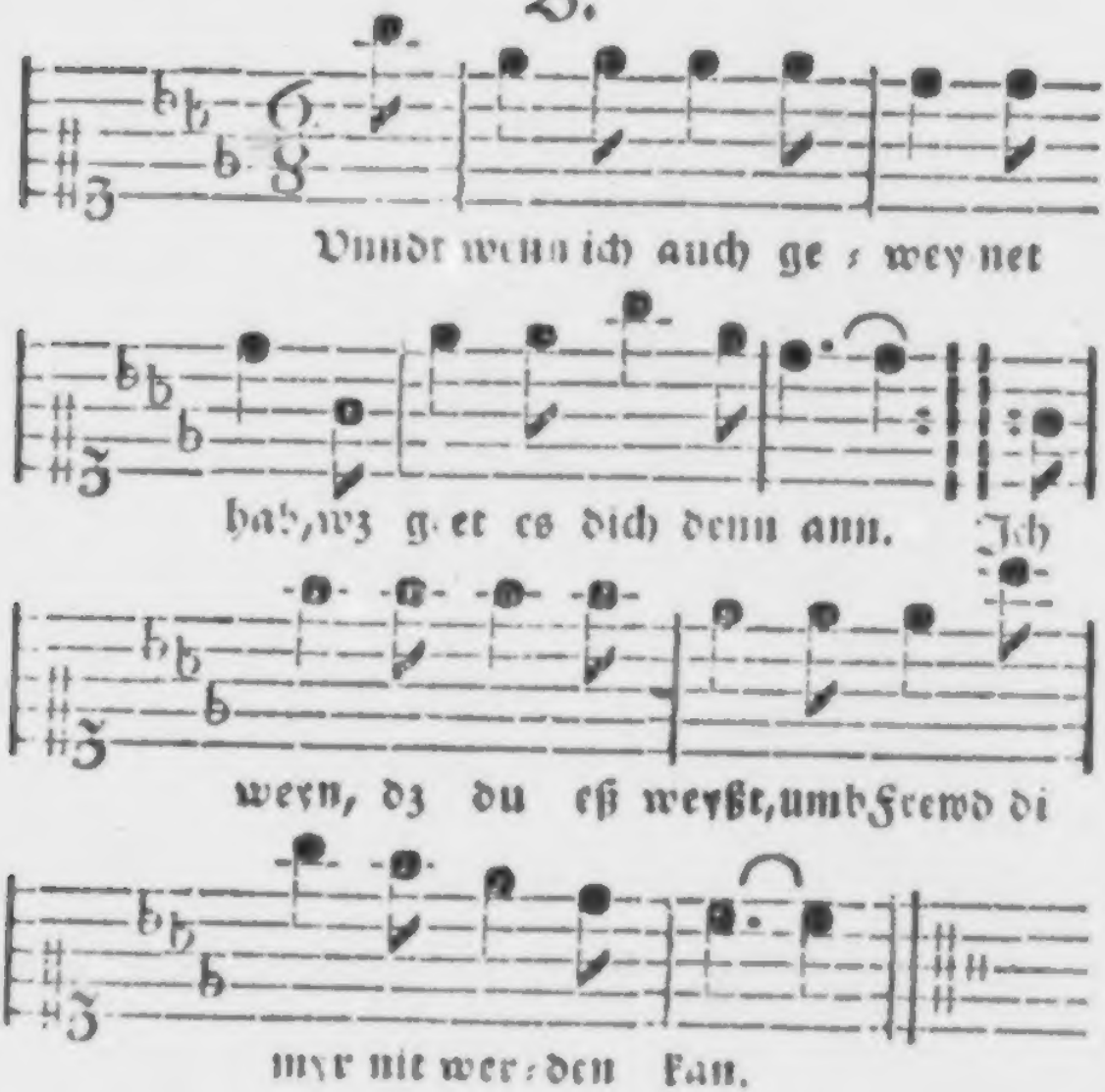
biſt, unndt gar nit ein⸗mal lachſt. Ich

ſee dirs ann den Au⸗gen ann, dz



du ge⸗wey⸗net haſt.

B.



Den letzten Verſickel ſyngen beyde zuſammen, jeder ſeyn Melodey.

VIII.

Eyn Lyebes-Reyen

zwiſchen

A vnndt B.

A.

Wie kömmts dz du ſo trawrig biſt
Vnndt gar nit eynmal lachſt :,:
Ich ſee dyr's ann den Augen ann
Dz du geweynet haſt.

B.

„Vnndt wenn ich auch geweynet hab'
„Wz geet es dich denn ann :,:
„Ich weyn, dz du eſz weiſt, vmb Frewd
„Die myr nit werden kann.

A.

Wenn ich ynn Frewden leben will
Gee ich ynn grünen Wald :,:
Da v'rget mir all' meyn Trawrigkeit
Vnndt leb wie's mir gefalt.

B.

Meyn Schatz eyn wacker Jeger iſt
Er tregt eyn grunes Kleydt :,:
Er hatt eyn zart rots Mundeleyn,
Dz mir meyn Hertz erfrewt.

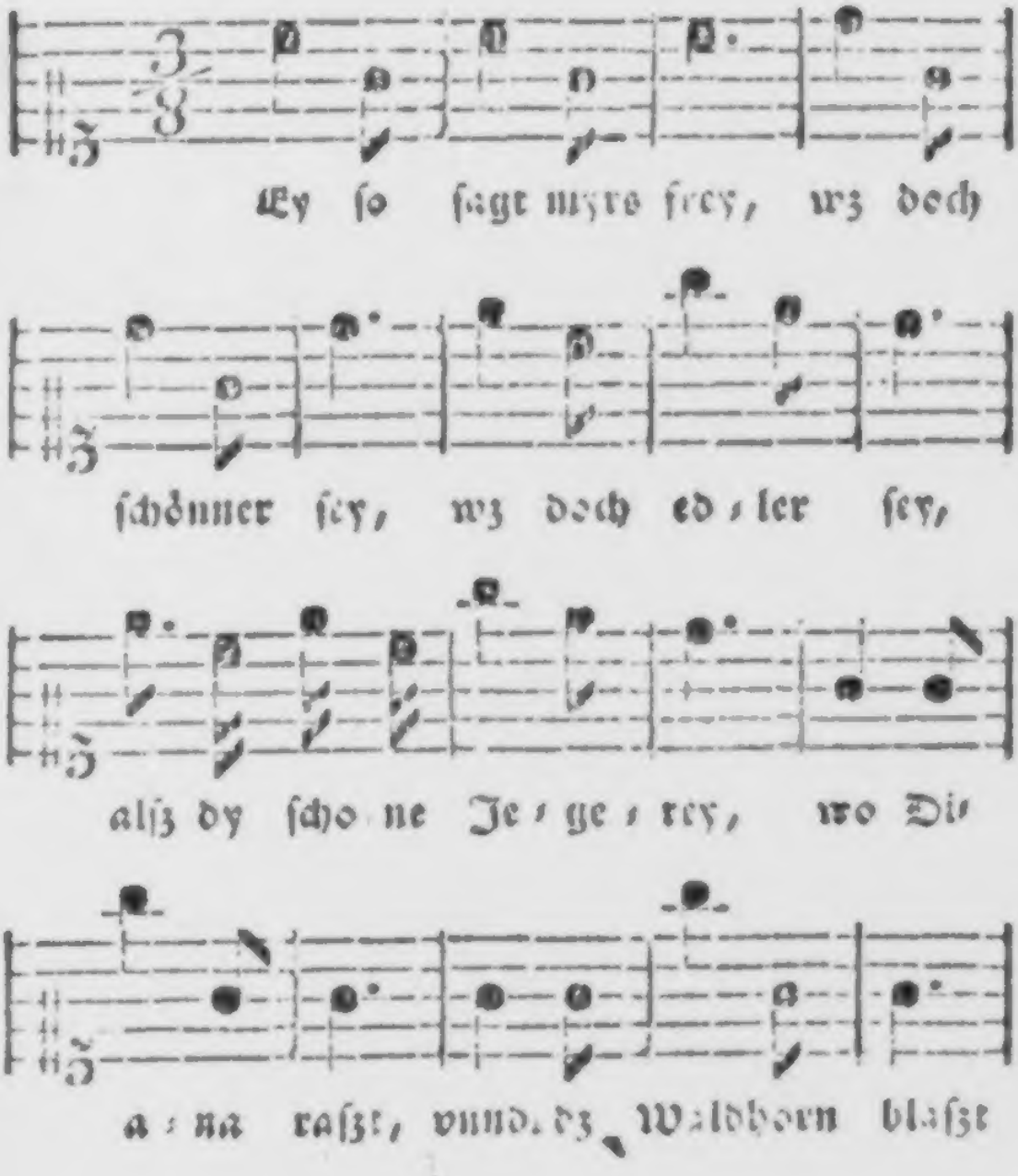
A.

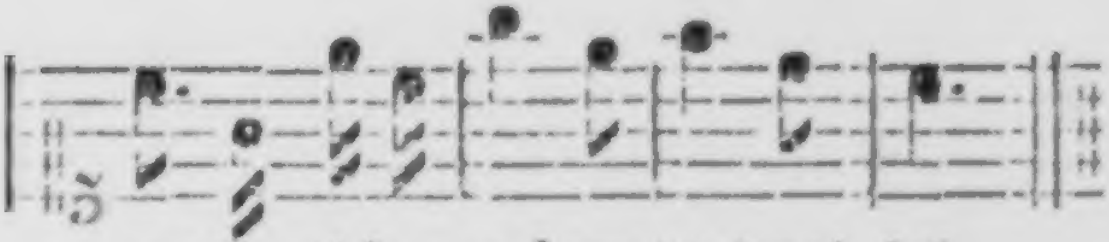
Meyn Schatz eyn holde Schäfrinn iſt,
Sie trägt eyn weiſzes Kleydt :,:
Sie hatt zwey zarte Prüſteleyn
Die myr mein Hertz erfrewn.

Beyde.

Biſt du meyn Schatz, ich bin dyn Schatz
Keyns Lyeb, ſchöne Engelekind, :,:
Komm zu der Heid, uff grunen Platz
Inn Wald, wo Frewden ſynd.

Luſtygk ych.


Ey ſo ſagt myre frey, wz doch
ſchönner ſey, wz doch ed⸗ler ſey,
alſz dy ſchö ne Je⸗ge⸗rey, wo Di⸗
a⸗na raſzt, vnnd dz Waldhorn blaſzt



ynn dem schönen grünen Waldpal, last.

IX.

Eyn stattlych Jegerlyd.

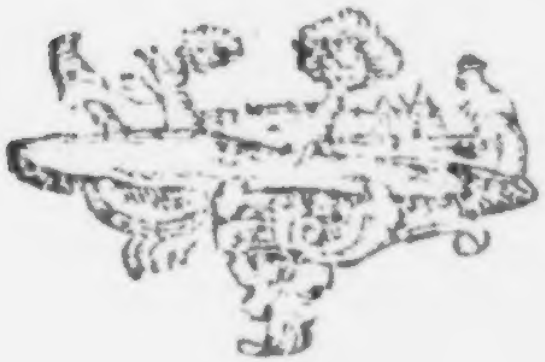
Ey so sagt myrs frey,
Wz doch schönner sey,
Wz doch edler sey,
Alsz die schöne Jegerey
Wo Diana raszt.
Vnndt dz Waldhorn klaszt
Ynn dem schönen grünen Waldpallast.

Laſz den Bacchum geenn
Laſz die Venus ſteenn,
Laſz den Bacchum geenn,
Laſz nur ſuchen wer do will
Bey ihn'n ſeyne Frewd,
Findt zu diſer Zeyt,
Keyne Frewd', gar nichts alſz Trawrigkeit.

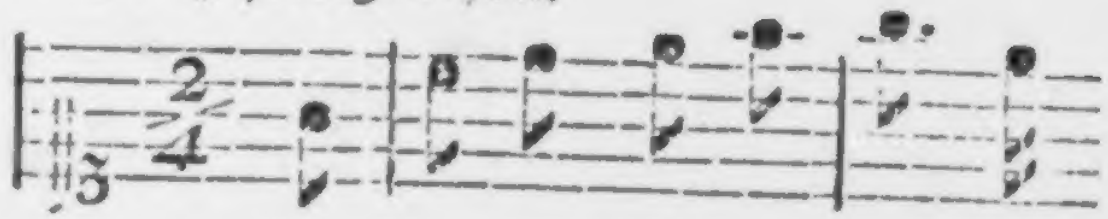
Ab'r im grünen Wald
Myr alls wohlgefalt
All's von Frewden ſchalt,
Springt etwan vorbey eyn Hirſch,
Meyne Huendleyn fryſch
Baldt eyn'n Haſen erhalt,
Solcher Thierleyn gybts mer ynn dem Wald.

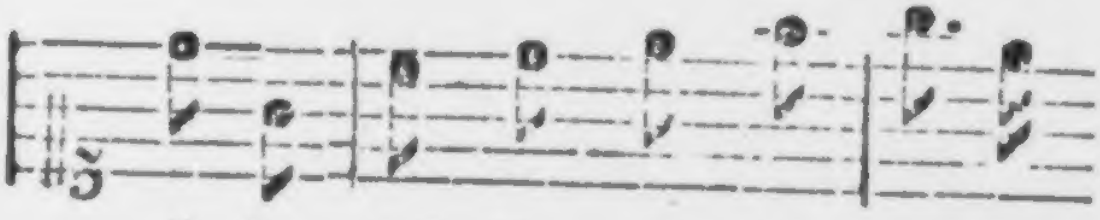
Dachſe, Füchſe, Ree,
Wölfe, Gemſen, Fee,
Awerochs vnndt Ber,
Muſz biſzweyl'n auch halten her,
Auch eyn wyldes Schwyn
Eiſz ſey groſz od'r kleyn,
Ey, ſo muſz eſz doch geſtochen ſeinn.

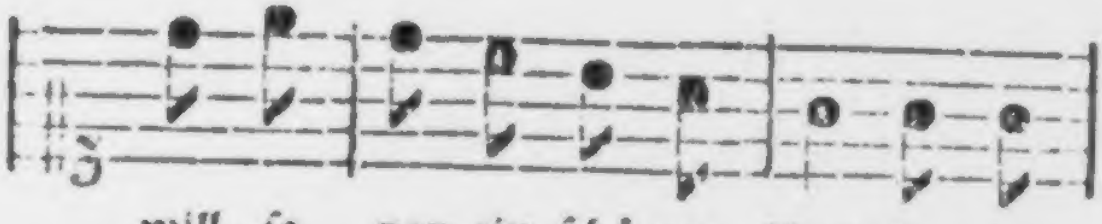
Hab ich mych ergetzt,
Meyn' Kräft' dran geſetzt.
Meynen Mut gelegt;
Leg ich mich eynmal zur Rue.
Hab' baldt ausgeraſt
Mach mych wider g'faſt
Jag vnn grüner Heyde dapfer zu.

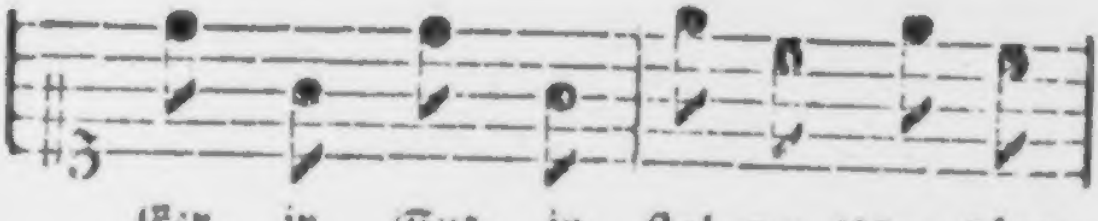


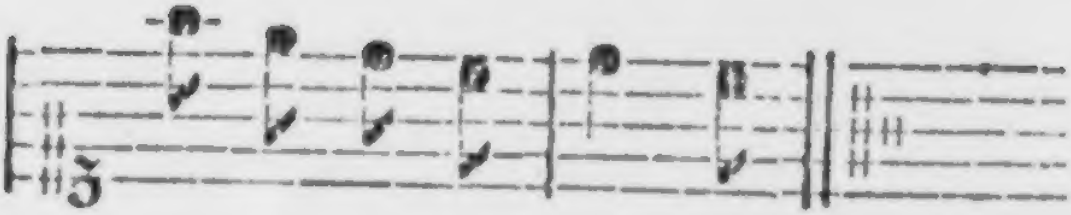
Ganz ynnigklichen.











ich ſie v ; ber ; win ; den.

X.

Eyn Liebeslyd.

Man ſingt von ſchönen Frewleyn vi
Jr Lob ich alzeit vrey ſinn wil,
So gar ein ſchönes Weybe,
Je Ler, jr Tur,
Jr ſtoleer Mut,
Kündt ich ſie vberwinden,

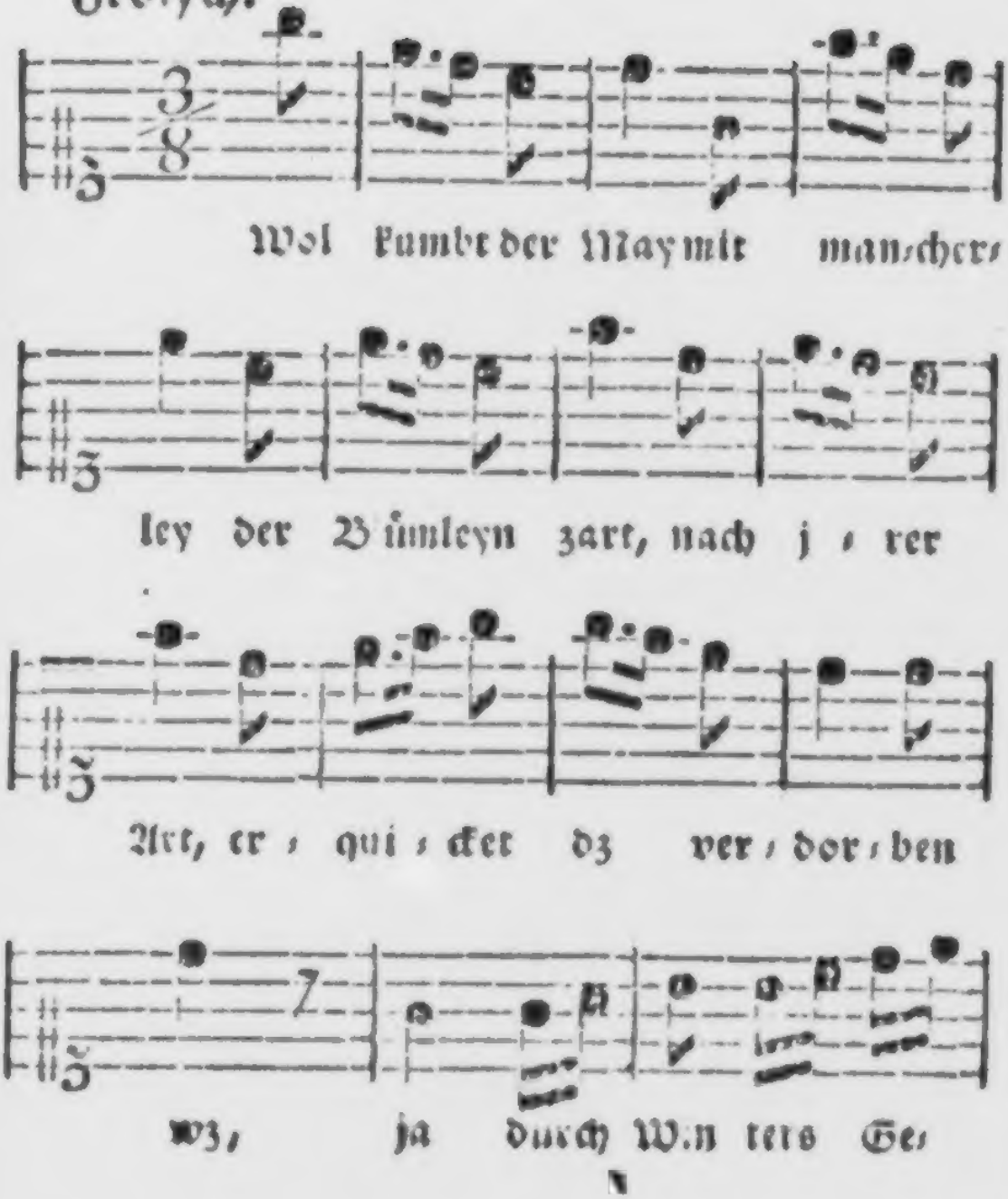
Ich lag einemals in ſchwerer Not,
Alſz wer mir Vatter vnndt Muter tod,
G'ſchae mir doch nie ſo leyde,
Als dz ich mich
Ganz ſchmertzigklich,
Wol von der Schönſten muſz ſcheyden.

Ellend du haſt mich ſtreng gefaßt,
Dz du mich alſo verlaſzen haſt,
So gar on alle Trewe,
Ellend I in ich
Ellend krenckt mich,
Ellend laſt mich nit ſchlaffen.

Noch will ich lieber ellend ſeyn,
Denn dz ich verlür die Liebſte meyn,
Die myr jr Trew verheiſzen,
Jr brochen Trew
Brynat jr wol Rew,
Die Lieb bricht Stal vnndt Eyſen.

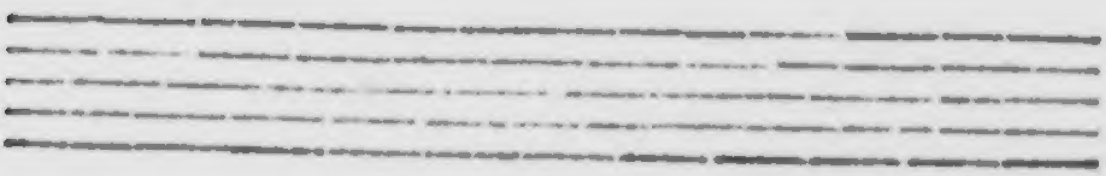
Der uns dz Liedlein new geſang,
Ein freier Fechter iſt er genannt,
Er hats gar ſchön geſungen,
Er iſt ſchabab
Vnndt gantz vnwerdt,
Eyn Newter hat jn vertrungen.

Frölych.


Wol kumbt der May mit manicher
ley der Bümleyn zart, nach j / rer
Art, er / qui / cket dz ver / dor / ben
wz, ja durch Win ters Ge

walt, dz er ſiewt ſich

man nich ſalt.



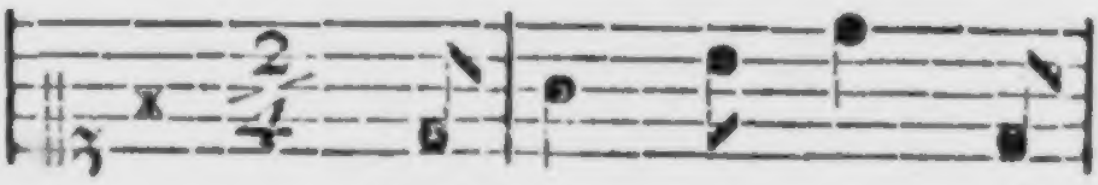
XI.

Eyn Lyd vom Mayen.

Wol kumbt der May,
Mit mancherley,
Der Blämleyn zart
Nach jrer Art
Erquicket dz
Verdorben wz.
Ja durch Winters G'walt,
Deß erfreut ſich mannigfalt.

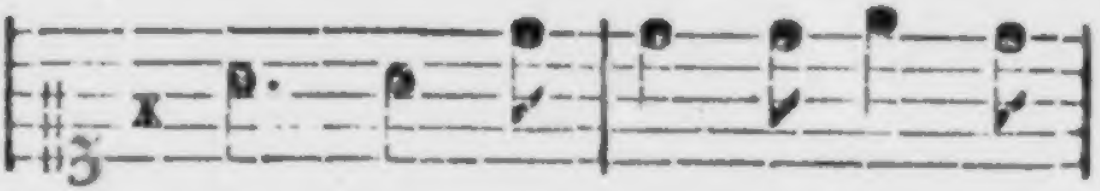
All's wz da lebt,
Sich yetz erhebt,
Der Vögeleyn Gſang,
Welcher ver lang,
Geſchwiegen wz.
Auch Laub vnd Graß,
Jr co grüner ſchon,
Deshalb ich nicht trawren kan.

Gantz sonderlich,
Erfrew ich mich,
Heimlichen deß
Ich weyß wol weß.
Davon nicht vil
Ich sagen wil
Ja wil [illegible] mer wol,
So ist myr in Hertzen wol.

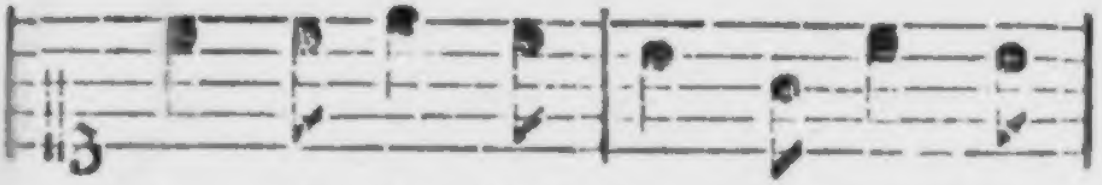


Wach uff meyn Hort, ver-

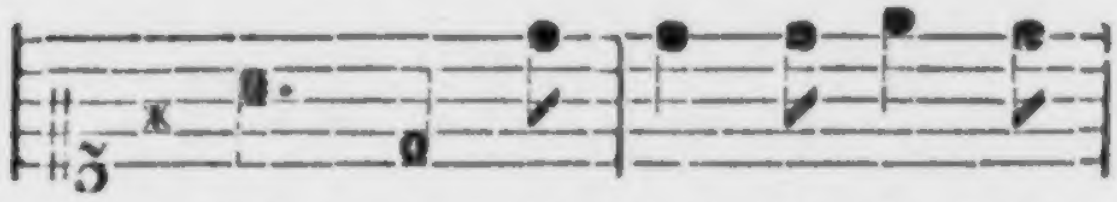
nimm meyn Wort, merck uff wz ych dir



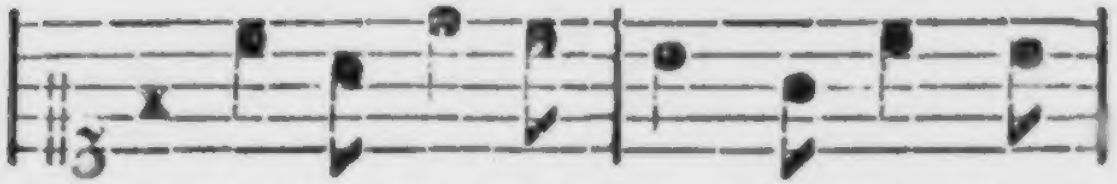
sa - ge, meyn Hertz dz schwebt nach



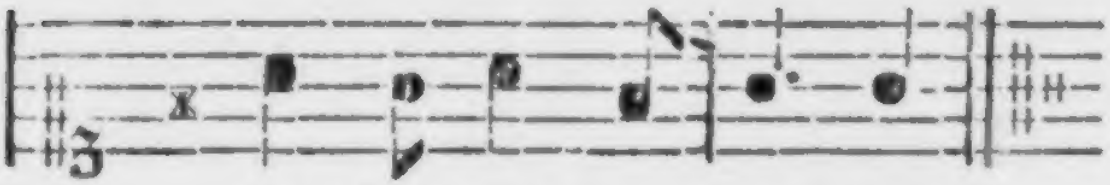
deym G'müt, schön Fraw du wellst es



wa ſ gen, all meyn Be ſ gir trag



ich tzu djr, dz glaub du myr, deyn



Lieb' laſz mych ge ſ nieſ ſ zenn.

XII.

Eyn Tageweyß von eym jungen Knaben.

Wach uff meyn Hort,
Vernimm mein Wort,
Merck uff, wz ich dir sage,
Meyn Hertz dz schwebt,
Nach deym Gmut.
Schön' Fraw, du wollst esz wagenn.
All meyn Begier,
Trag ich tzu dir,
Dz glaub du myr,
Deyn Lieb' laß mych genießenn.

Dern ſtoltzen Leyb,
Du myr verſchreyb,
Vnndt ſchleuſz myr uff dein Hertze,
Schleuſz mich dareyn,
Zart Frewleyn ſeyn,
Vnndt wendt myr meinen Schmertzen,
Den ich yetz han;
Dz ich nicht kan
Bey dir ſtets ſeyn,
Iſt wider meynen Willen.

„Ach junger Knab,
„Deyn Bitt laſz ab,
„Du biſt myr vil zu wilde,
„Vnndt wann ych tet
„Nach deyner Bit
„Ich furcht du ſchweygſt nicht ſtille.
„Ich denck dir faſt
„Meyn werter Gaſt,
„Wenn Trewe haſt,
„Die du myr gönnſt von Hertzen.“

Ach Fraw mit nicht,
Bin ich gericht.
Dz ich euch woll betrugen,
Ob eyner kem,
Von myrs vernem;
Dz must er warlich lügen;
Darauff du baw,
Vndt myr vertraw,
Du reynes Weyb,
Laſz dich den Schimpff nicht rewen.

„Ach junger Knab,
„Nim zeuch dich ab,
„Bleib bewt bey myr on Sorgen,
„Kein frewndlych Lieb,
„Soll ſparen nit
„Biz an den hellen Morgen,
„Deyn liebloch Wort
„An dieſem Ort
„Die geen myr nah,
„Erweychen myr meyn Hertze.

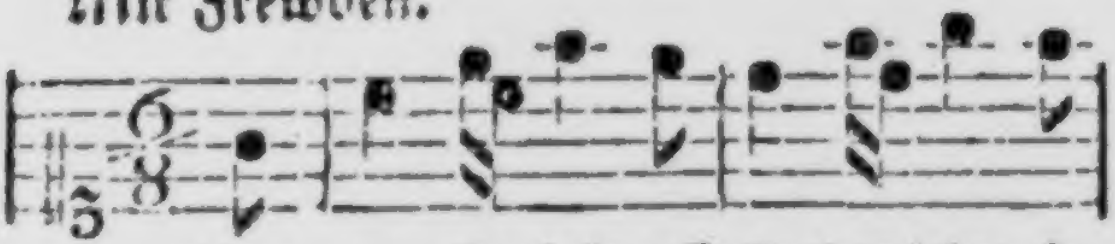
Da lag'n dj zwey,
On Sorgen frey,
Die lange Nacht ynn Frewden,
Biß vb'r ſie ſcheyn,
Der Tag bereyn.
Noch ſol meyn Trew nicht leyden,
Noch fur vnndt fur,
Lieg ych ann dyr,
Dz trawe myr,
Laß mych deyn Lieb genießen.

Der Wechter ann
Der Zinnen ſtand: -
Leyt yemandt hier verporgenn,
Der mach ſich uff
Vnndt zieh devonn,
Dz er nicht kum ynn Sorgen.
Nymm Vrlaub von
Dem ſchönen Weyb,
Denn eß iſt Zeyt,
Eß ſcheynt der helle Morgen.

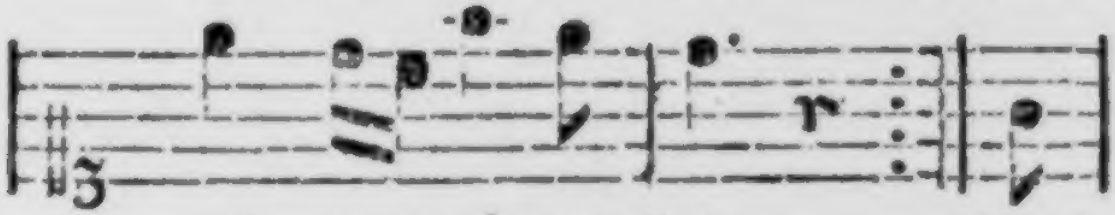
Die Frew do ann
Dem Fenſter ſtandt
Ir Lieb der wolte ſcheyden,
Sie küſt jn ann
Sein rotenn Mundt,
Freuntlych thet er ſy umbfahen,
Do macht ſie jm,
Eyn Kreutzleyn feyn,
Von Perlen weiß
Mit prauner Seyden umbwunden.

Von dann' er ſich ſchwang.
Hub ann vnndt ſang
Wie es jhm wer ergangenn,
Mit eynem Weyb,
Jr ſlancker Leyb,
Hett jn mit Lieb umbfangenn,
Hett jn verpflicht,
Hub ann vnndt dicht,
Eyn Tagweyß
Vonn eyner ſchönen Frawen.

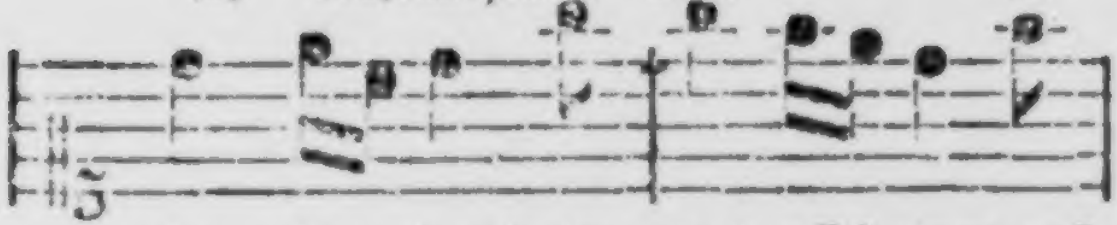
Mit Frewden.



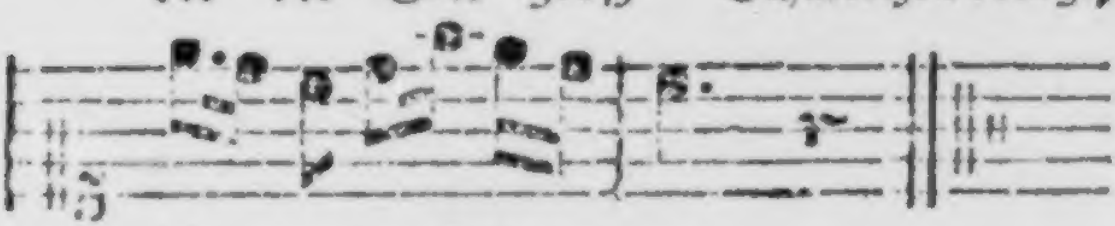
(Nur eyn Ge ſicht uff Er den lebt, ſo
nur eins vnder der Sonnen ſchwebt ſo



mech ver gnü gen kan, me n
ich nicht mey den kan. A



Hertz für Frewd, im Leyb uff ſpringt, weñ
ber der Seel groſs' Schmertzen bringt,



ich myr denck dar an.
ichs nit ſe en kan.

XIII.

Eyn Reyen

von

eym trewen Bulen.

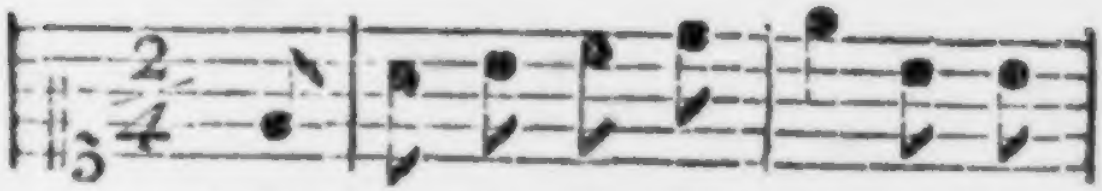
Nur eyn Geſycht uff Erden lebt,
So mych vergnügen kann,
Nur eyns vnnder der Sonnen ſchwebt,
So ich nit meyden kan,
Mein Hertz im Leyb für Frewd uffſpringt
Wann ich nur denck daran,
Aber der Seel groſz' Schmertzen bringt,
Wann ichs nit ſehen kan.

Ob

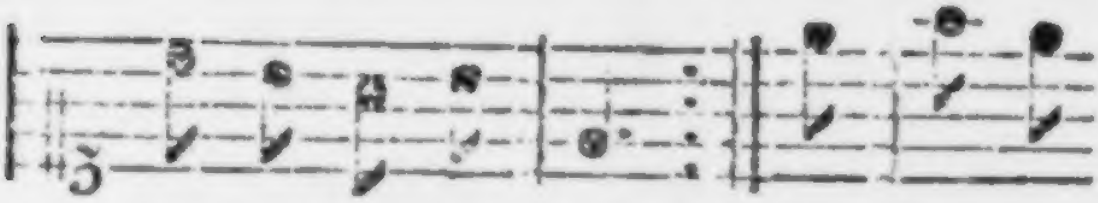
Ob ich ſchon eſt muſz leyden vil
Von böſen Zungenn hart
Uff keine Wexſz doch mercken wil
Schönnſte deyn Gegenwart
Wenn ich dich lib o ſchönſtes Kind
Wz gebt es andre ann,
Eyn jeder jetzund Liben findt.
Dz niemand weeren kan.

Ach lieber Schan erlaube myr
Zu küſzen deinen Mundt,
Dieweyl deyn libes Angeſicht
Mich alſo hart verwundt
Meyn Hertz, Geſicht, meyn'n gantzen Leib
Auf ew'g djr verſchreib,
Der Himmel ſelbſt mir Zeuge ſey
Dz ich deyn Diner bleib.

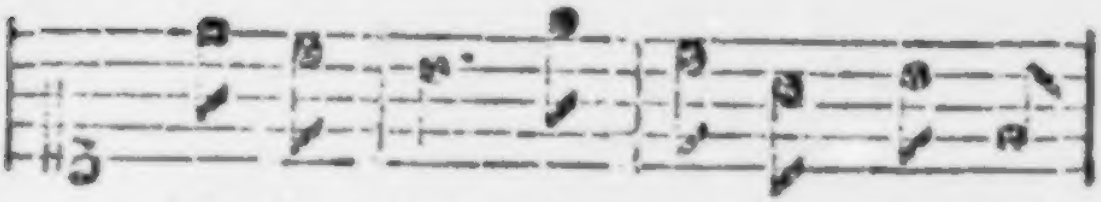
Austyglych.



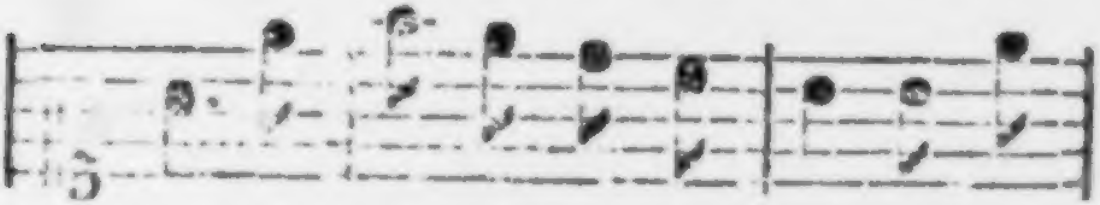
(Wo sol ich mych hin - ke - ren ich
(Wie sol ich mych er - ne - ren, meyn



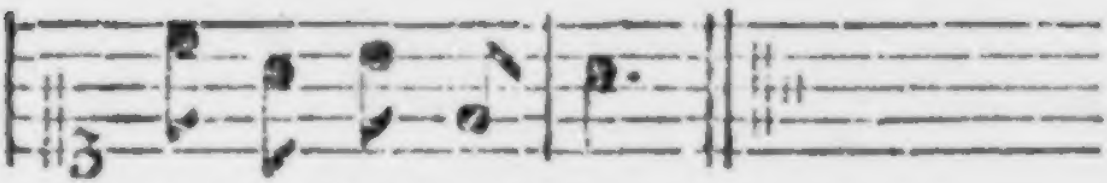
tummes Beu - der - leyn,
Gut isz vil tzu kleyn.) alsz ich eyn



We - sen han, so musz ych bald da-



von, wz ych sol hewr ver - zee - ren, dz



hab ych ferdt ver ſtan.

XIV.

Eyn luſtiges Lydleyn.

Wo ſoll ych mych hinkeren,
Ich tummes Brunderleyn,
Wie ſoll ich mych erneren,
Meyn Gut iſz vil zu kleyn,
Alſz ich ein Weſen han,
So muſz ich bald daron,
Wz ich ſoll heyr verzeeren,
Dz hab ich ferdt vertan.

Ich

Ich bynn zu frü geporenn,
Ja wo ich hewt hinkam,
Meyn Glück kumpt myr erſt morgen.
Het ich dz Keyſerthum,
Darzu dan Zoll am Reyn,
Vnndt wer Venedig meyn,
So wer eſz all's verloren,
Eſz muſt verſchlemmet ſeyn,

So wil ich doch nicht ſparen,
Vnndt ob ichs all verzer,
Vnndt wil darumb nit ſorgen,
Got b'ſchert myr morgen mer.
Wz hilfts dz ich lang ſpar,
Villeicht verlür ichs gar.
Solt myrs im Deb auf tragen,
Eſz rewt mych eyn Jar.

Ich wil mein Gut verpraſzen,
Mit ſchlemmen früh vnndt ſpät,
Vnndt wil eyn ſorgen laſzen,
Dem eiz zu Hertzen get,
Ich nem mir'n Ebenbyldt,
Von mancherley Thierlein wyld,
Dz ſpringt uff breiter Heyde,
Got leent jm ſein Gefild.

Ich ſich auff freyer Heyde,
Vil mancherley Blümleyn ſtan,
Dz iſt ſo wol bekleydet,
Wz Sorg ſelt ich denn han,
Wie ich gut überkum.
Ich bin noch friſch und jung,
Solt mych eyn Not anlangenn,
Mein Hertz west nichts darumb.

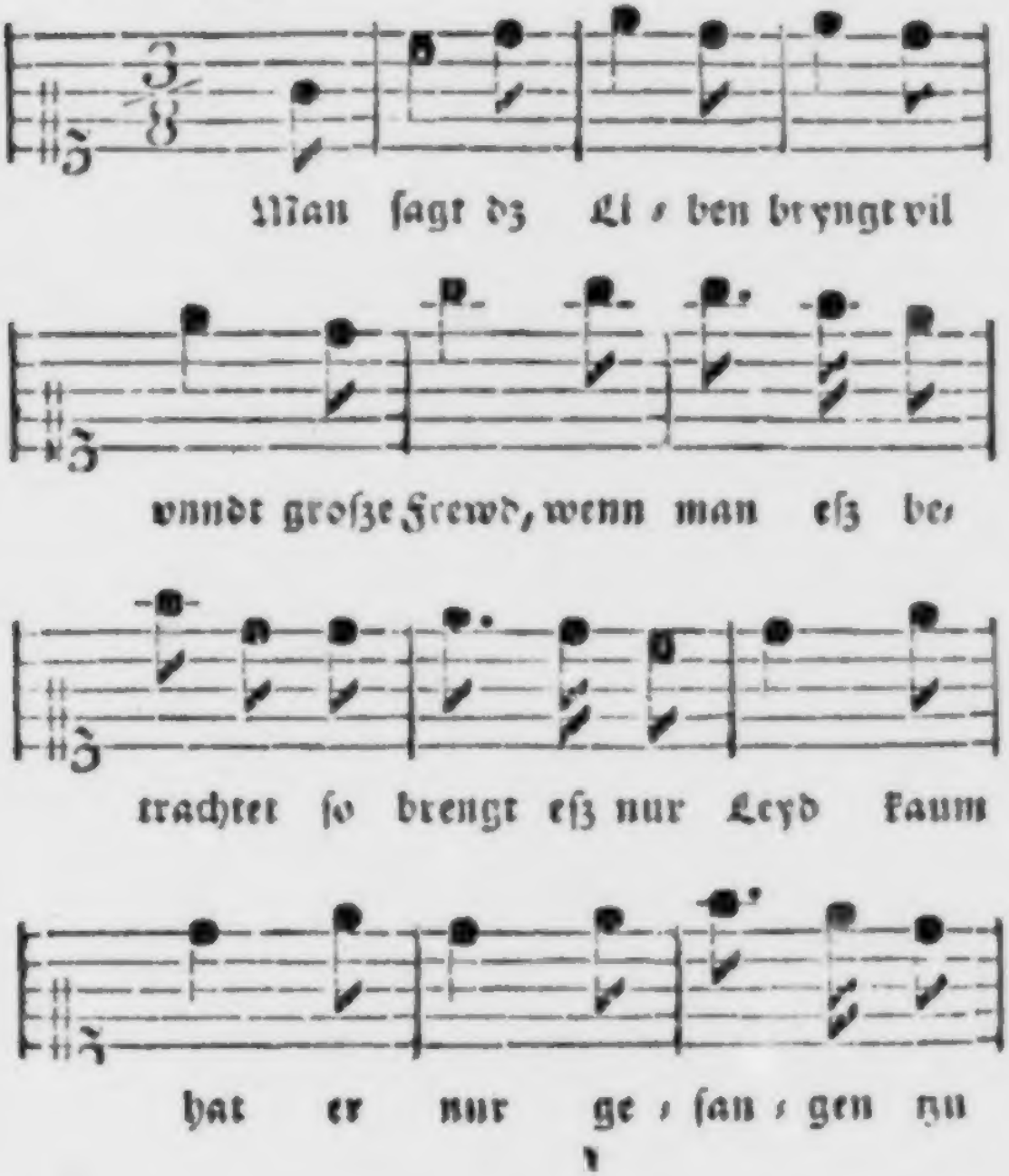
Kein gröſſer Frewd uff Erd'n iſt,
Denn gutes Leben han,
Myr wirt nicht meer zu dj'r Feiſt,
Denn ſchlemmen vnd vnndt ann,
Darzu eyn guter Mut,
Ich reyſs nicht ſeer nach Gut,
Alſs manicher reycher Bürger,
Nach groſzem Wucher tut,

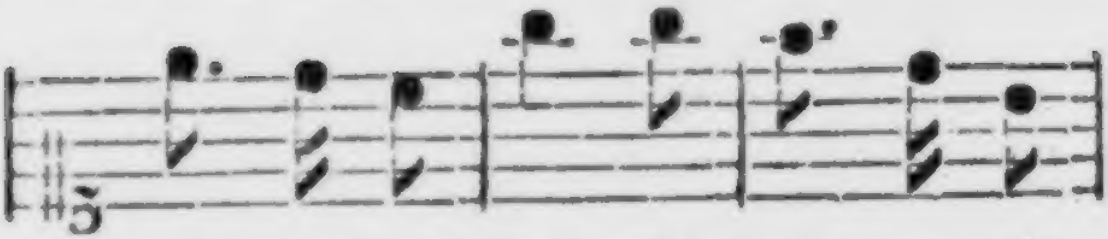
Der g'winnt ſeyn Gut mit ſchabenn,
Darzu mit groſzer Not,
Wenn er ſeyn Ruh ſoll habenn,
So leyt 'r alſs ſey er todt,
So bin ich noch friſch vnndt jungk
Got verleyh mir vil der Stund,
Got behüt mych jungen Knaben,
Dz mir kein Vnmut kum.

Ich laſz die Vögel ſorgen
Gegen diſen Winter kalt,
Wil uns der Wirt nicht borgen,
Meyn Rock gib ich im bald,
Dz Wammes auch darzu,
Ich hab wed'r Raſt noch Ru,
Den Abend alſz den Morgen,
Biſz dz ichs gar vertu.

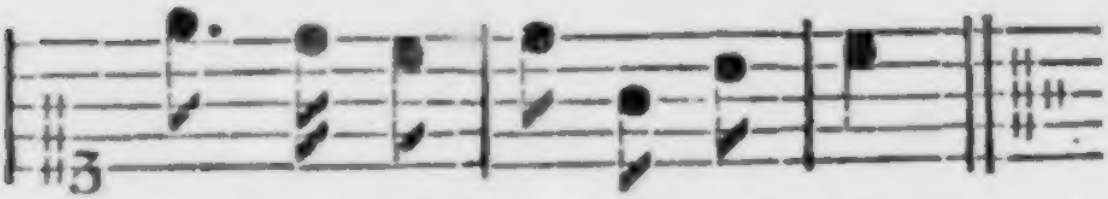
Ich bind meyn Schwerdt an d'Seyten,
Vnndt mach mych bald darvon
Hab ich dann nit zu rewten
Zu Fuſzen muſz ich gan,
Es iſt nit allzeyt gleich,
Ich bin nit allweg reich,
Ich muſz der Zeyt erwarten
Biſz ich dz Glück erſchleych.

Bedechtig.


Man ſagt dz Li ben bryngt vil
vnndt groſze Frewd, wenn man eſz be,
trachtet ſo brengt eſz nur Leyd kaum
hat er nur ge ſan gen nu



li : ben recht ann, ſo war er ein



ar : mer ge : ſchla: ge : ner Mann,

XV.

Eyn Lyd der Lybe tzu Ungunſten.

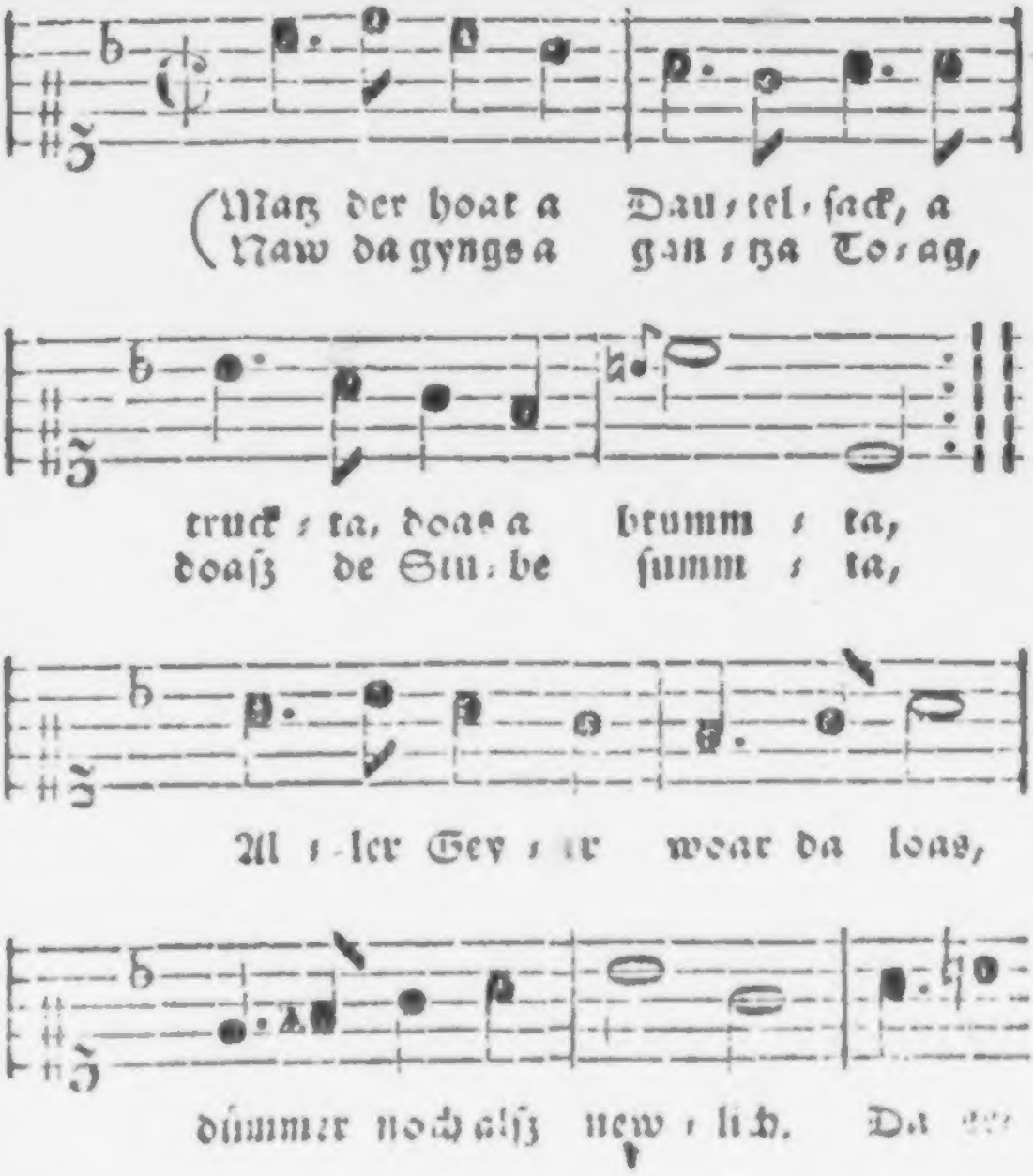
Man ſagt, dz Liben bryngt vil vnndt groſze Frewd,
Wenn man eſz betrachtet, ſo brengt eſz mer Leyd;
Kaum hat er nur gefangenn tzu liben recht an,
So war er eyn armer geſchlagener Mann.

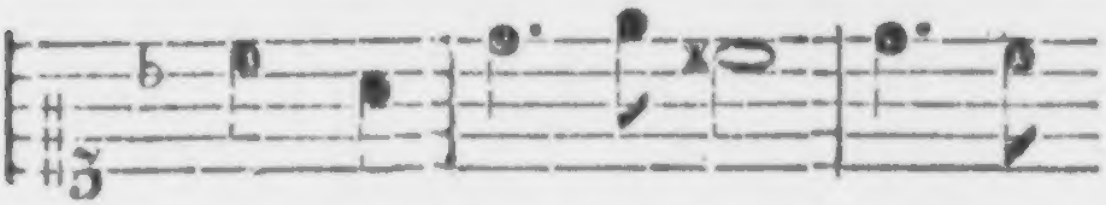
Die Libe macht Flawſen vnndt melancholiſch Blut,
Benimet dj Freyheyt vnndt ſtürtzett den Mut,
Wz hilffet dem Vögleyn eyn wunderſchönes Hauſz,
Da eſz doch nimmer kan kommenn herauſz.

Wer ſich wil feynd ſein, fang tzu libenn
recht ann,
Von Geldt vnndt Gut bald kommen er kan,
Dz helt eyn ſchöns Weyb gemacht mit jrem
Scherz
Vnndt jrem Lybſten gefangenn dz Hertz.

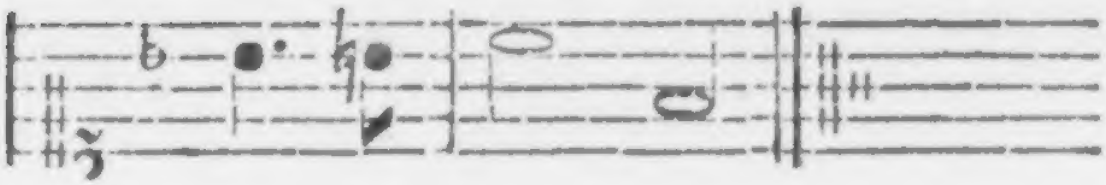
Der ſyryſche Hauptmann Holoferneſz genannt,
Der durch ſein vil krygenn gar wol bekannt,
Der hette ſein Liben nicht kluglych bedacht,
Dizweyl jn um den Kopf eyn Weybsbild ge-
bracht.

Bewtiſch vnndt luſtygk.





hoab ſichs gan ı ze Hoaſz, denn a



vyff ab ı ſchew ı lych.

XVI.

Eyn Schleſiſch Bawrenlyd.

Mag der hoat a Dautelſack
A truckta dz a brummta,
Naw da gyngs a gantza Toag,
Draſz de Stuba ſumte,
Aller Geyer woar da loaſz,
Dämmer nach as newlych
Do erhoab ſich's gantze Hoaſz,
Denn a pfyff abſchewlich! *

Groaſz

* Kanſt eben mercken lyber Leſer, dz dyſz einſelſig Bawrenlyd, deutett nff Unfugk ſcherer

newen

Groaſz, vnndt Kle vnndt Mittelknacht,
Alles gyng eym Sprunga,
Vnndt de Karla tantzta racht,
Wi de Pföffla klunga,
Mancher macht a langa Halſz,
Schrje, vnnd juchſzta grewlych,
Aber Matz woar vber alles;
Denn a pfyff abſchewlych!

newen Genyee. Machen ſolliche Geuche vnndt Gecken, mit jrem abſchewlichen Pfeyffen, eyn ſummen vnndt Sawſen, ergerr alſz zeen Dudelſeck vff eyner Pawrenkyrmſe. Darnach tantzenn ym vollem Sprunge, Geuchleyn vnndt Geckleyn, machen lange Helſe, ſchreyen vnndt juchtzen grewlych, ob ſollicher herrlichen Muſika. Mechte' auch eyn verſtendig Man jemen, ob ſolchem abſchewlichen Pfeyffen, tun die Matzen vnndt

Drynne, drawſſze, vff vnndt ab,
Woar a ſytt Gekroappel
Doaſz vck vff de Arda knap,
Kunnte meer a Appell
Jungk vnndt ale woren tull,
Manicher jeente freylych,
Aber Matz vertrjb's en wol,
Denn a pfſſſ abſchewlych.

Drynne.

---

vnndt Geuche, jm ſolcheſz mit noch abſchewlicherm Pfeyffen, wol vertreybenn, biſz jr vberſpannter Dudelſack eyn Loch kriegt, vnndt Pfeyffens vnndt Summens, eyn ſchrnpflich Ende machen tut. Z'enn denn Geuchleyn vnndt Gedleyn di lange Helfe eyn, kryg:n da, dafür lange Neseleyn, hengen ſolliche wj arme T epfe, g'en ſpryngens vnndt juchzens furder müſzig.

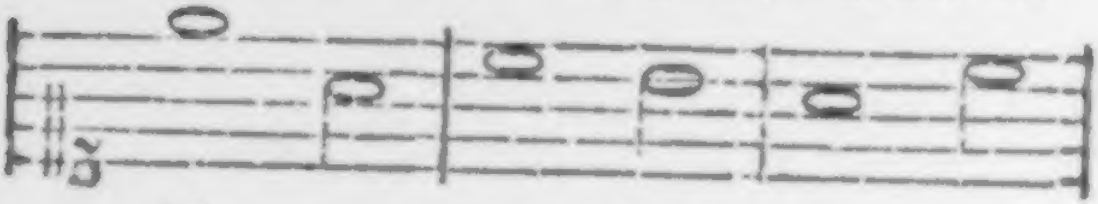
Drynne, drawſſze, uff vnndt ack
Wor a ſytt Getümmel,
Der verzwyxelt Daurelſack,
Macht a ſytt Gawymmel.
Freh * do kreyt a doch a Lauch **
Suſt n decht ych heylyk,
Dz Getvemmel woarte noch.
Denn a pfyff abſchewlych!

---

* Früe. ** Loch.

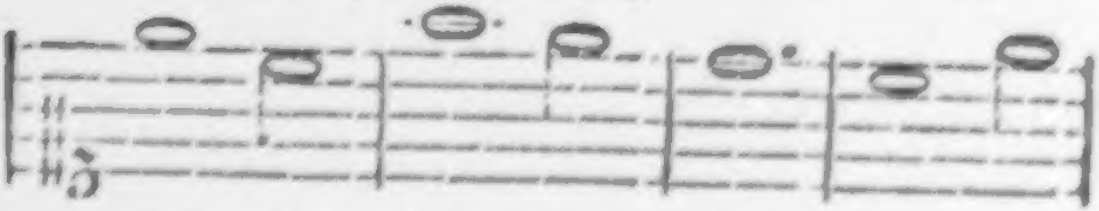
Hertzynnigklychenn.

(Wilt du nychts vom Frey - en
(Laſz dych nycht, meyn Kynd, be-

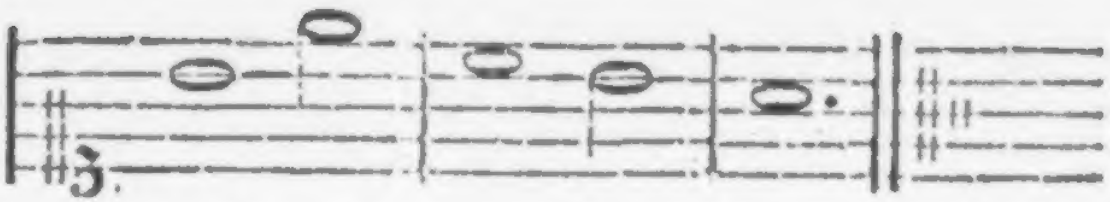


hö - renn, wün - ſcheſt der da-
tö - renn, ſetz dych wil - lig

fur den Tod?)
nycht ynn Not.) weiſzt noch



nycht, eſz ſey eyn Peyn, alt, vnndt



doch noch Jungkſraw ſeyn.

XVII.

Eyn Lyd vom Freyen.

Wilt du nychts vom Freyen horenn?
Wünſchest dyr dafür den Tod?
Laſz dych nicht, meyn Kynd, betorenn,
Setz dych willig nycht ynn Noth.
Weiſzt noch nycht, eſz ſey eyn Peyn,
Alt, vnnde doch noch Jungkſraw ſeyn.

Lyeben vnndt gelrebet werden,
Iſt dz biſte an der Welt,
Iſt wz noch dieſz Hauſz der Erden
Frey fur fruem Fall erhelt.
Wer nycht lreben wil vnndt kann,
Wozu taugt er vnb vnndt ann?

Wye dj Epfl ſammt den Zwergen,
Vor dem Gartenherren, ſich
Vmb die Herbſtzeet nreder beugen,
Vnndt faſt ſprechen: Pflücke mich,
Wye ym Weynmond reyfer Weyn,
Träuſſt, vnndt wil geleſen ſeyn.

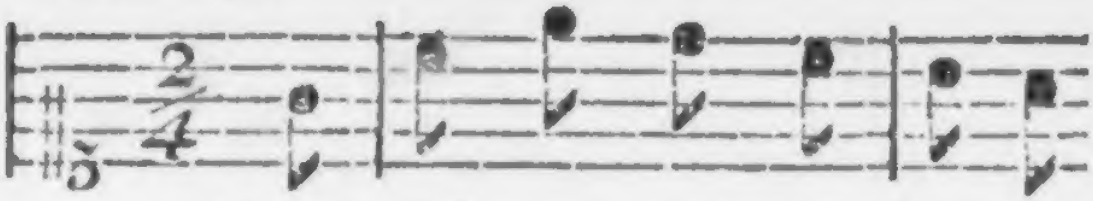
Wye di volle Roſ' emm Lentzen,
Sauſſt ſych neigt nach derner Hand,
Wil, deyn' Locklyn zu bekrentzen,
Von dir werden angewandt,
Wie ym Augſt, di reyfe Saat
Gern den muntern Schnitter hat.

Alſo

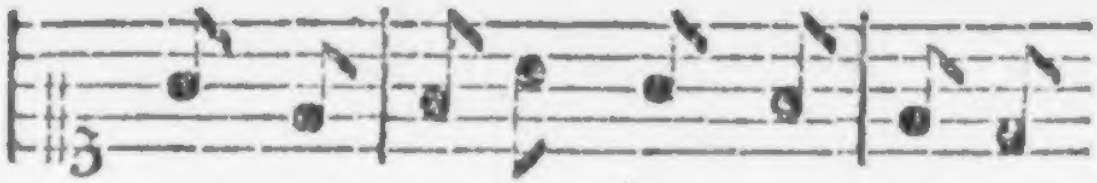
Alſo reyſ n derne Gaben,
Vnndt trygt mych des Auge nycht,
Mochten eynen Freyer haben,
Wz dein Mund dawider ſpeycht,
Dyne Anmut, deyne Zer,
Suchet eynen Bräutgam dyr.

Komm zu myr, meyn Obſt vnndt Trawbe,
Roſ' vnndt Saat erfr we mych,
Komm nach dyne Fruchte Raube,
Sienet meyne Seele ſich.
Dz Obſt ſettigt meynen Synn,
Ob ych ſonſt gleych Obſtſchew binn.

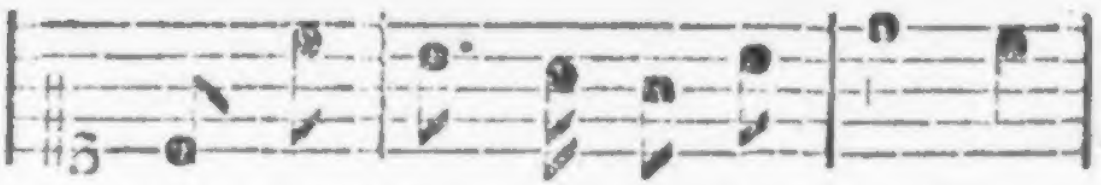
Pewriſch.



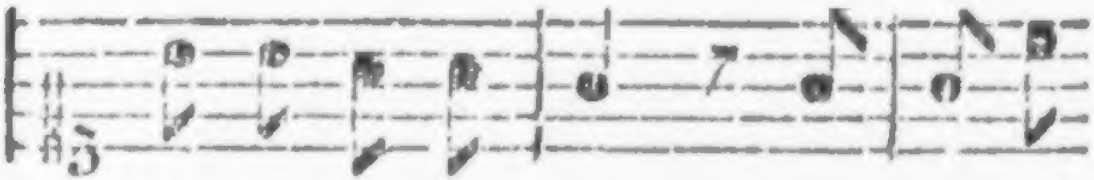
Kumm Gti / te, gyb mxr ſlucks an



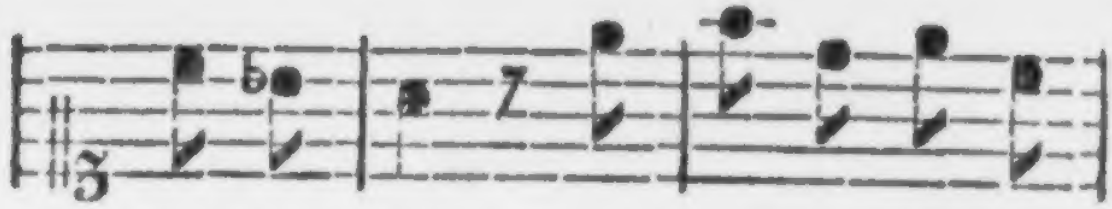
Schmatz, ſoſt byſt du nym / mer / w'e mey



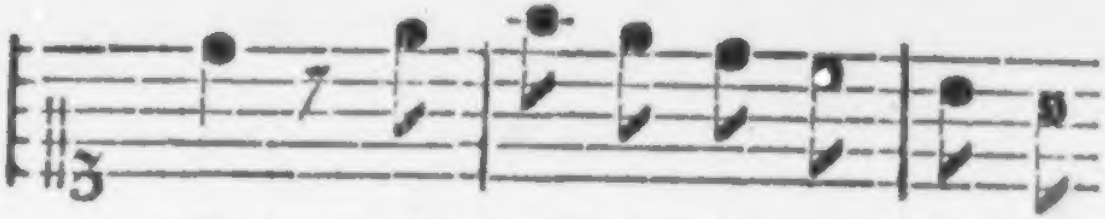
Schatz, kum ſlucks, vnndt thuks ge / ſchwind, du



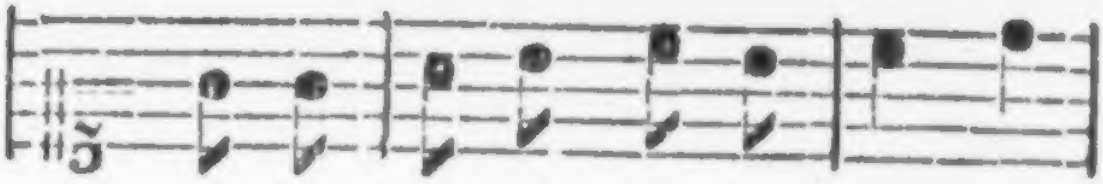
ſchie / nes En / gels / kynd. Wee ych doch



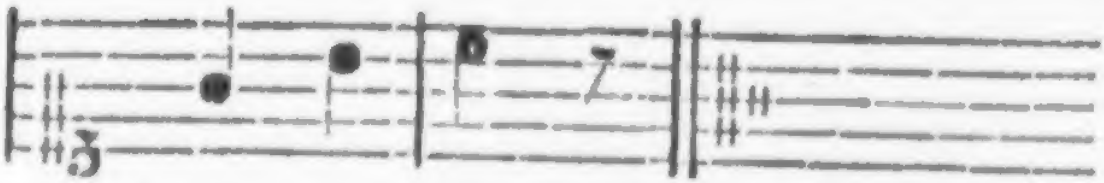
munt deyn Moan, wen gyngs denn ſoſt wz



oan, vnndt wenn dj Mutter ſchmä le



wil, frag ſie, wie jr dz Ding ae



Brawt ge, fyl.

XVIII.

Eyn

Türyngiſch Pawren-Lyd.

Kumm Grite gyb myr ſtucks an Schmatz,
Sost byſt du nimmermie mey Schatz,
Kumm ſtucks, vnndt thucks geſchwind,
Du ſchienes Engelskynd.
Wer ych doch munt * deyn Moan,
Wen gyngs denn seſt was oan,
Vnndt wenn dj Mutter ſchmål: will,
Frag ſie, wie jr dz Ding as Brawt geſyl.

An

* Dz iſt: nur.

An Schmatz verweert der Farrer nich,
Vnndt thät hàs og, ſo ſäte ych:
Herzt't jr doch ewre Brawt
Un wert noch nich getrawt
Wenn eener ſiſt * niſcht tut,
Do iſz dos Deng ſchon gut,
Denn durch à besgen Mewler-Knall
Brengt eener myr de Mächen nech zom Fall.

Ich weſz og, dz du eerlych biſt,
Vnndt dychs dj Stunde noch verdrieſzt,
Do Nackbars Töffel kam,
Vnndt dych beym Flitt'che nam.

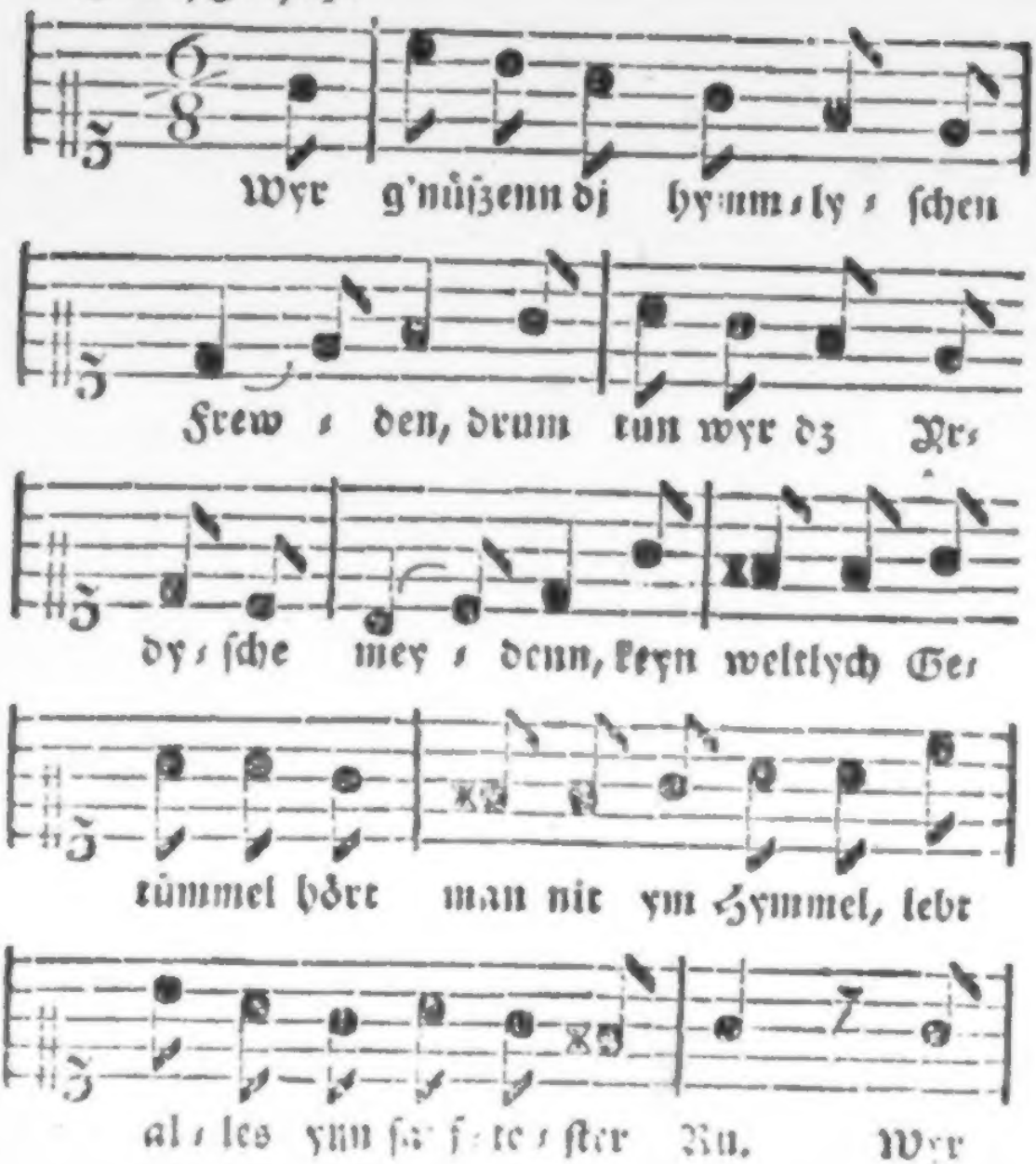
* Dz iſt: ſonſt.

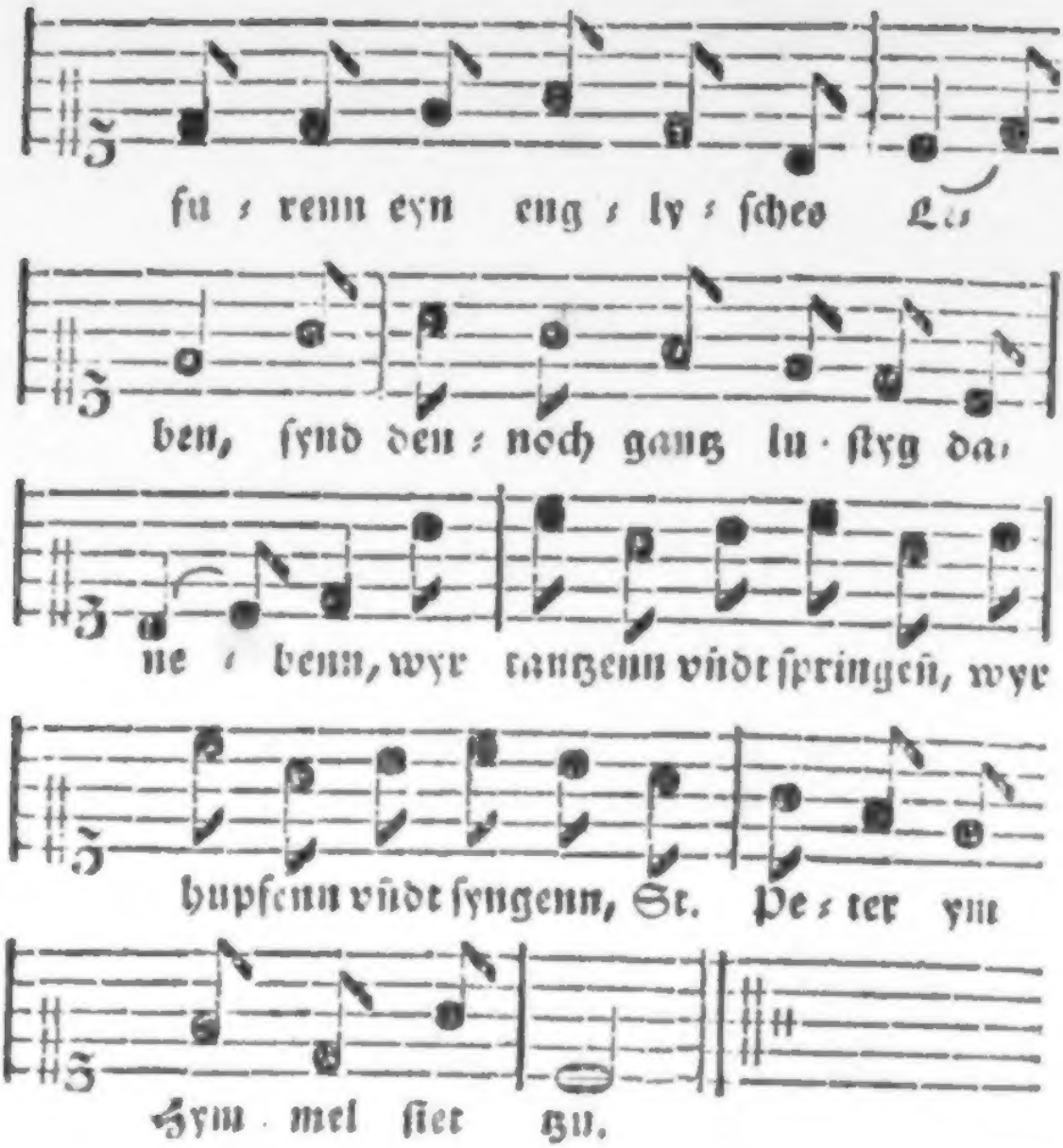
Tut hå mers nuch annoal
Huol mych der Rübezoahl,
Ich ſchloa der'n yn di Fräſze 'neyn
Hå ſoll dyr blut' wie'n Hackſch vnndt wie å Schwein.

Weil hå a besgen g'tanze koan,
So ſien hen alle Mächen oan,
Un ſäyt hå nur å Wort,
Pump gien ſe met en fort.
Stiet der Hewbuden uff,
Su zerrt hå ſie mit nuff,
Da ſoll a Menſch di Kermſe ſien,
Do meg ders recht verflucht vnndt tomm zugien.

Do ho ych ganꝛ an annern Sinn,
Wenn ych anmoahl ꝛun Tantze bin,
Do thu'ch å biechen jungk,
Vundt mach an krummen Sprungk.
Eo's Zeyt ꝛun [illegible],
Bleyb ych nych loange ſtien,
Un ſiee mych nich nach annern ûm,
Biſt du myr gut, wꝛ ſchår ych mych denn drûm.

Frölygklych.




fu ſ renn eyn eng ſ ly ſ ſches L.
ben, ſynd den ſ noch gantz lu ſtyg da,
ne ſ benn, wyr tantzenn vndt ſpringeñ, wyr
hupfenn vndt ſyngenn, St. Pe ſ ter ym
Hym mel ſiet zu.

XIX.

Eyn Lyd,
ym Lande tzu Beyern ſeer vblych.

Wyr g'nüſzen dj hymm'iſchen Fiewden,
Drum tun wyr dz Irdiſche meydenn,
Eyn weltlych Getümmel,
Hört man nit ym Hymmel,
Lebt alles ynn ſanfteſter Ru'.
Wyr furenn eyn engl'ſches Lebenn,
Synd dennoch gantz luſtyg darnebenn,
Wyr tantzenn vnndt ſpryngen,
Wyr hüpfenn vnndt ſyngenn
St. Peter ym Hymmel ſiet tzu.

Johannes dz Lämmlyn aufzlaſſet,
Der Metzger Herodes druff paſſet,
Wir fur'n 'n geduldigs,
Vnnſchuldigs, geduldigs,
Eynn lybyches Lämmlyn zum Tod.
St Lucas den Ochſen tut ſchlachtenn,
Ou' eynyg's Bedenkenn vnndt Achtenn.
Der Weyn koſt't keyn'n Heller
Jm hymmlyſchen Keller,
Dj Engel, dj backenn dz Brodt.

Gut Krewter vonn allerhannd Artenn,
Dj wachſenn ym hymmlyſchen Garten,
Gut Spargell, Fyſſolen *
Vandt waſz wyr nur wollenn,
Gantz Schuſzell voll ſynd vns bereyt.

* Dj heyſt uff teutſch: grune Boonen.

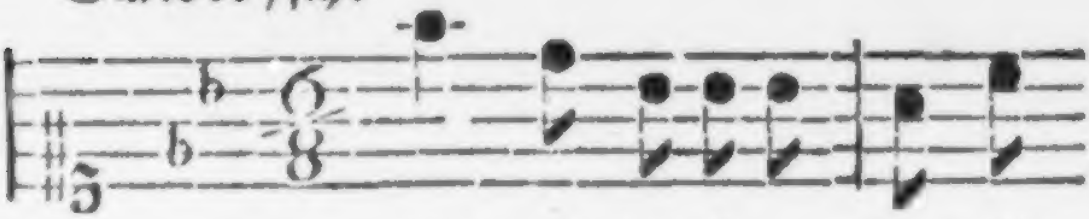
Gut Epfell, gut Byrn', vnndt gut Trawbenn,
Di Gartner dj alles erlaubenn.
Wyllſt Reebock, wyllſt Haaſenn?
Uff offener Straßenn,
Tzur Kuchell ſy lauffenn herbey.

Sollt' ettwa eyn Faſttag ankommen,
Dj Fyſche myt Frewden anſtrommen,
Da laufett St. Peter
Myt Netz vnndt myt Köder
Jm hymmlyſchen Weyher hyneyn;
Wyllſt Karpffenn, wyllſt Hechten, Forellen,
Gut Stockfiſch vnndt fryſche Sardellen.
St. Lorentz hat muſſen,
Seyn Lebenn eynbuſſenn,
St. Marta dj Kochynn muſz ſeyn.

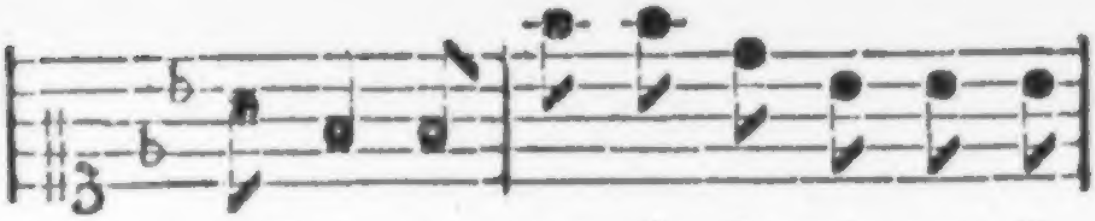
Keyne

Keyn' Müſyck yſt ja nit uff Erden,
Dj vnſrer verglychenn kan werden,
Eylſtawſend Jungkfrawen,
Tzu tantzenn ſych trawenn,
St Vrſula ſelbſt darzu lachtt,
Cecylya myt j.'n Verwandtenn,
Synd trefflyche Muſycanten,
Dj Englyſche Stymmen,
Ermuntern dj Synnen,
Dz alles fur Frewden erwachtt!

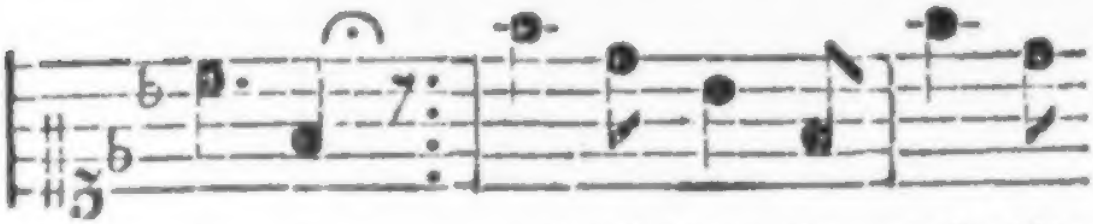
Schwebysch.



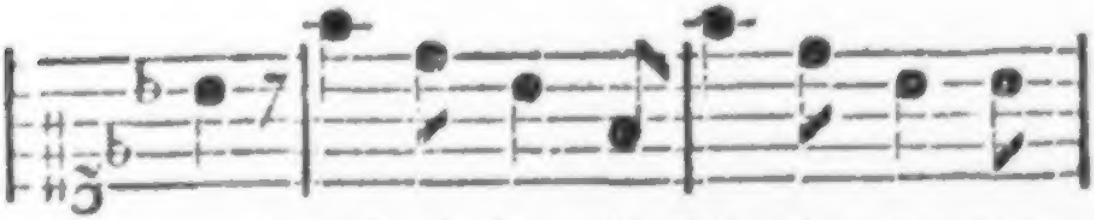
Ey! wie bin ij a lu - sti-



ger Bua, wie kan ij so zwitzzer - li



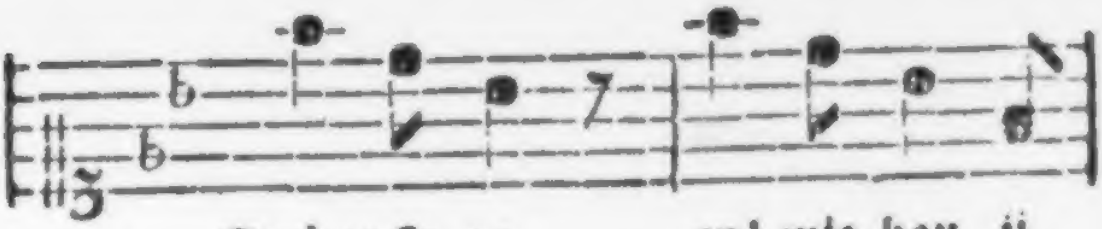
tan - tza, ey! wie han ij Schuele



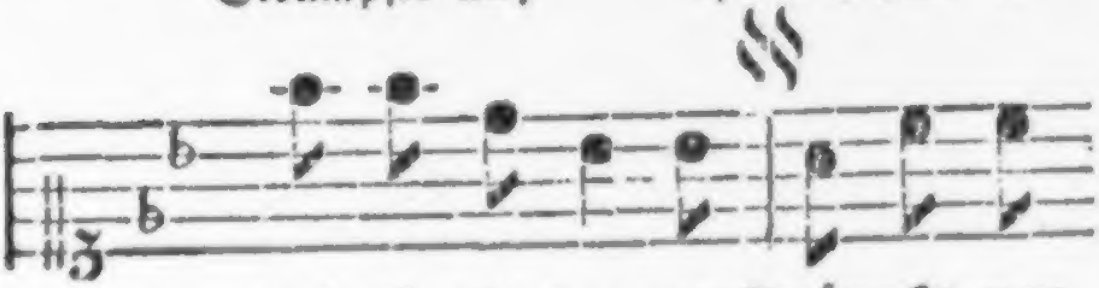
na! ey! wie han ij Schnella dra, mey

Von Anfang

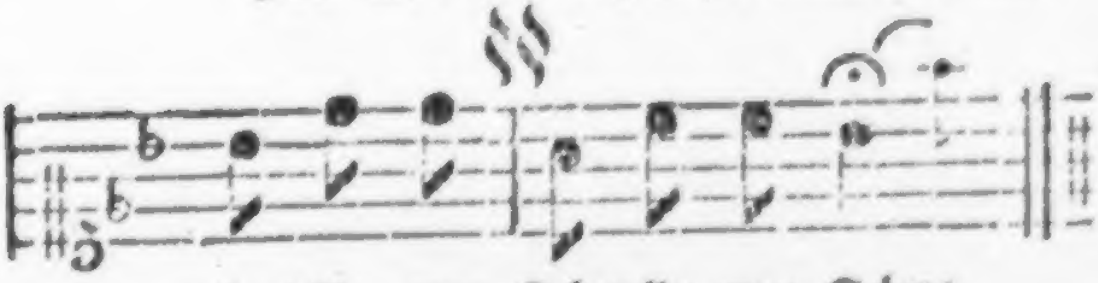
Schnella mey Schue ey! wie han ii



Strümpfle na, ey! wie han ii



Zwi- cke - le dra, mey Strümpfle, mey



Zwickle mey Schnella mey Schue

XX.

Eyn

Schwebyſches Pawren-Lyd.

Ey! wie lyn ij a luſtiger Bua,
Wie kan ij ſo zwitzzerlj tantza
Ey! wie han ij Schuele na,
Ey! wie han ij Schnella dra,
Mey Schnella, mey Schue.

(Von Anfange an)

Ey!

Ey! wie han ij Strümpfle na,
Ey! wie han ij Zwickele dra,
Mey Strümpfle, mey Zwickle,
Mey Schnella, mey Schue.

(V. A.)

* Ey! wie han ij Höſzle na,
Ey! wie han ij Neſtele dra,
Mey Höſzle, mey Neſtle,
Mey Strümpfle, mey Zwickle,
Mey Schnella, mey Schue.

(V. A.)

Ey!

---

* Du ſollſt mercken, dz von diſem Verſickel an, die Weyſe bey § wider angeet, vnndt der Tackt §§ ſo offt wiederholt wird, alſz vonnöten.

Ey! wie han ij a Hemdle na,
Ey! wie han ij Preyſzle dra,
Mey Hemdle, mey Preyſzle,
Mey Hoſzle, mey Neſtle,
Mey Strümpfle, mey Zwyckle,
Mey Schnella, mey Schue.

(V. A.)

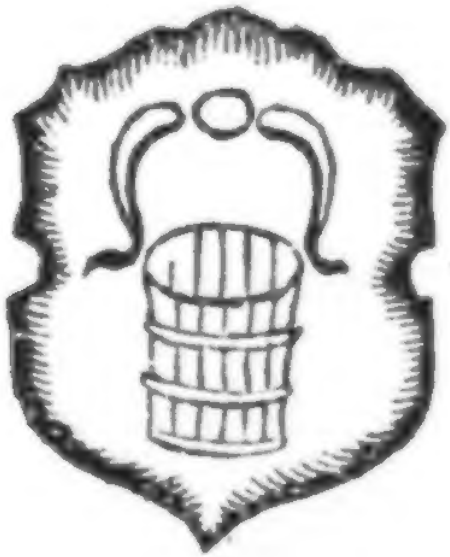
Ey! wie han ij a Wemsle na,
Ey! wie han ij Knöpfle dra,
May Wemſzle, mey Knöpfle,
Mey Hemdle, mey Preyſzle,
Mey Hoſzle, mey Neſtle,
Mey Strümpfle, mey Zwyckle,
Mey Schnella, mey Schue,

(V. A.)

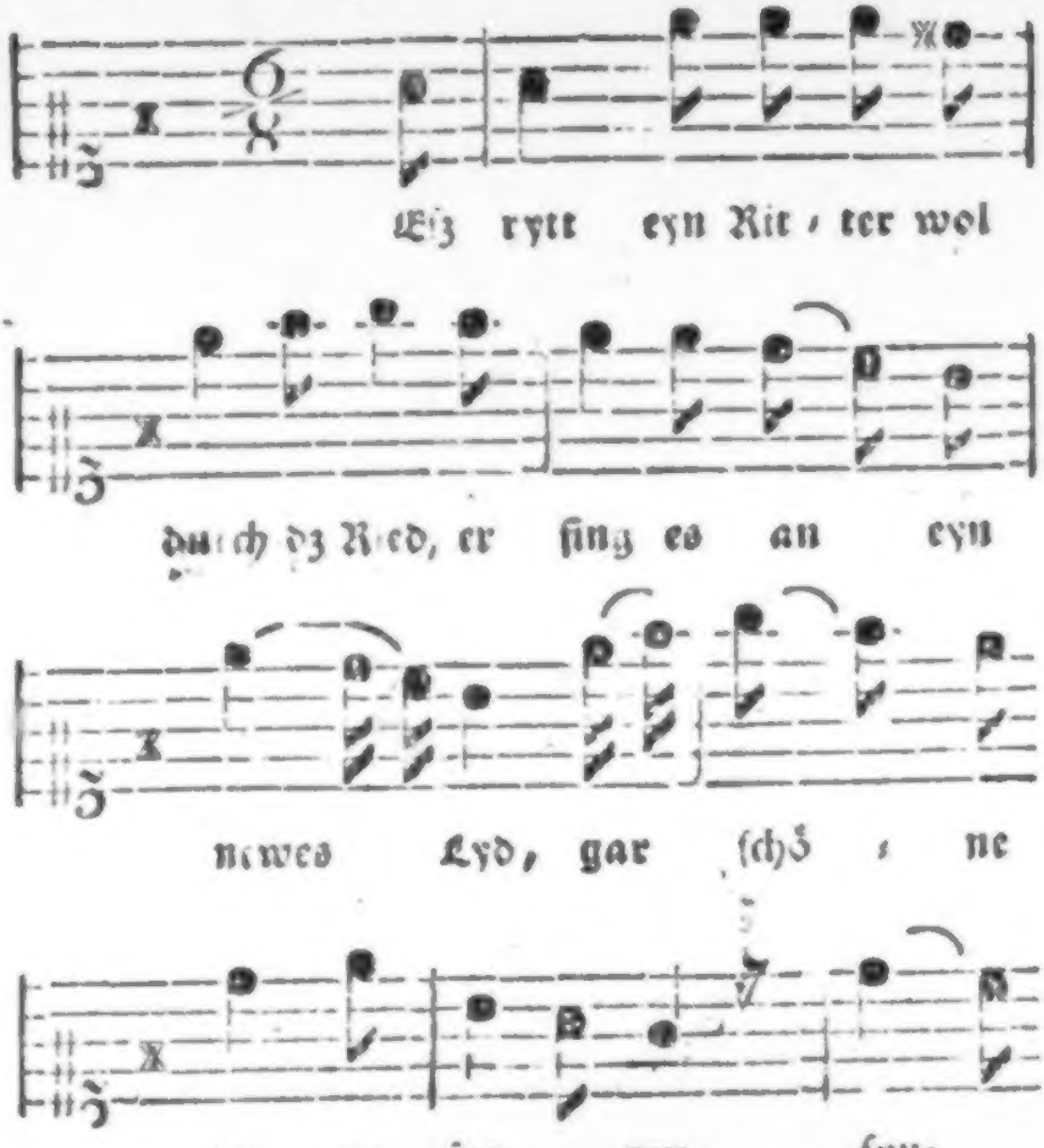
Ey!

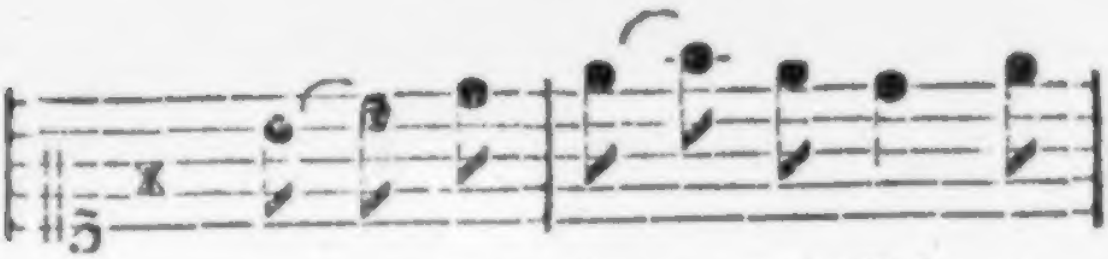
Ay! wie han ji a Hütle nauf,
Ey! wie han ji a Bendle drauf,
Mey Hütle, mey Bendle,
Mey Wemſzle, mey Knöpfle,
Mey Hemdle, mey Preiſzle,
Bey Hoſzle, mey Neſtle,
Mey Strümpfle, mey Zwickle,
Mey Schuella, mey Schue.

(V. A.

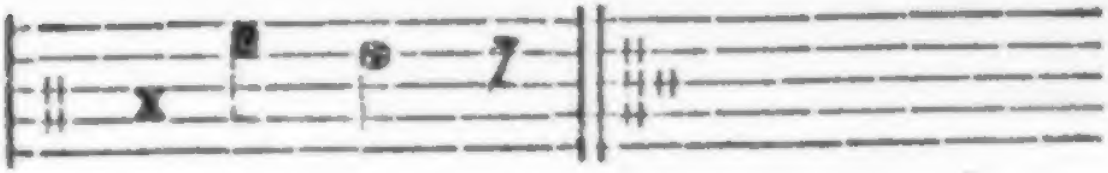


Ser wemütig.


Eſz rytt eyn Rit - ter wol
durch dz Ried, er ſing es an eyn
newes Lyd, gar ſchö - ne
tet er ſyn - gen, ſyn-



gen, dz Berg vnndt Tal er-



klyn-gen.

XXI.

Eyn kleglych Lydleyn

von eyner

Königs-Tochter vnndt eym Ritter.

Eſz rytt eyn Ritter wol durch dz Ried,
Er ſing eſz an eyn newes Lyd,
Gar ſchöne tet er ſyngen,
Dz Bergk vnndt Tal erklingen.

Dz hört deſz Königs ſeyn Töchterleyn
Yan jres Vaters Luſtkemmerleyn.
Sie flochte jr Hätleyn yun Seyden,
Mit dem Ritter wolte ſie reyten.

Er namb ſie bei jrem ſeydnen Schopf
Vnndt ſchwung ſie hinder ſich uff ſeyn Roſz.
Sie rytten ynn eyner kleyn'n Weyle,
Wol vier vnndt zwantzig Meylen.

Vnndt da ſie zu den Waldt nauſz kam'n,
Dz Röſzlin dz will Futter han.
Feyns Lybchen! hier wollen wir ruen,
Dz Röſzlin, dz will Futter.

Er ſpreytt ſeyn Mantel ins grune Graſz,
Er bat ſie, dz ſie zu jm ſaſz,
Feyns Lybchen, jr müſzet myr lauſzen,
Meyn gelbkrauſz Härleyn durchzauſzen.

Deſz hermt ſich deſz Konigs ſeyn Techterleyn.
Vil heizze Tränen ſie fallen lieſz,
Er ſchawt jr wol vnnder dj Augen,
Warumb weynet jr ſchone Jungkfrawe?

W'rumb ſolt ych nicht weynen vnndt trawrig ſein,
Ich bin ja deſz Königs ſeyn Techterleyn.
Hett ich mein'm Vatter gevolget,
Fraw Keyſerinn wer ych worden.

Kaum hett ſie dz Wörtleyn auegeſagt
Jr Heubtleyn uff der Erden lag,
Jungkfrewleyn hettſt du geſchwiegen,
Deyn Heubtleyn dz wer dir geblyben.

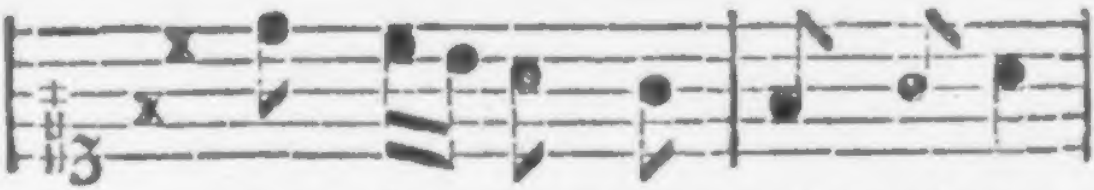
Er kuigt ſie bey jrem ſeydnen Schopf,
Vnndt ſchlenckert ſie hinder eyn'n Hollerſtock,
Da lege ſeyns Lybchen vnndt fawle
Meyn jungk Hertze muſz trawren.

Er namb ſeyn Roſzleyn bey dem Zaum,
Vnndt band es an eynen Waſzerſtrom.
Hier ſtee meyn Röſzleyn vnndt trinke,
Meyn jungk friſch Hertze muſz ſincken.

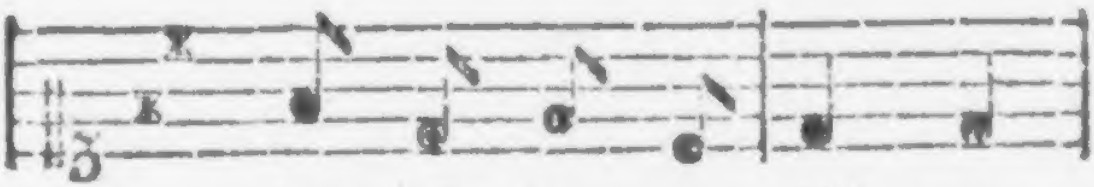
Luſtygk.

Wenn du bey meyn Schatzgen koinſt,

ſag: ych lyeſz ſye gruſ ſzen;



wenn ſye fra ſget wye myr's geet,

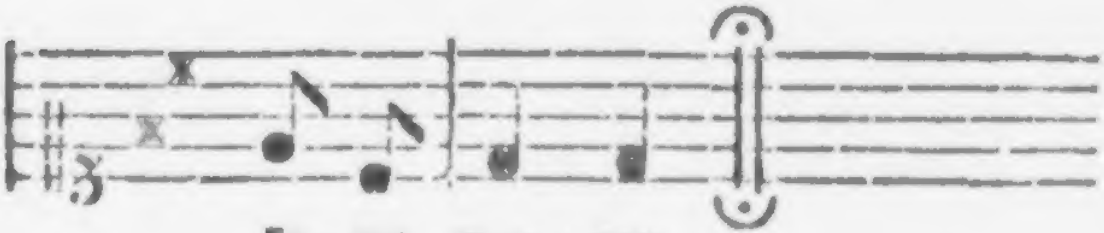


ſag: uff bey ſden Füſ ſzen,

wenn ſye fra / ger, ob ych kranck,

ſag: ych ſey ge / ſtor / benn, wenn ſye

an zu weynen fangt, ſag: ych



ke / me mor / gen.

XXII.

Eyn Lyd
an eyn'n Potten.

Wenn du bey mern Schatzgen kemmſt,
Sag: ych lveſz ſie gruſzen;
Wenn ſye fraget: wie's myr geet?
Sag: uff beyden Fuſzen.
Wenn ſye frager: ob ych kranck?
Sag: ych ſey geſtorbenn.
Wenn ſie an tzu weynen fangt,
Sag: ych keme morgen.

XXIII.

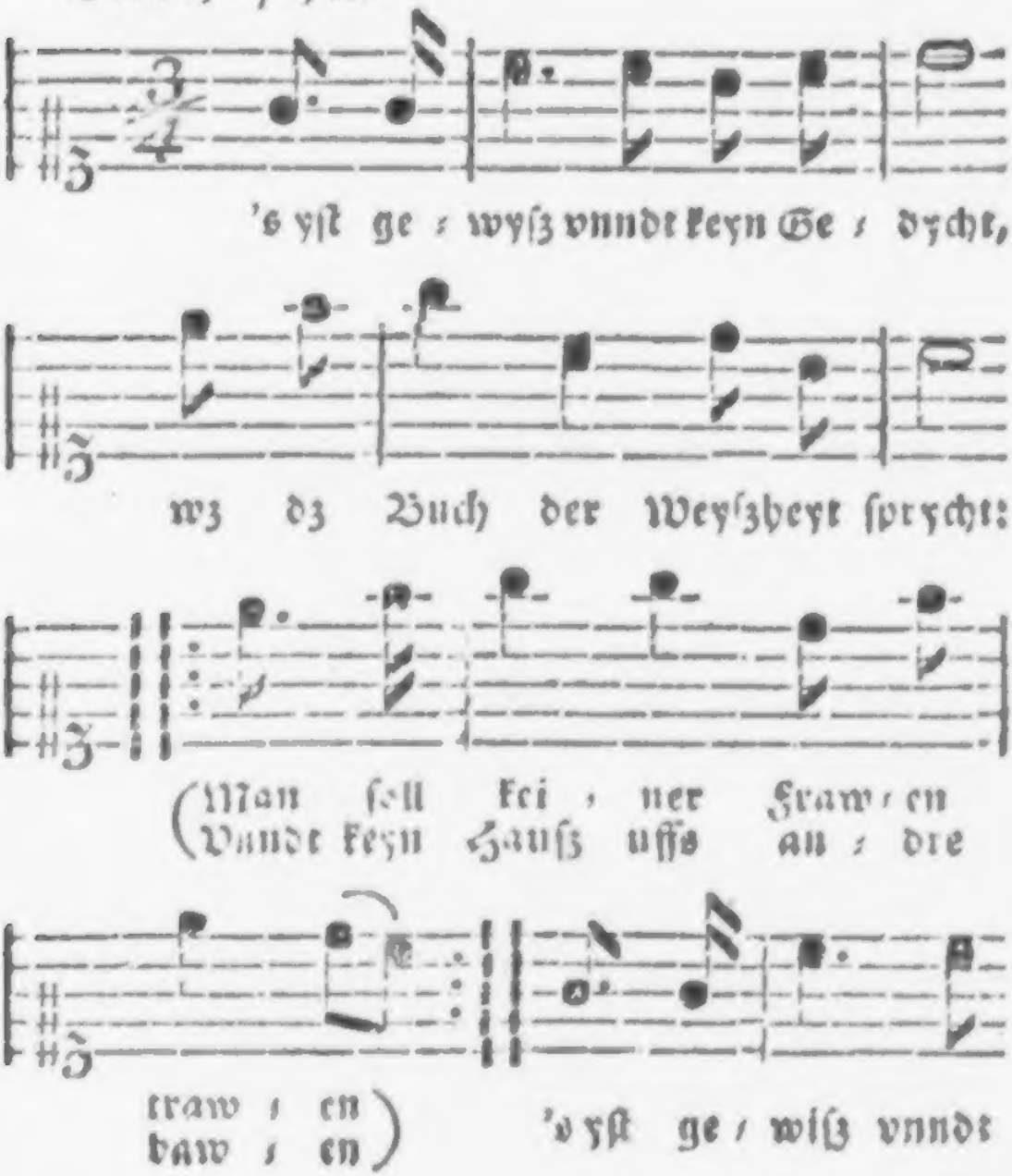
XXIII.

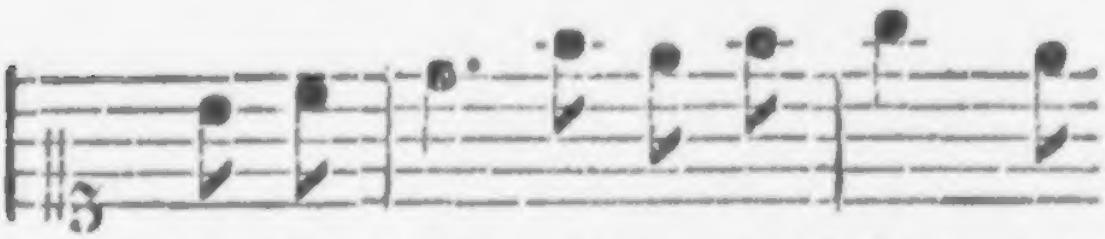
Eyn Lyd der Meydleyn ym Oſznabruckyſchen.

Ym Ton: Ezum Sterben bin ich ꝛc.

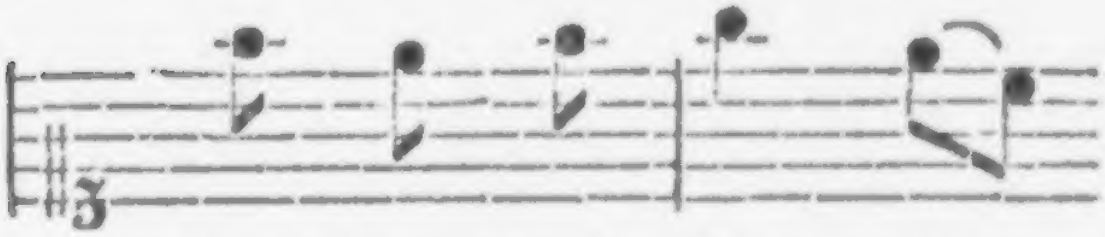
Wack'r Meken ben yck
Noade Strumpe dreg yck
Kan ſtrycken, kan näyhen
Kan'n Haſpel goet dreyhen
Kan nock wol wat meer —

Bedechtlychen.

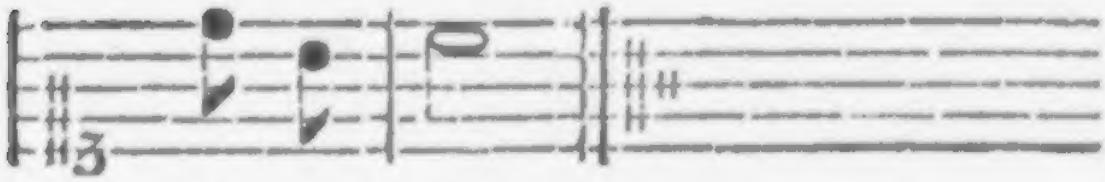




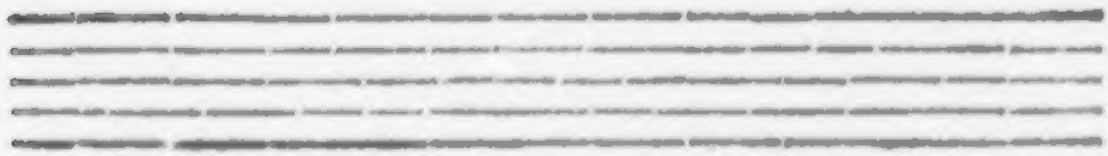
Keyn Ge/dycht drumb trawt doch key / ner,



drumb trawt doch key / ner



Frawen nycht.



XXIV.

XXIV.

Eyn Lyd von bösen Frawen.

'S ist g'wysz vnndt keyn Gedycht
Wz dz Buch der Weyszheyt sprycht!
Man sol keyner Frawen trawen
Vnndt keyn Hausz uffs andre bawen.
's ist gewisz vnndt keyn Gedycht!
Drumb trawt doch keyner Frawen nycht.

Adam

Adam 'r erste Vater meyn,
Stymmt myt allen übereyn,
Da dy Eva jn ve furte
Wo der gantze Fall herrurte
's ist gewisz vnndt keyn Gedycht,
Drumb trawt doch keyner Frawen nicht.

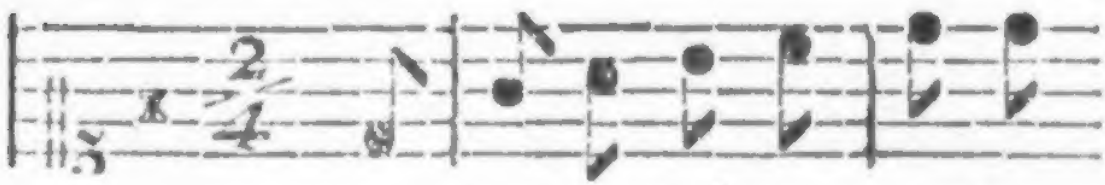
Frawen spotten immerdar
Wi dj Sara hett' getan
Sye sind gut tzum Dysputyren,
Vnndt dz Wort alleyn tzu füren.
's ist gewisz vnndt keyn Gedycht,
Drumb trawt doch keyner Frawen nycht.

Holofernesz! wer hett dych,
Vmbgebracht so jemmerlych?
's kam von Judith, eyner Frawen
Di dyr'n Kopf hett' abgehawen.
's ist gewisz vnndt keyn Gedycht,
Drumb trawt doch keyner Frawen nycht.

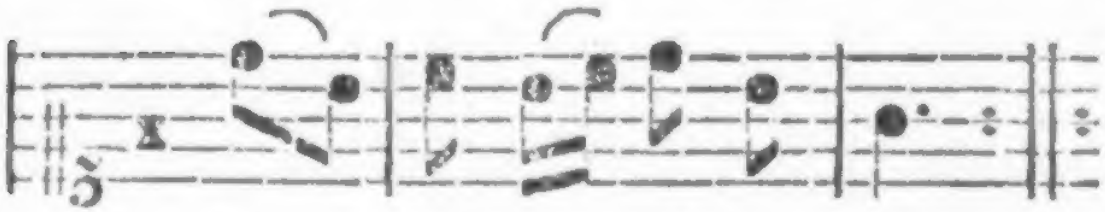
's

's yſt noch eyn Exempel da,
Von dem Hauptmann Syſſera,
Dem der Nagel nycht durch Haaren
Sondern durch den Kopf gefahren:
Drumb iſt's gewiſz vnnde keyn Gedycht,
Wy der Mund der Weyſzheyt ſpryeht.

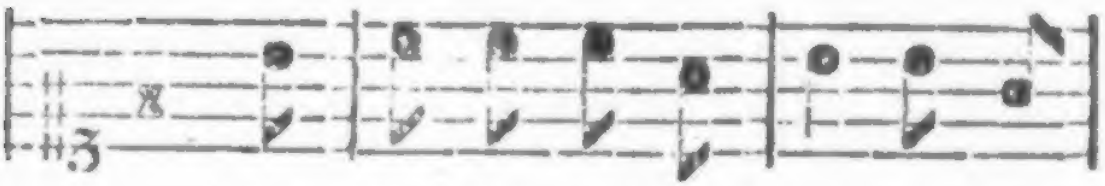
Bedechtlych.



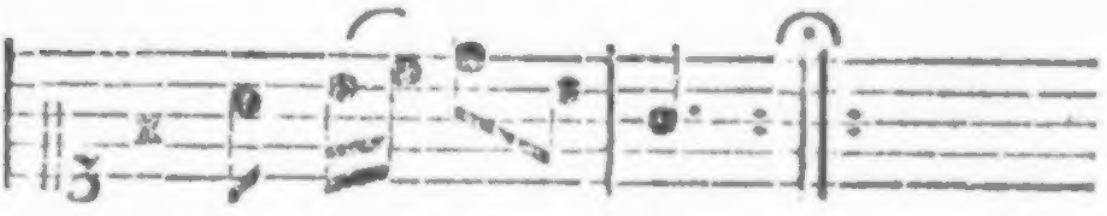
Nun laet uns ſyng'n dat A- bend-



lyd, dann wj mǒ-ter gahn :,:



dat Kennken myt dem Wy-ne dat



lea-ten wj ſtahn :,:

VXV.

Eyn

Nidersechsysches Lyed.

Nun laet uns singen dat Abendlyd,
Dann wj m̄ter gahn :,:
Dat Kennecken myt dem Wyne
Dat loaten wj stahn :,:

Dat

Dat Kennken myt dem Wyne,
Dat moet getruncken ſyen :,:
Alſe moet al dat Avendlyd
Geſungen ſyen. :,:

Wol vnderm Tannenbawme,
Alda yck lagh : :
Nun meyn ſeyne Lybckens Armen,
Die lyebe lange Nacht. :,:

Die Blåer von den Bewmen
Die fall n up my :,:
Dat my meyn Schatz verlaten hett,
Dat ſtöet my :,:

Dat my myn Schatz verlaten hett,
Dat kommt alſo :,:
Sey doach,t ſych to verbetern,
Vnnd betrog ſyck damoe :,'

Deſz Abens wenn et late * is
Stund hey wol vor der Tuer :,:
Mit ſynem blancken Schwerde
Stund he davoer :,:

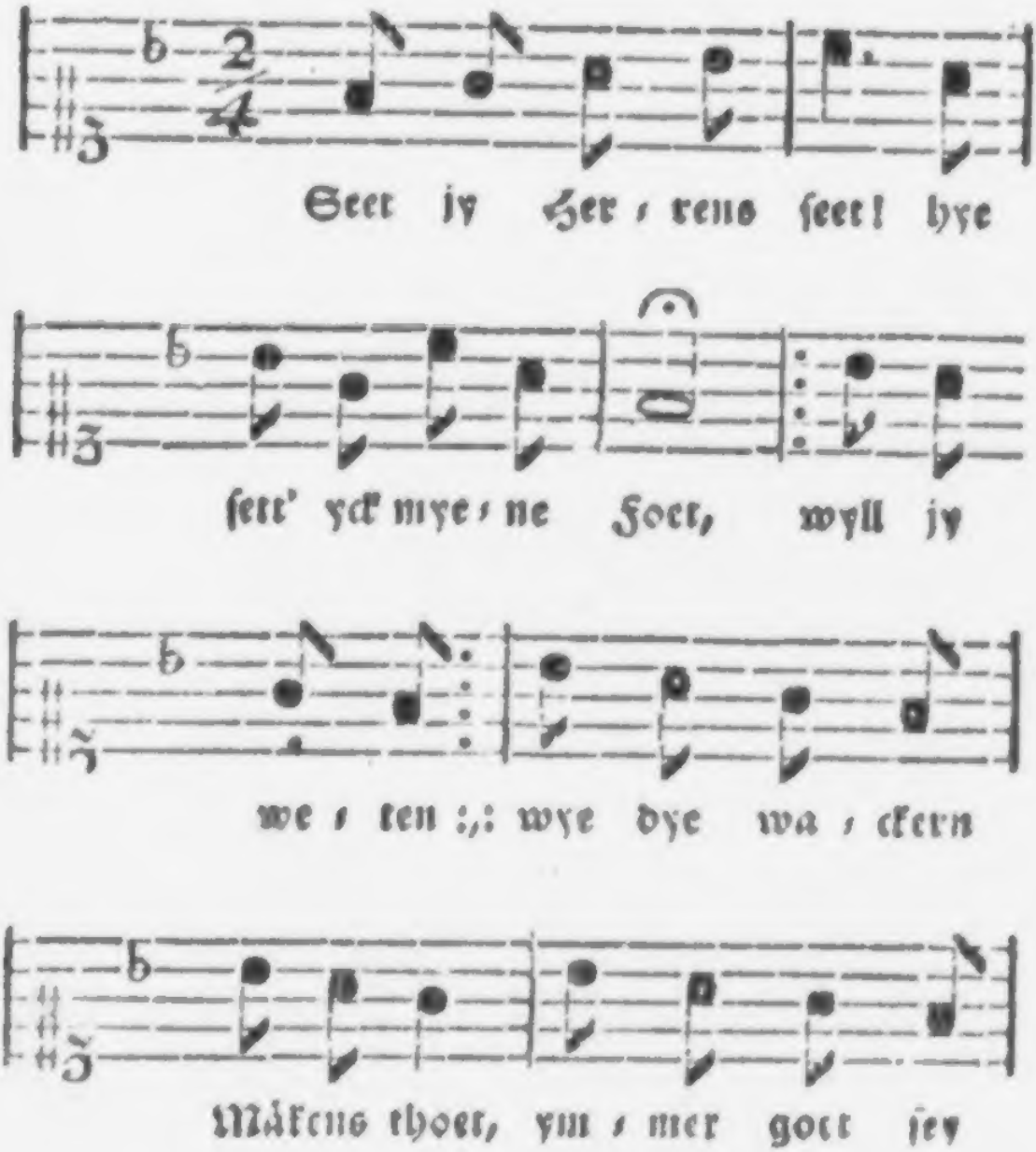
Myt ſynem blancken Schwerde
Glyck as een Held :,:
Mit em wyll yck et wagen,
Vnn's wyede wyede Feld. :,:

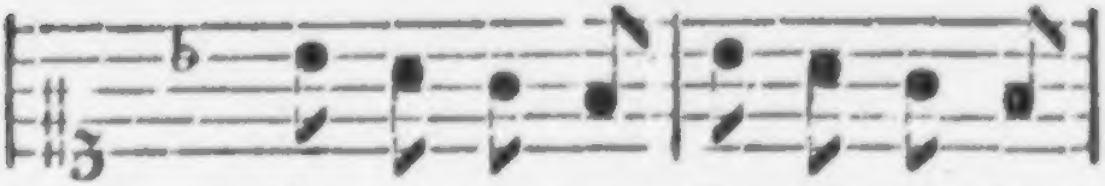
Mit

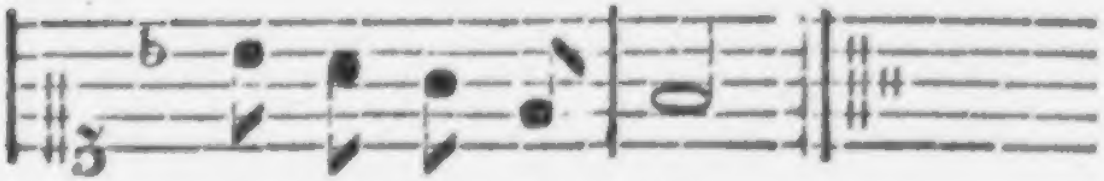
* D. i. ſpat.

Mit em wyll yck et wagen,
To Waater en to Land :,;
Dat my myn Schatz verlaten hett',
Dat gievt my keene Schand :,:

Lustiglych.


Seet jy Her - rens seet! hye
sett' yck mye - ne Foet, wyll jy
we - ten :,: wye dye wa - ckern
Mäkens thoet, ym - mer goet sey


Müſzn ob: ſet: ten Spegel ky: cken,


ym: mer thoet ſey ſor.

XXVI.

Eyn Hamburwurſtelyd.

Seet jy Herrens ſeet! hyr ſett yck myne Foet,
Wyll jy weten :,: wyr die wackern Mäckens thoet,
Ymmer goet ſey, Müſz'n * obſetten, Spegel kycken,
Ymmer thoet ſey ſoe.

Seet jy Herrens ſeet! Hyr ſett' ick myne Foet,
Wyll jy weten, :,: wie die Junggeſellen thoet,
Ymmer goet ſey Haar obſtrycken, Wychter pipen,
Ymmer thoet ſey ſoe.

Seet

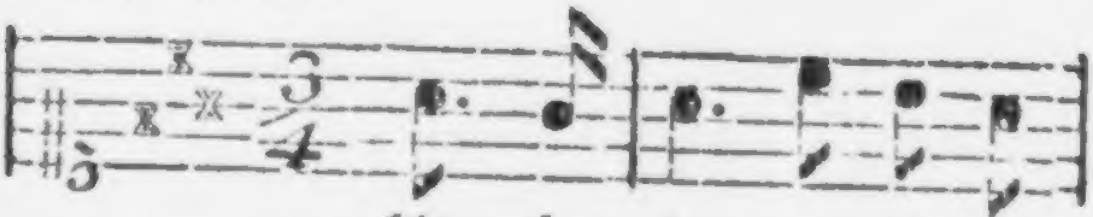
* D. i. Mügen.

Seet jy Herrens ſeet! hyr ſett' yck myene Foet,
Myll jy weten :,: wye dye oalen * Kerels thoet
Ymmer goet ſey Büxen ** obtrecken :,:
Ymmer thoet ſey ioe.

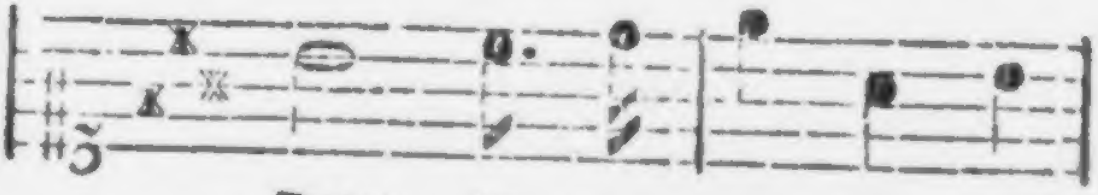
Seet jy Herrens ſeet! hyr ſett' yck myene Foet,
Wyll jy weten :,: wye dye oalen Wyewer thoet,
Ymmer goet ſey, Rock obſchürten :,:
Ymmer thoet ſey ſoe.

* D. i. alten. ** D. i. Hoſen.

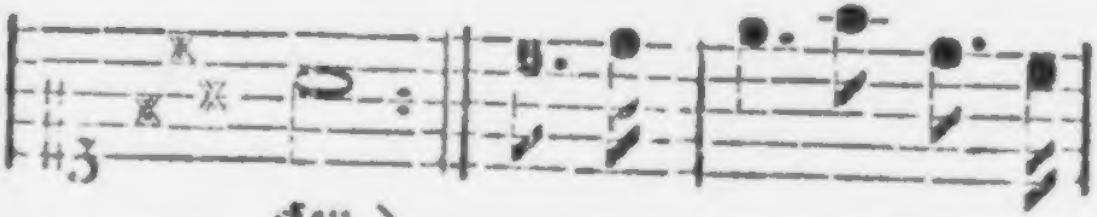
Lyblyken.



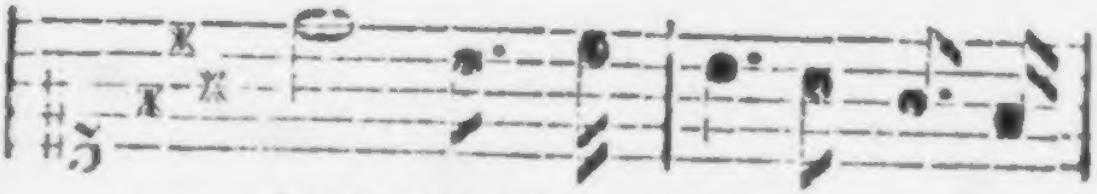
(Ly ſe, le ſve lüt ſke
Na dy frjit yck haarten



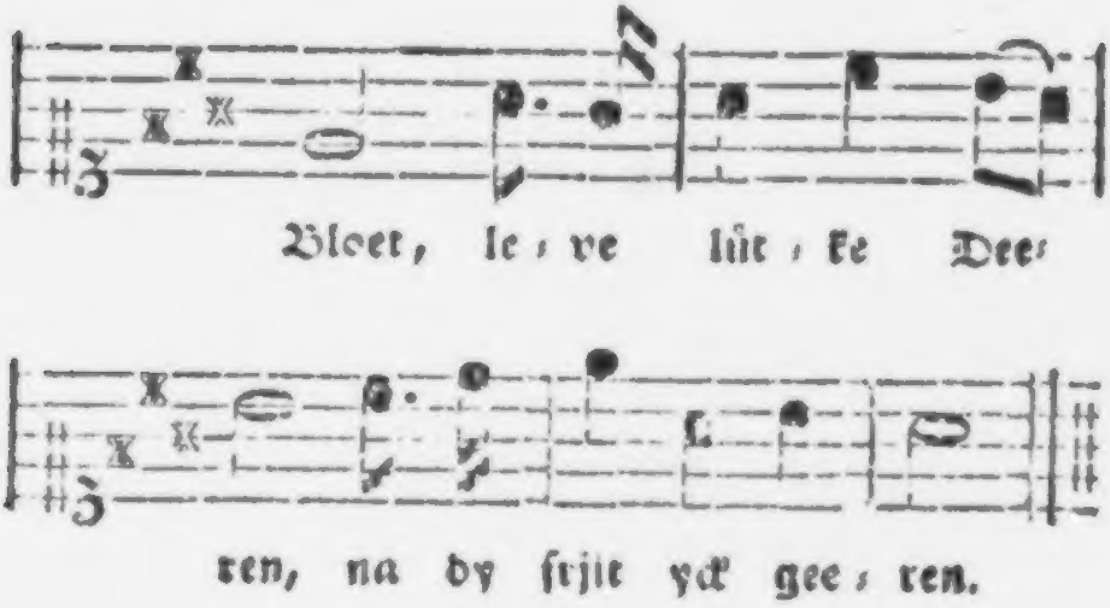
Deern, du myn tru ſte Mäd'
geern, as'yck een beet ſgen å



cken
le) von dem ſu ſten Bot ter



broed. Myn heart ſle ſve tru ſe


Bloet, le - ve lüt - ke Dee-
ren, na dy frjit yck gee - ren.

XXVII.

Eyn
Westphelysches Lyebeslyd.

Lyse, leve lütke Deern,
Du myn trute Mäcken;
Na dy frjit ick haarten geern,
As' yck en beetgen äte

Von

Von dem ſtuten Botter-Broed,
Myn heartleve true Bloet,
Leve lütke Deeren,
Na dy frjit yck geeren.

O wie pocket my myn Haart,
My ynn mynem Lyewe,
Von verwegnem grooten Schmaart,
Ler'ck dy hebbe tom Wyewe,
Hedde dy oack ſo lydend gern,
Lyſe leve lütke Deern,
Boald ynn mynen Armen,
Damper dy to warmen.

Doch yck byn nych all to ryck,
Hebbe nych veel tom Beſten,
As' een lütken Fiſſen dyeck, *
Un twe Hoener Weſten,

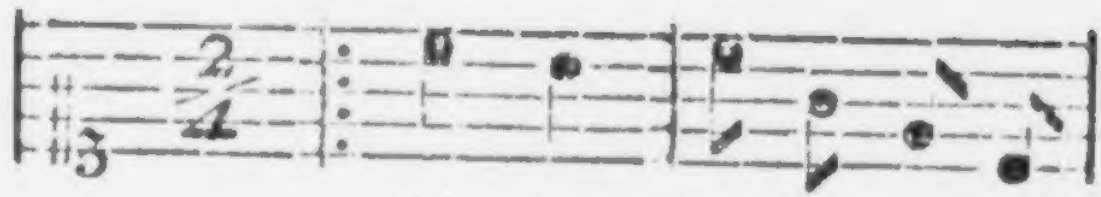
Lene

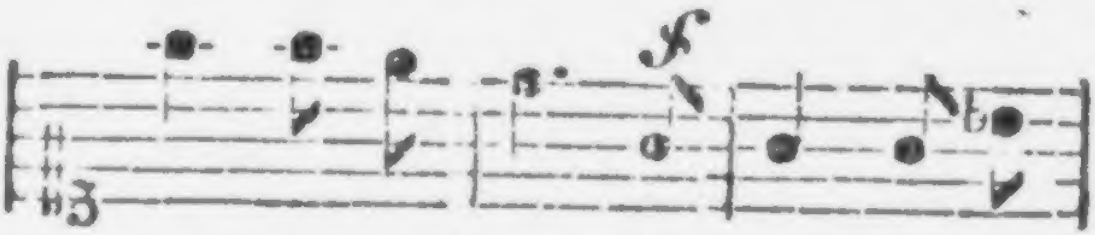
* D. i Fiſchteich.

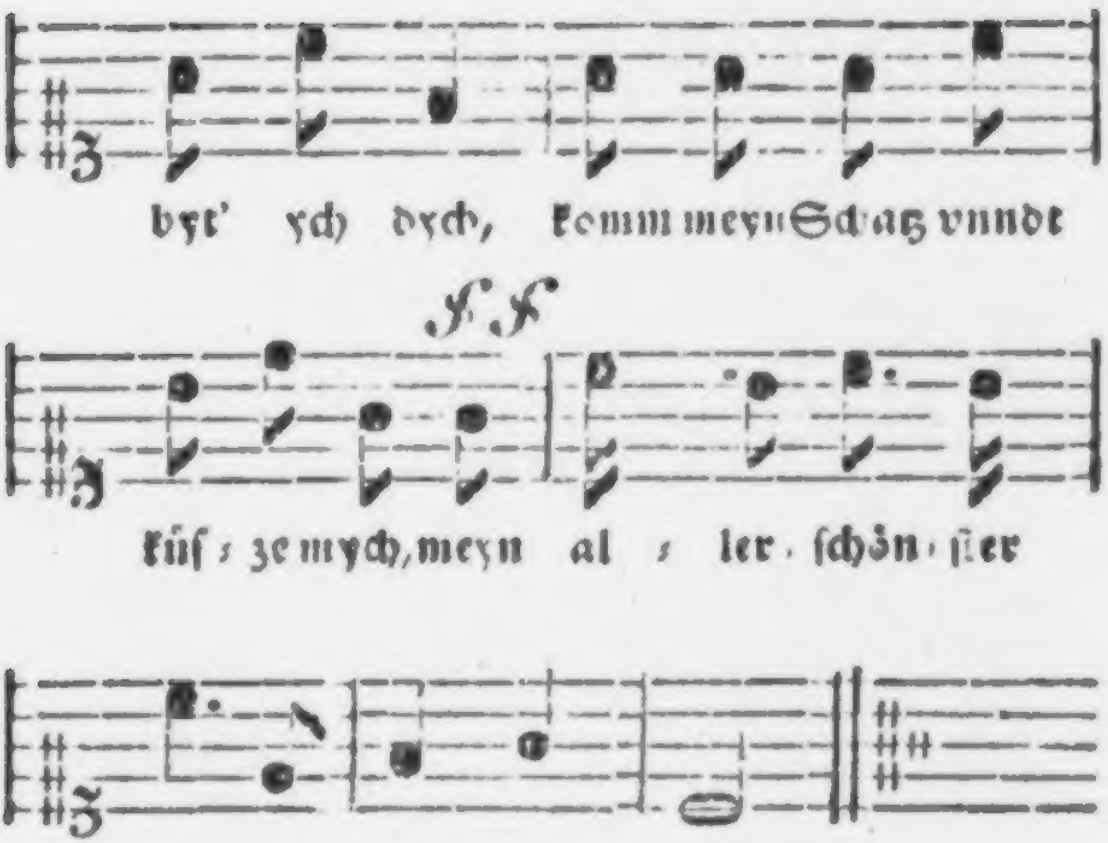
Leene lütke bonte Koe,
Un twe brune noch datoe,
Achte lütke Farcken,
Un twehundert Marcken.

Man yck ben een fyren Knecht
Magſt du my wol loewen,
Erlyck, from, getrue, un recht,
'ck wyll dy nycks vor newen,
Ey ſo nimm to'een Unterpfand,
Dyſzen bloen Hoſenband,
Den yck dienetwegen,
Gelbe ſo lange tregen.

Frölygklych.






byt' ych dych, komm meyn Schatz vnndt
F. F
küſs ze mych, meyn al ler ſchön ſter
Schatz, ver giſs meyn nicht.

XXVIII.

XXVIII.

Eyn

Bergklyd vom Hartz.

Allerſchönſter Engel,
Allerſchönſtes Kind! :,:
Komm eyle dych,
Vnndt küſze mych,
Vnndt mache geſchwynd!
Alldarumb ſo byt ych dych,
Komm meyn Schatz, vnndt küſze mych,
Meyn alle ſchönſter Schatz,
Vergyſz meyn nycht.

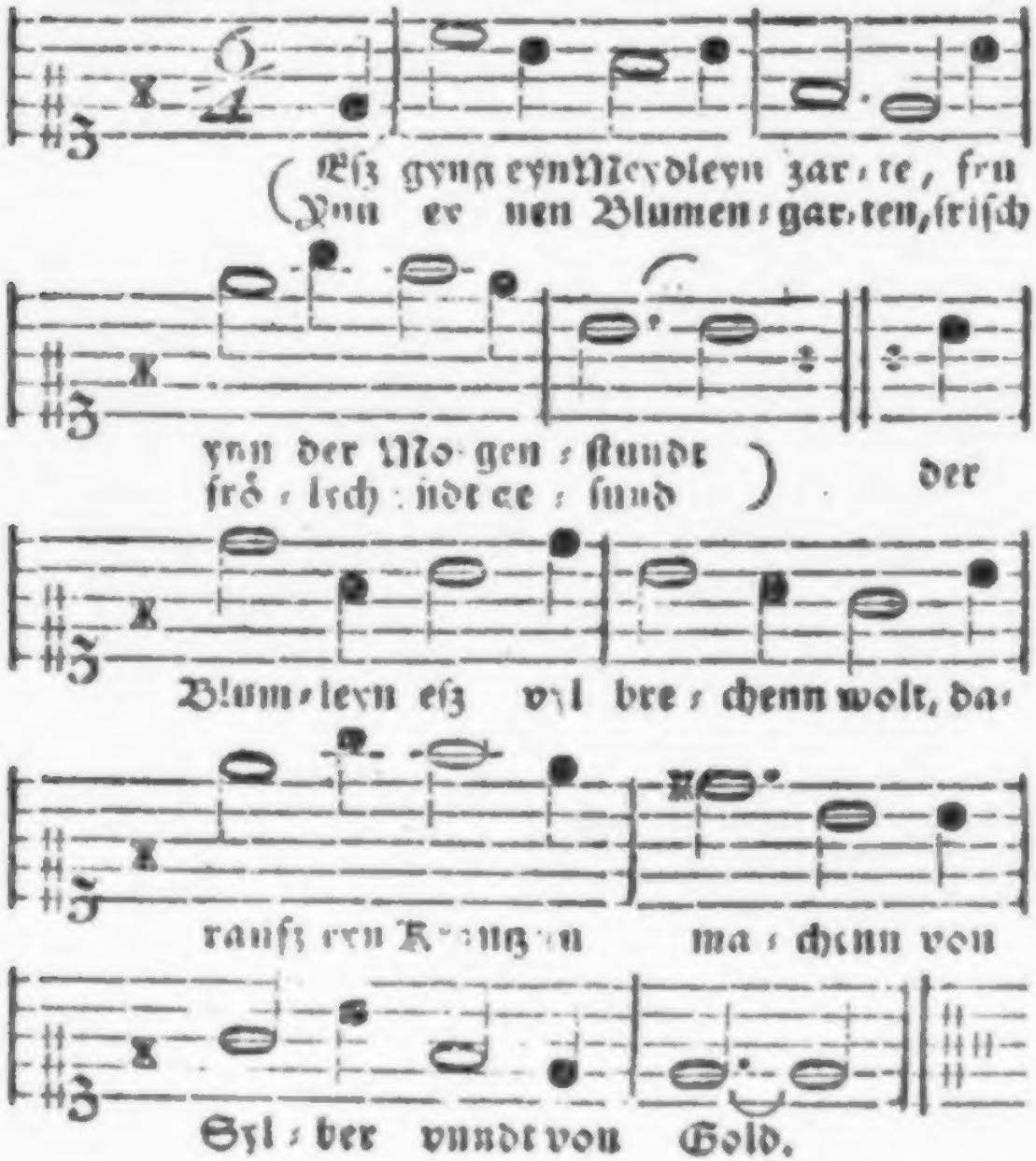
Deyne

Deyne ſchwartze Augen,
Dye ha'n mych verfurt, :,:
Deyn Zucker, Mund
Hat manche Stund
Meyn Hertze gerurt.
Alldarumb ſo byttt ych dych,
Komm meyn Schatz, vnndt küſze mych,
Meyn allerſchönſter Schatz,
Vergvſz meyn nycht.

Ych reyſ' ynn der Welt herumb,
Vnndt du bleybſt hyer :,:
Doch ſchycke ych
Annoch teglych
Meyn' Seufzer zu dyr.
Alldärumb ſo byte ych dych,
Komm meyn Schatz, vnndt küſze mych,
Meyn allerſchönſter Schatz,
Vergyſz meyn nycht.

Waſzer, Waſzer, Waſzer her,
Eſz hat Gefar!
Denn ſonſten verbrenn' ych
Gantz vnnd gar.
Komm küle mych,
Denn ſule ych
Meyn Hertz wi Wachſz zerrynne.
Alldarumb ſo bitt ych dich,
Komm meyn Schatz vnnd küſze mych,
Meyn alle: ſchönſter Schatz,
Vergiſz meyn nycht.

Kleglych.


Eſz gyng eyn Meydleyn zar-te, fru
Ynn ey nen Blumen-gar-ten, friſch
ynn der Mo-gen-ſtundt
frö-lich: ind ee-ſund
der
Blum-leyn eſz vyl bre-chenn wolt, da-
rauſz eyn K-nz-n ma-chenn von
Syl-ber vnndt von Gold.

XXIX.

Eyn Lyd
vom grymmen Tode
vnndt
eym Meydleyn.

Eſz ging eyn Meydleyn zarte,
Frw ynn der Morgenſtund,
Ynn eynen Blumengarten,
Friſch, frölych vnndt geſundt;
Der Blumleyn eſz vyl brechenn wolt,
Darauſz eyn Krantz zu machenn.
Von Silber vnndt von Gold.

Da kam hergugeſchlichenn
Eyn gar erſchröcklych Mann,
Die Farb war jhm verblichenn
Keyn Kleyder hett er ann.
Er hett keyn Fleiſch, keyn Blut, keyn Haar,
Eſz war ann jm verdorret
Seyn Hautt vnndt Flechſen gar.

Gar heſzlych tet er ſeen
Scheuſzlych war ſeyn Geſicht
Er weiſet ſeyne Zeene,
Vnndt tet noch eynen Schritt
Wol zu dem Meydeleyn zarte,
Dz ſchyr für groſzen Engſten,
Deſz grymmen Todes war.

Nu ſchick dych Meydleyn, ſchick dych,
Du muſt mit myr ann Tantz!
Ich wil dyr bald auffetzenn
Eyn wunderſchönen Krantz;
Der wyrd dyr nit gebunden ſein
Von wolriechenden Kräutern
Vnndt zarten Blumeleyn.

Der Krantz den ich auffetze,
Der heiſzt die Sterblichkeyt;
Du wirſt nicht ſein dy letzte
Die jn tregt uff jr Heubt.
Wie vyl alhie geboren ſeyn
Dy muſſen mit myr tantzen
Wol um dz Krántzeleyn.

Der Wurmer in der Erde
Iſt eine groſe Zal,
Dj werden dyr verzeeren
Deyn Schönheyt allzumal;
Sie werden deyne Blumleyn ſeyn
Dz Gold, vnndt auch dy Perlen,
Sylber und Edelſteyn.

Wilſt du mych gerne kennen
Vnndt wiſſen, wer ich ſey?
So hör meyn Namen nennen
Wil dyr in ſagen frey:
Der grymme Tod werd ych genant,
Vnndt bynn ynn allen Landen
Gar weyt vnndt breyt bekannt.

Eyn Senſe iſt meln Wappen,
Dz ych myt rechten fur;
Damit tu ych anklopfenn
Yedem an ſeyne Tur,
Vnndt wenn ſeyn Zeyt iſt kommen ſchon
Sper, fru, vnndt ynn der Mitten
's hilft nichts, er muſz davon!

Dz Meydleyn voller Schmertzen,
Voll bitterer Angſt vnnde Not,
Bekümmert tief im Hertzen,
Bat: Ach du lyeber Tod,
Wolſt eylen myt myr nyt ſo ſeer!
Mych armes Meydleyn zarte
Laſz lenger leben hyr!

Ich wil dych reych begaben;
Meyn Vater hat vyl Geld.
Vnndt wz du nur wilt haben,
Daſzelb du nemen ſolt!
Nur laſze du dz Leben myr,
Meyn' allerbeſte Schetze
Dy wil ych geben dyr!

Keyn Schatz ſolt du myr geben,
Keyn Geld noch Edelſteyn!
Ych nimm dyr nur dz Leben
Du zartes Meydeleyn.
Du muſt myt myr an meinen Tanz
Dtramm noch kommt manch tauſend
Biſz dz der Rey'n wird gantz.

O Tod laſz mych beym Leben,
Nymm all meyn Hauſzgeſynd!
Meyn Vater wird dyrs gebenn,
Wenn er mych lebendt ſindt.
Ych byn ſeyn eynzigs Tochterleyn,
Er wurde mych nit gebenn
Um tauſend Gulden feyn.

Deyn' Vater wyl ych holen,
Vnndt wil jn finden wol
Myt ſeinen Hauſzgeſynde;
Weyſz, wenn ych kommen ſoll
Rꝛzund nem ych nur dych alleyn
O zartes Meydleyn yunge,
Du muſt ann meynen Reyn.

Er-

Erbarm dych meyner Jugend,
Sprach ſie myt groſzer Klag
Wil mich ynn aller Tugend
Ueben meyn Lebetag.
Nimm mych nit gleich jetzund dahin!
Spar mych noch eyne Weyle!
Schon mych noch etlych Stund!

Drunff! ſprach der Tod: mit nichten
Ich ker mych nit daran,
Es hilft alhie kein bytten;
Ich nehme Fraw vnnd Mann!
Die Kynderleyn zieh ych herfur,
Eyn jedeſz muſz myr folgen
Wenn ych klopf ann dy Tur.

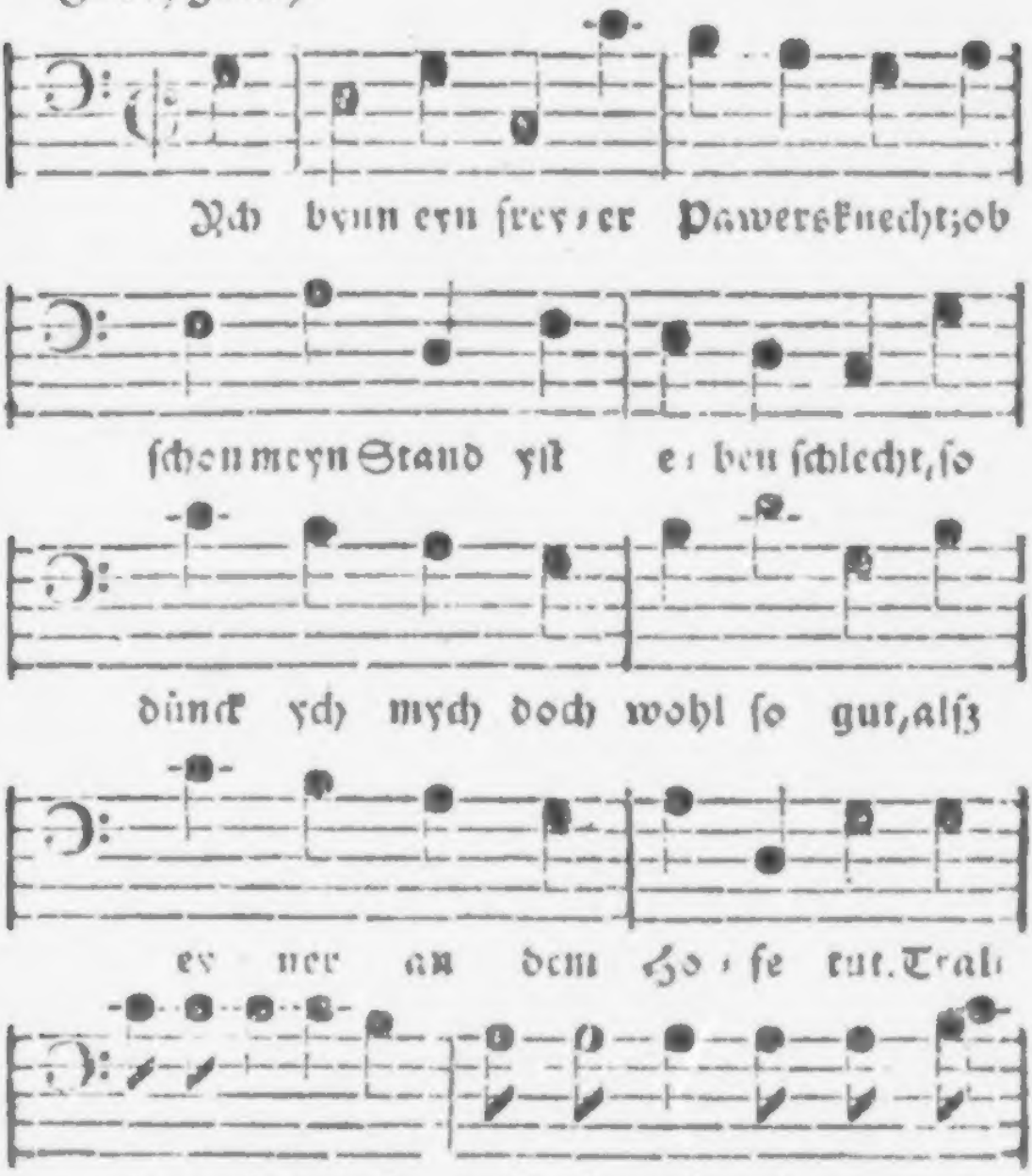
Er nam ſie in der Mitte
Da ſj am ſchwechſten wz,
Eſz half an ym keyn bytten,
Er warf ſie in dz Graſz,
Vnndt rührte ann yr yunges Herz
Da leyt dz Meydleyn zarte,
Voll bittrer Angſt vnndt Schmerz.

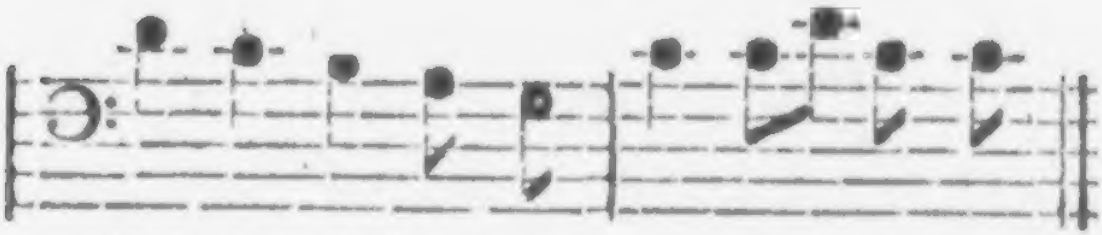
Jr Farb tzt ſj verwandeln,
Jr Eugleyn ſie verkert,
Von eyner Seyt zur andern
Warf ſie ſich auf dj Erd.
All Wolluſt jr vergangen wz,
Keyn Blumleyn wollt holen
Wol auſz dem grunen Graſz.

Vnndt tet jr Leben endenn
Wol hynn ynn kurtzer Eyl,
Weyl ſie der Tod behende
Berürt mit ſeinem Pfeyl.
Der Welt war ſie entzogeu g'ſchwynd,
Dz hat wol tzu betrachtenn
Manch rohes Menſchenkynd.

Darumb jr frommen Chriſten
Nemt an dem Meydleyn war,
Dz da wird ſeyn keyn fryſtenn
Wenn ſich der Tod ſtellt dar.
Gott helf vnns auſz dem letzten Leyd
Dz wir nach dieſem Leben
Empfaen dj Seligkeyt.

Frölygklich.





schon dj Hof-lew-te mych ver-ach-tenn.

XXX.

Eyn lustigk Pawernlyd.

Ych bynn eyn freyer Pawersknecht;
Obschon meyn Stand ist ebenn schlecht,
So deucht ich mych doch wol so gut,
Alsz eyner ann dem Hofe tut;
Trallyralala! ych wol esz nycht achtenn
Obschon dy Hofleute mych verachtenn.

Trag

Trag ych gleych keynen Bxberhut,
So yſt eyn rauher Fyla myr gut,
Daruff eyn gruner Puſch geneet,
So wol alſz tewre Federn ſteet,
Trallyralala! ych wyll traun nichts fragenn,
Wz von myr dort dj Hofſchrantzen ſagenn.

Yſt meyne Joppen eben nycht
Zerhackt, verbreemt, verknuppelt dycht,
So bunt, alſz wye man jetzt kann ſeen,
Dye ala Mode Kerelſz geen,
Trallyralala! ſo darf ych nycht ſorgen
Dz mych der Kramer maant alle Morgen.

Meyn Wamms yſt rund umbher nycht voll
Von Roſen, ych gee auch nycht toll,
Nun weyter Pluder-Hoſe her,
Dye voller Knepf vnndt Schellen wer
Trallyralala, ych aber myr laſze
Meyn'n Kyttel ſeyn machen myr eben zu paſze.

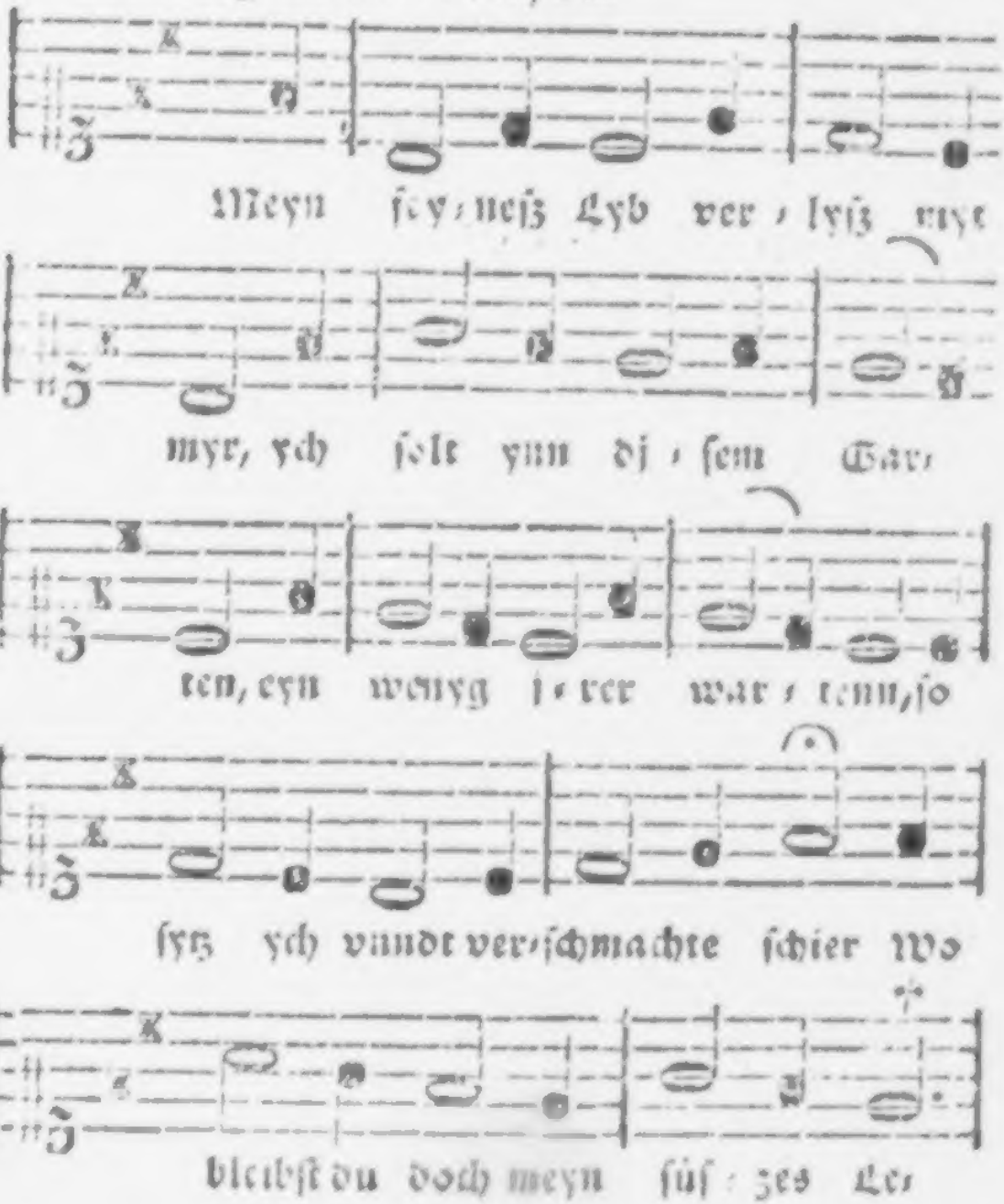
Anſtatt

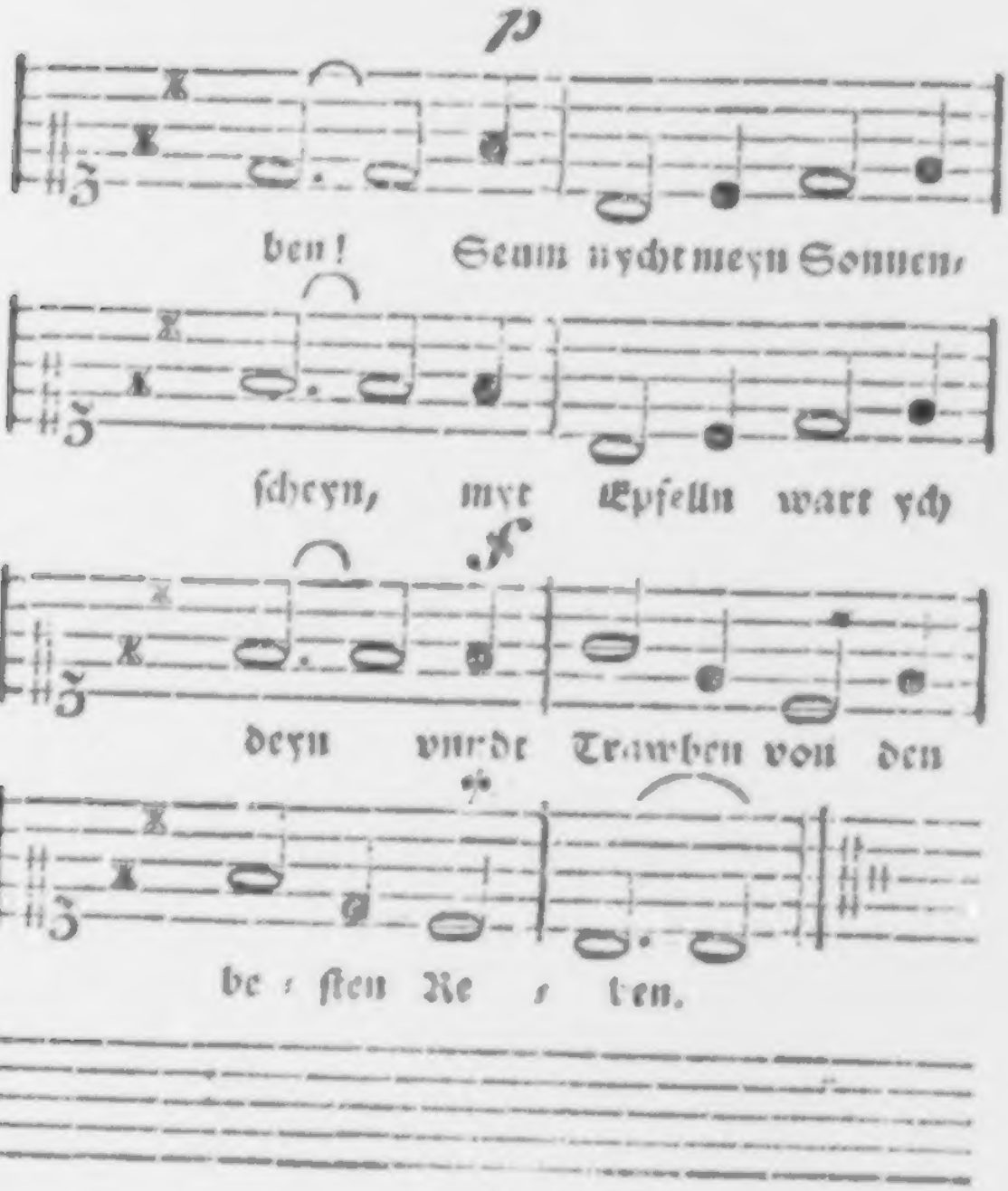
Anſtatt der Otter vnndt der Katz,
Steck ych dj Hend' ynn meynen Latz,
Ych mag nycht vnnütz Leynewant,
Fur Lappen tragen vmb dj Hand,
Trallyralala, ych trag' vmb den Fynger
Keyn Reyſſ, od'r ſonſt andre blancke Dynger.

Hab ych gleych keynen Retter-Syts
Brnn nicht beredt, voll Lyſt vnndt Wyts,
So hab ych doch eyn Pawerngut,
Bryn ych doch friſch vnndt fro von Mut,
Trallyralala, brnn daruff geſliſzenn,
Wz eynn wackern Pawern dyent zu wyſzenn.

Ych darf zu Hof ſchmarutzen nycht,
Werl uff dem Dorf myr nychts gebrycht,
Darf nycht fucheſchwentzen um dz Brod,
Arbeyt ych riſch, hab keyne Not
Trallyrallala, bin ſelbſten meyn eygen,
Darf vor keyn'm Schelmen mych buckenn nochneigenn.

Trawrig vnndt verlybt.




p
ben! Seum nycht meyn Sonnen,
ſcheyn, myt Epfelln ware ych
f
deyn vnrdt Trawben von den
be ſten Re ben.

XXXI.

Eyn Lyd vom feynen Lyebe.

Meyn feynes Lyeb verlieſz myr myr,
Ych ſolt ynn dyſem Garten
Eyn wenig yrer wartenn,
So ſytz ych vnndt verſchmachte ſchyer.
Wo bleybſt du doch meyn ſüſzes Lebenn!
Seynn nycht meyn Sonnenſcheyn,
Mit Epfeln wart' ych dyn,
Vnndt Trawben von den beſten Reben.

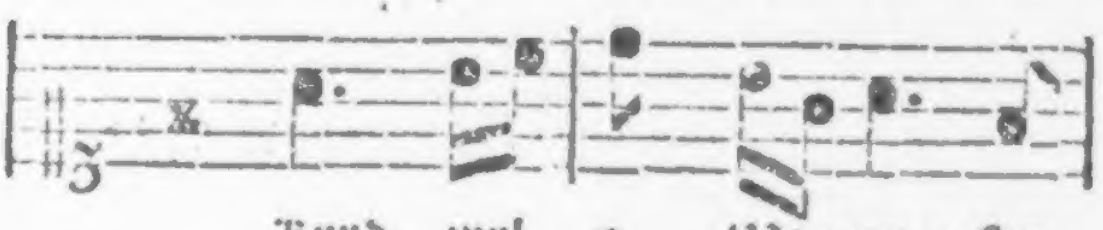
Hye, wo der Bawm vns Schatten gibt,
Dy Wynde liblich weenn,
Vnndt meynen Kummer ſeenn
Sol ſeyn, wz myr vnndt dyr gelybt;
Ych habe Graſz hyher getragenn,
Vnndt weyſz von keyner Ru.
Eyz mangelt nychts, alſz du,
Laſz mych nycht vber Vntrew klagenn!

Ach Mutter! haltet jr ſy an,
So wil ych euch beſchweerenn,
Bey meyner Glut, vnndt Zeren,
Bey allem, wz euch lyb ſeyn kann,
Bey jren ſittſamen Geberden,
Bey jrem reynen Blut,
Vnndt tugendhaften Mut,
Bey allem wz euch ljb uff Erden.

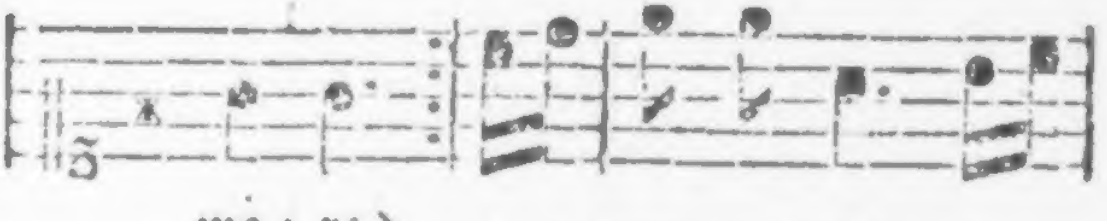
Byſz dz jr laſzt meyn Troſt vnndt Lycht.
Ych aber wyl yndeſzen
Nur 're Zjr ermeſzenn,
Dj meyn verliebtes Hertz zerbrycht.
Betreugt mych aber meyn Verlangen
So wird nach langer Not,
Ann djſem Ort, der Tod
Mych einſt ann jrer ſtatt vmbfangenn.

Seyn gemechlych.

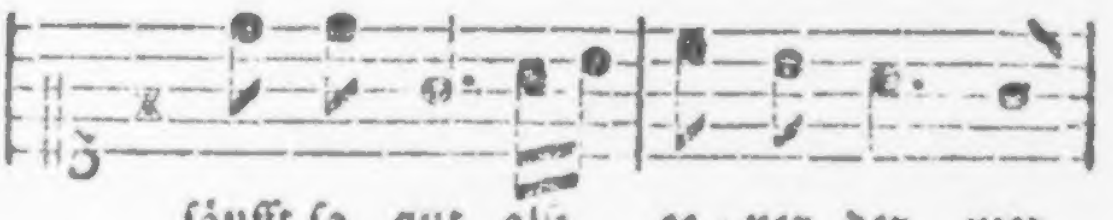
(Mer Suhn la dz ver ; brie ; te
A Karl dar we ; der driſcht na



Kynd, wyl a Me ; gv ; ſter
ſpyuat, ſilt o ke Brud be,



wa ; re)
ga ; re) Al ; leen a fryſzt a



ſöufft ſo gut, alſz ee ; ner der wer

weeſz wz thut. Ych ar=mer Man, ych

ar=mer Man, der=barms doch dems der=

barmen kann.

XXXII.

Eyn Sechſiſch Pawernlyd.

My Suhnla dz verbriete Kynd
Wyl a Megyſter ware,
A Karl dar weder driſcht na ſpynnt,
Sillt o ke Brud begare;
Alleen a fry'zt a ſöuſſt ſo gut,
Alſz eener der wer weeſz wz tut.
Ych armer Man, ych armer Man,
Derbarms doch dems derbarmenn kann.

Der

Der Tud mogs wiſze wz e meent,
Ha redt wie wenn a hexett,
A ſchreybt ſu, wie der büſe Feund,
Krumm wie der Eſchbaum wechſzett.
A mo't a Huka ſu verwurn,
A ſz hett' ene Henn ynn Myſt geſchurrn.
Ych armer Man, ych armer Man,
Derbarms doch, dems derbarmenn kan.

Bald ſchleycht a ſych an Kueſtall nah,
A predigt heſzlych Deng;
Die Kue bürns nu ſu mit ah,
Vnndt wungern ſych nicht wing. *

Bald

* Dz iſt, wenig.

Bald tritt a für dj Hingertür,
Vnnde helt den Genſen Kingerlier. *
Ych armer Man, ych armer Man,
Derbarms doch, dems derbarmenn kan.

Dje Mutter redt jm noch wol zu,
A hot ſy bluſz zum Narren;
Druff ſprach ich denn: du Lümmel du,
Ych will dych wuhl bepfarrenn;
Ych gab en nöulych ihrſt en Puff,
Alleen, wz iſts; a gibt niſcht druff.
Ych armer Man, ych armer Man,
Derbarms, dems derbarmenn kan.

Wer

* Kynderlere.

Wer kan dafur, mir muſz'n in ſchun
Lahn in ſeyn Södla zien.
Meyntbalba mag a morgen drum
An uff dj Larna gien, *
Vnndt larnen ſich zum g'larten Harrn,
A wird mey Gütla wul verlarn.
Ych armer Man, ych armer Man,
Derbarms doch, dems derbarmen kan.

---

* Geen.

Eyn

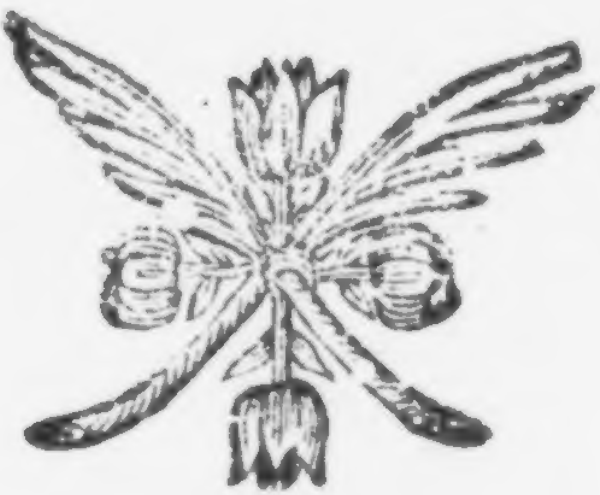
alphabetiſch Teſteyn,

der Volcks-Lyder

	Seyte.
Allerſchönſter Engel	128
Eiz gyng eyn Meydleyn zarte	132
Eiz rytt eyn Ritter wol durch dz Ried	100
Ey ſo ſagt myrs frey	39
Ey! wie byn ij a luſtiger Bua	54
Ich hör eyne wunderlyche Stym	1
Kumm Gryte gyb myr ſlucks an Schmatz	82
Lieblich hat ſich geſellet	5
Lyſe, leve lütke Deern	123
Man	

Man ſagt dz Lyben bringe 68
Man ſyngt von ſchönen Frawleyn vil 43
Matz der hoat a Dantelſack 72
Meyn fynes Lyeb verlieſz nyt myr 148
Mey Suhnla dz verbriete Wynd 152
Nun laet uns ſingen dat Abendlyd 114
Nur eyn Geſycht uff Erden lebt 58
Nur herrlich ſeyn iſt meyn Manir 15
Seet jr Herrens ſeet 120
'S iſt g'wisz vnndt keyn Gedycht 110
So wil ych friſch vnndt frölych ſeyn 20
So wünſch ych jr eyn gute Nacht 26
Umb deinetwegen bin ych hie 29
Wach uff meyn Hort 52
Wach uff meyns Hertzens Schöne 9
Wack'r Mecken ben yck 107
Wenn du bey meyn Schetzgen kommſt 106
Wie

Wilt du nychts vom Freyen hörenn 77
Wol kumbt der May 48
Wo soll ych mych hinkeren 61
Wyr g'nüszen dj hymmlischen Frewden 88
Ych byn eyn freyer Pawersknecht 143



Unterſuchung

der

Beſchuldigungen

des Herrn Prof. Garve

wider meine

Reiſebeſchreibung

durch Deutſchland und die Schweiz.

Nebſt

einigen Erläuterungen

die nützlich

auch wohl gar nöthig ſeyn möchten.

Von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin,

1786.

Dieſer Aufſatz iſt auch im VIIten Bande der Reiſe-
beſchreibung abgedruckt.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

On dirait en effet, que la *vérité* eſt étrangere aux hommes, et qu'un genie malfaiſant eſt chargé de la proſcrire, *dès qu'elle oſe paraître*. Les corps, les particuliers, les ignorans, les *ſavans*, tous la combattent. On la pourſuit par les *démonſtrations* — par le *ridicule*. On fait des argumentations, *pour lui prouver, qu'elle n'exiſte pas*. Après cette lutte, qui dure quelquefois plus d'un ſiecle, elle s'établit, on la reſpecte, & on rend enfin quelques hommages tardifs à ceux qui l'ont trouvée.

THOMAS.

Ich habe mich beſtändig nach meinen beſten Kräften bemühet, in allen meinen Schriften, und auch in meiner Reiſebeſchreibung, Wahrheitsliebe und Sorgfalt zu vereinigen. Ich habe mich bemühet alles mit eignen Augen zu ſehen, und jeden Gegenſtand unparteyiſch von mehrern Seiten zu betrachten, ehe ich darüber urtheilte. Ich habe Geduld gehabt, jeden auch noch ſo geringſcheinenden Umſtand, der zur richtigern Beſtimmung einer Sache gehörte, zu verificiren, und wenn ich alles verificirt hatte, ſo fehlte es mir nicht an Muth, jeden Gegenſtand nach ſeiner wahren Beſchaffenheit zu ſchildern, auch wenn ich einem allgemein angenommenen Vorurtheile geradezu widerſprechen mußte. Wahrheit war meine einzige Abſicht, und wird es immer ſeyn! Ich habe deshalb auch jeden Widerſpruch, beſonders gegen die in meiner Reiſebeſchreibung vorkommenden Behauptungen und Nachrichten, der zur nähern Entwickelung der Wahrheit dienen konnte, gern ertragen, jederzeit gern Berichtigungen angenommen, und ſie ſelbſt bekannt gemacht. Da ich wohl vorher ſah, welchen Lohn man zu erwarten hat, wenn man ſeinen Zeitgenoſſen die Wahrheit ungeſchminkt ſagen will, wobey man einer Menge unrechter Beſchuldigungen entgegen ſehen muß; ſo nahm ich mir anfänglich vor, allen Streit

zu vermeiden, und lieber zu ſchweigen. Ich habe auch bisher geſchwiegen ſo viel ich gekonnt habe, und habe eine Menge ſehr ungerechter Nachreden und Verunglimpfungen gar nicht oder nur ganz kurz gerügt. Aber ich ſehe wohl, Leute welche die Wahrheit unterdrücken wollen, fangen es allzuernſtlich an; ſo, daß ich nicht ſchweigen kann, wenn ich nicht den ganzen Zweck meiner gemeinnützigen Bemühungen aufopfern will. Es thut mir leid, daß mich gerade ein Mann, deſſen Talente ich ſonſt ſo ſehr ſchätze, zuerſt zwingt, ausführlich auseinander zu ſetzen, wie ſehr er, ohne alle Kenntniß der Sachen, und mit einer Parteylichkeit die ich von Ihm nimmermehr vermuthet hätte, meine Nachrichten und Behauptungen über den Katholicismus in ganz falſchem Lichte darſtellt, *) und über mich den Verdacht bringen will, als ob ich mit thörichter Parteyſucht, mit erhitzter Phantaſie, und unüberlegt darüber urtheilte. Eben weil es ein Mann von Talenten iſt, der mich auf dieſe Art angreift, kann ich zu ſeinen Beſchuldigungen nicht ſchweigen. Sonſt habe ich wohl gezeigt, daß ich ungerechte Angriffe zu verachten weiß. Deluca oder Eckartshauſen, und andere ihres gleichen, oder ein unbedeutender Ungenannte im Journal aus Urſtedt, **) der ſehr fein zu ſeyn glaubt und ſehr platt iſt, würden mir ſchwerlich eine ſo ausführliche Beantwortung abzunöthigen wiſſen.

Ich will gern gefehlt haben, wenn ein anderer durch Verbeſſerung meiner Fehler, die Wahrheit in einem hellern Lichte zeigt. Ich will in ſolchen Fällen mit dem Verdienſte zufrieden ſeyn, nähere Unterſuchung veranlaßt zu haben. Aber wenn jemand überhaupt meine Unparteilichkeit in Zweifel ziehen, wenn er meine Sorgfalt in Unterſuchungen verdächtig machen, wenn er die Unterſuchungen, die ich für das menſchliche Geſchlecht höchſt wichtig halte, für unnöthig, für überflüßig, für zwecklos, ja ſogar für ſchädlich ausgeben, ***) und deshalb davon abrathen will: ſo kann ich unmöglich dazu ſchweigen, ohne ſolche Beſchuldigungen näher zu beleuchten; in keinem Falle kann ich es, am allerwenigſten im vorliegenden Falle.

Die

*) S. Berliniſche Monatſchrift 1785: Julius S. 19. und December S. 488. beſonders S. 519 u. f.

**) S. deſſen 2tes Heft (1786. 8.) S. 165.

***) Herr G. giebt vor, was ich über die wahre Beſchaffenheit des Katholicismus ſage, werde den Katholiken Mißtrauen erwecken, und daher ſchädlich ſeyn.

Die Unterſuchungen, die ich über die wahre Beſchaffenheit des Katholicismus zu unſern Zeiten angeſtellt habe, ſind von einer delikaten Natur. Von ſeinen Zeitgenoſſen ſchreiben, iſt allemal ſehr delikat; ihre Mängel unparteyiſch rügen, iſt es noch mehr. Beſonders die wahre Schilderung der jetzigen Beſchaffenheit der Katholiſchen Religion in Oeſtreich und Baiern iſt vielen von meinen Leſern ſehr aufgefallen; ich weiß es. Die orthodoxen Katholiken, beſonders die Kleriſey, welche die Macht der unſeligen Hierarchie nicht fallen laſſen will, ſieht die treffende Schilderung derſelben mit heimlichem Grolle an. Ein großer Theil der übrigen Katholiken hat entweder nicht nachgedacht, und kann ſich von den Vorurtheilen, die ihm mit der früheſten Erziehung eingepflanzt ſind, nicht ſo leicht loßmachen; oder er hat doch den Eſprit de Corps ſeiner Kirche. "Wenns auch ſo wäre, ſo ſoll es doch kein Proteſtant ſagen!" Man überkleiſtert lieber die ärgſten Fehler, erhebt Reformationen, welche nicht auf das Weſentliche gehen, entrückt wichtige Umſtände der Unterſuchung, und ſucht vorzuſpiegeln, als ob alles nicht mehr ſo wäre wie ſonſt. Die Politik hat auch ihr gutes Antheil daran, und oft mehr, wie die Ueberzeugung. Proteſtanten kennen gewöhnlich den Zuſtand der katholiſchen Litteratur, der katholiſchen Geiſtlichkeit, der Religionsübungen, der Hierarchie, der Mönchsorden u. ſ. w. gar nicht. Daher können ſo ſehr viele Proteſtanten ſich nicht vorſtellen, daß derjenige Grad der Erleuchtung, welcher in den proteſtantiſchen Ländern nun ſo ziemlich allgemein verbreitet iſt, die katholiſchen Länder an ſo wenig Orten berühret habe. Sie können dieß ſich um deſto weniger vorſtellen, da ſie gemeiniglich von der Aufklärung des philoſophiſchen achtzehnten Jahrhunderts *) ſehr übertriebene hohe Begriffe haben. Endlich

*) Wenn Proteſtanten von Schriften aufgeklärter katholiſcher Schriftſteller hören, ſo bilden ſie ſich gemeiniglich ein, dieſe Schriften enthielten das, was wir Gegenſtände der Aufklärung nennen. Wer weder Geduld noch Muth hat, dergleichen Schriften zu leſen, fährt fort, ſich dieſes einzubilden. Aber wer nun dieſe Schriften ſelbſt lieſet, wie wird dem dabey zu Muthe! Da heißt es Aufklärung, wenn die Spinnenweben des kanoniſchen Rechts anders geſponnen werden; da wird die Frage ſehr aufgeklärt abgehandelt: ob die Söhne der katholiſchen Kirche dem Papſte oder den Biſchöfen blinden Gehorſam ſchuldig wären, u. dgl. m. So ſteht es in den Schriften eines Watteroth, Bartolotti, Curalt, Wittola, Tauber, Huber, Lauber, und wie die unberühmten berühmten Namen weiter heißen, aus. Hr. Prof. Oberthür

lich kommt dazu, daß die Jeſuiten ſeit einiger Zeit ſich recht ein Geſchäft daraus gemacht haben, ſich bey den Proteſtanten einzuſchmeicheln, und die katholiſche Religion als ſehr gereinigt, als ſehr moderirt vorzuſtellen: da doch noch gar nichts weſentliches in derſelben verändert iſt. Die meiſten Proteſtanten ſind alſo nicht geneigt, ſich vorzuſtellen, daß die katholiſche Hierarchie noch bis jetzt, alle die ſchrift- und vernunftwidrigen Dogmen behaupte, welche der große Luther ſchon vor drittehalb hundert Jahren beſtritt; ſie können ſich kaum verſtellen, daß alle die unſinnigen Andachtsübungen, Ohrenbeichten, Ablaß, Wallfahrten, Wundertafeln u. ſ. w. noch bis jetzt in vollem Gange ſind. Zwar habe ich alles mit unverwerflichen Zeugniſſen belegt. Aber es dünkt manchen Leuten langweilig, alle die katholiſchen Bücher nachzuſchlagen, und zu erwägen. Hr. Garve ſelbſt trägt ja kein Bedenken, zu ſagen, es fehle ihm Geduld und Muth bey ſolchen Gelegenheiten. Mein Buch ſelbſt beſteht aus mehrern Bänden. Es iſt nicht jedem gegeben, ſie ſorgfältig und mit Nachdenken ganz durchzuleſen. Nun kommt ein Mann, wie Garve, und ſagt in wenigen Bogen, die bald durchgeleſen ſind, mit ganz entſcheidendem Tone: ich hätte die Beſchaffenheit des Katholicismus nicht richtig eingeſehen, und thue dem Papſt und der ganzen katholiſchen Religion Unrecht. Zwar beweiſet Hr. Garve dieſe Beſchuldigungen mit nichts. Aber er hat doch den Ruf eines einſichtsvollen und moderaten Mannes. Man denkt doch, er werde nicht ohne Kenntniſſe von der Sache, ſogar entſcheidend über mich geurtheilt haben. Man bleibt alſo bey ſeiner Entſcheidung ſtehen, und unterſucht weiter nichts; ſondern glaubt vielleicht, daß mich eine erhitzte Phantaſie oder Leidenſchaft und Parteylichkeit zu weit getrieben habe. Meine Beweisgründe werden nun weiter nicht unterſucht, und es bleibt beym alten Vorurtheile, das ſo gemächlich iſt, eben, weil man nun nichts weiter unterſuchen darf. Bald möchten mehrere Leute glauben, es wäre nicht bon ton, mehr Geduld und Muth zur Unterſuchung des Katholicismus haben zu wollen, als ein Mann wie Garve. Es könnte bald einer dem andern nachſprechen, und ganz gemächlich für Träumerey erklären, was er nicht anzunehmen Luſt hätte. Hiezu kann ich nicht ſchweigen. Dafür habe ich nicht Jahre lang auf mühſame und wichtige Unterſuchun-

thür in Würzburg iſt ein gelehrter Mann; aber er lobt und vertheidigt die Miſſionen, die Wunderthätigen Andachten, und ſolch Zeug mehr. (S. A. B. V. Bd. S. 147.) Wie weit geht dieſe Aufklärung?

ſuchungen meine Zeit verwendet, daß eine Entſcheidung im Vorbeygehen, die ſich Hr. Garve über mich erlaubt, allen meinen Bemühungen ihren Werth, und was mehr iſt, ihren Nutzen rauben ſollte. Denn was könnte ich ferner für Nutzen zur Entwickelung der Wahrheit ſchaffen, wenn ein Garve, bloß mit ſeiner Autorität, bloß mit einigen unzuſammenhängenden Räſonnementen a priori feſtſtehen könnte: meine Wahrheitsliebe werde beſtändig durch Partheylichkeit unterdrückt, meine Sorgfalt im Unterſuchen ſey nicht ſorgfältig genug, und wenn ſie es wäre, ſo ſey ſie vergeblich und unnütz!

Die patriotiſche Beſchäftigung, herrſchende Vorurtheile und Misbräuche in ihrer Blöße darzuſtellen, iſt ſo beſchwerlich und ſo undankbar, zugleich aber ſo gemeinnützig, daß man wohl erwarten ſollte, ein Philoſoph würde dazu aufmuntern, würde den Weg dazu erleichtern, nicht ihn verſperren. Hrn. Garve hat es gefallen das letzte zu thun. Ich bedaure es! Hätte Er oder ſonſt irgend jemand meine Behauptungen durch Gründe Schritt vor Schritt widerlegen wollen, ſo würde ich viel weniger beſorgt ſeyn. Das unparteyiſche Publikum hätte Gründe gegen Gründe abwägen können. Es iſt aber, beſonders in Unterſuchung von Dingen, die ſich auf Thatſachen gründen, eine unangenehme Lage für denjenigen, welcher eine Menge Thatſachen mühſam zuſammenbringt, ordnet, vergleicht, und ſie mit Treue und Unparteylichkeit unterſucht, wenn jemand, der dies nicht thun mag, doch darüber entſcheidet, widerſpricht, und die Thatſachen aus dem Zuſammenhange reißt, um die Leſer irre zu machen, die nicht allen mühſamen Unterſuchungen folgen können. Demjenigen, der ſich bewußt iſt, daß er durch ſeine Art zu verfahren, Glaubwürdigkeit verdiene, bleibt alsdann nichts übrig als zu zeigen, daß jener die Sache nicht verſtehe, nicht unterſucht habe, vielleicht nicht zu unterſuchen fähig, folglich nicht glaubwürdig ſey. Das hat denn das Anſehen einer beſondern Härte, die doch eigentlich nicht da iſt. Hingegen iſt es viel härter, wenn jemand den Werth mühſamer und unparteyiſcher Unterſuchungen geringſchätzig vorſtellen, und die Wahrheit, die ſein Gegner mit vieler Mühe ans Licht gebracht, wieder verdunkeln, oder ſie wenigſtens in ein ſchiefes Licht ſtellen, und jenen in den Verdacht bringen will, er gehe Phantaſien nach, ob er ſich gleich auf unverwerfliche Dokumente gründet. Dies iſt die wahre Härte, und wenn der Gegner ſich dabey auch der glatteſten und ſanfteſten Worte bediente.

An ſich kann es mich zwar gar nicht wundern, daß Hr. Garve dieſen Gegenſtand, der ſich auf hiſtoriſche Thatſachen, die ehemals vorgingen, und die jetzt noch vorgehen, gründen, aus einem ganz andern Geſichtspunkte anſieht, als ich oder diejenigen, welche in meiner Lage ſind. Ich habe ſo oft geſehen, daß falſch von Welthändeln geurtheilt wird, wenn man Welthändel nicht kennet, falſch von Menſchen, wenn man Menſchen nicht kennet, falſch von Büchern und Litteratur, wenn man unbeleſen iſt, kurz von allen dieſen falſch, wenn man nicht Erfahrung hat, und meint, man könne ſo nach Gefallen Thatſachen a priori wegräſonniren. Aber ich geſtehe, ich hätte von einem Manne von Hr. Garvens übrigen ſchätzbaren Einſichten wohl ſo viel Beſcheidenheit erwartet, daß er wenigſtens von Dingen, die er gar nicht unterſucht hat, ſein Urtheil zurückgehalten, und denen, die ſie unterſucht haben, nicht hätte widerſprechen wollen, da er ſich hier zu keinem rechtmäßigen Widerſpruche qualificirt. Er iſt offenbar mit dem Theile der Welt, von welchem er ſpricht, ganz unbekannt; er ſagt es ſelbſt, *) und urtheilt doch von Dingen, die in der Welt vorgehen, bloß nach ſich und nach dem kleinen Kreiſe in welchem er lebt. Die Geſchichte hat er nicht ſtudirt, am wenigſten die Kirchengeſchichte, das ſieht man offenbar; gleichwohl entſcheidet er mehr als einmal über Dinge, die nur ein genauer Geſchichtſchreiber lehren kann **). Er iſt offenbar in der alten und neuern katholiſchen

*) „Ich bin allerdings ganz unwiſſend, in Abſicht deſſen, was „jezt in der Welt vorgeht; ich weiß das Untere der Karten von keiner Sache, ich urtheile bloß nach dem, was ich „in meinem kleinen Kreiſe mit Augen ſehe, und was mich „mein eigenes Herz, wenn ich es befrage, von den Bewegungsgründen anderer vermuthen läßt," ſagt Herr Garve (Berl. Monatsſchrift Jul. 1785. S. 61.). Dieß wäre ganz gut. Nur wenn man nicht mehr weiß, ſo ſollte man in ſeinem kleinen Kreiſe bleiben, und nicht über Sachen öffentlich und entſcheidend urtheilen wollen, von denen man keinen gründlichen Begriff hat.

**) Er ſagt: z. B. (Jul. S. 41.) „wenn der Fall je ſtatt gehabt „hat, daß katholiſche Geiſtlichen ſich für Proteſtanten ausgegeben, und unter dieſer Geſtalt auf proteſtantiſche Lehrſtühle und Kanzeln berufen worden, wovon doch die „Beweiſe fehlen." Die Kirchengeſchichte der zwey verfloſſenen Jahrhunderte liefert nur zu viel Beweiſe dieſes treuloſen Verfahrens, beſonders in Dännemark und Schweden. Hr. Bieſter hatte ihm überdem ſchon vorher Beweiſe davon angeführt. Ich habe ſelbſt (Allg. d. Bibl. LX. B. 1. St. S. 189.)

ſchen Litteratur, und in allen Büchern, die dahin gehö-
ren, vollends ganz unerfahren. Er verſichert, nicht be-
greifen zu können, daß dieß oder jenes ſo ſey; widerſpricht
aber doch deshalb ganz unbeſorgt, mir, der ich mir ſo viele

289.) einen höchſtmerkwürdigen Brief davon bekannt gemacht. Aber Hr. Garve thut immer, als ob die Thatſachen, die ſeinem Räſonnement im Wege ſtehen, nicht in der Welt wären. Nicht für ihn, weil er doch nicht Geduld hat, dergleichen Sachen zu leſen, ſondern für andere, welche auf das, was Aufmerkſamkeit verdient, aufmerkſam ſind, welche den Werth der Bekanntmachung von Thatſachen, auf die man nicht genug geachtet hat, zu ſchätzen wiſſen, will ich ein mir von ohngefehr in die Hände fallendes Beyſpiel, daß die Jeſuiten in Schweden einſt eine katholiciſirende Liturgie, anſtatt einer proteſtantiſchen unterſchieben wollten, in der Beylage A. beybringen. Hier nur noch ein Beyſpiel, das doppelt zeigt, wie wenig Herr Garve die jetzige Welt und die Geſchichte kennt, und wie er ohne Kenntniß entſcheidet. Es war zwiſchen ihm und Hr. Bieſter die Rede davon, daß die Jeſuiten ſich der geheimen Geſellſchaften zu Verbreitung des Katholicismus, zu Ausbreitung ihres Herrſchens bedienten. Eigentlich hätte Hr. Garve über dieſe wichtige und delikate Materie weder pro noch contra urtheilen ſollen, da er, ich muß es geradezu ſagen, wie man aus ſeinem ganzen Räſonnement hierüber ſiehet, weder von der Verfaſſung des Jeſuiten-Ordens, noch von der Verfaſſung irgend einer geheimen Geſellſchaft, nur die geringſten richtigen Begriffe hat. Nun will er aber doch davon reden, hauptſächlich aber die Jeſuiten und die geheimen Geſellſchaften entſchuldigen; da ſucht er denn, durch hier ein vielleicht, und da ein vielleicht eine unzulängliche Erklärung herauszubringen; was er nicht begreifen kann, läßt er weg; und nun entſcheidet er. Er iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er (Dec. S. 510) berichten will, was die geheimen Geſellſchaften in Schleſien thun und nicht thun. Er verſichert, daß er (der nun von dem, was irgend eine Art von Menſchen ohne ihn in Geheim thun, wohl gar keinen Begrif haben kann) keine Spur habe, daß ſie mit dem Katholicismus einen Zuſammenhang hätten. Eo ia! freilich! Woher ſollte ihm denn auch eine ſolche Spur kommen, ſie möchte nun auch von einem andern zu finden ſeyn oder nicht. Dennoch ſagt er (Dec. S. 510.) ganz trocken: „So weit gehen meine Kenntniſſe (von geheimen ſchleſiſchen Geſellſchaften) „was drüber iſt, iſt Muthmaßung, oder eine dunkle Spur, „bey der man alle Augenblicke in Gefahr iſt, zu irren.“ Ich will über die Beſchaffenheiten der ſchleſiſchen geheimen Geſellſchaften gar nichts entſcheiden, weder in Böſen noch in Guten. Aber es werden doch Hrn. Garvens Kenntniſſe von dieſen Geſellſchaften nicht das *non plus ultra* der Kenntniſſe

undankbare Mühe gegeben habe, ſie zu ſtudiren. Da ſich nun Hr. G. dieſe Mühe gar nicht hat geben wollen, ſo hätte er doch ſo wie er es in Worten iſt, auch in der That beſcheiden ſeyn, und ſein Urtheil etwas zurückhalten ſollen, bis

niſſe von denſelben überhaupt ſeyn? So viel Bewuſtſeyn ſeiner Schwäche in dieſem Fache hätte er doch haben ſollen, daß er gar nicht darüber urtheilete. Die wirklichen Mitglieder von dieſen und ähnlichen Geſellſchaften, beſonders die vom engeren Ausſchuſſe, und wer ſonſt das Innere genau kennt, beſonders auch die, welche ſorgfältig mehrere Vorfälle beobachtet, verglichen und näher unterſucht haben, möchten doch wohl zuverläßigere Kenntniſſe, von der Beſchaffenheit, Verfaſſung, Verbindung, Korreſpondenzen, Abſichten, Nutzen und Mißbräuchen ſolcher geheimen Geſellſchaften haben, die über Hr. Garvens vermeinte Kenntniſſe geben. Faſt ſollte ich glauben, wenn Leute dieſer Art, mit praktiſchen Begriffen von den Sachen, auch nur dunkle Spuren anträfen, ſo wären ſie mehr werth, als Hrn G. Kenntniſſe, die er zu haben vermeint, ohne daß er auch nur die erſten Begriffe von der Sache hat. Man iſt niemals mehr in Gefahr zu irren, als bey ſo geringen Kenntniſſen, wie Hr. G. in allen Dingen dieſer Art beſitzt. Gleichwohl geht er auf dieſer ſchlüpfrigen Bahn ſo unbeſorgt weg, wie ein Unwiſſender, der die Gefahr zu fallen gar nicht kennt. Ohne irgend etwas hiervon recht zu wiſſen, fährt er fort, geradezu zu entſcheiden. Er will z. B. endlich S. 498. zugeben, daß die Jeſuiten ſich jetzt der geheimen Geſellſchaften zu ihren Abſichten bedienen; aber er verſichert S. 499. dieß ſey ihnen eine ganz neue Laufbahn, denn er will nun einmal bongré malgré es ſo haben, daß die Jeſuiten jetzt etwas andere ſeyn ſollen, als ehemals. So viel hätte Hr. G. doch wenigſtens bedenken ſollen: Wer ſo entſcheidend behaupten will, daß die Jeſuiten ſich jetzt erſt eine ſo neue Laufbahn gewählt hätten, müſte in der ſpeziellen Jeſuitengeſchichte ſehr bewandert ſeyn, und beſonders in der ſehr ſchweren Unterſuchung der dunkeln Spuren deſſen, was die Jeſuiten von jeher in Geheim gethan haben, ziemlich weit gekommen ſeyn. Freilich wird des Hrn. Garve Geduld oder Muth niemals ſo weit gehen, daß er die Geſchichte der Jeſuiten ſtudirte, daß er eine Menge alter verlegener jeſuitiſcher Bücher läſe, und etwa beobachtete, was darin enthalten iſt. Aber das kümmert ihn auch nicht, er entſcheidet dennoch über die Jeſuiten friſch weg. Auch nicht einmal irgend einen Zweifel, irgend eine Bedingung ſetzt er hinzu. Er ſagt (Dec. S. 499.) ganz trocken: „Die Je„ſuiten, welche Pascal beſtreitet, von welchen die Proteſ„tanten verfolgt, die Regenten regiert worden ſind, waren „keine Geiſterſeher, keine Magi, ſondern die trockenſ„ten Pedanten, ſteif und feſthängend an dem Buchſtaben „der Tradition, und der päpſtlichen Satzungen, und in „der

bis er Schritt vor Schritt alle Thatſachen näher unterſucht und verglichen hätte. Wollte er dieß aber nicht thun, ſo hätte er dem, der es gethan hat, doch auch etwas zutrauen, und nicht meynen ſollen, daß er ohne alle Unterſuchung,

„nichts erfahren, als in der Metaphyſik der Schulen."

Man weiß nicht, ob man ſeinen Augen trauen ſoll, wenn man ſo etwas lieſet. Es thut mir leid, daß ich der Wahrheit zur Steuer geradezu ſagen muß: Es kann niemand ſo etwas ſeltſames ſchreiben, als der entweder gar nicht weiß, was Jeſuiten waren, und was ſie noch ſind, oder der gar nicht überlegt, was er ſchreibt. Wie? P. la Chaiſe in Frankreich, P. Peters in England, P. Wolf, Beichtvater Kaiſer Leopolds, zur Zeit des Preußiſchen Kontraktats, die Beichtväter P. P. Lemmermann und Müller in Wien, welche die Proteſtanten verfolgten, welche die Regenten regierten, dieſe ſeinen Hofjeſuiten wären die trockenſten Pedanten geweſen, in nichts — man merke es doch — in nichts — erfahren geweſen, als in der Metaphyſik der Schulen? Wenn ſie damit hätten die Regenten regieren ſollen, wären ſie verzweifelt ſchlecht weggekommen! Dieſe Jeſuiten verſtanden warlich ganz andere und feinere Künſte! Uebrigens waren freilich weder dieſe und andere jeſuitiſche Beichtväter, noch die ehemaligen und jetzigen Generale und Aſſiſtenten der Jeſuiten, Magi und Geiſterſeher, ſo wenig als Schulmetaphyſiker. Wenn aber Hr. G. ſich einbildet, die Obern der Jeſuiten hätten niemals ſich der Magie und Geiſterſeherey, der Begierde nach geheimen Künſten, welche ſo vielen Menſchen von jeher den Kopf eingenommen hat, zu ihren Abſichten, und beſonders zu der Abſicht, die Regenten zu regieren bedienet; ſo zeigt er ſeine ſehr große Unwiſſenheit. Ich darf dieß geradezu ſagen, weil ich denn doch die Geſchichte der Jeſuiten, beſonders auch die Geſchichte ihrer geheimen Intriguen, ſo weit man ſie aus der Geſchichte kann kennen lernen, ein wenig genauer ſtudirt habe, als jemand, der ſie gar nicht ſtudirt hat, weil ich nicht, ſo wie Hr. Garve, von Sachen zu ſprechen pflege, die ich nicht verſtehe und nicht unterſucht habe; beſonders aber, weil es doch endlich denen, welche die Mühſamkeit und Wichtigkeit hiſtoriſcher Unterſuchungen kennen, wenn ſie auch gern noch ſo viel Mäßigung bezeugen möchten, verdrießlich werden muß, wenn Leute, welche weder Geduld noch Muth haben, die Geſchichte zu ſtudiren, mit angenommener Superiorität in entſcheidendem Tone, Reſultate von wichtigen Unterſuchungen im voraus niederſchlagen ſuchen. Wenn ich Hrn. G. nur z. B. auseinander ſetzen könnte, wie die Jeſuiten die Begierde nach geheimen Wiſſenſchaften bey dem ſchwachen Kaiſer Rudolph II benutzten, vielleicht würde er doch ſehen, daß man über Geſchichte nicht *a priori* argumentiren muß, und daß ſehr viel zwiſchen Himmel und Erde

iſt,

ſuchung, durch leeres Argumentiren, Thatſachen nach Gefallen wankelhaft machen könnte.

Es kann niemand den groſſen Werth der ſpekulativen Philoſophie, und beſonders die Verdienſte, die Herr Garve in

iſt, wovon ſeine Philoſophie, ſo ſcharfſichtig ſie iſt, nichts ergründen kann. Vermuthlich würden ihm z. B. die Namen der Geiſterſeher John Dee und Edward Kelly ganz neu ſeyn; vermuthlich würde er auch noch nichts von Michael Meyer, Kaiſer Rudolphs II. Leibarzt, von Jakob Typotius oder Typoeta, deſſen Hiſtoriographen und Jeſuiten im weltlichen Kleide, wiſſen. Ich könnte ihm vielleicht allerley erzählen, z. B., daß dieſer Jeſuitenfreund (amicus O. S. J.) Typotius ſchon damals ſo viel von Toleranz zu reden affektirte, daß man ihn faſt für einen halben Lutheraner hielt (S Memoires pour ſervir à l'hiſtoire litteraire des pays bas par Pacquot T. II. S. 1768.). Daß ſich dieſer halbe Lutheraner als Hiſtoriograph in das Königreich Schweden einſchlich, und bey dem bigottkatholiſchen und den Jeſuiten ergebenen König Sigismund in gröſtem Anſehen ſtand. Daß er eine Menge Intriguen mit ſeinem vormaligen Gönner Pontus de la Gardie machte, und eine Hiſtoria Suecica ſchrieb, wegen welcher er zum Tode verdammt und kaum durch Vorſprache gerettet wurde. Daß dieſer Typoeta für den Kaiſer Rudolph II. *Emblemata ſacra et profana* ſchrieb, an deren Spitze merkwürdige *Hieroglyphiae* ſtehen, welche leztere er ſo definirte: quod plus abdant quam promant, und welche Meiſterſtücke in der jezt in gewiſſen Büchern ſo gebräuchlichen Schreibart ſind, groſſe Geheimniſſe zu verſtehen geben zu wollen, und doch nichts zu ſagen. Daß in dieſen Emblemata Sacra und profana gar merkwürdige Bilder hin und wieder vorkommen, die ſehr deutlich zeigen, daß die Jeſuiten ſich jezt gar keine neue Laufbahn eröfnen, ſondern auf einer von ihnen ſeit Errichtung ihres Ordens eingeſchlagenen Laufbahn fortgehen. Man wird freilich dieſe Bilder wohl nicht ſogleich verſtehen, wenn man nicht eins und das andere ſonſt weiß und damit vergleichen kann. Dieß und noch vielmehr anders könnte ich erzählen. Aber was hülfe es! Hr. Garve würde doch (er giebt es ſelbſt zu verſtehen) nicht Geduld und Muth haben, Proben von Dingen ſich vollſtändig vorlegen zu laſſen, von denen er im voraus nicht begreifen kann, daß ſie ſo wären, wie er ſie ſich nicht vorſtellt. Dazu, um alle die Sächelchen vollſtändig vorzulegen, und ſie recht deutlich aneinander zu ſezen, müßte ich wohl ein wenig ausführlich ſeyn. Dazu aber habe ich jezt keine Muſſe, und kann noch nicht abſehen, wie ich ſie bekommen möchte. Aber dem ſey wie ihm wolle; ſo müßte doch billig jemand, wie Hr. Garve, welcher die Geſchichte der Jeſuiten gar nicht ſtudirt hat, auch gar nicht darüber, zumahl in ſolchem ſpeciellen und dunkeln Gegenſtande, entſcheiden wollen.

in dieſem Fache hat, mehr ſchätzen als ich; aber unſtreitig iſt es wohl, daß bloſſe Argumente a priori, von der Welt und dem geſchäftigen Leben ſehr oft nicht ganz treffende Begriffe geben. Dazu kommt, daß ein Mann, der eines beſtändigen Argumentirens gewohnt iſt, ſehr leicht darauf kommen kann zu glauben, die Sache ſey geendigt, wenn ſein Argument fertig iſt. Hr. Garve iſt, ich weiß es, ein Mann, der von Jugend auf eine geruhige Spekulation im Studierzimmer allen andern Glückſeligkeiten vorgezogen hat, und er ſiehet, (dieß merk man ſehr deutlich, und er ſagt es ſogar ſelbſt) *) die jetzige wirkliche Welt, und ſelbſt den Zuſtand der Litteratur, nur aus ſeinem Studierzimmer, und beurtheilt andere nach ſich und nach dem kleinen Kreiſe ſeines Umganges.

Dieſe Art, über die Welt zu philoſophiren, iſt ſehr behaglich. Sie führt uns zu Reſultaten, die uns allemal angenehm ſind; allein freilich ſind ſie nicht allemal wahr. Mir hat niemals ſo viel Behaglichkeit werden können. Ich bin von meiner erſten Jugend an, in der wirklichen Welt herumgeworfen worden, bin von der erſten Jugend an im thätigen Leben geweſen, habe Menſchen aller Art wirklich in mannigfaltigen Geſchäften des Lebens, in mannigfaltigen Kolliſionen, Leidenſchaften und Abſichten wirklich handeln ſehen, und zum Theil mit ihnen gehandelt. Dieß hat meine Theorie und Spekulation, der ich mich ſonſt eben ſo gern, als Hr. Garve ganz gemächlich ergeben möchte, wenn es mein Loos wäre, ſehr früh mit praktiſcher Kenntniß der Welt verbinden müſſen. Durch die allgemeine deutſche Bibliothek und durch die damit verknüpfte ſehr weitläuftige Korreſpondenz mit vielen Gelehrten von aller Art, habe ich, beſonders in Abſicht auf neuere Gelehrſamkeit, die mannigfaltigen Arten der Bücher, die in Deutſchland geſchrieben und geleſen werden, in viel größerm Umfange kennen lernen müſſen, als vielleicht ſonſt irgend jemand. Ich habe auf alle Zweige der Litteratur, auf den Fortgang der Litteratur in einem jeden deutſchen Lande insbeſondere, einen Blick geworfen, ich habe geſucht, mir alles ſo vorzuſtellen, wie ich es wirklich fand, nicht, wie ich oder andere es ſich gern vorſtellen möchten. Ein ſehr ausgebreiteter Buchhandel in viele deutſche Provinzen hat mich auch den Geſchmack, und die gelehrte Lektur vieler Leute anders kennen lehren, als andere ſie kennen können. Ich begreife daher vieles ſehr wohl, was Hr. Garve gar nicht begreifen kann, der ſo oft in ſeinem Aufſatze wider mich, und wider Hrn. Bie-

*) Siehe S. 8. die Note *).

Dieſer die Worte, ich kann das und das nicht begreifen, als ein Hauptargument anführt. Der Umſtand alſo, daß ich mich um vieles habe bekümmern müſſen, warum er ſich gar nicht bekümmern mag, verurſacht ſchon ganz natürlich, daß er viele Gegenſtände ſich ganz anders vorſtellen muß, als ich.

Indeſſen kann ich Verſchiedenheit der Meinungen ſehr wohl ertragen; ich halte ſie ſogar für nothwendig. Es möchte ſonach allenfalls auch ohne Rückſicht auf Richtigkeit oder Unrichtigkeit noch ſehr intereſſant ſeyn, zu ſehen, wie ein Mann von Hrn. Garvens Einſicht und Scharfſinn, ſelbſt da, wo es ihm an Geſchichtskunde und an praktiſchen Kenntniſſen der Welt fehlet, ſich gewiſſe Gegenſtände nach ſeinem philoſophiſchen Geiſte vorſtelle. Ein guter Kopf, welcher ſich einen Begriff von ihm ſonſt fremden Sachen zu machen ſucht, wird den Begrif, ſo wie er ihn gefaßt hat, in ein helles Licht zu ſetzen wiſſen. Verſchiedene Stellen des Aufſatzes, wo ich Garve den Philoſophen finde, ſind mir daher, auch ſelbſt, wenn ich nicht ſeiner Meinung ſeyn konnte, ſehr intereſſant geweſen. Nur bedaure ich es wirklich, daß ich den ſcharfſinnigen Philoſophen, den Mann, der ſich einen hellen und richtigen Begriff von einer Sache zu machen ſucht, nicht eher darüber urtheilt, bis er ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange eingeſehen, und dann unpartheyiſch und gründlich darüber vernünftelt —, ſo ſelten in beiden Aufſätzen finden kann. Die Argumente die Hr. G. vorbringt, ſind meiſt entweder unbeſtimmt: er nimmt von der einen Seite ſo viel zurück, als er von der andern feſtzuſetzen ſcheint, und denn kann wenig oder nichts daraus gefolgert werden. Oder, welches meiſtens geſchiehet, er ſetzt durch kleine Nebenbeſtimmungen die Sache in ein ganz anderes Licht, als ich ſie geſetzt hatte, und alsdenn treffen mich freilich ſeine Folgerungen nicht. Da aber wohl die meiſten Leſer die kurzen Argumente des Hrn. G. wider mich leſen, ohne mein weitläuftiges Buch allemal dagegen zu halten; ſo wird eben dadurch der ungerechte Verdacht gegen meine Wahrheitsliebe und Sorgfalt erregt, der mich nöthigt, ausführlich dieſe ſo künſtlich gedrehten Argumente in ihrer Schwäche zu zeigen.

Ueberdem iſt etwas in Hrn. G. Aufſätzen wider mich anzutreffen, das man bey einem Philoſophen gar nicht vermuthen ſollte. Man bemerkt darin unter Worten, die ſo ganz glatt und anmuthig ausſehen, einen gewiſſen Ton, der ſich für einen gründlichen Gelehrten, in einem Aufſatze, wo über wich-

wichtige Materien gründlich geurtheilt werden ſoll, wie es mir ſcheint, gar nicht ziemet. Es iſt gar nicht der Ton der Unterſuchung eines Gelehrten, es iſt ein ſeltſames — deutſch weiß ich es nicht zu nennen — faux air du bon ton, ein faux air d'un homme du monde. Herr Marcard *) hat den guten Ton in guten Geſellſchaften meiſterhaft geſchildert. Aber wie wenig treffen ihren Ton! Wie ſo viele ſehen gerade daneben weg, affektiren nur einen, und zwar den geringſten, Theil der Erforderniſſe deſſelben, und können den übrigen gar nicht faſſen! Herr Marcard ſagt unter andern vom guten geſellſchaftlichen Tone: "Man berühre ſeinen Gegenſtand, wie es überhaupt "in der feinen Welt Sitte iſt, gleichſam nur mit der Spitze "der Lippen — im Vorübergehen — mit Anſtand — mit "Geſchmack und Anmuth. — Man will unterhalten und "nicht unterrichten, daher hütet man ſich zu tief einzudrin"gen, und langweilig zu werden, indem man zu erſchö"pfen trachtet." Dies iſt denn der kleine Theil des feinen Welttons, den diejenigen, welche gern feinen Welton haben möchten, immer zuerſt ergreifen; man hört im Weltumgange oft genug, wie lächerlich der Ton wird, wenn es weiter nichts als dieß iſt. Aber ganz unſchicklich iſt dieſer Ton in Schriften, wo ernſthafte Sachen ernſthaft ſollen unterſucht werden. Unglücklicher Weiſe hat Hr. Garve dieſen Ton aus dem kleinen Zirkel, in welchem er ſich zu allen ſcheint, in ſeine Schrift übergetragen. Mit Anſtand ſind ſeine Aufſätze geſchrieben, denn der iſt in der feinen Welt immer das erſte. Wenn er mir auch die härteſten Sachen ſagt, ſo hat es doch immer das Anſehen, als wollte er nur ſo poliment im Vorbeygehen über mich eine gelegentliche Reflexion machen, oder allenfalls meinen mangelhaften Einſichten mit ſeiner bewußten Superiorität, meiner Phantaſie, die ſich Gefahren träumt, durch ſeine Philoſophie, welche die Gefahren überſieht, zu Hülfe kommen. Mit Geſchmack und Anmuth ſchreibt er auch, das iſt ihm ohnedieß leicht, da er gerade hier nicht tief eindringen will. Er ſucht nicht ſowohl zu unterrichten, als zu unterhalten; und ſpöttelt **) allenfalls auch ſo ganz leiſe, wenn Gründe

*) Marcards Beſchreibung von Pyrmont. 1r Theil. S. 72. u. f.

**) Ich weiß wohl, was Spott werth iſt, den man Leuten entgegen ſetzen muß, die keine Gründe erkennen wollen; oder ſo leicht räſonniren, daß man nur ihre Ungereimtheit zeigen darf. Aber leerer Spott, mit dem man Gründen ausweichen will, mit dem man ſich ein ſuperiores Anſehen geben

Gründe nicht auslangen wollen, wie man ſich denn dieß in der feinen Welt zuweilen erlaubt. Beſonders iſt Hr. Garve ſehr bemüht, nicht zu tief einzudringen, nichts zu erſchöpfen. Er iſt darin das Gegentheil von mir, der ich ſo gern alles

ben will, das man in der That nicht hat, iſt unwürdig. Z. B. Hr. Garve hatte in ſeinem erſten Aufſatze die Beſorgniſſe über die Ausbreitung des Katholicismus, für leere Phantaſie erklärt, und es für unnütz geachtet ſich darum zu bekümmern, weil ſeiner Meinung nach ſchon Aufklärung genug in der Welt wäre. Hr. Bieſter hatte ihm wichtige Gründe dawider angeführt. Auf dieſe läßt er ſich nicht anders, als blos im Vorübergehen ein, und ſagt (Dec. S. 528): „Wenn weder die Wiſſenſchaften noch die Philoſophie „hinlängliche Waffen gegen die Ausbreitung des Aberglau„bens gewähren, weltliche Waffen aber nicht gefunden „werden können, wenigſtens von keinem derer, welche „die Gefahr bekannt gemacht haben, angegeben worden ſind (gerade als ob wir weltliche Waffen wider die Katholiken brauchen wollten, und nicht Entdeckung liſtiger Intriguen, und richtige Schilderung zu Waffen wider das Joch der Hierarchie vorſchlügen]; „nun ſo iſt keine Hülfe „noch Rettung mehr, der Katholicismus iſt wie der „Tod, man gewinnt nichts dabey, daß man oft an ihn „denkt, und ihn fürchterlich abmalt, man kann ihm doch „nicht entgehen." Ganz artig geſagt! Eine gute Wendung, die in einem Souper ſin jemand brauchen könnte, der einen Diskurs, der ihn ennuyirt, durch einen Einfall abbrechen wollte, um auf etwas anders zu kommen. Aber ſteht es einem Philoſophen an, wenn von ernſthaften Dingen die Rede iſt, Gründen mit ſo untreffendem Spotte zu begegnen, und von Thatſachen, die Aufmerkſamkeit verdienen, bloß mit Spötterey, die Aufmerkſamkeit ablenken zu wollen? Oder iſts gar Ernſt? Sollte ein Menſchenfreund die Beſorgniß, daß der Katholicismus ſich allgemein ausbreiten könnte, wirklich ſo kalt anſehen dürfen, daß er nur einen Augenblick meinen könne, man müßte lieber nicht daran denken? Hat übrigens jemand geſagt, es werde ſich der Katholicismus allgemein über das menſchliche Geſchlecht ausbreiten? Man hat nur geſagt, der Katholicismus ſey nach ſeinem ganzen Weſen noch vorhanden, und bey der beſtändigen Bemühung der katholiſchen Kleriſey, ihn auszubreiten, ſey zu befürchten, er möchte ſelbſt unter dem Scheine der Toleranz, und der vermeinten Verbeſſerung der katholiſchen Religion, ſich bey den Proteſtanten nach und nach einſchleichen. Man hat befürchtet, es könnten Umſtände kommen, wo das, was Intriguen der Jeſuiten angefangen haben, durch politiſche Gewalt geendigt und befeſtigt würde. Man hat daher Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit und auf die verſchiedenen Schritte der

Ka-

alles erſchöpfen möchte, ehe ich darüber zu urtheilen wage. Aber Hr. Garve möchte nicht langweilig werden. Er giebt mir auch ganz fein zu verſtehen, daß meine mühſame Unterſuchungen, daß die mannigfaltigen Belege aus katholiſchen Schriften zu Sätzen, die er nicht anzunehmen geneigt iſt, ihm ſchon allzu langweilig geworden ſind. Er ſagt: *) "Ich mag mir vielleicht die Dummheit und Unwiſſenheit, die noch unter den Menſchen herrſcht, nicht "groß genug vorſtellen; ich geſtehe auch ſelbſt, nicht den "Muth und die Geduld zu haben, mir alle daraus vorkommende Proben vollſtändig bekannt zu machen."

Hätte auf dieſe Weiſe irgend ein wohlfriſirter Stutzer geſprochen, ſo könnte ich mich damit tröſten, daß man dieſen Kavalierton, welcher die Gegenſtände nur mit der Spize der Lippen berührt, und nichts ergründet, hinlänglich kenne. Aber wenn ein Philoſoph, von welchem das Publikum ein gründliches Urtheil erwartet, über wichtige Vorfälle entſcheidet, und doch ſelbſt ſagt, er habe weder Geduld noch Muth die Proben davon ſich vollſtändig bekannt zu machen, und dabey ſogar die Beſchäftigung derjenigen, die Geduld genug haben, mühſame Unterſuchungen anzuſtellen, und Muth genug, verkannte wichtige Wahrheiten mit Freimüthigkeit zu ſagen, für unnüz erklären will; ſo kann man ſo ein Verfahren wahrhaftig nicht zu hart rügen, ſo kann man wohl ſagen, daß ein Mann, der ſo verfährt, nicht verdiene, daß hier das Publikum auf ſeine Autorität achte.

Es iſt in der That eine höchſt unangenehme Lage, in welcher ich mich in Anſehung des Hrn. G. befinde. Denn indem er mir ſtatt der erwarteten Beweiſe ſeine Autorität entgegen ſezt, nöthiget er mich, entweder zu ſchweigen, oder dem Publikum geradezu zu zeigen, wie wenig ſein Ausſpruch in dieſer Sache gelten könne. Nun iſt zwar ſeine Unkunde und Parteylichkeit ſehr deutlich. Allein es iſt ſchwer, ſie zu rügen, ohne hart zu ſcheinen, und ohne Miſverſtändniß zu

Katholiken, deren einige ſo höchſt bedenklich ſind, empfohlen. Dis iſt nicht das einzige mal, daß Hr. Garve mich etwas mehr oder weniger ſagen läßt, als ich ſage, und alsdenn iſt es ihm freylich leicht, mich als einen Phantaſten darzuſtellen, der ſich und andere mit eingebildeten Uebeln quälet, der gegen einen Schatten ficht. (Jul. S. 29.)

*) S. Dec. S. 493.

zu veranlaſſen. Deswegen proteſtire ich im voraus, daß meine Abſicht gar nicht ſey, ihm einen böſen Willen ſchuld zu geben. Seine Parteilichkeit für die Katholiken kann durch einen ihm ſelbſt unmerklichen Einfluß gewirkt worden ſeyn. Genug ſie iſt wirklich vorhanden, und auch in dem von ihm gewählten Tone ſichtbar. Dieſer iſt beſonders ein gutes Mittel, die Thatſachen nach ſeinem Gefallen vorzuſtellen, nicht ſo wie ſie ſind, ſondern nur ſo wie er ſie gern vorſtellen möchte. Wenn ich noch ſo einleuchtende Thatſachen vorbringe, ſo übergehet er ſie ganz froſtig, und hat nicht einmal Geduld, ſie ſich ganz bekannt zu machen. Immer fordert er von mir und andern, die für die gute Sache der Vernunft, und des Proteſtantismus ſtreiten, mehr als wir leiſten können; thut immer, als ob das, was ich zur beſſern Kenntniß des Katholicismus ſage, nicht genug, oder zu viel, oder nicht zweckmäßig wäre; macht mir beſtändig kleine Chikanen, *) ſpöttelt oft über das, was ich ſage, gleichſam als ob es ganz widerſinnig wäre, gleichſam als ob die Ungereimtheit davon jedem in die Augen fallen müßte, gleichſam als ob es von einem Manne wie er, bloß Achſelzucken verdiene; und ſo verringert er, ſo viel er kann, den Werth meiner wohlgemeinteſten Bemühungen.

Hin-

*) Z. B. Wenn ich ſage: in den Konſtitutionen der Jeſuiten ſey ſchon auf den Fall der Aufhebung gedacht worden, welches jedermann ſehen muß, der die Konſtitutionen aufmerkſam geleſen hat, ſo ſagt Hr. Garve, der die Konſtitutionen anzuſehen, wohl nicht die Geduld hatte, noch weniger die beſondere Geſchichte des Jeſuiterordens, ſo wie ich, aufmerkſam ſtudirt hat, und der alſo keine Gründe wider mich vorbringen kann, ſehr ſpöttiſch (Dec. S. 525.): „Wenn es „ſich mit dieſem Orden wirklich ſo verhält, ſo ſind die Anſprüche, welche die katholiſche Kirche auf Wunderkräfte macht, nicht ungegründet. Es gehet etwas „übernatürliches bey der Sache vor, und wer kann alsdenn „widerſtehen? Nie ſind Obere, gewählt von einer Geſellſchaft, unter der es ſo manche eingeſchränkte Köpfe giebt, „immer Weiſe über allen Weiſen geweſen: Der General „und die Aſſiſtenten der Jeſuiten machen davon eine Ausnahme!" Es ſcheint, Hr. Garve glaube mit dieſem zweckloſen Perſiflage die Sache triumphirend entſchieden zu haben; aber nicht leicht kann etwas mit weniger Kenntniß der Sache geſagt ſeyn. So ſind mehrentheils ſeine Argumente, daß er etwas anders unterſchiebt, als was meiner Behauptung genau gemäß iſt, und dadurch dem Gegenſtande eine ſchiefe Richtung giebt. — Iſt denn Weisheit und Schlauigkeit oder Liſt einerley? Niemand hat geſagt, daß die Jeſuiten Weiſe wären, aber ihr innerer Ausſchuß

iſt

Hingegen von der katholiſchen Hierarchie fodert Hr. G. ſo gar wenig, um beſſer zu erſcheinen, als ſie wirklich iſt. Alles entſchuldigt er an den Katholiken, und was offenbar nicht zu entſchuldigen iſt, giebt er für geringfügig aus, oder will nicht glauben, daß es ſo ſey. Selbſt offenbare Beweiſe aus neuen katholiſchen Schriften will er nicht gelten laſſen,

iſt gewiß ganz überwiegend fein, liſtig, ſchlau. Der Jeſuitenorden hat übrigens freilich viel eingeſchränkte Köpfe, aber das wichtigſte iſt, daß in ſeiner Einrichtung, die beſchränkteſten ſo wie die klügſten Köpfe zu brauchen ſind. Hr. Garve iſt gar ſehr übel berichtet, wenn er glaubt, daß diejenigen Jeſuiten, welche den General und die Aſſiſtenten wählen, eingeſchränkte Köpfe ſeyn könnten. Wer bis dahin kommt, gehört gewiß ſchon zu den fähigſten und liſtigſten. Solche ſchiefe Vorſtellungen ſind allenthalben zu finden. — Wenn ich z. B. ſage, daß die Jeſuiten noch große Macht haben, ſo ſagt Hr. G.: „Die Aufhebung war „nicht in ihrem Plan, und ſie ſind alſo wenigſtens nicht all„mächtig.“ (S. 826.) — Wenn ich ſage, die Jeſuiten ſu„chen Proſelyten zu machen, ſo erwiedert H. G.: „So viel „weiß ich, daß an mich noch kein Jeſuit ſich gemacht hat, „um mich zu bekehren. Ich begreife auch nicht, wie er „es anfangen wollte.“ Die Inſtanz iſt wohl ſehr ſeltſam. Welchem Jeſuiten könnte es einfallen, einen Mann wie Hr. Garve eigentlich bekehren zu wollen; dazu ſind ſie viel zu klug. Man ſieht aber doch aus Hr. G. gefliſſentlicher Entſchuldigung alles deſſen, was katholiſch iſt, daß Jeſuiten oder Unjeſuiten Hr. G. ziemlich nahe geweſen ſind, und ihn zwar nicht bekehrt, aber doch dem Katholicismus ſehr geneigt gemacht haben. Dieß möchte ihnen in vielen Fällen mehr werth ſeyn als bekehren. Wenn doch Herr Garve, der ſo vieles nicht begreifen kann und nicht begreifen will, wenigſtens begreifen möchte, daß Jeſuiten und Jeſuitenfreunde, wenn ſie nicht viel thun können, dennoch nicht verſchmähen, indeſſen wenig zu thun. Genug, ſie ſind immer thätig, und wiſſen recht gut zu temporiſiren, bis ſie mehr thun können. Sie geben auf alles Achtung. Wenn ſie nun etwan durch ganz geringe Mittel, durch äußerliche Freundlichkeit, durch zuvorkommende Höflichkeit im Umgange, durch äuſerlich tolerantes Betragen, (wo Verfolgung von keinem Nutzen ſeyn kann), durch Studiren der Schwächen, bey welchen man jeden am beſten beykommen kann, durch feines eingeſtreutes Lob, welches die Eitelkeit kitzelt, durch anſcheinende Theilnehmung an Philoſophie, Aufklärung u. ſ. w. Proteſtanten für ſich einnehmen, und die üblen Eindrücke, welche verſchiedene andere Schritte ihrer Mitbrüder nothwendig erregen müſſen, bey den Proteſtanten verwiſchen oder gar auslöſchen können: ſo iſt ihnen dieß ſehr viel werth. Und wie? wenn es ihnen ſogar mit

er vermindert die Wichtigkeit *) oder die Glaubwürdigkeit aller Thatſachen. Ob er gleich äuſſerſt unerfahren in der Geſchichte und Kirchengeſchichte der zwey vorigen Jahrhunderte iſt, ſo glaubt er doch dem Ermeſſen derer, die ſie ſtudirt haben, nicht die geringſte Achtung ſchuldig zu ſeyn. Er behauptet

dieſen leichten Mitteln gelungen wäre, einen Mann wie G. ſo weit zu bringen, daß er, ohne zu bedenken was er thut, und wie er es thut, ſich zum erklärten Vertheidiger höchſtbedenklicher katholiſcher Schritte aufwirft, und einen Theil deſſen öffentlich ausframt, was ihm ſo im geſellſchaftlichen Umgange nach und nach ganz unmerklich in Ideen beygebracht wurde, und was etwa einige der katholiſchen Leute, mit denen er umgehet, im feinen Welttone gliſſirten. O! ich dächte, da hätten ſie ganz etwas beſſeres für ſich gethan, als wenn ſie ſich hätten einfallen laſſen, den Philoſophen Garve zu bekehren, d. h. mit ihm über Religion zu argumentiren. Hr. G. mag nur glauben, daß die Jeſuiten, es ſey nun en longue robe oder en robe courte, nicht ſo einfältig ſeyn werden, irgend jemand da anzugreifen, wo offenbar ſeine Stärke iſt, ſie werden ſich lieber ſeine Schwäche zu Nutze machen, und ihn allenfalls unmerklich dahin bringen, daß er für Sie ſeine Stärke braucht: Z. B. daß Hr. G. ſo unüberlegt handelt, für ſie zu argumentiren. Auf die Schwächen der Menſchen pflegen ſie ſich meiſterlich zu verſtehen, und laſſen ſich gewiß mit niemand ein, deſſen Schwächen ſie nicht durch alle Mittel erforſcht haben. Es iſt eine nicht unbekannte Maxime in politiſchen Unterhandlungen: Il faut jetter une ſottiſe pour voir qui la *ramaſſera*, und ſie dient geſchickten Unterhändlern gewöhnlich, um die Art zu erforſchen, wie ſie ſich mit jemanden benehmen ſollen. Sie ſehen ſo unbefangen dabey aus, wenn ſie werfen, als ob ſie gar nichts dabey dächten, und ſind doch auf jeden Schritt höchſt aufmerkſam. Wer ein wenig dieſen Ton kennt, und auch thut, als ob er nichts bemerkte, den laſſen ſie gehen, oder denken auf andere Wendungen, um zu erforſchen, welches die ſchwache Seite iſt, wo man ihn angreifen kann. Wer aber mit den Augen gleich herumblickt, was für glänzende Kügelchen im Zimmer herumrollen, und hie und da eins aufnimmt, um darüber zu raiſonniren, und dann wirklich zu argumentiren anfängt, der iſt denn bald in ihren Händen. Und niemand mag wohl eher in dieſe Falle fallen, als der ſelbſt nichts arges ſucht, es auch von freundlichen artigen Leuten nicht vermuthet, den Lauf der Welt nicht kennt, und das Argumentiren liebt.

*) Herr Garve entblödet ſich nicht (Dec. S. 512.) zu ſagen: „daß die bisherigen unvollſtändigen Nachrichten von den Bekehrungen proteſtantiſcher Fürſten zur katholiſchen Religion, „von keinem Nutzen ſind.“ Alſo wenn man, nach Herrn Garve Vorſchlag, ſich gar nicht bekümmerte, ob bekehrt würde oder nicht; würde es möglicher ſeyn?

hauptet wider alle Geſchichte, es ſey für proteſtantiſches Land gleichgültig, ob ein proteſtantiſcher Fürſt katholiſch werde oder nicht. *) Er behauptet wider alle Klugheit, wir müßten den Katholiken unſere Kirchen in ihrem Gottesdienſte einraeben; ja ſogar über die ſo nöthige Vorſicht, ſich Reverſe geben zu laſſen, daß die Katholiken nicht weiter gehen wollen, als wir ihnen erlauben, zuckt er die Achſeln, als über etwas ganz ungereimtes. **) Er ſagt ſo froſtig als möglich: "Die Proteſtanten ſind gedrückt worden, und "werden noch gedrückt, aber ſie ſind nicht ausgerot"tet. ***) Es werden nicht viele bekehrt." Er behauptet: "Die jetzigen Verfolgungen der Proteſtanten, auch

 "in

*) Iſt es möglich, daß jemand, der es mit Proteſtantismus, und mit der geſunden Vernunft gut meint, ſo etwas froſtig behaupten kann, ohne nur im mindeſten an den ſchädlichen Einfluß der Beichtväter, an die bigotte Erziehung der nächſten Generation fürſtlicher Kinder, und an die unſeligen Folgen davon zu denken. So wenig auch jemand ein Geſchichtskundiger iſt, ſo ſollte er doch dieß wiſſen.

**) Man muß wirklich den Geiſt der katholiſchen Religion gar nicht kennen, man muß in der Geſchichte ganz unwiſſend, und dabey höchſt parteyiſch ſeyn, wenn man den Rath geben kann, unſere Kirchen den Katholiken zu überliefern, und wenn man die Vorſicht, ſich Reverſe darüber geben zu laſſen (welches bey dem bedenklichen Schritte, den Katholiken Rechte in unſern Kirchen zu geben, wohl das wenigſte iſt, was man thun kann) noch tadeln will. Haben ſich doch die meiſten proteſtantiſchen Fürſten, welche katholiſch wurden, vom Papſte in beſondern Bullen Reverſe geben laſſen, daß ſie die eingezogenen und ſekulariſirten Kirchengüter behalten dürften. (S. Journal für Deutſchland 1785. 6tes St. S. 557.) Die müſſen doch wohl den Geiſt des römiſchen Hofes beſſer gekannt haben als Hr. G.

***) Es verurſacht eine höchſt traurige Empfindung, einen Philoſophen und vernünftigen Mann, von Verfolgung, von Bedrückung, ſo kalt ſprechen zu hören. Ein Schleſier ſollte ſich doch wenigſtens erinnern, was ſein Vaterland von verfolgenden Jeſuiten noch vor 50 Jahren litt. Auch da wurden die Proteſtanten nur gedrückt, nicht ausgerottet, viele wurden nicht bekehrt. Aber möchte Hr. G. in der damaligen Zeit gelebt haben? Ich ſchäme mich wahrhaftig, daß ich einen Mann wie Hr. Garve an eine Empfindung erſt erinnern muß, die jedem Proteſtanten und jedem Menſchenfreund aller Religionen ſich darbietet, aber einem proteſtantiſchen Schleſier ſich doppelt darbieten ſollte, nämlich: alle unterdrückte Proteſtanten zu bemitleiden, und von den Unterdrückern nicht anders, als mit Verachtung und Abſcheu zu reden.

"in den finſterſten katholiſchen Ländern *) wären kaum "dem Namen nach mit denjenigen zu vergleichen, de"nen ſie ſonſt ausgeſetzt waren"; und dieß rechnet er den Katholiken ſehr hoch an. Er entſchuldigt, daß der Papſt den

*) Die finſterſten ſo gar? So weit geht alſo die Entſchuldigung des Katholiſchen. Freilich, die Inquiſition gegen Olavides und gegen die Proteſtantiſchen Koloniſten in der *Sierra Morena* waren nur eine große Kleinigkeit! die guten Leute wurden ſehr gedrückt, aber doch nicht verbrannt, wie ſonſt, und damit konnten ſie zufrieden ſeyn! Wie würde Hr. Garvens Urtheil alsdenn ausfallen, wenn er in Madrid wäre, und käme ein wenig in ein *Autillo da fé*, etwa in das, in welches man daſelbſt im Jahre 1785 einen Franzoſen Pierre Conteau brachte, der folgendes geſagt hatte: „Er „glaubte, daß Gott die Welt in einem Augenblick erſchaffen „hätte, und die heilige Schrift nur deswegen die Schöpfung „in ſieben Tagen geſchehen laſſe, um dem ſchwachen Men„ſchen ſolches begreiflich zu machen; daß Maria nicht die „Mutter Gottes, als Mutter eines ewigen Weſens, ſondern „als Mutter eines Menſchen ſey; daß das Concilium zu Tri„dent nicht entſcheidend geweſen ſey; daß die geiſtliche Macht „mit der Erlaubniß, des Freytags Fleiſch eſſen zu dürfen, „Handlung treibe." Gedachter Pierre Conteau ward deshalb zu einer Gefangennehmung von einem Jahr und nachheriger Landesverweiſung verurtheilt. Das war freilich erſtaunend gelinde! — Oder wenn ſich Hr. G. ein wenig unter den jetzigen Verfolgten in Baiern befände, und dort einen anſchauenden Begrif bekäme, was die jetzige katholiſche Verfolgung dem Namen nach iſt. Es war freilich eine Kleinigkeit, wenn 1780 Jaupſer, weil er die Rechte der Menſchheit vertheidigt hatte, ein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen, und verſprechen mußte, gar nicht mehr zu ſchreiben; oder wenn 1785 ein baieriſcher Officier, weil er wider den Aberglauben geredet hatte, in ein Franziskanerkloſter geſteckt wurde, um ſich aus Kanius Katechismus examiniren zu laſſen. — Doch ich irre mich! das waren ja nicht Verfolgungen von Proteſtanten, ſondern nur Verfolgungen von aufgeklärten Katholiken! Nun, ſo ſtelle ſich Hr Garve vor, er ſelbſt fiele nun in die Hände der Baieriſchen Jeſuiten und Unjeſuiten, welche denn ſchon wiſſen werden, mit Ketzern umzugehen. Z. B. in die Hände des ſanftmüthigen P Gruber, des klugen P. Sautermeiſter, des witzigen P. Lorenz Hübner, des gar liebreichen Konzilius Zinnemeiſter, welcher noch 1781 bewies: „wenn ein Proteſtant auch den Mär„tyrer-Tod für Chriſtum litte, ſo ſey es eben ſo gut, als „ob er für den Teufel litte." (S. A. B VI. T. S. 748. oder Allg. d. Bibl. L. 1. S. 67.) oder endlich in die Hände des Mannes von Chriſtkatholiſchen Feuereifers des P. Trauner

in

den König von Preuſſen nicht für König erkennen will. *) Er entſchuldigt, daß der Papſt die ſekularisirten proteſtantiſchen Biſchofthümer an Biſchöfe in partibus vergiebt; Er entſchuldigt ſogar — ſollte man es glauben — daß der Papſt wider den weſtphäliſchen Frieden proteſtirt. Alle dieſe doch in der That unverantwortliche Schritte des Papſts und der Katholiken überhaupt, ſollen nun, wenn man Hrn. Garve glauben wollte, gar nicht bedenklich ſeyn, ſollen nicht einmal bemerkt zu werden verdienen. Sie ſollen nicht das geringſte Mistrauen gegen Katholicismus erwecken, nicht einmal ſo viel Mistrauen, daß wir den Katholiken, die uns für Abtrünnige und Ketzer anſehen, unſere Kirchen nicht unbeſorgt geradezu zu ihrem Gottesdienſte einräumen, und nicht die Augen und Ohren unſerer Mitproteſtanten an den leeren katholiſchen geiſtlichen Prunk wieder gewöhnen wollen! Nicht einmal die ſo geringe Vorſicht, uns in dieſem Fall Reverſe von ihnen geben zu laſſen, ſollen wir brauchen! Alles ſollen wir von der Billigkeit der Katholiken erwarten: nicht das geringſte ſoll uns an ihnen bedenklich ſeyn. Aber wenn ich und andere Männer, die es mit der proteſtantiſchen Kirche gut meinen, blos den Katholicismus ſo ſchildern, wie er iſt, wenn wir das katholiſche Dogma aus den neueſten katholiſchen Büchern, ja ſelbſt aus den Schriften der ſeynwollenden

in Ingolſtadt, des Verfaſſers der Klagede über unbillige Toleranz? Ich hoffe, die Geduld des Hrn. Garve, welche ſich ſonſt, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nach Beweiſen von Dummheit nicht weit bemühet, wird wenigſtens ſo weit gehen, dieſe Ode in der Allg. D. Bibl. (LX, 1. S. 264.) nachzuleſen. Da kann man finden, daß P. Trauner uns Proteſtanten mit ſehr ſtarken Farben, als Apoſtaten, als Tiger ſchildert, die mit blutigen Rachen predigen, u. ſ. w. Freilich iſt dieß alles noch ſehr unbedeutende Verfolgung dem Namen nach; denn weder die Inquiſizion in Madrid, noch P. Gruber, noch P. Trauner haben die Proteſtanten in Händen, um ſie etwas werkthätiger zu verfolgen. Aber was meinet Hr. Garve? Wenn ſie nun die Macht hätten, wollte er wohl ihre ſo geringe Verfolgung ſelbſt probiren?

*) Seit einigen Jahren hat der Papſt den König als König von Preußen erkannt, weil der Königl. Hof auf keine andere Art ferner mit dem Papſt handeln wollte, und weil der Papſt den König brauchte. Aber der Papſt hat es, ſoviel ich weiß, weder in einem Konſiſtorium, noch ſonſt irgend öffentlich bekannt gemacht. Es wäre der Mühe werth, nachzuſehen, ob etwa, der feyerlichen Verſicherungen des Papſtes ungeachtet, im Römiſchen Staatskalender von 1785, nur bloß ein Markgraf von Brandenburg ſtehet.

neuen katholiſchen Reformatoren vorlegen, ſo wie es iſt; wenn wir zeigen, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit der alleinſeligmachenden Kirche, auch von den aufgeklärteſten katholiſchen Theologen angenommen wird, wenn wir bemerken machen, daß Schmid, der aufgeklärte katholiſche Geſchichtſchreiber in dieſer Rückſicht Luthers Reformation, weil ſie auſſer der Kirche geſchah, als etwas ganz unnützes ausſchreyet, und Oberthür der aufgeklärte katholiſche Exeget die Miſſionen und die neuntägigen Andachten anpreiſet; wenn wir zeigen, daß, wohin man ſiehet, die Praxis mit dieſer unſeligen Theorie noch immer übereinſtimme, wenn wir aus unläugbaren Thatſachen zeigen, daß das Proſelytenmachen noch gar nicht aufgehört hat; wenn wir zeigen, daß die ganze katholiſche Kleriſey ſich noch immer die Hofnung macht, uns als Abtrünnige in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzubringen, und daß die thörigten Vereinigungsplane alle dahin abzielen. — Wenn wir dieſes thun, — denn iſts ganz anders, alsdenn ſcheint unſer Verfahren Hrn. Garve höchſt bedenklich. Er ſagt: (Jul. 85. S. 41.) "Ihm wären meine zu ausführlichen (um Vergebung! nicht mehr als es zur gehörigen Auseinanderſetzung nöthig war, ausführlichen) "oft mit etwas ſtarken Farben (um Vergebung! nicht mit zu ſtarken Farben, nur mit den dem Katholicismus eigenthümlichen Lokalfarben,) "ausgemalten Schilderungen katholiſcher Andächteleyen (alſo Ablaßkrämer, Wallfahrter, Mirakelmacher, ſtiere ſtumpfe Mönche, zerſtreute Meßhörer, gedankenloſe Brevierleſer, bigotte Kreuzgänger, katholiſche Religionsphiloſophen wie Storchenau, oder die ächte katholiſche Brüderſchaft in Wien, welche hinterliſtiger weiſe die Proteſtanten an ſich ziehen will, hätte ich mit gelindern Farben, d. h. beſſer ſchildern ſollen, als ſie ſind,) "nicht ganz angenehm geweſen, um ſo mehr, weil er geglaubt habe, ſie "müßten katholiſchen Leſern wehe thun." Ob aber allen Proteſtanten jede Beleidigung der Rechte der geſunden Vernunft wehe thue (denn was iſt Anmaſſung der Unfehlbarkeit und des Alleinſeeligmachenden, Ablaß, Wunder der Heiligenbilder u. d. gl. anders als Beleidigung der geſunden Vernunft), ob uns ſtumpfe Bigotterig, Verketzerung und Proſelytenmacherey mit Recht wehe thue, ob wir wider ſo ſchreyende Mißbräuche, die unter ſo manche Scheinreformation ſchlecht verſteckt werden, unſere Stimme erheben dürfen und erheben müſſen, daran wird von Hr. Garve durchaus gar nicht gedacht. Wir dürfen bey ihm nichts, jene dürfen alles. Bey uns ſoll gerechter

rechter Eifer tadelhaft ſeyn, bey jenen ungerechter Eifer Entſchuldigung verdienen. So ſagt ein Proteſtant, ſo ſagt ein Philoſoph!

Es muß dies jeden unbefangenen Mann befremden; aber es erhellet aus Hrn. Garvens eigenem Geſtändniſſe, wie ich weiter unten zeigen werde, daß es ihm eben nicht viel koſtet, gegen die Geſinnungen der Leute, die in dem kleinen Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft ſind, nachgiebiger zu ſeyn, als man vermuthen ſollte. In dieſem Kreiſe ſind Katholiken und vornehme Katholiken, dabey nicht wenig Leute, welche mit geheimen Geſellſchaften ihr Spiel treiben; dies ſieht man aus Hrn. G. Aufſätzen genugſam. Er geht gern mit ihnen um, das merkt man wohl, die Leute ſind höflich und weltklug, er befindet ſich wohl in ihrer Geſellſchaft, und er will, daß ſie ſich in der ſeinigen wohl befinden ſollen; daher redet er was ſie gern hören. Dieſes iſt recht gut für ein Tiſchgeſpräch oder für eine Abendkonverſation; aber ganz etwas anders iſt es, wenn in Schriften von wichtigen Gegenſtänden gehandelt wird. Indeſſen iſt dieſer Kreis ſeiner katholiſchen oder geheimnißliebenden Bekannten, man ſieht es deutlich, die eigentliche Veranlaſſung von den zwey Aufſätzen, durch welche Hr. Garve mit Hrn. Bieſter einen Streit anfing, und mich, wo ich es am wenigſten erwarten konnte, mit in den Streit zog, indem er ſich wider alles, was ich in meiner Reiſebeſchreibung über den Katholicismus geſagt habe, ganz poſitiv erklärt, und mich, obgleich mit ganz glatt ſcheinenden Worten, doch in der That ſehr entſcheidend, ohne Beweiſe, und auch ohne Schonung, (denn ich ſehe nicht auf den Klang der Worte, ſondern auf den Sinn, nicht auf die äuſſere Moderation in Worten, ſondern auf die innere Moderation, nichts zu behaupten, als was wahr iſt, und worüber man zu urtheilen geſchickt iſt,) nichts geringers beſchuldigt, als: Ich kennte den wahren Zuſtand der katholiſchen Religion nicht, ſtellte ihn den Proteſtanten falſch vor, erregte dadurch ein ungerechtes Mißtrauen zwiſchen beiderley Religionsverwandten, bildete mir ſchimäriſche Gefährlichkeiten ein, und wenn ich meine Beſorgniſſe über weitere Ausbreitung des Katholicismus, über geheime Proſelytenmacherey, und den Zweig davon die katholiſche Wiedervereinigungsſucht äuſſere; ſo fechte ich mit Schatten, und mit Geſchöpfen meiner Phantaſie. Dieß iſt es was Hr. G. eigentlich von mir ſagt, und was ich nicht zu verdienen glaube. Wäre ich ſo, wie er mich

ſchildert; ſo würde ich verdienen, daß man mich über dieſe Materie gar nicht mehr hörte. Dieß iſt es, was freylich manche Leute gern wollten, welche es gar nicht gemächlich für ſich finden, daß verſchiedene Mißbräuche dem Publikum ſo deutlich vor Augen gelegt werden. Ich muß daher den Ungrund ſo ungerechter Beſchuldigungen zeigen, nicht bloß etwa um Hrn Garve willen; ſondern überhaupt um jedem unbefangenen Manne zu zeigen, daß ich zur Unterſuchung verſchiedener Materien, die einigen Leuten ſo fremd ſcheinen, wirklich qualificirt bin. Kann ich dieſes, kann ich bey dieſer Gelegenheit verſchiedene wichtige Umſtände nach ihrer wahren Beſchaffenheit auseinander ſetzen, und unverwerfliche Belege hinzuthun; ſo glaube ich dieſe wenigen Bogen dazu nicht vergeblich angewendet zu haben. Es iſt nicht ſowohl eine Streitſchrift, als eine Erläuterungsſchrift, die ich meinen Leſern vorlege. Es müſſen wohl Erläuterungen nöthig ſeyn, da ſelbſt ein Mann wie Garve ſo vieles aus einem ſo unrichtigen Geſichtspunkte anſiehet. Die Wahrheit ſoll alſo durch dieſe meine Beantwortung von Hrn. Garvens Einwürfen gewinnen. Dies iſt mein Zweck. Ich hoffe, man werde finden, daß die Erläuterungen, welche dieſer Beantwortung von Hrn. G. Beſchuldigungen, an die Hand giebt, weder unnütz noch unbeträchtlich ſind. Iſt dieſes, ſo bin ich über dieſe Gegenſtände nicht zu weitläuftig geweſen, wie es wohl dem erſten Anſchein nach ſcheinen möchte.

Es wird nöthig ſeyn hier kurz anzuzeigen, wie Hr. Garve überhaupt dazu komme, ſich auf dieſe Materie einzulaſſen; weil es ſich vermuthlich viele meiner Leſer nicht ganz im Zuſammenhange erinnern, und es doch nothwendig iſt, den Zuſammenhang der Sache zu wiſſen, um Hrn. Garvens Verfahren recht zu beurtheilen.

Im Monate Januar der Berliniſchen Monatsſchrift ward eine Nachricht von einem proteſtantiſchen Diakonus eingerückt, dem in einer geheimen Geſellſchaft, die nicht genannt war, die ſieben katholiſchen Prieſterweihen insgeheim waren gegeben worden. An ſich iſt dieſe Geſchichte nicht allein nicht unmöglich; ſondern wer einigermaſſen weiß, was in Deutſchland und auch in andern Ländern in einem gewiſſen Kreiſe von Menſchen ſeit einigen Jahren geſchah, wird ſie gar nicht unwahrſcheinlich finden. Im April dieſer Monatsſchrift trat (in einer an Hrn. Bieſter gerichteten Abhandlung) ein ungenannter Verfechter dieſer Geſellſchaften auf, der ſich T—y unter-

unterſchrieb. Er gab nicht Gründe, er widerlegte nicht etwa die Geſchichte als ein Augenzeuge, ſondern ſchimpfte und ſchalt ſo bitter und ſo unvernünftig, ſpottete ſo kindiſch über alle diejenigen, welche geſunde Vernunft verehren, und nicht auf Geheimniſſe und Wunderdinge ihr Vertrauen ſetzen, daß wie ich glaube kein unbefangener Mann, er mag nun den geheimen Geſellſchaften, und den Geheimniſſen, die in ihnen verborgen ſeyn ſollen, gewogen ſeyn oder nicht, läugnen wird, ein ſo elender Verfechter habe der Sache, die er vertheidigen wollen, mehr geſchadet als genutzt. Mich ging übrigens dieſe Sache nichts an; ich dachte auch wohl nichts weniger, als jemals in dieſen Streit verwickelt zu werden. Aber ſiehe da! T—y, der jeder Philoſophie, die aus der geſunden Vernunft fließt, überhaupt ſpottete, und überhaupt alles, was nach Geheimniſſen ſchmeckte, in ſeinen Schutz nahm, vertheidigte auch das Buch des Erreurs & de la Verité, freylich nicht mit Gründen, ſondern mit der Verſicherung, daß die Gegner ein zu ſtumpfes Gehirn hätten, um den verborgenen Sinn dieſes Buches zu errathen, daß ſie niedrig und boshaft handelten. Dieſer Verächter aller geſunden Philoſophie ſagte unter andern wirklich ganz unerwartet: der Philoſoph Garve habe von dieſem Buch geſagt: "Er habe alle "Ehrfurcht für dieſes Buch, ob er gleich nur noch einen "kleinen Theil deſſelben verſtehe." Man mußte wirklich erſtaunen, daß ein Menſch, wie der T—y, der ſich auf einer ſo ſchlechten Seite als ein Vertheidiger alles Aberglaubens, und als ein Verächter der Vernunft zeigte, ſich einer ſolchen Vertraulichkeit mit einem Manne wie Garve rühmen durfte, daß er nicht nur deſſen Privatunterredungen genau wiſſen konnte, ſondern ſie ſogar zu Beſtärkung ſeiner eigenen thörigten Meinungen, ohne Bedenken öffentlich anzuführen ſich erkühnete. Man mußte auch wirklich erſtaunen, wie Garve ein Buch voll unverſtändlichen Zeuges einigermaſſen billigen, ja, wie er für ein Buch, wovon er nur den kleinſten Theil verſtehen konnte, Ehrfurcht haben ſollte. Man mußte wirklich erſtaunen, daß ein Mann wie Garve, ein unverſtändliches Buch, das nothwendig den Verſtand verkrüppeln muß, eben, weil es unverſtändlich iſt, und verſtändlich ſcheinen ſoll; ein Buch, welches ſchon ſo manchen Leuten die es zu verſtehen, und eine unergründliche Philoſophie *) darin zu finden glaubten, wirk-

*) Es giebt blödſinnige Schwärmer, welche alles bewundern, was ſie nicht verſtehen: es giebt Geheimnißſucher, die in allem, was dunkel ausſiehet, Geheimniſſe zu finden glauben, es

wirklich den Kopf eingenommen hat, mit Ehrfurcht anſehen ſollte. Man mußte dieß wirklich für eine Verläumdung eines ſo berühmten Philoſophen annehmen, und es ſchien kein Zweifel, daß er ſelbſt es dafür anſehen werde. Hr. Bieſter erklärte dieß auch aus dem Munde von Hrn. Garvens Freunden. Nun trat Hr. Garve im Julius ſelbſt auf! Er erklärte zwar, wie man es auch von ihm nicht anders erwarten konnte, daß er den unverſtändlichen Theil dieſes Buchs mißbillige, und alſo für daſſelbe nicht Ehrfurcht haben könne. Aber ſiehe! darüber zeigte er nicht die geringſte Indignation, daß ein verkappter Schwärmer ihn öffentlich kompromittirt hatte. Er war ſo gleichgültig bey der Beſchuldigung, daß ein Philoſoph wie er, für ein elendes unverſtändliches Buch ſollte Ehrfurcht gezeigt haben. Er ſetzte gar nicht auseinander, wie es immer zugehen könne, daß ein Vertheidiger des Aberglaubens und der Unvernunft ſich ſo kühn auf Garvens Autorität habe berufen dürfen. Da man erwarten mußte, er werde ſein ſo ſehr falſch ausgelegtes Urtheil, nachdem er nun ſelbſt aufzutreten für gut fand, doch genau berichtigen, ſo antwortete er hingegen bloß evaſoriſch: "Er mißbillige im "Grunde ſeines Herzens dieſes Buch; habe er dieß Ur"theil über Perſonen, welche für dieſes Buch eingenom"men waren, und die ſeine Achtung verdienen, auf eine "mildere Art ausgedrückt, ſo ſey er doch gewiß, daß er es "nie ganz verläugnet habe." Hr. Garve ſagt übrigens nicht, ob er als ein Philoſoph, der doch zum Unterſuchen geneigt

es giebt ſchlaue Demagogen, welche die Sucht nach Geheimniſſen zur Beförderung ihrer Herrſchaft gar liſtig zu gebrauchen wiſſen. Alle dieſe haben ſich des Buchs des Erreurs et de la verité, welches ihnen von den Jeſuiten in Frankreich, welche jetzt affektiren, ſich Philalethen zu nennen, als eine Lockſpeiſe aus ſehr hinterliſtigen Abſichten vorgeworfen worden iſt, mit größtem Eifer bemächtigt. Es giebt aber auch ganz gute, nicht unphiloſophiſche Köpfe, welche dieß Buch leſen, etwas darin ſuchen, etwas darin zu verſtehen zu glauben, und es erklären wollen. Dieſe gewinnen das Buch ihrer Erklärung wegen lieb, und tappen bey den vielen unverſtändlich ſcheinenden Stellen im Finſtern, in Hofnung, das Licht endlich durch die Anſtrengung ihres Verſtandes zu finden. Hierdurch geben ſie dieſem Buche eine Wichtigkeit, ohne es zu merken, und befördern Schwärmerey, ſelbſt indem ſie Schwärmerey widerlegen wollen. Man ſiehet wohl, daß die *Ph. Inc.*, welche das Buch des Erreurs ſo liſtiger Weiſe in die Welt warfen, nur allzugute Kenner des menſchlichen Herzens ſind, und zur Erreichung ihrer Abſichten nur allzuſichere Wege einſchlagen.

geneigt ſeyn ſollte, einigermaſſen auf die Gründe zu kommen geſucht habe, warum die Perſonen, mit denen er von dieſem Buche redete, für daſſelbe eingenommen waren. Er ſagt nicht, ob auch dieſe Gründe einige Achtung verdienten, oder ob etwa nur der Stand oder der Reichthum dieſer Perſonen, die Achtung eines Philoſophen ſo ſehr erhielten, daß er vor ihnen, obgleich nicht ganz, doch meiſt das verläugnete, was er im Grunde ſeines Herzens glaubte; oder ob es etwa nur dem bon ton zu Gefallen geſchehen ſey, der nichts erſchöpft, der die Gegenſtände nur mit den Spitzen der Lippen berührt. Er ſagt nicht, wie viel er von der Mißbilligung dieſes abſurden Buchs zu verläugnen für gut gefunden habe. Er ſagt nicht, ob etwa ſeine Mißbilligung eines ſo ſchädlichen Buchs auf eine ſo gar milde, oder vielleicht auf eine ſo gar gefällige Art ausgedruckt, und ſein mildes Urtheil ſo oft wiederholt worden ſey, daß ein verkappter Schwärmer mit einigen Grunde ſich habe unterſtehen dürfen, geradezu vorzugeben, Garve habe Ehrfurcht für dies ſchädliche und abſurde Buch bezeigt. Er drückt ſich über die Imputation des T—y ſo gar milde, auf eine ſo gar gefällige Art aus, daß ihm nicht einmal dieſe Imputation befremdlich zu ſeyn ſcheint. Er denkt nicht daran, ob es einem Mann wie Ihm anſtändig ſey, das Urtheil, das er im Grunde ſeines Herzens fällte, aus bloßer Menſchengefälligkeit zu verheelen; nicht daran, ob etwa ein ſo nachgebendes gefälliges Urtheil, wenn es von einem Manne wie Garve *) kömmt, und wenn es ein Buch ungetadelt läßt,

*) Ich kann und will das Urtheil meines eigenen Gewiſſens nicht andern zur Nachfolge vorſchreiben; aber ich denke hierüber folgendermaßen: Ich ſehe ſehr wohl ein, daß der eifrigſte Vertheidiger der Wahrheit, nicht alle Wahrheiten ſagen, nicht alle Unwahrheiten, ſelbſt, wenn ſie wichtig und gemeinſchädlich ſind, rügen kann. Ich fühle es ſelbſt ſehr oft, und es thut mir leid, daß ich ſchweigen muß, wo es nöthig wäre, laut für die Wahrheit zu reden. Beſonders iſt ſehr leicht einzuſehen, daß der eifrigſte Vertheidiger ſich nicht auf alle Wahrheiten, die er für nöthig und nützlich hält, in öffentlichen Schriften einlaſſen kann und darf. Es kann Muße fehlen, es kann an Mitteln fehlen, die Wahrheit, von der man überzeugt iſt, andern auf eine einleuchtende Art auseinander zu ſetzen; man kann endlich nicht Luſt und Muth haben, in ein Weſpenneſt zu ſtören, und ſich in Streitigkeiten einzulaſſen. Kurz, hier kann man niemand vorſchreiben, was er thun ſoll oder nicht. Auch im geſellſchaftlichen Umgange kann man über viele Dinge ſchweigen; denn entweder iſt nicht Gelegenheit zu reden, oder die Klugheit verbietet

läßt, das alle geſunde Philoſophie über den Haufen wirft, Schaden thun könne. Dieß muß in der That befremden. Aber was noch weit mehr befremden muß, ohne zu bedenken, welche ſchädliche Wirkung ſchon ein übereiltes Privaturtheil von ihm, auf ſchwärmeriſche Menſchen gehabt hatte, fährt er fort, noch eine Menge ſehr übereilter Urtheile mehr, öffentlich in entſcheidenden Tone zu ſagen. Er will die Schädlichkeit des Buchs des Erreurs wenigſtens dadurch vermindern, daß er dieß Buch, welches allgemein verbreitet wird, und ſo vieler Menſchen Verſtand verwirrt, für unbe-

trächt-

bietet es. Auch wenn ein vornehmer und angeſehener Mann in Geſellſchaft nach Vorurtheilen ſpricht, iſt es wohl erlaubt, ihm nicht geradezu zu widerſprechen. Aber dieß wird ſchon bedenklicher, wenn der Gegenſtand wichtig wird, wenn Vernunft und Unvernunft, geſunde Vernunft und ſchimpflicher Aberglauben, Rechte der Menſchheit und Rechte des menſchlichen Verſtandes im Spiele ſind. Wenn ich ein ſolches Geſpräch anhörte, könnte ich vielleicht auch noch ſchweigen, wenn die Umſtände darnach wären; wenn aber das Geſpräch beſonders an mich gerichtet würde, ſo zweifele ich, ob nicht eine Mine meines Geſichts verrathen würde, ob ich es billigte oder mißbilligte. Ich glaube alſo, wenn auch der angeſehenſte Mann von einem Gelehrten und einem Manne von Verdienſten, deſſen Autorität etwas werth ſeyn kann, im Geſpräche über wichtige Dinge ausdrücklich deſſen Urtheil verlangt; ſo ſollte der Gelehrte ſeinen eignen Werth ſo ſehr ſchätzen, daß er die Wahrheit nicht halb ſagte, und ſie vielmehr mit allen Gründen, die ihm ſeine Einſicht und ſeine Klugheit an die Hand geben, freymüthig vertheidigte. Einzelne Fälle können zwar ſo delikat ſeyn, daß allgemein darüber nichts beſtimmt werden kann, und es ſey dem Gewiſſen jedes ehrlichen Mannes überlaſſen, wie er glaubt, ſich in ſolchen Fällen benehmen zu dürfen. Aber ſo viel darf ich von mir ſelbſt wohl ſagen: Wenn auch der angeſehenſte Mann verlangt, daß ich mich über wichtige Sachen erklären ſoll, ſo erkläre ich mich, es ſey mündlich oder ſchriftlich, ganz freymüthig, und ſage meine Meinung ohne Heucheley und Zurückhaltung; damit man nicht etwa von meinem Beyfalle gegen andere Gelegenheit zu mehrerem Mißbrauche nehme. Ich würde glauben, die geheiligten Rechte der Wahrheit zu verrathen, wenn ich aus Menſchengefälligkeit von Aberglauben und Unvernunft gemildert urtheilte, nicht die Rechte einer geſunden Philoſophie bey ſolcher Gelegenheit ganz (nicht halb) vertheidigte. Ich würde es lieber darauf ankommen laſſen, für einen ſchlechten Geſellſchafter, ja für einen Menſchen ohne Lebensart gehalten zu werden, als daß Männer, denen die Rechte der geſunden Vernunft am Herzen liegen, mir mit Grunde vorwerfen könnten: ich hätte aus Höflichkeit Aberglauben und Schwärmerey als leidliche und wohl zu toleririende Dinge vorſtellen wollen.

trächtlich ausgiebt; er will, ob er es gleich (wie er ſelbſt ſagt) nicht verſtehet, doch deſſen Zuſammenhang mit dem Katholicismus läugnen, den ihm Hr Tieſter doch wohl ziemlich deutlich gezeigt hatte. Er ergreift dieſe Gelegenheit, zugleich den Katholicismus ſehr ausführlich zu entſchuldigen; und, ſo mildert er mit einem Schwärmer umgehet, der von ihm wider ſein Wiſſen und Willen, ein unüberlegtes Urtheil bekannt machte, und ihn dadurch öffentlich kompromittirte; (welches ihm doch wohl eigentlich hätte ſehr unangenehm ſeyn müſſen,) ſo ſtrenge iſt er gegen diejenigen, welche auf die Mißbräuche des Katholicismus aufmerkſam machen.

Wer dem Gang ſeiner ganzen Gedanken nachgehet, der ſiehet wohl, woher dieſe beſtremdliche Parteylichkeit für alles was katholiſch iſt, bey Hrn. G kommt. Er hatte einmal ſich angewöhnt, gegen Leute, die dem Katholicismus geneigt oder ſelbſt katholiſch waren, zu reden wie ſie es gern hörten. Anſtatt dieſen Fehler zu verbeſſern, da er wegen ſolcher Gefälligkeit von dem T—y ſo unvermuthet öffentlich kompromittirt ward, glaubte er ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn aufbieten zu dürfen, um, durch ſcheinbares theoretiſches Räſonnement und durch Deklamationen, den Geſinnungen, die er ſo oft ſeinen Freunden nachgeſehen hatte, einen beſſern Anſtrich zu geben, und ſich ſelbſt wegen der Billigung dieſer Geſinnungen zu entſchuldigen. Da Thatſachen auf einem Mann, der nur zur Spekulation ſeiner Studierſtube gewöhnt iſt, weniger Eindruck machen, und da ihm noch dazu dieſe Thatſachen, durch den Zirkel der Freunde in dem er lebte, ſo oft in einem unrichtigen Geſichtspunkte dargeſtellet worden waren, ſo traute er ſeinem Räſonnement, ſeinen Vorſtellungen, wie er ſie aus der Spekulation heraushob, mehr Kraft wider Thatſachen zu, als auch das beſte theoretiſche Räſonnement jemals haben kann. Er verſchmähte dabey nicht die kleinen Kunſtgriffe, welche ſich die Vertheidiger von zweydeutigen Dingen ſo leicht erlauben, nemlich unbeſtimmt zu reden, wo man beſtimmt reden ſollte, Gründe zu übergehen, auf welche man achten ſollte, den Gegenſtand ſo zu ſtellen, daß kein deutliches Licht darauf fallen kann, und allenfalls, wo man die Gründe auseinander ſetzen ſollte und nicht kann, mit angenommener Superiorität, eine ungegründete Meinung als ein unwiederlegliches Axiom hinzuwerfen.

Er verließ ſich dabey auf den angenommenen guten Ton, auf die artigen Wendungen, daß man das, was wi-

der

der mich und andern wirklich hart iſt, nicht für ſo hart anſehen, oder mit Nachdruck rügen würde. Ich wünſchte um ſein ſelbſt willen, er hätte mich aus dieſem von ihm angefangenen Streite, der mich eigentlich gar nichts angehet, ganz weggelaſſen. Da er mich aber zuerſt angreift, und alles das was ich zum Beſten des Proteſtantismus und der geſunden Vernunft ſchrieb, verdächtig machen will, da, ganz gewiß, wenn ich ſchwiege, viele Leute, die es ohnedieß gar nicht ihrer Konvenienz gemäß halten, daß über gewiſſe Gegenſtände ein helles Licht verbreitet wird, ſich auf Garvens Autorität ohne weitere Unterſuchung berufen, und mich für einen Phantaſten der mit Schatten ficht, ausſchreyen würden; ſo kann ich nicht ſchweigen. Ich ſehe mich wider meinen Willen genöthigt, deutlich zu zeigen, daß Garvens Autorität in dieſer Sache von gar keinem Werthe ſeyn kann. Ich ſehe mich, ſo unangenehm es mir iſt, genöthigt, deutlich zu zeigen, daß Hr. Garve wirklich von Dingen entſcheidend urtheilt, die er nicht gehörig unterſucht hat, und daß er ſich die offenbarſte Parteylichkeit zu ſchulden kommen läßt. Es thut mir leid, daß ich eines ſo verdrießlichen Geſchäftes nicht überhoben ſeyn kann; aber Wahrheit muß über alles gehen. Es thut mir leid, daß ich hiebey ziemlich weitläuftig werden muß; aber Hr. Garve hat ſo viele weſentliche Falſchheiten entſcheidend behauptet, daß ohne genaue Auseinanderſetzung die Wahrheit nicht in ihrem rechten Lichte erſcheinen kann.

Hr. Garve hat ſich übrigens in ſeinen Aufſätzen ſo wenig einer einleuchtenden Ordnung bedienet, und es kommen ſo mancherley Sachen darin vor, welche mich unmittelbar nicht angehen, daß ich dem bloßen Gange ſeiner Ideen nicht wohl folgen kann. Ich will alſo nur die hauptſächlichſten Punkte ausheben, die zu meiner Rechtfertigung gehören, betreffend den Katholicismus und die ſehr verſchiedene Art, wie Hr. Garve und ich, dieſe delikate Materie behandelt haben.

I.

Ich muß wenigſtens an Einem Exempel zeigen, wie ſehr parteyiſch für den Katholicismus Hr. Garve alles vorträgt. Ich und andere haben gezeigt, daß der Papſt und überhaupt die katholiſche Hierarchie ihre Herrſchaft durch alle mögliche Liſt zu befeſtigen, und wenn es möglich wäre, noch weiter auszudehnen ſucht.

Nun

Nun will H. Garve vorgeben, alle Anmaſſungen des Papſtes wären nichts, als ein alter Kurialſtil, der nur ſo fortdaure aber gar nichts bedeute. Er giebt vor, der Papſt ſey ganz ohnmächtig, er fühle auch ſeine Ohnmacht, und ändere daher, wenn nur der geringſte Schritt geſchähe, ſeinen Kurialſtil, und mit ihm ſeine Anmaſſungen. Zum Beweiſe dieſes Satzes, der für das menſchliche Geſchlecht ſehr wohlthätig ſeyn würde, wenn er nur wahr wäre; führt Hr. Garve einen ihm bekannt gewordenen Fall an, und trägt ihn folgendermaſſen vor: *) "In einem proteſtan"tiſchen Lande wurde ein katholiſcher Weihbiſchoff konſekrirt; "und das dabey gewöhnliche Ritual ohne alle Aende"rung gebraucht. Proteſtantiſche obrigkeitliche Perſo"nen, und Männer vom Range wurden zu Zuſchauern "der Feyerlichkeit erbeten; und um ſie in den Stand zu ſe"tzen zu verſtehen, was ſie ſähen, wurde ihnen ein Auszug "aus dem Ritual in die Hände gegeben. So wenig Ar"ges dachte man ſich bey dem, was man that und ſagte, "daß man diejenigen zu Zeugen davon machte, die Ankläger "oder Richter ſeyn konnten. Und dem ohngeachtet waren "die Ausdrücke und die Worte arg genug. Der neue Bi"ſchoff verſprach, wie vor Jahrhunderten die Formel "lautete, die Ketzer zu verfolgen, und dem Papſte un"bedingten Gehorſam zu leiſten. Einige der Zuſchauer "wurden zwar darüber betroffen; aber die Sache würde "doch in ihrer alten Geſtalt fortgedauert haben, wenn "nicht in einer Privatunterredung des Fürſten ſelbſt mit ei"nigen Perſonen, die er ſeines nähern Umgangs würdigte, "das Geſpräch von ungefähr auf dieſen Gegenſtand gefal"len wäre. Einer von der Geſellſchaft, ſelbſt ein Geiſtli"cher dieſer Kirche, ein Mann der über die Vorurtheile "ſeines Standes erhaben iſt, bezeugte ſeine Verwunderung "über die Unſchicklichkeit, die ſeine Glaubensgenoſſen bey "dieſer Gelegenheit begangen, und über die wenige Em"pfindlichkeit, welche die unſrigen dabey gezeigt hätten. Er "ſagte dem Fürſten, daß es nur ein Wort am päpſtli"chen Hofe koſten würde, **) um von dort aus ſelbſt die "Aenderung dieſes anſtößigen Rituals auf künftige "Fälle zu bewirken. Der Fürſt gab ſeine Einwilligung da"zu, daß ein ſolches Wort geſagt würde. Der Prälat "ſchrieb

*) Dec. S. 528.

**) Das hat er ſehr wohl ſagen können, wenn er, wie nicht zu zweifeln iſt, den Papſt und den Landesherrn, und die Lage jenes zu dieſem recht gekannt hat.

"ſchrieb nach Rom, nur in ſeinem eigenen Namen, und als "von einer Sache, die er zur Ehre des heiligen Stuhles "abgeändert zu ſehen wünſchte. Sogleich folgte eine ſehr "huldreiche Antwort aus der päpſtlichen Kanzley an den "Briefſteller ſelbſt, worin ihm für dieſen Beweis ſeiner Er- "gebenheit *) gedankt wurde, und ein Dekret an das bi- "ſchöfliche Amt, welches die Weglaſſung dieſer ungezie- "menden Ausdrücke befahl. Dies können vielleicht Klei- "nigkeiten ſcheinen. Aber es beweiſt doch auch, daß von "denen, welche von der Macht und den Anmaſſungen des "Papſtes Beweiſe führen, Kleinigkeiten zu wichtigen "Sachen gemacht werden." Dieß letztere iſt eine von den vielen Verunglimpfungen, die Hr. Garve ſo ins allgemeine hin wirft, um die Unterſuchungen über die fortwährende Macht des Katholicismus verächtlich zu machen, und ſie als eines verſtändigen Mannes unwürdig vorzuſtellen. Ich habe nie Kleinigkeiten für wichtige Sachen ausgegeben; ich habe mich ſehr wohl bemühet jede Sache nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Ich berufe mich auf jeden unbefangenen Mann, der die Thatſachen die ich anführe, mit mehr Geduld und Unparteylichkeit unterſuchen will, als Hr. G. gethan hat. Aber Hr. Garve macht ſich ein eigenes Geſchäfte daraus, wichtige Sachen für Kleinigkeiten auszugeben, und umgekehrt. Dieß zeigt er auch hier. Daß der Papſt temporiſirt, und einem Fürſten zu gefallen, ſcheinbarer Weiſe einen Ausdruck ändert, iſt eine wahre Kleinigkeit; und Hr. G. irrt ſich ſehr, wenn er glaubt, der Papſt habe dadurch nur der geringſten von ſeinen Anmaſſungen entſagen wollen. Aber daß der Papſt noch bis jetzt allen Biſchöfen, allen Kardinälen den Eid abnimmt, die Ketzer zu verfolgen, **) iſt keine Kleinigkeit, wie uns Hr. Garve vorſpiegeln will, ſondern eine ſehr wichtige Sache.

Wir

*) Es iſt wohl leicht zu erachten, der Prälat werde beym Papſte geltend gemacht haben, er habe mit einem mächtigen proteſtantiſchen Landesherrn zu thun, mit dem nicht zu ſcherzen ſey, und er ſey dem heiligen Vater viel zu ſehr ergeben, um nicht demſelben zu rathen, in dieſer Sache freywillig nachzugeben, ehe er dazu gezwungen würde. Die Bewegungsgründe, die aus der Menſchenliebe, und aus der ächten Religion Jeſu hergenommen ſind, dürften wohl in Rom ſo ſehr treffend nicht ſeyn, und wären doch eigentlich die einzigen die man brauchen ſollte.

**) Auf allen katholiſchen Univerſitäten, muß jeder, der Magiſter wird, ſein katholiſches Glaubensbekänntniß ablegen, und dabey die Ketzer und Ketzereyen verfluchen. In Wien iſt dieß vom Kaiſer abgeſchafft; in Mainz auch

durch

Wir wollen doch die Geſchichte und die Art wie ſie Herr Garve vorſtellt, etwas näher beleuchten. Es iſt ja die einzige Thatſache die Hr. G. anführet. *) Wir wollen doch ſehen, wie Hr. G. eine Thatſache behandelt!

Er ſagt, die Katholiken hätten gar kein Arges daraus gehabt, daß ſie die Proteſtanten ſelbſt zuhören lieſſen, da der Biſchof ſchwur ſie als Ketzer zu verfolgen. Freilich hat die katholiſche Kleriſey mehrentheils den Sinn ganz verlohren, daß ein ſolcher Schwur abſcheulich iſt; und ſogar, daß Ketzer ihn übel nehmen müſſen, fällt manchen Katholiken gar nicht ein. Es ſind ja Ketzer, wider die alles erlaubt iſt! Hr. G. wird uns doch wohl nicht einbilden wollen, alle katholiſche Biſchöfe und Prieſter, ohne Ausnahme, verabſcheueten die Ketzerverfolgung. Herr G. ſagt zwar nicht, wo, wie, wenn, die Geſchichte geſchehen iſt, und ſo kann man einige Umſtände nicht ganz genau beurtheilen, zumahl da man auch die Geſinnungen der katholiſchen Prieſter und Biſchöfe, welche dabey vorkommen, nicht genau kennet. Aber ſo viel ſieht man doch ein, ſie haben es für ſehr natürlich gehalten, daß ein Biſchof dieſen Eid wider die Ketzer ſchwöre. Es wird in dieſem Lande wohl nicht das erſtemahl geweſen ſeyn, daß proteſtantiſche Zuhörer einer biſchöflichen Conſekration beygewohnet, und die Worte des Eides haben hören müſſen. Ob die Katholiken etwas Arges dabey gedacht haben, ſollte

durch den jetzt regierenden Kurfürſten. Hr. Garve mag ſich erkundigen, wie es in der leopoldiniſchen Univerſität in Breslau hierin gehalten wird. Es kann leicht möglich ſeyn, daß daſelbſt noch ungeziemende Ausdrücke gebraucht werden, eben wie ſonſt in der Kirche. In Italien, Spanien, Portugall, Frankreich und Pohlen iſt dieſe unſinnige Ceremonie noch in allen Univerſitäten in vollem Gebrauche. Z. B. der berühmte Forſter jun. in Wilna, hört ſich vor ſeinen eigenen Ohren verfluchen, ſo oft ein Magiſter gemacht wird.

*) Herr Bieſter hat (Dec. S. 545.) kurz angezeigt, wie wenig dieſe Geſchichte für den guten Willen des Papſtes beweiſe; ſo wie er überhaupt, in ſeinen Antworten an Hrn. Garve, die Einwürfe deſſelben, welche direkte gegen ſeine Behauptungen gerichtet waren, in ihrer Blöße dargeſtellt hat. Es iſt natürlich, daß ich oft mit ihm zuſammentreffe; indeſſen, da er dort davon nur kurz handelt, habe ich alle zu dieſem von H. Garve erregten Streit gehörige Stücke, wenn ſie auf meine Behauptungen Einfluß haben, ausführlicher aus einander ſetzen müſſen, um noch deutlicher zu zeigen, in welchem unrichtigen Lichte H. G. alles darſtellt.

doch wohl Herr Garve, wenn er ſonſt unparteyiſch ſeyn wollte, nicht beſtimmen wollen. Woher kann er denn aller anweſenden Katholiken Gedanken bey einem Eide von Ketzerverfolgung ſo vortheilhaft auslegen? Wenn man ein wenig die allgemeinen Geſinnungen der katholiſchen Kleriſey kennt, ſo könnte man, wenn ſonſt nichts dawider wäre, wohl vermuthen, daß ein Theil viel Arges dabey gedacht, und heimlich triumphirt haben werde, daß die Ketzer ihre eigene Verdammung mit anhören mußten. Dieß ſchließt nicht aus, daß vernünftige Katholiken dieß wie andere Mißbräuche mißbilligen könnten.

Hr. G. hat ferner eine ihm ganz eigene Art alle auch die bedenklichſten Schritte der katholiſchen Hierarchie zu entſchuldigen, indem er beſtändig allerhand ſchiefe Winke giebt, welche alle Bedenklichkeiten gleichſam abwenden, alles als höchſtgeringfügig als höchſtunbedeutend vorſtellen. Dieß zeigt er auch hier, da er dieſen ſchändlichen Eid für ein altes unbedeutendes Ritual, das nur ſo vor Jahrhunderten im Gebrauch geweſen wäre, vorſtellen will. Dieß iſt ganz parteyiſch und unrichtig angegeben. Hr. Garve weiß nicht oder erinnert ſich nicht, daß dieſer ſcheußliche Eid noch bis jetzt, ſo weit der Papſt reichen kann, von allen Biſchöfen, und beſonders auch von allen Kardinälen, geſchworen werden muß. Dieß iſt kein leeres Ritual, kein alter Kurialſtil, ſondern der Papſt macht wirklich die Forderung an die Biſchöfe, daß ſie die Ketzer verfolgen, und dadurch die Macht der Kirche ausbreiten ſollen. Es iſt bekannt, daß als vor zwey Jahren in Rußland, durch die beſondere Gnade der Kaiſerin, ein Jeſuit zum katholiſchen Biſchof konſekrirt wurde, der päpſtliche Nuntius Kardinal Archetti mit größtem Eifer darauf beſtand, daß dieſer Eid unverändert geſchworen werden müßte. Der Biſchof war auch bereit ihn zu ſchwören. Der Kardinal, der ſelbſt dieſen Eid geſchworen hatte, und der Papſt, der nicht nach einem alten Rituale, ſondern bey dieſer Gelegenheit ausdrücklich wiederholt befohlen hatte, daß dieſer Eid vom Biſchof geſchworen werden müßte, waren davon eher nicht abzubringen, bis die weiſe Katharine ſchlechterdings erklärte, daß Sie es nicht zugeben würde. Da mußten ſie freilich nachgeben, aber wahrhaftig nicht mit gutem Willen.

Man muß erſtaunen, daß ein Philoſoph, bloß um alles an den Katholiken zu entſchuldigen, ſein moraliſches Gefühl ſo weit verläugnen kann, daß er von einem ſchändlichen Eide, und noch dazu von einem falſchen Eide, mit ſolcher Gleichgültigkeit reden kann, und ſogar ausdrücklich ſagt:

ſagt: Die ganze Sache wäre eine Kleinigkeit. Was ſoll man denn von dem Biſchofe denken, der dieſen abſcheulichen Eid, ohne Bedenken, wirklich ſchwor? Ein Biſchof wird doch wiſſen was ein Eid bedeutet. Er muß doch wohl die Verpflichtung eines jeden ehrlichen Mannes kennen, nichts zu ſchwören, als was er halten will. Nahm er ſich alſo vor, dieſen ſcheußlichen Eid zu halten; ſo dachte er doch viel Arges gegen die Proteſtanten, obgleich Hr. G. ganz entſcheidend ſagt, es ſey gar nichts Arges dabey gedacht worden; ſo konnten die Proteſtanten, ſo konnte der proteſtantiſche Landesherr ſelbſt, zu einem Biſchofe der dieſen Eid ſchwur, zu allen katholiſchen Biſchöfen in der Welt, welche (höchſt wenige ausgenommen) noch alle dieſen Eid ſchwören, doch wahrhaftig kein Vertrauen haben. Schwor der Biſchof aber dieſen Eid, und nahm ſich vor, ihn nicht zu halten; was ſoll man von einem Geiſtlichen urtheilen, der auf dieſe Art mit einem Eide ſpielt? Es iſt hier auf allen Seiten eine ſo unverantwortliche Verwirrung aller moraliſchen Begriffe, und Hr. Garve ſcheint nicht einmahl was davon zu fühlen, indem er dieſe Geſchichte ſo froſtig erzählt, als wäre von nichts als von einem alten Kurialſtile die Rede, den zu brauchen oder nicht zu brauchen höchſtgleichgültig wäre; und nicht von dem Unſinn, daß ein Biſchoff, welcher ſich einbildet die Schlüſſel des Himmelreichs zu haben, zu Gott einen feierlichen Eid ſchwöret, die Proteſtanten zu verfolgen, und ſelbſt die Proteſtanten unter deren Schutze er ſtehet.

Doch weiter! Hr. G. ſagt: die proteſtantiſchen Zuhörer wären über dieſe unanſtändige Scene betroffen geweſen. Freylich wohl mit Recht! Sie werden auch hoffentlich, wenn ſie ächte proteſtantiſche Freymüthigkeit gehabt, und das Glück empfunden haben, unter einem proteſtantiſchen Landesherrn zu ſtehen, laut ihre Indignation hierüber zu erkennen gegeben haben. Man achtete zwar darauf ſo wenig, daß Hr. G. ſelbſt ſagt: "Die Sache würde doch "in ihrer alten Geſtalt fortgedauert haben," wenn ſie nicht bis vor den Fürſten gekommen wäre. Es war alſo doch ſehr gut, daß die Proteſtanten zu dieſer unanſtändigen Scene nicht ganz ſtille ſchwiegen. Hätten ſie wie Hr. Garve, die Sache für eine unbedeutende Kleinigkeit gehalten, für einen unbedeutenden Kurialſtil, für ein Ritual, von dem es einerley ſey, ob es ſo oder anders wäre, hätten ſie gar nicht weiter davon geſprochen; ſo würde die Sache in ihrer alten Geſtalt fortgedauert haben, welches doch ſelbſt Hr. Garve, ſo ſehr er den ganzen Eid für

eine Kleinigkeit hält, hoffentlich nicht ganz billigen würde. Hier möchte ich Hrn. Garve, welcher immer darauf gehet, daß die Proteſtanten alle Schritte der Katholiken als unbedeutende Kleinigkeiten anſehen, und beinahe gar nicht darauf achten ſollen, welcher beſtändig mich und andre tadelt, wenn wir die katholiſche Kirche nach ihrer wahren Geſtalt ſchildern, und uns beſonders den enormen Mißbräuchen mit Freymüthigkeit widerſetzen; hier möchte ich ihn wohl erinnern: daß es doch ſehr gut ſeyn wird, wenn die Proteſtanten es ein wenig ernſthaft wieder zu fühlen anfangen, daß die katholiſche Kleriſey mit ihren alten Ritualen, und mit ihrem vernunftwidrigen römiſchen Kurialſtile, noch ſo ziemlich in den Zeiten des dunkeln Mittelalters lebt, und daß es, ſelbſt zur Beſſerung der Katholiken, ſehr gut ſeyn wird, wenn wir recht laut darüber ſprechen, ſo laut, daß endlich unſere proteſtantiſche Fürſten aufmerkſam werden. Hätten die Proteſtanten dieſen abſcheulichen Eid nochmals geduldig angehört, wie ſie oft hatten thun müſſen, und weiter nichts darüber geſagt, ſo würde auch nichts geſchehen ſeyn. Die Sache wäre nicht bis an den Landesherrn gekommen, welches, wie man wohl ſiehet, der einzige Weg war, um dieſem Mißbrauche abzuhelfen. Doch ſiehet man offenbar, der Papſt hob dieſen Mißbrauch, ſo wie er immer thut, nicht auf, weil er Mißbrauch war, ſondern aus bloßer Politik. Ich will gern zugeben, daß der katholiſche Prälat, in deſſen Gegenwart das Geſpräch davon, an der Tafel des Landesherrn auf die Bahn gebracht ward, ſo wie Hr. Garve ſagt, ein einſichtsvoller und menſchenfreundlicher Mann war. Aber er durfte auch nur ein Hofmann ſeyn, um bey dieſem Geſpräche, welches gewiß ſeinetwegen auf die Bahn gebracht wurde, einen ſo ſchreyenden Mißbrauch, im Angeſichte ſeines proteſtantiſchen Landesherrn, der doch die Nachricht davon gewiß nicht gleichgültig anhören konnte, gleichfalls zu mißbilligen. Daß der Papſt nachgab, war offenbar temporiſirende Politik. Hätte der Prälat blos aus eigener Bewegung weiter nichts geſchrieben, als daß es abſcheulich ſey, Ketzer zu verfolgen, und daß die dortigen Proteſtanten betroffen wären, daß dieſelbſt unter dem Schutze eines proteſtantiſchen Landesherrn wohnenden Biſchöfe einen Eid darüber ſchwören müßten; ſo iſt wohl leicht abzuſehen, daß der Papſt deshalb nicht eben nachgegeben haben würde. Es mag es einmahl ein katholiſcher Geiſtlicher in Wertheim oder wo man ſonſt immer noch bis jetzt die Proteſtanten nach einheimiſchen Principien ſchikanirt, wo man ſehr ungeziemende Ausdrücke gegen ſie braucht, an

den

den Papſt deshalb zu ſchreiben wagen, und wir wollen ſehen, was der Papſt antworten würde. Aber hier war der Fall ganz anders. Es war der römiſche Frevel wider Proteſtanten zur Notiz eines mächtigen proteſtantiſchen Landesherrn gekommen. Ein Prälat, der Tiſchgenoſſe des Landesherrn war, warnte den Papſt, und wegen dieſer Ergebenheit maßte der Papſt wohl nachgeben.

Hätte der Papſt bey einem Ketzerverfolgungseide gar keine Anmaſſung, oder wollte er ſolchen unrechtmäſſigen Anmaſſungen entſagen, warum giebt er denn nur da nach, wo er mächtigen Landesherren nachgeben muß? Warum nützte er nicht dieſe Gelegenheit, um dieſen Eid überhaupt abzuſtellen? Warum läßt er noch alle andere katholiſche Biſchöfe, ja alle Kardinäle, noch immerfort den Eid der Ketzerverfolgung ſchwören, den er ſelbſt als Biſchof, als Kardinal, als Papſt geſchworen hat? Will der Papſt, daß diejenigen Biſchöfe, die dieſen abſcheulichen Eid nun einmal geſchworen haben, ſo wie er ſelbſt ihn ſchon einmal geſchworen hat, ihn auch halten ſollen? Dies wird wohl ſo ſeyn, da der Papſt niemals geſagt hat, ein ſolcher Eid ſoll nicht gehalten, und die Ketzer nicht verfolgt werden. Der Papſt iſt ja noch nicht einmal ſo huldreich geweſen, die abſurde Ceremonie abzuſtellen, daß er alle grüne Donnerſtage öffentlich alle Ketzer, folglich auch Friedrich den Großen und Hrn. Garve, verflucht.

Und noch eins. Hr. Garve erzählt ſeine Geſchichte nicht einmal beſtimmt und vollſtändig. Er ſagt nur, daß der Papſt der biſchöflichen Kanzley die Weglaſſung ungeziemender Ausdrücke befohlen habe. Was ſoll denn eigentlich weggelaſſen werden? Es wäre wohl der Mühe werth, daß ein wenig genauer geſagt würde, wie der Befehl eigentlich abgefaßt geweſen ſey, ob der Ketzerverfolgung im Eide gar nicht mehr ſoll gedacht werden, oder ob etwa nur die Ausdrücke ſollen gemildert werden. Die römiſche Kanzley pflegt, wenn ſie auf ſolche Art nachgeben muß, die Worte ſehr auf die Goldwage zu legen. Auf alle Fälle hat ſie die Biſchöfe dieſes Landes gewiß nicht dispenſiret zu ſchwören: daß ſie dem Papſte unbedingten Gehorſam leiſten ſollen. Wenn aber dieſes jeder katholiſche Biſchof nur recht kräftig ſchwört, ſo können dem Papſte einige Ausdrücke, mehr oder weniger ungeziemend oder nicht, nichts hindern. Denn der Papſt, welcher ſelbſt ehe er Papſt wird dreyfach ſchwören muß, die Ketzer zu verfolgen, darf, wenn ſich irgend die Umſtände ändern, den Biſchöfen

nur aufs neue die Ketzerverfolgung anbefehlen, so werden sie alle unbedingten Gehorsam leisten. Warum werden denn überhaupt die Ketzer verfolgt? Doch bloß, weil sie dem Papste und der Kirche nicht unbedingten Gehorsam leisten. Also so lange noch die katholische Hierarchie unbedingten Gehorsam fodert, so ist alle Ketzerverfolgung da. Die ganze Geschichte zeigt weiter nichts, als daß die Curia Romana politisch, und zugleich doppelzüngig ist, daß sie wohl zuweilen nachzugeben scheint, aber nicht wirklich nachgiebt.

Es ist unbegreiflich wie Hr. Garve sich hat vorstellen können, es wären vom Papste leicht Aenderungen zu erhalten. Diese Geschichte ist vielmehr gerade ein Beweis vom Gegentheile; ein Beweis, daß der römische Hof, wenn er nachgeben muß, sich immer hinter einen Vorbehalt steckt, und auf die Zeit wartet, wenn er wieder mit besserm Erfolge seinen Zweck erreichen kann. Sie ist vielmehr ein Beweis, daß es höchst nothwendig ist, daß das ungeziemende Benehmen der katholischen Klerisey nicht für Kleinigkeit geachtet, sondern vielmehr so gerüget werden müsse, daß die protestantischen Fürsten und zwar besonders die mächtigen, aufmerksam werden. Hr. G hat sie sehr am unrechten Orte angeführt, um mir und andern am Ende derselben mit Achselzucken zu verstehen zu geben, daß wir Kleinigkeiten zu wichtigen Dingen machen. Es bleibt ausgemacht: der Papst und die katholische Klerisey (als ein Korpus betrachtet, — von einzelnen würdigen, freydenkenden menschenfreundlichen Männern ist die Rede nicht, und doch müssen diese mit fort, wenn sie im Korpus handeln,) hat bösen Willen gegen die Protestanten, und sucht so viel sie kann die Herrschaft der katholischen Kirche wieder auszubreiten; und Hr. G. wird es durch solche Geschichtchen nicht widerlegen, die nur die Oberfläche berühren, und nicht den Grund der Sache treffen.

II.

Aber Hr. Garve giebt vor, der Papst wäre zu ohnmächtig dazu, und die Fürsten hätten allzuviel Macht; daß man also nichts mehr fürchten dürfe. Er meynt, so lange die Schwärmer und die katholische Kirche nicht die Soldaten auf ihrer Seite haben, fürchte er nichts. Dieß ist nun wirklich wieder mit wniger Kenntniß der Sachen und der Welt, und zugleich ganz unbestimmt geredet. Der

Der Papſt allein, macht weder die katholiſche Hierarchie noch die katholiſche Kirche aus. Dieſe ſind ein ſehr zuſammengeſetztes, und was zum Schaden des menſchlichen Verſtandes viel ſchlimmer iſt, ein ſehr zuſammenhängendes, ein ſehr konſequent handelndes Korpus, von Biſchöfen, Beichtvätern, Prieſtern, Prälaten, Mönchen aller Art, und Jeſuiten. Die letztern ſind ſchlimmer als die ſchlimmſten Mönche. Sie haſſen auch die Mönche, und betreiben, bloß ihres eigenen Vortheils wegen, die ſeynſollende Reformation der katholiſchen Kirche hauptſächlich dadurch, daß ſie alle Vorwürfe vorhandener Mißbräuche allein auf die Mönche werfen, und dieſe ganz zu vertilgen ſuchen; in der Abſicht, daß ſie ſich alsdann einen Theil der Güter der Mönche und den größten Theil ihres Einfluſſes zueignen. Dieß haben ſie bisher in den wenigen katholiſchen Staaten gethan, wo noch ein Anſchein von Reformation war. Hr. Garve zeigt alſo schon große Unwiſſenheit, wenn er von der Ohnmacht des Papſtes, der doch ſo ganz ohnmächtig nicht iſt, ſondern von China bis Mexiko, von Moskau bis Rom, einen ſehr wichtigen Einfluß hat, auf die Ohnmacht der katholiſchen Hierarchie überhaupt ſchließen will. Noch ſeltſamer urtheilt er, wenn er glaubt, ſo lange die Fürſten noch Soldaten hätten, ſo hätte man von der Macht der Hierarchie nichts zu befürchten. Man muß wahrhaftig mit der Geſchichte ganz unbekannt ſeyn, wenn man ſich einbilden will, die Gewalt der Hierarchie könne durch offenbare Gewalt, durch weltliche Waffen (wie ſich Hr. G. ausdrückt) bezwungen werden, ja, ſie ſey nur von ohngefähr entſtanden. Hr. Garve ſagt, als ob es ungezweifelte Wahrheit wäre *): "Die Meinung, daß der Papſt "der Statthalter Chriſti und das von Gott beſtimmte "Oberhaupt der Chriſtenheit ſey, war, als ſie herrſchte **), "nicht durch heimliche Inſinuationen hervorgebracht "worden, nicht durch künſtliche Anſtalten und Bemühungen des römiſchen Hofes, ſondern durch den "natürlichen, und uns jetzt ganz bekannten Gang der

*) Jul. S. 26.

**) Hr. G. hat, wie ich ſchon bemerkt habe, eine ihm ganz eigene Art, durch kleine ſchiefe Winke die offenbarſte Wahrheit in ein ſo ſchiefes Licht zu ſtellen, daß ſie verdunkelt wird. Von dieſer Art iſt dieß Einſchiebſel. Sollte man nicht denken, die Meinung, daß der Papſt das Oberhaupt der Chriſtenheit iſt, herrſche jetzt nicht mehr? Gleichwohl herrſcht ſie noch wenigſtens bey ⅔ der Katholiken von einem Ende der Welt bis zum andern.

"Begebenheiten in der Kirche und den Staaten von Eu"ropa." Man weiß nicht, ob man ſeinen Augen trauen ſoll, wenn man ſiehet, daß ein Mann wie Hr. G., bloß um den Katholicismus zu entſchuldigen, ſo offenbare Unwahrheiten ganz ohne alle Ueberlegung hinſchreibt. Die Geſchichte iſt ja ganz voll von den künſtlichen Anſtalten und Bemühungen, von den liſtigen feinen Intriguen des römiſchen Hofes, um ſeine Obergewalt über die Kirche recht feſtzuſetzen und auszubreiten! Sollte man denken, es wäre möglich, daß ein Philoſoph behaupten könnte, die ganz unvernünftige Meinung, daß ein Menſch ſichtbarer Statthalter Gottes ſey, könne durch den natürlichen Gang der Begebenheiten, ohne künſtliche Anſtalten entſtanden ſeyn? Die Einführung des Cälibats, die Verfälſchung der Decretalen, und hundert andere Dinge waren wohl nicht künſtliche Anſtalten des römiſchen Hofes? Aber ſolche Behauptungen entſtehen, wenn jemand nicht Muth und Geduld hat, die Geſchichte gehörig zu ſtudiren, und doch über hiſtoriſche Sachen urtheilen will! Eben ſo unrichtig als Hr. G. über die ehemalige Geſchichte des Katholicismus urtheilt, urtheilt er auch über die gegenwärtige Beſchaffenheit katholiſcher Völker. Er argumentirt durch alle Argumente, die ihm einfallen, daß der Papſt ohnmächtig iſt, und daß der Katholicismus gar nichts bedeutet, und fährt im Argumentiren ſo ganz ohne die geringſte Rückſicht auf das, was wirklich jetzt in der Welt vorgeht, fort; daß er ſogar ſagen darf *): "Bey "den Unterthanen iſt im ganzen die Diſpoſition, welche zum "Enthuſiasmus führt, ſo ganz erloſchen, die Anhänglich"keit an Meinungen und Lehrgebäude, die nicht auf "die Erfahrung gegründet ſind, und nicht Vortheile dieſes "Lebens verſprechen, iſt bey den meiſten ſo ſchwach; — "ſelbſt bey denen, welche noch die Rechte eines kirchlichen "Oberhaupts anerkennen, iſt die Verehrung für ihn "ſo kalt, ſo wenig fähig, ſie zu der geringſten Unterneh"mung, wobey Gefahr iſt, anzuſpornen. —" Man muß wirklich einer gemächlichen Spekulation über die Welt, ohne jemals auf den Lauf der Welt zurückzuſehen, lange gefolgt ſeyn, wenn man etwas behaupten kann, was ſo offenbar wider alle Erfahrung läuft. Ich will Hrn. Garve nicht zumuthen, daß er nach Polen, nach Spanien, nach Bayern reiſen ſoll, um katholiſchen Meynungen und Lehren zu widerſprechen, und ſehr empfindlich belehrt zu werden, wie ſtark oder wie ſchwach die Anhänglichkeit an dieſelbe bey den dortigen Unterthanen noch iſt. Er dürfte nur in ein Katho-

*) Julius S. 27.

katholiſches Städtchen in Oberſchleſien oder in der Grafſchaft Glatz gehen, und daſelbſt etwas wider den Papſt ſagen, um zu verſuchen, ob die Verehrung deſſelben ſo kalt iſt, wie er uns einbilden will. Ich befürchte, er würde ſie ſehr warm finden.

Herr Garve hätte ſich ja nur erinnern dürfen, welche erſtaunende Senſation die Reiſe des Papſtes nach Wien in allen deutſchen katholiſchen Landen machte, in welche er kam. Es kamen täglich 20,000 bis 50,000 Bauern aus der umliegenden Gegend bey Wien vor das Fenſter der Wohnung des Papſtes in der kaiſerlichen Burg, und warteten voll Begierde, ſeinen Segen zu erhalten. Die Verehrung dieſer Tauſende gegen den Papſt war wohl ſehr kalt? Daß der Segen des Papſts oder eines katholiſchen Prieſters wirklich irgend einen Nutzen habe, iſt doch wohl eine Meynung, die nicht auf Erfahrung gegründet iſt. Alſo hätte die Anhänglichkeit an dieſe Meynung, nach Hrn. G. kategoriſcher Behauptung, ſehr ſchwach ſeyn müſſen! — Der Kaiſer iſt ein ſehr mächtiger, und was noch mehr iſt, ein von ſeinen Unterthanen ſehr geliebter Herr. Wenn Hr. G. beym Kaiſer geweſen wäre, als der Papſt in deſſen Reſidenz war, hätte er dem Kaiſer wohl rathen wollen, ſelbſt unter ſeine 20,000 katholiſche Unterthanen zu gehen, die ſo begierig auf den Segen des Papſtes warteten, um zu ihnen ohne Umſtände zu ſagen: "Was wollt ihr hier, "ihr Leute! der Segen des Pfaffen da oben iſt nicht einen "Pfifferling werth! Der Papſt iſt nicht das Oberhaupt "der Kirche! Jeder Biſchof iſt ſeiner Diöceſe Oberhaupt! "Und wenn der Biſchof ſich nicht aufführt, wie ſichs gehört, "ſo weiß ich als Landesherr ihn zurecht zu heilen! Ich "bin euer Herr, und nicht die Pfaffen! Ich befehle euch, "daß ihr nicht aus euren Häuſern meilenweit laufen ſollt, "um der dummen Meynung willen, euch vom Papſte ſegnen "zu laſſen! Packt euch nach Hauſe, und laßt euch jeder von "eurem Pfarrer ſo viel ſegnen, wie ihr wollt! Aber kümmert euch nicht um den Papſt, der euch gar nichts angeht! "Packt euch den Augenblick nach Hauſe, oder Ich ſchicke die "Policeyſoldaten unter euch!" — Es iſt wohl kein Zweifel, daß der Kaiſer und alle vernünftige Leute in Wien es tief empfunden haben, wie ſehr abſurd es iſt, um den Segen des Papſtes nur zwey Schritte zu gehen. Aber hätte wohl Hr. Garve, innig überzeugt, daß jetzt allenthalben die Anhänglichkeit an bigotte katholiſche Meynungen ſchwach, und die Verehrung des Papſtes kalt ſey, innig überzeugt, daß dieſe kalte Verehrung unfähig ſey, das Volk zu den geringſten

ſten Unternehmung, wobey Gefahr iſt, anzuſpornen; wohl die Policeyſoldaten wider die 20,000 Bauren anführen mögen? — Der Papſt zeigte ſo viel Uebermuth, als er das Hochamt in der Stephanskirche in Wien halten wollte, daß er in dieſer Kirche für ſich einen Thron bauen ließ, der zwey Stufen höher war als der Thron des Kaiſers. Ließ etwa der Kaiſer dem Papſte dieß verbieten? Das konnte er ja thun, denn er iſt Herr in ſeinem Lande. Ließ er den Thron des Papſtes durch Soldaten um vier Stufen niedriger machen, da durch die Soldaten, nach Hr. Garvens Meynung, die weltliche Macht über die geiſtliche ſo vollkommen die Ueberhand hat? Nein! der Kaiſer ließ den Papſt Thron bauen und Hochamt halten, wie er wollte, und vermied die Kolliſion, indem er nicht in die Kirche kam. Ich denke, der Kaiſer, der freilich auch ſehr wohl weiß, in wie fern der Papſt ohnmächtig zu nennen iſt, kennt doch viel beſſer als Hr. Garve, die wahre Macht des Papſtes, und die Geſinnungen Seiner katholiſchen Unterthanen. Auch ſcheint es mir, Er habe nach ſeinen eigenen Grundſätzen viel weiſer gegen den Papſt gehandelt, als wenn Er nach Hrn. Garvens Behauptungen hätte handeln wollen. — Faſt glaube ich, Hr. Garve, ſo ſehr er von der Stärke ſeiner eigenen Argumente überzeugt zu ſeyn ſcheint, werde mir dießmal recht geben.

III.

Hr. Garve möchte, zur Entſchuldigung des Katholicismus, uns gar zu gern überreden: der jetzige Katholicismus wäre nicht mehr, wie der ehmalige, und dazu brauche er ganz ſeltſame Wendungen, und beſtändige Schlüſſe a priori. Was hilft es aber, ſich mit leeren Argumenten herumzudrehen, wo es auf Thatſachen ankommt! Die Frage iſt: "Habe ich, haben andere etwas in der Schilderung des Katholicismus als katholiſch angeführt, "was nicht von der Kirche angenommen worden, von Päpſten und Koncilien beſtätigt, im allgemeinen der Praxis "in katholiſchen Landen gemäß iſt?" Und wenn Hr. Garve, oder ein anderer Vertheidiger des Katholicismus meint, ich hätte die Katholiken ſo etwas beſchuldigt, ſo trete er auf, und ſage was es iſt. Dann will ich antworten; aber leere Argumentationen, welche ſich auf das, was ich eigentlich geſagt habe, nicht paſſen, und nur die Sache ins Weitläuftige ſpielen, können wider mich nichts beweiſen. Ich weiß gewiß, daß kein Katholik auftreten kann, zu ſagen, ich habe etwas von katholiſcher Andächteley angeführt, was

was nicht mehr da iſt. Im Gegentheil haben mir vernünftige Katholiken ſehr gedankt, daß ich die katholiſche Bigotterie und die Mißbräuche der katholiſchen Kleriſey *) ſo treffend geſchildert habe. Hr. Garve will aber, es ſoll nicht mehr ſo wie ſonſt ſeyn. Er macht darüber ein ganz ſeltſames Argument a priori **): "Hr. Nicolai führt "den Umſtand, daß die katholiſche Kirche und der Papſt "ſich für unfehlbar hält, mehrmalen als einen Grund an, "warum man alle die Meinungen, die irgend einmal "von den Päpſten oder den Lehrern der katholiſchen Kir"che behauptet, alle die Maximen, die je von ihnen be"folget worden, auch noch jetzt für die wahren Grundſätze "dieſer Partey, und für die Richtſchnur der Handlungen ih"rer Vorſteher oder ihrer Vertheidiger halten müſſe. Aber "in der That, wenn man nicht der katholiſchen Kirche "die Unfehlbarkeit, welche ſie ſich anmaßt, wirklich zuge"ſtehen will: ſo ſehe ich nicht ab, wie man jene Schluß"folge kann für beweiſend gelten laſſen. Nur mit der Un"fehlbarkeit iſt die Unveränderlichkeit verbunden." Hr. Garve kann immer die Thatſachen nicht begreifen, die doch wirklich vorgehen. Ich kann aber auch nicht begreifen, wie Hr. Garve mit mir ſo umgehen kann! Seine Argumente verſtellen immer den Zuſtand der Sachen, und ſagen ſehr ſchwankend etwas ähnlich lautendes von dem, was ich geſagt habe, nur nicht ebendaſſelbe; und dann hat er gut widerlegen! Wenn man obiges lieſet, ſollte man nicht denken, ich hätte, eben ſo wie Hr. Garve, bloß a priori argumentirt! Wann habe ich wohl jemals die ſchleſe

*) Der Abbe de Lille (ſelbſt ein katholiſcher Geiſtlicher), urtheilte von Malta: „La pauvreté du Clergé a pour partimoine des biens immenſes, et le Célibat toure une ville „pour ſerail;" und ſo möchte es wohl in den meiſten katholiſchen Staaten noch ausſehen. Daß man jetzt in Rom nicht bloß politiſch-katholiſch, ſondern wirklich bigott-katholiſch iſt, darüber mag Herr Garve nur einen unverwerflichen Zeugen, Hrn. v. Archenholz, über Italien S. 164. nachſehen. Die Seligſprechung des Bettlers Labre iſt bekannt. Noch im November 1785 hat, laut den Zeitungen, der Papſt für einen neuen Heiligen drey Mirakel für richtig erkannt. Die Congregatio de propaganda fide iſt ja auch noch immer in völliger Thätigkeit, und korreſpondirt auch in alle proteſtantiſche Länder, in welcher NB. alle katholiſche Prieſter von ihr abhängen, die zum Theil von ihr bezahlt werden. S. die Beylage B.

**) Julius S. 24.

ſchieſe Schlußfolge gemacht: "Weil die katholiſche "Kirche und der Papſt ſich für unfehlbar hält, NB. bloß "hält, ſo ſind alle Meynungen, welche irgend einmal "von den Päpſten, oder ſo gar von den Lehrern der katho"liſche Kirche *) behauptet worden, noch bis jetzt Grund"ſätze dieſer Partey." Dieß würde ſo viel heißen: die katholiſche Kirche ſey wirklich in ihren theoretiſchen Grundſätzen unveränderlich geweſen, habe ſich in denſelben niemals widerſprochen, noch ſich nach den Umſtänden der Zeiten akkommodirt. Ich müßte in der Kirchengeſchichte ganz unwiſſend, und kein Proteſtant ſeyn, wenn ich ſo etwas ſagen wollte. Aber ich mache überhaupt hier gar keine Schlußfolge. Ich bringe die unläugbare Thatſache vor: "Es "iſt bis jetzt ein erſter Grundſatz der katholiſchen Kirche, "daß ſie (man mag nun den Papſt ex cathedra, oder ein "Konciliumdafür nehmen) unfehlbarer Richter in Glau"benſachen **) von der Kirche iſt, und daß ein jedes "Dog-

*) Hr. Garve redet bey dieſem Streite faſt niemals gehörig beſtimmt, und mit gehöriger Kenntniß der Sache. Was bloß von einzelnen Lehrern der katholiſchen Kirche behauptet iſt, wird niemand für Grundſätze der katholiſchen Kirche annehmen. Aber ein anders iſt es mit ſolchen Grundſätzen, die vom Papſte ex cathedra und auf den Koncilien als Dogmen feſtgeſetzt ſind. Hr. Garve läßt mich eine große Abſurdität ſagen, wenn er mir in den Mund legt: Was irgend einmal die Lehrer der katholiſchen Kirche (welcher Ausdruck wieder unbeſtimmt iſt, denn man weiß nicht, meynt er Kirchenväter, Schriftſteller, Prieſter, oder Prediger) behauptet hätten, wären Grundſätze der katholiſchen Kirche. Eben dieſer Mangel der Präciſion, den man allenthalben hier bey ihm antrifft, macht, daß er meinen Sinn niemals richtig vorſtellt.

**) Wenn man Abſurditäten hierüber leſen will, ſo leſe man Allg. deutſche Bibl. L. 1. S. 101, was der Jeſuit P. Stattler, der ſich dünkt, die Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche wieder zu vereinigen, über die Unfehlbarkeit des Papſtes behauptet, und mit welchen Sophiſmen er einen andern Unfehlbarkeitslehrer widerlegen will. Abſurd ſcheint ein hartes Wort, iſt aber das einzige anpaſſende Wort. Will man aber wichtige Warnungen leſen, ſo leſe man: „Herzenserleichterung zweyer Menſchenfreunde in ver„traulichen Briefen über Johann Kaſpar Lavaters „Glaubensbekenntniß. (Frſt. und Leipz. 1785. 8.) von S. 241. u. ff. Der mir unbekannte Verfaſſer kennt das Papſtthum ſehr genau, und iſt ein heller Kopf und wohlwollender Mann. Er ſagt S. 140: „Der Proteſtant, dem nichts auf „der Welt ſchwächer und zerbrechlicher vorkommt, als der „Ring,

"Dogma der katholiſchen Kirche unveränderlich iſt, "daß jeder Katholik ein irgend einmal von der Kirche feſtge- "ſetztes Dogma noch bis jetzt nothwendig glauben müſſe." Dieſer unſelige falſche Satz wird noch bis auf den heutigen Tag von allen katholiſchen Kanzeln und Kathedern gelehrt, er wird allen katholiſchen Kindern mit der Muttermilch eingeflößt; und ſo lange derſelbe gilt, kann nie wahre Erleuchtung unter das katholiſche Volk kommen. Ob gerade jeder Katholik dieſen Satz glaubt, darauf kommt es der Hierarchie wahrhaftig nicht an. Es kommt nur darauf an, daß niemand ſich unterſtehen darf, wider dieſe unſelige Behauptung, welche den menſchlichen Verſtand in enge Feſſeln ſchließt, etwas zu thun. Laiſſez les écrire, ſagt der Kardinal Mazarin, pourvû qu'ils nous laiſſent faire. Ich habe (R. B. VI. Bd. S. 8.) angeführt: daß der Jeſuit Bellarmin ſchon behauptet hat, die innere Kirche ſey ein Unding, und es werde nur ein äuſſeres Glaubensbekänntniß erfordert. Dies Glaubensbekänntniß dient nur, daß ſich jedermann verbindet, die Operationen der Hierarchie nicht zu ſtören. Dazu dient bloß die Behauptung dieſes ſo ungegründeten Lehrſatzes. Er wird auch daher noch bis jetzt in allen katholiſchen Schriften und Predigten behauptet und wiederholt, auch in denen die für die beßten gelten ſollen. Kein einziger der neuern katholiſchen Reformatoren, kein Febronius oder Eibel hat ſich noch unterſtanden das Gegentheil zu ſagen. Der Jeſuit P. Sailer in Dillingen, der ſo moderat ſeyn will, der affektirt der katholiſche Lavater genennet zu werden, deſſen katholiſche aſcetiſche Schriften ſchon unüberlegter Weiſe den Proteſtanten angeprieſen werden, wird ſich nicht unterfangen zu ſagen, daß ein einziges katholiſches Dogma verändert werden könne: ob er gleich, da er ſich bey den Proteſtanten einſchleichen will, diejenigen Dogmen, die den Proteſtanten die anſtößigſten ſind, unter allgemeinen Wor-

„Ring, an denen das Papſtthum die Vernunft ſeiner An- „hänger gefangen hält, bedenkt nicht, wie ſehr die Vernunft „ſeiner katholiſchen Brüder, durch den Druck der Ketten „gelähmt worden iſt — und daß Jahrhunderte ſchlechter- „dings dazu gehörten, bis ſich der Verſtand ſeiner Glau- „bensgenoſſen nach und nach von ſeiner Lähmung erholen „konnte." Es kann nichts treffender wider Hrn. Garve geſagt werden. Ich wünſchte, daß er Geduld genug haben möchte, dieß Büchlein mit rechter Aufmerkſamkeit zu erwägen; vielleicht würde er in manchen Sachen auch über die Unfehlbaren etwas anders zu denken anfangen.

Worten gar künſtlich verſteckt. *) Alle vermeinte Reformation des Katholicismus beruht auf der armſeligen Diſtinction, ob ein Satz zum Dogma oder zur Diſciplin gehören, und zwar dieſe, aber nicht jene veränderlich ſeyn. Nun iſt der Satz, daß die Kirche unfehlbar und alleinſeligmachend ſey, offenbar blos Dogma. Hr. Garve frage doch einmal die Jeſuiten in Breslau, deren einige für ſo aufgeklärt gelten wollen, die P. P. Zeplichal, Franz, Lindner, Haberkorn, Koſtonetz, beſonders auch ſeinen eignen Lobredner P. Steiner u. ſ. w. ob ſie zugeben, daß ein einziges Dogma der katholiſchen Kirche veränderlich ſeyn könne? Er frage doch jede katholiſche Geiſtlichen oder Weltleute in Breslau welche er will, ob ein einziger ſich unterſtehen wird öffentlich zu ſagen: die katholiſche Kirche ſey nicht unfehlbar, oder ein Dogma der katholiſchen Kirche könne veränderlich ſeyn? Er leſe, wenn er Geduld und Muth hat, einmal nach, wie hart ſich die Jeſuiten Stattler und Storchenau, jener in ſeiner Demonſtratio evangelica, dieſer in ſeiner unphiloſophiſchen Philoſophie der Religion, (wo er den blinden Glauben deshalb empfiehlt, weil kein anderer Glaube Glaube ſey,) ausdrücken. Hr. Garve, der ſich ſo oft widerſpricht, iſt auch an einem andern Orte ſelbſt der Meinung die er hier beſtreitet; er ſagt, indem er mich zurechtweiſen will, da ich zeigte, daß nach der ſo gerühmten katholiſchen Reformation, der Katholicismus doch alle die Vernunft- und ſchriftwidrigen Dogmen behält, die er vorher hatte: **) "Man nehme die Lehre von der Unfehlbarkeit

*) So braucht er z. B. in ſeinem Leſe- und Gebetbuch für katholiſche Chriſten S. 44. im Glaubensbekänntniſſe nicht das Wort katholiſche, ſondern das deutſche Wort allgemeine Kirche (gerade als ob nun der Begriff beſſer wäre) S. 140 ſagt er: „Die Kirche Jeſu Chriſti iſt der Leib, und Jeſus „Chriſtus, das unſichtbare Haupt." Zehn Zeilen nachher ſagt er: „Alle Chriſten haben ein gemeinſchaftliches Haupt, „und ſtehen unter einander in Verbindung." Er hütet ſich wohl zu ſagen: Sie haben ein ſichtbares Haupt; aber mit ſeiner jeſuitiſcher reſervatione mentali, meint er doch gewiß unter dem gemeinſchaftlichen Haupte, deſſen er hinter dem unſichtbaren Haupte erwähnt, wohl nichts, als das ſichtbare Oberhaupt, den Papſt; den er namentlich zu nennen ſich hütet, weil ſein Buch bey Proteſtanten Eingang finden ſoll. Oder will P. Sailer S. J. dieſer katholiſche Lavater, uns weiß machen, er halte den Papſt nicht für das Haupt der Kirche? Er antworte ohne reſervatio mentalis Ja oder Nein!

**) December S. 530.

"keit der Kirche, vom Meßopfer, von der Transſub-
"ſtantiation, von Abbüſſung der Sünden, von der An-
"betung der Heiligen *) hinweg: ſo hört das Papſt-
"thum auf; ſo ſind keine Katholiken in dem gemeinen
"Sinne des Worts vorhanden." Wie geht doch Herr Garve mit mir um? Wenn ich ſage, der Katholicismus iſt

*) Hr. Garve hätte noch die ſchädliche Lehre von der Ohrenbeichte, die alles Gute heimlich untergräbt, was öffentlich noch geſchehen könnte (S. Allg. deutſche Bibl. IX. S. 279.), die abſcheuliche Lehre, daß die katholiſche Religion alleinſeligmachend iſt, und die widerſinnige Lehre von der Würde des Prieſterthums, hinzuſetzen ſollen. Die letztere iſt viel ſchädlicher, als man dem erſten Anblicke nach denken möchte. Sie macht die katholiſche Religion zur einzigen Beſitzerinn der Schlüſſel des Himmelreichs, und iſt alſo mit der Lehre von der alleinſeligmachenden Kirche aufs innigſte verbunden. Sie iſt zugleich der Grund, worauf ſich die ganze für das menſchliche Geſchlecht ſo ſchädliche Hierarchie gründet; auf ihr beruhet die ſo lange behauptete Unwahrheit, daß im Staate zwey Mächte ſeyn müßten, die geiſtliche und die weltliche, und daß die geiſtliche Macht die wichtigere ſey. Die katholiſchen Prieſter haben deshalb auch noch bis jetzt wirklich einen ſehr ungegründeten Stolz auf ihre altrömiſche Macht und Würde. Sie behaupten von ſich die unſinnigſten Dinge. Im VIten Bande dieſer Reiſeb. S. 5. habe ich angeführt, daß noch 1784 behauptet wurde: „Die katholiſche Kleriſey ſey der weltlichen Macht nicht unterthan, ein „Prieſter ſey in ſeinen Handlungen keinem Regenten unterthan." In der Beylage B S. 158 kann man eine Schrift de dignitate utriusque cleri, die 1785 in dem vermeintlich ſo aufgeklärten Salzburg gedruckt iſt, finden, wo den unvernünftigſten Prätenſionen von der hohen Würde des Prieſterthums das Wort geredet wird. In der Beylage C theile ich einige Stellen aus eines Benediktiners P. Kranzbergers erſt 1785 in Augsburg gedrucktem Primizpredigt mit, worin ſie ſo arg wie möglich vorkommen. Dieſe Prätenſionen kann Hr. Garve auch ſelbſt noch, wenn er will, von den Breslauiſchen katholiſchen Kanzeln bey jeder Gelegenheit hören. Der Breslauiſche Jeſuit P. Haberkorn von Habersfeld, welcher für einen moderaten katholiſchen Theologen gilt, weil er meiſt Moral predigt, und deſſen gedruckte Predigten zu den aſcetiſchen Büchern gehören, die von den in proteſtantiſchen Ländern wohnenden Katholiken am meiſten geleſen werden, behauptet geradezu: „Die Prieſter vertreten die Stelle Jeſu Chriſti — — Sie ſind Mittler zwiſchen Gott und den Sündern — Ihre Würde kommt gewiſſermaßen der Würde Jeſu Chriſti gleich — Beym Meßopfer erſcheinen „ſie

ist im Wesentlichen noch unverändert eben so wie sonst; so sagt Hr. Garve sehr bedächtig: "Sprich nicht von Un"veränderlichkeit, denn sonst müßtest du der katholischen "Kirche zugeben, daß sie unfehlbar sey." Wenn ich hingegen mich wundere, daß man von einer vermeinten katholischen Reformation zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts schwatzt, da doch die unverdaulichsten Lehren noch eben so krude als vorher bestehen; so sagt Hr. Garve wieder sehr weise: "Wundere dich nicht! denn wenn die Lehren "von der Unfehlbarkeit der Kirche und die andern un"verdaulichen Lehren nicht da wären, so wären die Leute ja "nicht Katholiken." Hr. Garve scheint zu schliessen, weil sie doch Katholiken bleiben müssen, so dürfen wir Protestanten gar nicht ein Wort davon sagen, daß sie die Unfehlbarkeit der Kirche und alles übrige gerade wider Schrift und Vernunft immer fort bis jetzt lehren, daß sie uns geradezu verdammen, und sich doch dabey ich weiß nicht welcher

„sie in der Person Jesu Christi — Sie haben die Ge„walt zu binden und zu lösen. Vermöge dieser öffnen „sie den Himmel und schließen ihn zu; der Himmel ge„horcht ihren Befehlen, er hält verschlossen, was die Prie„ster auf Erden schließen, und giebt los, was die Priester lös„sen. — Ihre Gebete sind Gebete solcher Männer, die mit „Jesu Christo so genau vereinigt sind, daß sie mit Ihm „nur einen Priester und Mittler ausmachen. — Die „Würde der Priester übersteigt nicht nur alle Würde der „Menschen, sondern sogar der Engel." u. s. w. S. Haberkorns Festpredigten IVter Jahrgang S. 253—359. So lange noch ein solcher Unsinn behauptet wird, so lange die armen katholischen Laien noch glauben sollen, auch der dummste ekelhafteste Kapuziner (S. einen dergleichen N. B. VIIr Bd. S. 24.), oder der liederlichste herumwandernde Meßpfaffe, oder ein niederträchtiger Pasquillenmacher (S. die Beylage II.), sey mit Jesu Christo so genau vereinigt, daß er mit ihm nur ein Priester und Mittler sey, bloß weil ein Bischof ihm ein paar kahle lateinische Worte vorgesagt, und ein paar leere Ceremonien über den Kopf gemacht hat, und daß deshalb den Befehlen solcher elenden Menschen der Himmel gehorchen müsse: so sind die Katholiken, die dieses behaupten, oder dieses glauben, noch so finster als im mittlern Jahrhunderte: so ists wohl noch zu früh zu sagen, daß in der katholischen Kirche schon eine wesentliche Reformation geschehen, oder daß das Papsthum jetzt etwas anders sey, als es von jeher gewesen ist. Und doch will Herr Garve so etwas behaupten, und weiß nicht einmal, was P. Haberkorn, vielleicht ein Paar Straßen von ihm, in Breslau predigt und drucken läßt!

welcher Reformation rühmen. Nach Hrn. G. ſollen wir alſo gar nicht ſagen, daß falſche Sätze falſch ſind, ſollen gar nicht rügen, daß ſolche falſche Lehrſätze noch immerfort von den Katholiken als Glaubensartikel betrachtet werden, welche in den finſterſten Jahrhunderten entſtanden, als der menſchliche Verſtand durch Barbarey entſtellt, und durch die römiſche Hierarchie, ihrer Herrſchſucht wegen, immer mehr und mehr entſtellt ward. Wir ſollen uns nicht wundern, wie man unſer Jahrhundert wohl des philoſophiſche mit Recht nennen kann, wenn doch die unvernünftigſten Sätze, welche mit keiner geſunden Philoſophie auf keine Art zu vereinigen ſind, in dem ganzen katholiſchen Europa noch immerfort behauptet werden? Und dieſe Sätze behauptet man nicht etwa bloß mit Gründen, ob man gleich auch alle Gründe hervorſucht, und auch die ſchlechteſten wiederholt: welches unter andern der Jeſuit Storchenau in ſeiner ſo hinterliſtig geſchriebenen ſogenannten Philoſophie der Religion thut. Die Hierarchie bedient ſich zu Jahrhunderten auch anderer Mittel. Hr. Garve ſagt ſehr unbedachtſam: "Nur mit der Unfehlbarkeit iſt die Unver-"änderlichkeit verbunden." Er ſollte aber gar nicht daran, daß man die Unveränderlichkeit des Glaubensbekänntniſſes durch äuſſere Gewalt erzwingt. Es darf ſich kein Katholik unterſtehen, öffentlich etwas wider katholiſche Glaubenslehren einzuwenden, wenn er nicht ſein und ſeiner ganzen Familie Wohl aufs Spiel ſetzen will. Das fürchterliche Anathema ſit! erſchallet ſogleich aus dem Munde eines jeden Biſchofes, ja aus dem Munde jedes Beichtvaters! Keine katholiſche Cenſur erlaubt die geringſte Abweichung von Glaubenslehren, und alſo kann die Wahrheit der Dogmen in katholiſchen Landen niemals erörtert, oder die Falſchheit gezeigt werden.

Aber alles dies ſcheint Hrn. Garve groſſe Kleinigkeit zu ſeyn. Er geſtehet ſelbſt: *) "Der Papſt hat ſeine harten "Verordnungen gegen die Proteſtanten nie widerrufen. Er "hat nie den Anſprüchen, die er auf geiſtliche oder weltliche "Herrſchaft gemacht hat, feyerlich entſagt." Wenn nun der Papſt und die Kirche in corpore ſo wenig einer einzigen falſchen Lehre, als einem einzigen ungerechten Rechte entſagen, wenn ich ihm die deutlichſten Beyſpiele darlege, daß katholiſche Schriftſteller alle dieſe Lehren und Rechte noch täglich in ihrer ungerechteſten Ausdehnung behaupten, ja daß der harte Arm der Hierarchie es hin-

*) Julius S. 64.

hindert, daß kein einziger Katholik sich unterstehen darf, denselben zu widersprechen; womit kann denn Hr. G. beweisen, daß der Geist der katholischen Kirche jetzt anders als sonst sey? Er will zwar zu verstehen geben, daß diese harten Sätze auf die jetzigen Katholiken nicht mehr einen schädlichen Einfluß hätten. Aber womit will er dies beweisen? Ich weiß sehr wohl, daß es vernünftige menschenfreundliche, freydenkende Katholiken giebt, welche die großen Mißbräuche der Hierarchie einsehen und beseufzen; Herr Garve darf es mir nicht erst sagen, da ich vielleicht mehrere kenne als er. Aber diese freydenkenden Männer sind in sehr geringer Anzahl, sie müssen ausserdem ihr Mißvergnügen geheim halten, und dürfen oft ihren beßten Freunden ihre Gedanken nicht entdecken. Und wie kann man sagen, daß wegen dieser wenigen weitersehenden Männer der allgemeine Geist der Kirche verändert sey! Weder die Kirche noch der Papst hat irgend etwas von dem entsagt, was sie sich jemals zugeeignet hatten. Hr. Garve gesteht dies wie gesagt selbst, aber er widerspricht sich; denn er versichert an einem andern Orte *) wieder, (wie oben S. 34 angeführt worden,) der Papst sey so huldreich, daß Aenderungen von ihm gar leicht zu erlangen wären. O! über unsern Philosophen! "Der Papst entsagt keinem Rechte, aber er "ändert sie sehr leicht." Wie sollte das zugehen? Aendert etwa der Papst nur die Worte und behält sich das Recht doch vor? Dies könnte wohl seyn! Sonst sucht der Papst gewiß auch seine ungerechtesten vermeinten Rechte, da er eigentlich durch Gewalt nicht mehr kann, durch List und durch alle mögliche andre Mittel zu erhalten. In den Notizie del Mondo zu Florenz, in einem Staate, wo es doch scheint, als ob sich der Regent der hierarchischen Gewalt des Papstes widersetzen wolle, stand noch im November 1785 folgendes, und ward in allen deutschen Zeitungen nachgeschrieben: "Zu Rom wird an einem Werke gearbeitet, worin alle widerrechtliche Eingriffe der Regenten ins "geistliche Recht dargestellt, und widerlegt werden sollen. "Der hauptsächlichste Mitarbeiter ist der berühmte Exjesuit "P. Zaccaria." Lag es denn wohl am Papst, daß nicht ein Nuncius nach Baiern ging, welcher sich da eine Gerichtsbarkeit anmassen wollte? Ueberhaupt die Intriguen, welche der Papst 1785 bey verschiedenen deutschen Höfen machte, um seinen Nuncien, welche doch nichts als Gesandte sind, in fremden katholischen Ländern eine Gerichtsbarkeit zu verschaffen, zeugen genugsam, was der päpstliche Hof noch im Schilde führt. Die ganze katholische Welt hilft

*) Dec. S. 521.

hilft dazu. Selbſt in Oeſtreich, wo der Landesherr doch die Macht des Papſtes ſo ſehr einſchränken will, werden noch bis jetzt allen katholiſchen Kindern die härteſten ultramontaniſchen Lehren *) beygebracht. Alle die unverdauteſten Begriffe werden beſtändig noch in den neueſten katholiſchen Schriften immerfort behauptet. Freilich wenn Hr. Garve ein wenig Geduld hätte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen, die Recenſionen katholiſcher Schriften in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, beſonders ſeitdem LSten Bde ein wenig durchzuleſen. Er würde gar feine Sachen finden! Inſonderheit möchte er doch nur im LXIV. Bande und folgenden Bänden nachleſen, welche unerhörte Dinge die Mainzer Jeſuiten, welche doch, wer weiß wie aufgeklärt zu denken ſich anſtellen, in ihrer Monatsſchrift von geiſtlichen Sachen, und in ihren Diſſertationen **) hervorbringen. Möchte er doch im Bande, welche unerhört

*) S. allg. deutſche Bibl. LII. 2. S. 538 und 562. und die beſonders gedruckte freymüthige Beſchreibung der öſterreichiſchen Normalſchulen überhaupt.

**) Der Jeſuit P. Jung behauptet unter andern in ſeiner 1784 gedruckten Diſſertation: Objecta ſacrae poteſtatis, ſolches Zeug, das wahrhaftig ins zehnte und nicht ins achtzehnte Jahrhundert gehöret. Ein P. Wanner, Profeſſor des Kirchenrechts zu Dillingen, (Kollege des P. J. M. Sailer, deſſen Schriften jetzt den Proteſtanten ſo angenehm gemacht werden) hat 1781 eine ganz neue Entdeckung im ſogenannten Kirchenrecht gemacht. Er meynt nämlich, die Landesherrn hätten nicht allein unrecht, die päpſtlichen Bullen und andere geiſtlichen Geſetze, ohne ihr *Placetum regium* nicht gelten zu laſſen, ſondern es komme der katholiſchen Kirche eigentlich ein *Placetum eccleſiaſticum* zu, ohne welches die weltlichen Geſetze der Landesherren billig keine Wirkung haben ſollten. Hierüber ſagt der moderate P. Jung, als ob er nun recht billig urtheile: „Die Fürſten wären zu bedeuten, daß ſie „*ſaltem* in rebus *cum jure hierarchico connexis*, ſolis *pſeudo-politicorum* ſuaſionibus (alle heißen nämlich pſeudo-politici, welche glauben, Prieſter müßten wie andere Menſchen ihrem Landesherrn gehorchen) „haud fiderent, nil ſine *conſilio* aut *conſenſu* ſacrorum praeſulum, aut *ſaltem* Theologorum peritorum cordatorum, (ſein nach dem Probabilismus! mit dem conſenſu der Jeſuiten, beſonders ſolcher cordatorum wie P. Jung) „ſtudio partium vacuorum, ſtatuerent.“ Iſt das nicht ein herrliches *ſaltem*! Was meynt Garve der Philoſoph dazu? Ich wollte Hrn. Garve auch wohl des Jeſuiten P. Storchenau Philoſophie der Religion nachzuleſen empfehlen. Wenigſtens bitte ich ihn, doch nachzuſchlagen, wie völlig ultramontaniſch dieſer Jeſuit in ſeiner

hört bigottkatholische Sachen, Herr Penzel, (der Uebersetzer des Strabo) nachdem er katholisch geworden ist, als Grundwahrheiten der katholischen Religion aufstellt, und mit welchen ungereimten Gründen dieser Mann, der doch als gewesener Protestant besser weiß, was Protestanten treffen kann, noch die Protestanten zu widerlegen vermeint. Möchte er doch, da er wohl nicht die Geduld haben wird, ein ganz neues Buch, das für neumodisch katholisch aufgeklärt gelten soll, woraus man den ächten Geist der jetzigen katholischen Klerisey erkennt, P. Simpert Schwarzhuebers Benediktiners zu Salzburg, katholisches Handbuch für nachdenkende Christen (in vier für ein Handbuch etwas korpulenten Bänden, in gr. 8.) ganz durchzulesen, wenigstens die interessante Recension dieses Buchs in den Leipziger gelehrten Zeitungen, *) einer ernsthaften Aufmerksamkeit würdigen. Dieser P. Simpert will ein einsichtsvoller aufgeklärter katholischer Theologe seyn. Er hat sein Buch auf Befehl eines Erzbischofs geschrieben, dessen Einsicht und Toleranz allenthalben gerühmt wird. Aber o Gott! welchen papistischen Unsinn behauptet der Mensch auf allen Seiten! Auch die Unfehlbarkeit der Kirche und besonders: "Jeder der anders "glaubt, als was die Kirche glaubt, sey in einem see- "len-

Zugabe zu diesem Werk, Ir Band S. 38. (worin er um das Heil der Seelen der Protestanten so sehr bekümmert ist, und uns als arme, irrende, elende Leute redend einführt, die gar nicht wissen, woran sie sich halten sollen) vom Papste und dessen Unfehlbarkeit spricht. Und dieser Jesuit ist nicht etwa ein unbedeutender Mann. Er ist Beichtvater der Schwester des Kaisers. Man bedenke, was ein solcher Beichtvater für Einfluß hat!

*) Die Verf. sagen am Ende: „Dies ganze Buch ist einer der „neusten Belege zu der längst erwiesenen Wahrheit, daß keine „Religion in der Welt je intoleranter gewesen, als die rö- „mische, aber auch keine nach Grundsätzen abergläubi- „scher, als sie: wenn anders das Wesen des Aberglaubens „in dem Beyfalle besteht, den man an Geheimnisse ohne hin- „länglichen Grund verschwendet. Welcher Protestant die „Verdienste der Reformatoren noch nicht recht schätzen „gelernt hat, der lese nur dies Buch, und erkenne dann, „was die Reformatoren für Verdienste, nicht nur um das „Wohl der Staaten und einzelner Personen, sondern auch „um den gesunden Menschenverstand haben; ja welcher „durchdringende Geist dazu gehörte, [illegible] „von zusammengelesenen und doch durch tausend [illegible] „reyen verflochtenen Religionsmeynungen zu durchdringen."

"nenverderblichen Irrthum, und werde nach Marc XVI. "16. verdammt, und alſo gebe es keine theologiſche Tole"ranz, welche die Bibel auch nicht [illegible]." So ſchrieb ein katholiſcher Theologe, der aufgeklärt zu ſeyn vermeint, im Jahre 1785. Wenn Hr. Garve auch meint, dieß alles wären Kleinigkeiten: wenn er noch nicht überzeugt iſt, daß ich recht habe zu ſagen, die katholiſche Kirche ſey in Abſicht auf Lehren und Maximen eben dieſelbe, die ſie ſeit Jahrhunderten geweſen iſt; wenn er noch glaubt, daß jener brave Katholik unrecht hat, wenn er freymüthig ſagte: *)

„Wirſt rufen zu Jehova laut,
„Anbeten ſein Gericht
„Er wird verzeihn: — doch ſeine Braut,
„Die Kirch', verzeihet nicht
„Dem, der ihr widerſpricht!"

ſo möchte ihn vielleicht ein Beweis, der ihn näher angeht, in etwas überzeugen. Hr. Garve hat das Unglück gehabt, wegen ſeiner Vertheidigung des Katholicismus den Beyfall eines Exjeſuiten in Breslau P. Steiner zu erhalten. **) Ich glaube freilich nicht, daß Hrn. Garve die Freundſchaft die P. Steiner gegen ihn bezeigt, ſo ganz angenehm ſeyn wird; denn wenn ihm gleich die Freundſchaft einiger katholiſchen Herren, die er aus andern Urſachen ſchätzt, angenehm iſt, ſo wird er ſich doch nicht mit jedem unbedeutenden Jeſuiten abgeben wollen. P. Steiner äuſſert unter gezwungen-höflichen Worten, ***) und unter ſchleichenden Wendungen ſolche Geſinnungen, die er nicht haben könnte, wenn alle Katholiken allgemein ſo wären,

*) S. N. B. VI. Bd. S. 701. Wenn Hr. G. ſehen will, wie es Katholiken gehet, die ſich aus den Vorurtheilen ihrer Kirche herauswinden wollen, und wie arg die herrſchende Dummheit und Verfolgung helldenkender Männer noch vor kurzem in Fulda war; ſo leſe er des berühmten Weikard Biographie von ihm ſelbſt herausgegeben (Berlin 1784. 8.)

**) S. Schleſiſche Provinzialblätter IXs St. S. 131. u. f.

***) P. Steiner hatte Schimpfwörter und andere Unanſtändigkeiten in ſeinen Aufſatz zuerſt eingemiſcht. Der Herausgeber der Provinzialblätter wollte aus Achtung für das Publikum und ſelbſt für Hrn. Garve ſeinen Aufſatz auf dieſe Art nicht einrücken, und alſo mußte P. Steiner mildern. Ich wünſchte, der Herausgeber hätte in dieſem Falle nachgegeben, und hätte uns den P. Steiner ſo ſehen laſſen, wie er wirklich iſt.

wie ſie ſich Hr. Garve vorſtellt, und andern vorzuſtellen bemüht. Aber leider! ſteht es noch immer ſo wie ſonſt. Da nun Hr. G. ſelbſt geſteht, *) "daß die Bekehrungs-"ſucht der Katholiken nach den Lehrſätzen ihrer Dog-"matik groſſ geweſen, daß ſie ſich zu dem Ende auch Ge-"waltthätigkeiten und Betrug erlaubt haben," und da nun die Lehrſätze der Dogmatik der Katholiken noch eben dieſelben ſind und bleiben müſſen; ſo werden ſie auch fortfahren eben ſo zu handeln wie ehemals. Man wird immer noch Urſache haben auszurufen: "O Papſtthum, "Papſtthum, wie viel Uebel haſt du geſtiftet, und "ſtifteſt es noch immer!" Der gutmüthige Sterne ſchämte ſich nicht dieſes zu ſagen, und ich ſchäme mich deſſen auch nicht. **)

IV.

Hr. Garve ſagt: ***) "Wenn die Hierarchie und "die Macht derſelben, wie Hr. Nicolai an ſo vielen Stellen

*) Jul. S. 42.
„O Popery! what haſt thou to anſwer for? — when, not „content with the too many natural and fatal ways, thro' „which the heart of man is every day thus treacherous to it-„ſelf above all things; — thou haſt wilfully ſet open the *wide „gate of deceit* before the face of this unwary traveller, too „apt, God knows, to go aſtray of himſelf, and confidently ſpeak „*peace to himſelf*, when *there is no peace*." *Triſtram Shandy. Altenburgh* 1772. 8. S. 23. Den letztern Satz zu erläutern muß man ſich anden katholiſchen D. Slop erinnern. Ueberzeugt, daß ſeine katholiſche Religion die Seelen eben ſo wohlbehalten in den Himmel bringe, als ſeine eiſerne Zangen den guten Triſtram Shandy (freylich mit zerquetſchter Naſe) in die Welt; ſagte er (l. c. S. 20.) zum Hrn. Walter Shandy: „I own „that a man in the *Romiſh Church* may *badly live*; — but „then he can not eaſily *die* ſo." — Der torliche Walter Shandy antwortete ſehr naiv: „'Tis little matter, *how a va-ſcal dies!* Sterne hat ſehr viel dabey gedacht, daß er den dicken, quapplichten, fühlloſen Hebammenmeiſter Slop, mit ſeinen fatalen eiſernen Zangen, die in einen fatalen grünen Beutel mit fatalen Knoten eingeknüpft, gerade nur herausgenommen wurden, um dem durch Kraft der Natur eben gebohrnen Kinde die Naſe zu quetſchen, daß er dieſen Hebammenmeiſter katholiſch machte. Faſt traue ich mir zu behaupten, wenn Hr Garve die Erzählung von der Geburt des guten Triſtram Shandy in dem Geiſte geleſen hätte, wie ſie Sterne ſchrieb, ſo hätte er den Katholicismus nicht vertheidigt. O Popery what haſt thou to anſwer for!!!

***) Dec. S. 524.

"Stellen ſeines Buchs wiederholet, die Quelle aller der "Uebel iſt, von welchen die römiſch-katholiſche Welt "gedrückt wird; ſo iſt es ja ſchon eine ſehr wichtige Ver"änderung, daß die monarchiſche Regierungsform die"ſes geiſtlichen Staats in eine ariſtokratiſche verwan"delt wird." Hr. Garve meint die Febroniſche neuere Lehrart, daß jeder Biſchof in ſeiner Diöces eben ſo viel gelten ſoll als der Papſt. Es iſt aber an Hrn. G. der ein Proteſtant und Philoſoph iſt, ſehr befremdend, daß er ſo froſtig ſagt: "Wenn die Hierarchie *) die Quelle alles "jenes Uebels iſt." Iſts denn etwa zweifelhaft, ob ſie es iſt? Hr. G. wird es doch wohl nicht läugnen wollen? Gleichwohl ſetzt er, wie er oft affektirt, with a sneer hinzu: "Wie Hr. M. an ſo vielen Stellen ſeines Buchs wieder"holet." Das ſoll doch wohl ungefähr zu verſtehen geben, ich hätte es zu oft wiederholt. Ich frage aber jeden unbefangenen Mann, ob man dieſe traurige Wahrheit zu oft wiederholen kann? Wahrhaftig man ſollte ſie wohl nicht nur wiederholen, ſondern noch deutlicher auseinander ſetzen, da troz allen dergleichen Beweiſen, ſogar ein Mann wie Hr. Garve ſie noch gar nicht einzuſehen ſcheint.

*) Ich hoffe, man werde mich nicht mißverſtehen. Die Hierarchie, in ſo fern ſie Regierung der Kirche ſeyn ſoll, wozu ſich die katholiſche Geiſtlichkeit, durch die eingebildete Kraft der Prieſterweihe, qualificiren will; kann ein Proteſtant ſchlechterdings nicht billigen, und wir dürfen es frey ſagen, daß durch ſie die Unterſuchung der Wahrheit gehindert, und der menſchliche Verſtand in enge Feſſeln gelegt werde. Wir danken es dem großen Luther, daß er uns von dieſem Joche befreyete, unter welches wir nie wieder kommen wollen. Wir müſſen dieß um ſo viel mehr recht laut ſagen, da man von katholiſcher Seite, theils den Werth der Reformation und der dadurch bewirkten Erlöſung vom päpſtlichen Joche verringern, theils durch allerhand ſchleichende Mittel den Weg zur Wiedervereinigung bahnen will. Wir wollen niemals biſchöfliche und prieſterliche Gewalt erkennen. Es ſind aber in Deutſchland viele Biſchöfe und Prälaten zugleich Landesherren, dieſe verehren wir Proteſtanten als Fürſten. Die Verfaſſung des deutſchen Reiches iſt von dem Kirchenregimente ganz unterſchieden; jene kann und muß in ihren Weſen bleiben, und wird auch gar nicht angegriffen, wenn gleich Proteſtanten dieſes nicht erkennen. Die Proteſtanten laſſen in politiſchem Sache den Katholiken gern alle wohlerworbenen Rechte, und wünſchen nur, daß man im Gegentheile allenthalben gleiche Billigkeit gegen ſie ausübe. Diskuſſionen über den Werth der Religion und Philoſophie und über ihren Einfluß auf das menſchlichen Geſchlecht, ſind von politiſcher Einrichtung ganz unabhängig.

Ferner: Unbestimmt und untreffend sind Hrn. G. meiste Sätze wider mich, und so kann er ihnen eine scheinbare weitere Ausdehnung geben, als sie wirklich haben. Hr. G. sagt das obige eigentlich bey Gelegenheit der Veränderun[illegible] der Rechte in Oesterreich; aber er schreibt so [illegible], daß man denken soll, als ob in der gesammten katholischen Welt nun der ganze geistliche Staat aus einer Monarchie in eine Aristokratie verwandelt wäre; denn wie könnte er sonst mich, der ich, seiner Sage nach, die Hierarchie für die Quelle alles Uebels in der ganzen katholischen Welt angegeben habe, durch diesen einzelnen Schritt für widerlegt halten? Hr. G. schaue doch nur ein wenig um sich herum, wie der Papst noch jetzt in der ganzen katholischen Welt ganz monarchisch regiert, keine Aristokraten hat, welche ihn an der monarchischen Ausübung seiner Gewalt hindern könnten! Er schaue doch um sich herum, ob irgendwo das System des Febronius von der vom Papste ganz unabhängigen Macht der Bischöfe werkthätig eingeführt ist! Er betrachte doch nur wenigstens das ganze katholische Schlesien, das doch einen protestantischen Fürsten zum Landesherrn hat, ob in selbigem irgend eine Quelle eines Uebels, das aus der päpstlichen Hierarchie fließt, vertrocknet ist!

Und Hr. Garve hat nicht einmal einen richtigen Begriff von der geistlichen Regierung der Bischöfe, wie sie Febronius haben will, wenn er sie eine Aristokratie nennt. Es sollen ja nicht mehrere zusammen regieren, wo etwa der eine dem andern die Wage halten könnte; sondern es soll jeder Bischof in seinem Sprengel ein unabhängiger geistlicher Monarch, wirklich ein Papst seyn. Wird dadurch wohl die Quelle des Uebels versiegen? Er schlage nur des so gelehrt, des so moderat seyn wollenden Jesuiten P. Jung schon oben angeführte Objecta sacrae potestatis *) nach, da kann er finden, daß dieser ganz neue kanonische Lehrer, (wie alle katholische Theologen) vorgiebt: "Die Bi-"schöfe hätten das Recht dogmatische Streitigkeiten "zu schlichten, von den Aposteln erhalten, denen es Chri-"stus gegeben hatte, und daß er den Bischöfen zu diesem "Behufe ein Privilegium inerrantiae zuschreibt." — Ein Privilegium inerrantiae! Kann etwas lächerlicher und zugleich dem gesunden Menschenverstande schädlicher seyn? Trauet sich Hr. Garve wirklich im Ernste zu behaupten, daß irgend eine Quelle des Uebels wegfallen kann, wenn ein Privilegium inerrantiae prätendirt, und was schlimmer

*) S. Allg. deutsche Bibl. LXIV. 2. S. 540.

mer iſt, zugeſtanden wird? Darf denn irgend ein Sterblicher einen Biſchofe in dogmatiſchen Sachen widerſprechen? Die Prätenſion der Unfehlbarkeit bleibt meiner!

Ich bin weit entfernt, die Schritte welche der Kaiſer that, um ſeine Landesherrlichen Rechte über Kirchenſachen mehr geltend, und ſich von der ſchimpflichen Abhängigkeit vom Papſte loszumachen, zu tadeln, oder deren großen Werth zu verringern. Ich weiß auch ſehr wohl, daß der Muth eines Landesherrn ſich den Anmaſſungen des Papſts und der Prieſtergewalt überhaupt zu entreiſſen, auch für ſeine Unterthanen großen Nutzen hat, und beſonders den freymüthigen Leuten Muth giebt, den geſunden Verſtand durch Bigotterie nicht ganz unterdrücken zu laſſen. Ich habe dies auch mehr als einmal meiner Ueberzeugung gemäß gerühmt. Aber es iſt doch dieſe Veränderung hauptſächlich politiſch. Der Kaiſer wird dadurch mehr Herr in ſeinem Lande, und hindert beſonders die Verſchleppung des Geldes nach Rom; aber dadurch, daß die Biſchöfe in den K. K. Erblanden das Kirchenregiment nach gleichen Grundſätzen wie der Papſt führen, wird nicht eine einzige Quelle der Uebel, welche die öſterreichiſche Katholiſche Kirche drücken, gehoben. Es wird keine einzige Lehre oder Maxime geändert oder gemildert. Selbſt Febronius wollte dies nicht; er wollte nur das Regiment aus den Händen des Papſtes in die Hände der Biſchöfe bringen. Der Kaiſer hat einige von den unerträglich drückenden Uebeln zu vermindern, einige grobe Mißbräuche abzuſchaffen geſucht. Aber Er kann wahrhaftig noch nicht eine einzige Quelle der Uebel verſtopfen; Er hindert nur, daß ſie nicht überſtrömen! Alles was Er thun kann, iſt daß er das ſchwerſte Joch von der Denkungskraft abnimmt, daß er Preßfreyheit verſtattet. Aber dieſe dient, und muß dienen, ſowohl dem freymüthigen als dem bigotten Theile, und es iſt wohl nicht zweydentig auf welcher Seite noch bis jetzt die Menge iſt. Die Biſchöfe und Prieſter könnten freylich mehr Gutes thun; aber ſie thun es nicht. Es ſind zwar redliche und wohldenkende Männer unter ihnen; *) aber ſtellt ſich nicht auch ein großer Theil derſelben geradezu allen weiſen Einrichtungen des Kaiſers entgegen? Was iſt denn dadurch gewonnen,

*) Der ſel. Prälat Rautenſtrauch, ein Mann, der viel gutes hätte ſtiften können, ſtarb zu früh, als er auf Befehl des Kaiſers zu Erlau in Ungarn beſſere Einrichtungen machen ſollte!!

nen, wenn ſolche widerſpenſtige Biſchöfe eben die Gewalt bekommen, welche ſonſt nur der Papſt hatte! Glaubt Hr. Garve im Ernſte, daß der Erzbiſchof von Wien Kardinal Migazzi *) (den Mann wird er doch wenigſtens kennen) ein einziges der Uebel vermindern werde, das die päpſtliche Hierarchie verurſacht? Werden es ſeine Hoftheologen, die berüchtigten Verfechter alles bigotten Unſinns, Pochlin, Faſt, und Obermayr thun? Wird es der Biſchof von Erlau in Ungarn thun? Wird es der Jeſuit P. Kerenz, Biſchof von Neuſtadt oder St. Pölten thun, ſo moderat er ſich auch anſtelle? Möchte Hr. Garve, als Proteſtant, wohl einem dieſer Biſchöfe in die Hände fallen?

Es iſt zudem eigentlich ſelbſt in Oeſtreich noch gar nicht ſo weit, daß man den Primat des Papſts gar nicht mehr erkennen wollte. Der Papſt beſtätigt ja noch bis jetzt jeden Biſchof **) in den K. K. Erblanden. Die neuſten Reformatoren in Oeſtreich ſagen in allen Büchern ſelbſt, der Papſt müſſe die Oberaufſicht über die Reinigkeit der Lehre haben. Dieſe Reinigkeit der Lehre, dieſe Unveränderlichkeit des Dogma iſt es eigentlich, was alle gründliche und weſentliche Verbeſſerung des Katholicismus ganz unmöglich macht. Wie kann da die Quelle hierarchiſcher Uebel verſtopft werden, ſo lange dieſe noch da iſt? Im September 1785 ſtand in allen Zeitungen: "Der "Herzog von Modena, Herkules III. hat die Inquiſition in "ſeinen Staaten gänzlich abgeſchaft. In dem deshalb er"gangenen Edikte heißt es gleich zu Anfange: Der Herzog "habe

*) Im Grauen Ungeheuer VI Bd. no. 14. S. 173. ff. ſtehet ein im J. 1737 geſchehener Vortrag des Kardinals Sigismund Colloniez, Erzbiſchoffs zu Wien, an Kaiſer Karl VI. zu Einführung einer Inquiſition in Wien. Sie iſt rubricirt: Gravamina Religionis Catholicae contra Haereticos, ad Auguſtiſſimum. Aktenſtücke dieſer Art ſind werth, noch jetzt von Proteſtanten geleſen und erwogen zu werden. Es iſt gar kein Zweifel, daß der Kardinal Migazzi im Jahr 1787 eben ſo ſpräche, als ſein Vorgänger 50 Jahre zuvor, wenn er dürfte!

**) Als der Kardinal Migazzi auf Befehl des Kaiſers das Biſthum Waizen in Ungarn niederlegen ſollte, ſo legte er es in die Hände des Papſtes nieder, und der Papſt nahm (im Jänner 1786) die Abdankung an. Ebenfalls ganz kürzlich ward in allen Zeitungen gemeldet: ein Kaufmann in Oeſterreich, welcher vorher ein Kapuziner geweſen, habe den Kaiſer um Erlaubniß gebeten, zu heirathen, welcher ihn, der Diſpenſation wegen, an den Papſt gewieſen habe.

"habe ſeit dem erſten Augenblick ſeines Regierungs Antritts "den Entſchluß gehabt, die Inquiſition abzuſchaffen, ſey "aber durch das weiſe und erprobte rechtſchaffene Be"tragen des Inquiſitors Orlandoci, bewogen worden, "dieſen Entſchluß bis zum Tode deſſelben aufzuſchieben. Da "aber derſelbe nun erfolgt ſey, ſo ſolle ſie nun auch gänzlich "aufhören, und in Zukunft die Biſchöfe und Pfarrer un"ermüdet für die Reinigkeit der katholiſchen Religion "wachen, und dafür ſorgen, daß die ihnen anvertraute Kir"che nicht durch ſchädliche Grundſätze der Ketzer und "anderer Neuerungsmacher beleidigt werde."

Was dünkt dem Philoſophen Garve, zu dem weiſen erprobten rechtſchaffenen Betragen eines Inquiſitors? Was dünkt ihm zu dem Uebergange, daß Biſchöfe und Pfarrer nun Inquiſitoren ſeyn ſollen? Wie würde es uns gehen, wenn Neuerungsmacher wie er und ich einem ſolchen erprobten rechtſchaffenen Inquiſitor in die Hände fallen ſollten? Wie erprobt man einen Inquiſitor? Wie erprobt man einen Biſchof, der in eines Inquiſitors Stelle tritt, um die Reinigkeit der katholiſchen Lehre zu bewahren! O! ihr dunkeln Begriffe des dunkeln zwölften Jahrhunderts, die ihr in dem vermeintlich hellen achtzehnten Jahrhunderte noch immer den katholiſchen Verſtand verwirren ſollt! — Ich habe behauptet, die Hierarchie iſt ſchädlich für den menſchlichen Verſtand. Ich behaupte noch, die päpſtliche Hierarchie, die biſchöfliche Hierarchie, *) die prieſterliche Hierarchie, die mönchiſche

*) Die unaereimte Meynung, daß die Biſchöfe eine gewiſſe, beſondere, ihnen ankiebende Würde hätten, die ſeit der Apoſtel Zeit führten, und die ſie zu einer gewiſſen Hierarchie berechtigte, kann die unſeligſten Folgen haben. Ich bitte darüber die Beylage E aufmerkſam durchzuleſen, welche von einem Mann kommt, der England und Amerika ſehr wohl kennt. Man wird daraus erſehen, daß die proteſtantiſchen Amerikaner, welchen noch die Begriffe von der hohen Kirche ankleben, durchaus Biſchöfe haben wollen, und wenn man ſie ihnen in England nicht ordiniren will, ſo wollen ſie nach dem katholiſchen Frankreich gehen, und ſie daſelbſt zu Biſchöfen ordiniren laſſen, in Meynung, das katholiſche thue wenig zur Sache, es komme nur auf die biſchöfliche Weihe an. Was meynt Hr. Garve zu einer Hierarchie und Ariſtokratie von proteſtantiſchen Biſchöfen, die von Katholiken zu Biſchöfen geweihet ſind! So viel Unheil machen die papiſtiſchen Begriffe auch unter Proteſtanten, wenn man ſich nicht genug und ganz davon los machen will. Wenn man

ſche Hierarchie, die jeſuitiſche Hierarchie ſind alle gleich ſchädlich. Es iſt nimmermehr die geringſte Verbeſſerung daraus zu erwarten, daß man eine Hierarchie mit der andern verwechſelt.

V.

Ich habe ſchon oben S. 18 angeführt, daß Hr. G. auch uns gern wollte glauben machen, die Jeſuiten wären nicht mehr in ihrer ehemaligen feſten Verbindung, und daß er mich lächerlich zu machen ſucht, weil ich aus ſehr guten Gründen behaupte, ſie wären es noch. *) Die Jeſuiten ſuchen ſelbſt auszubreiten, ihre Geſellſchaft wäre in der feſteſten Verbindung, ſobald ſie nur vorſpiegeln können, daß Gutes durch ſie geſtiftet würde. Sobald aber jemand von dem Böſen redet, daß ſie ſo häufig ſtiften, ſo heißt es, die Geſellſchaft exiſtire gar nicht mehr. Sie ſuchen dadurch die Aufmerkſamkeit der Welt von ihren geheimen Machinationen abzuziehen. H. G. hat ſich auch von Perſonen der römiſchen Kirche, welche er, ich kann nicht ſagen aus welchen Gründen, nicht für Jeſuitenfreunde hält, feſt überreden laſſen, daß die Jeſuiten gar keine rechte Konſiſtenz mehr haben könnten. Es iſt zuweilen ſehr ſchwer, Jeſuitenfreunde recht zu unterſcheiden, und es fällt wohl jemand in ihre Hände, wo ers am wenigſten denkt, und ſpricht ihnen mit der beſten Abſicht von der Welt nach, was ſie ihm ſagen **). So machts auch Hr. Garve. Er glaubt, wenn ihm ein katholiſcher Freund ſagt, die Jeſuiten hätten gar keinen

man nicht deutlich ſagt, daß Biſchöfe und Prieſter Menſchen ſind wie andere, daß Biſchofsweihe und Prieſterweihe eine leere Ceremonie ſind; ſo deräſoniren wir immerfort, und ſchleppen uns mit papiſtiſchen Vorurtheilen, welche dem Papſtthume wieder die Thüre öffnen.

*) Dec. S. 497.

**) Dieß iſt kürzlich dem ſonſt ſo verdienten Hrn. Heinike in Leipzig auf eine ſonderbare Weiſe widerfahren. Er ſagt: (Deutſches Muſeum S. 84.) „Die katholiſche Geiſtlich„keit giebt ſich jetzt, beſonders um die Aufklärung und „Kultur der Menſchen, alle mögliche Mühe, vorzüglich „aber die Jeſuiten. Durch ſie ſind nicht allein die Nor„mal- ſondern auch viel andere verbeſſerte Lehrarten in „Oeſterreich und in andern Ländern eingeführt worden. Sie „wurden zwar im Anfange mit einigen Lehrarten zu den „Normalſchulen hinter das Licht geführt; denn ſie lern„ten dieſelben vom Abt Felbiger, dieſer aber in Berlin, in der

keinen Zusammenhang, dies [illegible] weitre Untersuchung, ohne einige Rücksicht auf die Ueberzeugung des ganzen katholischen Deutschlandes, ohne einige Rücksicht auf eine Menge wi-

„der Realschule. — Allein die Jesuiten suchen nun das Wi„dernatürliche und Abgeschmackte der hähnischen Lehrar„ten immer mehr davon abzuschaffen und bessere dafür ein„zuführen. — Sie haben sowohl Rochowsche, als andere „natürliche und leichte Methoden eingeführt, und ich „habe ihnen einige vorgeschlagen, die sie mit erwünschten „Nutzen anwenden." Wer nur einigermaßen die Jesuiten kennt, und weiß, welche schleichende Mittel sie anwenden, um von sich gute Meynungen zu erregen, wird sehen, daß sie Mittel gefunden haben, Hrn. Heineke, der selbst geradezu zu Werke gehet, und nicht vermuthet, daß Andere hinterlistig und schief handeln können, durch irgend einige Mittel eine sehr gute Meynung von ihnen beyzubringen gewußt haben. Er hat diese ihm beygebrachte Meynung etwas zu schnell nachgesagt. Wer die katholische Geistlichkeit recht kennt, kann wohl unmöglich sagen, daß sie im Ganzen irgend eine Art Kultur und Aufklärung verbreitet. Die Klerisey thut im Ganzen gerade das Gegentheil. Aber wer Jesuiten recht kennt, kann es vollends von diesen ganz unmöglich sagen. Es ist in Oesterreich oder Bayern niemand, der selbst Aufklärung und Kultur hat, der nicht bekennen wird, daß die Jesuiten beides aus allen Kräften zu verhindern suchen. Ihre Thaten zeigen es so deutlich. Sie verfolgen ja, wie es ganz Deutschland siehet, in Baiern jedermann, der nur einigermaßen aufgeklärt ist. Nennt nicht Baiern die P. P. Frank, Gruber, Schönberg, Welffinger, Gugler, Sautermeister, u. a. m. mit wahrem Abscheu? Gelobte nicht der berühmte Hr. v. Born öffentlich, sich dem Jesuitismus zu widersetzen. Die Normal- oder Litteralmethode ist freilich durch die Jesuiten eingeführt worden. Es ist aber falsch, daß sie viel andere verbesserte Lehrarten in Oesterreich, oder in irgend einem andern Lande eingeführt hätten. Es ist in Oesterreich gar keine andere Methode vorhanden als die elende Normalmethode: sie besteht noch bis auf den heutigen Tag in allen Oesterreichischen Landen. Es ist so gar noch nicht einmal der Catechismus, worin die gröbsten ultramontanischen Begriffe, die der Jugend eingeprägt werden, verändert, wie ich oben S. 53 angezeigt habe. Es werden auch sogar noch bis auf den heutigen Tag die gehäßigsten Gesinnungen gegen die Protestanten in katholischen Schulbüchern fortgepflanzt (S. R. B. VIr Band S. 390) Die Jesuiten haben keine ihnen eigene Lehrmethode als diejenige, die im IVten Bande meiner Reisebeschreibung, in der Beylage XII. beschrieben, und in der ganzen Abgeschmacktheit gezeigt ist. Hätten sie irgend etwas eigenes gutes gethan, so würde es bekannt genug seyn;

denn

widerſprechender, vor unſern Augen vorgehender Dinge, ohne Rückſicht auf die Macht, deren ſich die Jeſuiten oft ſelbſt rühmen, demſelben ſo blindlinge, daß er auch, wie ich ſchon oben

denn ſie würden es zehnfach öffentlich geprieſen haben. Ihre Art iſt, alles was ſie haben, übermäßig zu rühmen. Haben ſie nicht von ganz unbedeutenden Schulveränderungen in Böhmen ſchon viel Aufhebens gemacht! Ich fodre zum Ueberfluß hier öffentlich einen jeden Jeſuiten auf, die vermeintlen verbeſſerten Lehrarten, welche die Jeſuiten jetzt haben ſollen, aus einander zu ſetzen, damit man ſie kennen lerne. Alsdenn wollen wir weiter ſprechen. Aber bloß im Allgemeinen zu rühmen kann nichts beweiſen. Die Jeſuiten haben den gutmeinenden Herrn Heineke mit freundlichen Worten hintergangen. Daß ſie in Dresden oder Leipzig, (wo ſie ohnedas herzlich wenig zu lehren haben) einige Methoden, die Hr. Heinike ihnen vorgeſchlagen hat, wenigſtens zum Scheine angenommen haben, glaube ich ſehr wohl. Da ſie einen wichtigen Theil ihres Einfluſſes in die menſchliche Geſellſchaft darin ſuchen, daß ſie ſich der Erziehung der Jugend bemächtigen; ſo laſſen ſie ſich ſehr wohl gefallen, wenn ihnen jemand Methoden mittheilen will, die ſie gut oder ſchlecht ihrem Zwecke gemäß anwenden können. Sie ſind ſogar darauf ſehr aufmerkſam. Die Jeſuiten haben außerdem eine beſondere Urſache, Hrn. Heineke ſich, wenn es immer möglich iſt, geneigt zu machen. Er hat ihrem Nestor dem P. Stork in Wien faſt ein wenig zu derb ſeine Unwiſſenheit gezeigt. Durch die Taubſtummenſchule in Wien wollten ſie ſich ein beſonderes Anſehen geben. Durch Hrn. Heinekens Demonſtration iſt dieſe verächtlich geworden. Da ſie Heinekens nicht widerlegen können, ſo ſuchen ſie ihn zu gewinnen. Die Beichtväter in Dresden ſind auch Jeſuiten. Sie haben den Geiſt ihres Ordens, und ſuchen ſich einen Feind des Ordens vom Halſe zu ſchaffen. Herr Heineke ſucht vermuthlich nichts, als durch ſeine Methoden nützlich zu werden, und lobt die, die ſeiner Meynung nach, Nutzen ſchaffen. Daß die Rochowſche Methode, ihrem wahren Zwecke nach, jemals von den Jeſuiten gebraucht werden könnte, iſt contradictio in adjecto. Die Methode des Herrn von Rochow beruht darauf, daß allen Kindern Urſach und Wirkung in ihrem wahren Verhältniſſe gezeigt werde; und die Erziehung der Jeſuiten iſt gerade das Gegentheil. Rochow's Katechismus der geſunden Vernunft, würde, wenn er allgemein in den Herzen der Lehren und Kinder wäre, nicht nur allem Jeſuitismus, ſondern auch allem Katholicismus ein Ende machen. Wenn alſo Jeſuiten ein ſolches Buch loben oder zu brauchen verſprechen, ſo iſt es bloß zum Schein; und den Schein brauchen ſie recht ſehr, um ſich Eingang zu ſchaffen. So machen ſie es hier auch.

oben S. 18 angezeigt haben, ſogar mit Spotte ſagt: wenn die Jeſuiten noch in ihrer feſten Verbindung wären, ſo müßte es etwas übernatürliches ſeyn. Es iſt merkwürdig, daß der ſchon erwähnte P. Steiner, ſelbſt ein Jeſuit, der ſich ſo ungebeten zu Herrn Garve herandrängt, eben dieſe ſpöttiſche Wendung braucht; denn er ſagt: es müſſe beynahe etwas mehr als menſchliches ſeyn, wenn es ſo wäre, und dabey behauptet er: "Es ſey kein Haar "mehr von den Jeſuiten *) da."

Man muß wirklich die Stirn eines Jeſuiten haben, um ſo dreiſt eine Unwahrheit zu ſagen, wovon man ſelbſt weiß, daß ſie Unwahrheit iſt. P. Steiner iſt ein Prieſter des Schulinſtituts, das heißt ein Jeſuit. Er wird doch nicht leugnen wollen, daß lauter Jeſuiten dies Inſtitut ausmachen, und daß ſie nur gar zu feſt aneinander hängen, wie es jeder katholiſche Schleſier wohl weiß. Es heißt von ihm und von allen Jeſuiten, ſie mögen ſich jetzt nennen wie ſie wollen, eben ſo wie vom Jeſuiten Fiſcher **):

Jeſuitam exuit *veſtitu non animo*, — etiam in *Seculo*, Jeſuita.

Will P. Steiner die Welt zum beſten haben? Entweder: er gehört zu dem Parte Societatis quae Vulgus eſt ***), zu den unbedeutenden Fratucci †), welche von Jeſuiten, die dem Innern etwas näher ſind, und deren Abſichten ſie dienen müſſen, ſelbſt verachtet werden oder er ſpricht wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen. Wie? die Jeſuiten verſammlen ſich im Kollegium zu Polocz ††), und wählen

*) Schleſiſche Provinzialblätter, 96 St. S. 288.

**) S. des Jeſuiten P. Fiſchers Grabſchrift im deutſchen Zuſchauer, 11s St. S. 34.

***) S. A. B. Viter Bd. S. 732.

†) Wenn P. Steiner etwa wirklich ſo einfältig ſeyn ſollte, wie er ſich ſtellt; ſo kann ihm dieß auf ſeine Vorſpiegelung dienen, als ob alle Jeſuiten außerordentliche Leute ſeyn müßten, wenn der Orden noch fortdauerte. Ach nein! auch die Fratucci, wenn ſie nur dem Orden ergeben ſind, können ſehr gut gebraucht werden.

††) Im September 1785 ſtand in den italiäniſchen Zeitungen: „Der Abt Meſſerati, aus einer edlen und reichen Familie „in Mayland, hat Verwandte, Vermögen und alles „verlaſſen, um im Schooß der Geſellſchaft Jeſu zu Polocz „ſein Leben zu beſchließen. Er iſt ſehr jung in die Geſell„ſchaft aufgenommen, aber erſt nach der Aufhebung des Or-

dens

wählen einen neuen Generalvikar. Sie machen dieß ſelbſt bekannt, und ſagen voll Muth, ganz öffentlich: "Der "Orden der Jeſuiten beruhe auf dem ſtarken Grunde des "Schutzes der ruſſiſchen Regierung, und auf einem andern "noch ſtärkern, von welchem aber öffentlich und umſtändlich zu ſprechen heute noch nicht Zeit iſt." *) Dieß ſagen die Jeſuiten ſelbſt. Sie rühmen ſich ihrer Konſiſtenz; und P. Steiner hat die Stirn zu ſagen: Es ſey kein Haar von ihnen mehr da!

Die Jeſuiten haben vom Anfang ihrer Stiftung an nach der Herrſchaft der Welt geſtrebt, und ſie ſtreben noch bis jetzt darnach. An allen katholiſchen Höfen ſind ſie die Beichtväter, oder ſuchen es zu werden, ſtehen in Anſehen, oder ſuchen darein zu kommen. Noch jetzt iſt die Erziehung aller katholiſchen Prinzen in Europa in ihren Händen; noch ſind ſie die Hofmeiſter **) und Reiſegefährten aller katholiſchen Grafen, Freyherrn und anderer reichen Prälatperſonen; noch jetzt treiben ſie großen Handel, und man ſieht auf den Börſen von Hamburg und Amſterdam große Wechſel, die von Leuten, die wohlbekannt ſind, auf ihre Rechnung gezogen werden. Noch iſt ihre Anzahl nicht vermindert ***), ſondern vielmehr vermehrt worden. Noch haben ſie den genaueſten

„dens Prieſter geworden. Jetzt iſt er ohngefähr 50 Jahr „alt." Wenn ein Italiäniſcher Jeſuit ſein reizendes Vaterland, ſeine Familie und alles, ſo lange nach der Aufhebung des Ordens noch verläßt, und bis nach Polocz in ein rauhes Klima gehet, bloß weil da die Väter S. J. verſammlet ſind, ſo muß doch wohl Konſiſtenz in dieſem Orden ſeyn, oder es müſſen wohl gar die Befehle der Obern noch etwas vermögen. Es haben Jeſuitenfreunde Hrn. Garven der ſich auf das, was um ihn herum vorgeht, nicht bekümmert, leicht das Gegentheil verſichern können. Aber einen aufmerkſamen Bemerker werden ſie mit ſehenden Augen nicht blind machen.

*) S. Berl. Monatsſchrift 1785. Nov. S. 418—429. verglichen mit Journal für Deutſchland 1784. 12s Stück. S. 401. Allg. deutſche Bibl. LX. 2. S. 540. und LXIV. 2. S. 592. Winkopps Bibl. für Denker IIIten Bds 4tes Stück. S. 297. Beſonders aber Nachrichten von den Jeſuiten in Rußland. 1785. 8. und im IXten Stücke des deutſchen Zuſchauers S. 371, über die Jeſuitiſchen Kunſtgriffe gewiſſe Begriffe geltend zu machen.

*) Wie viel hat Göttingen nicht ſolche Jeſuiten geſehen!

**) Es waren im Jahre 1755 in dem faſt ganz proteſtantiſchen Großbritannien 299 Jeſuiten, worunter 208 Prieſter waren; und ſie hatten 10 Kollegien. (S. Schlözers Staatsanzeigen XXVIIIs Heft. S. 342.) Daß ihre Anzahl dort jetzt noch anſehnlicher iſt, leidet keinen Zweifel.

nauesten Zuſammenhang, und führen die genaueſten Korreſpondenzen. Ich theile in der Beylage D. einen ſolchen jeſuitiſchen Zirkelbrief mit, welchen jeder Jeſuitenprovinzial weiter zu vertheilen pflegt. Die Jeſuiten hängen durch dieſe beſtändige Korreſpondenz aufs genaueſte zuſammen, erfahren alle Nachrichten, und befeſtigen in allen katholiſchen Ländern ihre größte Macht. Man findet Spuren davon allenthalben. Selbſt in Oeſtreich werden die Jeſuiten vorzüglich befördert, bekommen Biſchofthümer, Prälaturen und Domherrenſtellen *); der jetzige Rektor der Univerſität Wien iſt ein Jeſuit. Ich habe einen Beweis gegeben, daß das Zeichen des Jeſuitenordens, die unbefleckte Empfängniß, nebſt dem Zuge S. J. vom neuen Domkapitel in Linz öffentlich getragen wird **); ſo wie noch eine jeſuitiſche Akademie von eben dieſer Fratze von der unbefleckten Empfängniß ***) in Rouen iſt. Ich habe angeführt, daß ein gelehrter Ungar ſich nicht trauete, dem Jeſuiten Sainovics in einer Frage über die Ungariſche Sprache zu widerſprechen, aus Furcht vor der Macht der Jeſuiten †); alſo muß doch wohl dieſe Macht da ſeyn, welche Hrn. G. ſo übernatürlich vorkommt. Der berühmte Hr. v. Born in Wien thut öffentlich das Gelübde, dem Jeſuitismus entgegen zu arbeiten ††); alſo muß doch wohl Jeſuitismus in Oeſterreich ſeyn. Wer ſehen will, wie ſtark noch die Jeſuiten in Oeſterreich ihr Weſen treiben, der leſe nur die Wiener Kirchenzeitung vom Jahr 1785. Noch 1785 ward aus Warſchau geſchrieben: "Aus Litthauen meldet man, daß "am 3ten dieſes der berühmte †††) Jeſuit Pater Rothe "auf den Gütern der Woywodin von Meculaw, Gräfin Hyl"ſen, wo er Superior der daſigen Miſſion der Jeſuiten "u. Pfarrer geweſen, in einem Alter von 65 Jahren geſtorben." Es iſt weltbekannt, daß die Jeſuiten in dortiger Gegend, noch in ihrer völligen Konſiſtenz ſind. Eben ſo haben ſie noch in Aſien und Amerika, beſonders aber in Maryland ihre ganze vorige Konſiſtenz: haben öffentliche Kollegien, neh-

*) S. Allg. deutſche Bibl. LVII. 2. S. 576.

**) S. N. P. VIr Band. S. 472.

***) S. Zuſätze zum VIten Bande der N. B. S. LXXXII.

†) S. N. P. VIr Bd. S. 449.

††) S. Journal von und für Deutſchland 1785. VIs St. S. 561.

†††) Berühmt kann er unter den Jeſuiten geweſen ſeyn. In der vernünftigen Welt gewiß nicht.

men Novizen an u. ſ. w. So iſt es auch in den Pfalzbayeriſchen Landen. Was in München die Jeſuiten vermögen, iſt bekannt. Man ſchrieb in allen Zeitungen unterm 29. Jan. 1786 aus Düſſeldorf: "Es iſt kein Land "in der Welt, wo dieſ Jeſuiten, nach ihrer Aufhebung, beſ"ſer behandelt wurden, als in den Kurpfälziſchen Ländern; "beſonders aber in den Herzogthümern Jülich und Berg. "Nur eine kleine Veränderung ging in ihrer Kleidung "vor, die der Hundertſte nicht einmal bemerkt. Noch wohnen ſie alle beyſammen. Ihre Anzahl iſt in dem hieſ"gen Kollegium viel ſtärker, als zu der Zeit, da der Orden "noch beſtand. Sie ſtehen noch wie vorher den Schulen "vor, predigen, lehren, hören Beichte, wie ehemals. "Man hat den Jeſuitenorden für aufgehoben erklärt, und "damit genug gethan zu haben geglaubt; allein die Sache "entſpricht in hieſigen Ländern ihrem Zwecke nicht. "Da man hier nicht mehr Jeſuit werden kann; ſo wird "man Exjeſuit. Die Güter des Ordens werden von der "Kurfürſtlichen Hofkammer adminiſtirt, und tragen ſo viel "ein, daß jährlich noch Geld auf Intereſſe gethan wird, "da der Kurfürſt den Ueberſchuß nicht haben, ſondern "die Jeſuitengüter beyſammen erhalten, und wo möglich noch vermehren will." Dieſe Zuſammenhaltung der Jeſuitengüter, iſt was ſie allenthalben eifrigſt zu bewirken ſuchen. Es iſt denjenigen, die ſich mehr darum bekümmert haben als Hr. Garve, ſehr wohl bekannt, wie viel ſie davon unter mancherley Mänteln, wieder an ſich gezogen haben. Was ſie an eigenem Gute nicht erlangen können, wiſſen ſie von Biſchofthümern, Prälaturen, Domherrnſtellen und andern Pfründen, den Noſtris zuzueignen. Kommt das alles ſo von ohngefähr? Kann ohne Konſiſtenz, ohne geheime Macht ſo viel erlangt werden? Wer dieß glauben will, mag es thun, und meinetwegen noch mehr glauben!

Im Jänner 1786 ſtand in allen Zeitungen: "Der "erſte Staatsminiſter in Neapel, Marcheſe della Sam"buca, ein Freund des päpſtlichen Hofes und der Jeſui"ten, denen er ſeine Stelle zu verdanken hatte, iſt vom "Könige entlaſſen worden. Er hatte die von ſeinem Vorgän"ger Tanucci (der bekanntlich an der Aufhebung des Je"ſuiterordens viel Theil hatte) verweigerte Ueberreichung "des Zeltes wieder in Stand gebracht, jede päpſtliche "Bulle vollzogen, und ſogar den König zu einem vertrau"ten Briefwechſel mit dem Papſte vermocht." Im Hornung d. J. ward geſchrieben: "Der neue neapolitaniſche "Miniſter, Marcheſe Caraccioli, welcher ſonſt den Jeſui"ten

"ten gar nicht günſtig geweſen, ſuchet ſo viel möglich die "Gunſt dieſer Erväter zu erhalten. Man ſpricht auch aber"mals ſtark von der Wiederaufliebung des Jeſuiterordens." Nun dächte ich, wenn der erſte Staatsminiſter eines Königreichs noch jetzt den Jeſuiten ſeine Stelle kann zu danken haben, wenn ein anderer erſter Staatsminiſter, der an des vorigen Stelle kommt, ſogleich die Gunſt der Jeſuiten ſucht; ſo müßte doch dieſer Orden wohl eine und noch ſtärkere Konſiſtenz haben, als ich ſie geſchildert habe, und nicht ein unbedeutender zuſammengelaufener Haufen ſeyn, deſſen Schritte nicht der geringſten Aufmerkſamkeit würdig wären, ſo wie es uns Hr. Garve aus dem Munde ſeiner katholiſchen (wie er verſichert ganz unjeſuitiſchen) Freunde gern einbilden möchte. Wenn ein von den Jeſuiten eingeſetzter Miniſter, nun den Päpſtlichen Hof wider das offenbare Intereſſe ſeines Herrn favoriſirt, ſo muß doch noch wohl eine genaue Verbindung zwiſchen dem päpſtlichen Hofe und den Jeſuiten ſeyn. Die Proteſtanten hätten alſo doch wohl alle Urſache, den Jeſuiten, die ſich auf ſo mancherley Art bey ihnen einzuſchleichen affektiren, nicht ſo ganz ohne Umſtände zu trauen. Ich dächte alſo, ich hätte alle Urſache gehabt, ſie auf den fortdaurenden engen Zuſammenhang des Jeſuiterordens, und auf deſſen Macht aufmerkſam zu machen. Aber wenn man die Proben deſſelben bemerken will, muß man auf ſolche Thatſachen unparteyiſch aufmerkſam ſeyn, nicht auf leere theoretiſche Argumentationen; noch weniger muß man ſpötteln wollen, über Sachen, die man nicht recht einſiehet. Meynt Hr. Garve noch, er habe Recht gehabt zu ſpötteln: Weil die unzertrennliche Verbindung des Jeſuitenordens denen, die ein wenig um ſich ſehen, nur allzuſichtlich iſt, weil ihre durch alles und in allem wirkende Obern, Staatsminiſter, Biſchöfe und Prälaten machen; ſo wären die Anſprüche, welche die katholiſche Kirche auf Wunderkräfte machte, nicht ungegründet?*) Ich hoffe, er wird ſeine Uebereilung einſehen.

Hr. Garve hat ein ihm ganz eigenes Argument, wodurch er mir vordemonſtrirt, daß die Jeſuiten in der Welt nichts ſonderliches wirken können. Er entſcheidet nämlich: 1) **) daß geheime Geſellſchaften unwirkſam für die Welt ſind, weil er es gar nicht begreifen kann, wie ſie wirkſam ſeyn ſollten, und weil er ihnen jede Wirk-

 ſamkeit.

*) Dec. S. 525.

**) Dec. S. 508.

ſamkeit, die ſie haben könnten, durch einen Syllogismus abdiſputiren kann. Nun ſchließet er alſo: *) *) weil die Jeſuiten jetzt eine unſichtbare geheime Geſellſchaft wären, ſo könnten ſie nichts wirken; ein anders wäre es geweſen, da ſie eine öffentliche Geſellſchaft waren. Damals hätten ſie freilich gewirkt.

Ich erinnere mich, daß Fielding irgendwo ſagt: "Es "könne nichts ſchaden, wenn ein Schriftſteller von "der Sache etwas verſtehe, wovon er ſchreibt." Hr. Garve hat einen ſonderbaren Kützel über geheime Geſellſchaften uns manches vorzudemonſtriren, wie es damit ſeyn könnte und wie nicht; ob er gleich, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht verſtehet, wie es damit wirklich beſchaffen iſt. Ich weiß freilich nicht alles von ſolchen geheimen Geſellſchaften. Aber doch wenigſtens ſo viel, daß ich die Sache nicht für Kleinigkeit halte; ſo viel, daß ich am beſten finde, möglichſt zu vermeiden, etwas von geheimen Geſellſchaften öffentlich zu ſchreiben, weil ich einigermaßen die Steine kenne, welche auf dieſem Wege verborgen liegen, und an die man leicht ſtoßen kann. Ich weiß wenigſtens ſo viel davon, um deutlich einzuſehen, daß Hr. Garve davon gar nichts weiß, und dadurch freilich den Schaden hat, daß er in ſeinen Urtheilen darüber alle Augenblicke häßlich ſtolpert. Jedermann, der nur einigermaßen die Verfaſſung geheimer Geſellſchaften kennt, er mag nun für oder wider dieſelben ſeyn, beſonders wer einigermaßen weiß, was ſeit dreyßig Jahren in denſelben vorgegangen iſt, muß es höchſtſeltſam finden, wenn jemand zu demonſtriren vermeint, ſie wären unwirkſam; denn jedermann, der in dieſem Falle iſt, weiß allzugut, daß durch geheime Geſellſchaften von jeher ſehr viel iſt gewirkt worden, und noch gewirkt wird. Dieß wird niemand läugnen, der ſie einigermaßen kennt, es müßte denn jemand ſeyn, der ſelbſt an geheimen Wirkungen Antheil nimmt, und deshalb die Aufmerkſamkeit davon abziehen will. Es iſt nicht nöthig zu erörtern, was gewirkt werde; dies läßt ſich auch ſo mit wenigen Worten oder Schlüſſen nicht thun, wie Hr. G. zu glauben ſcheint, da die Sache ſehr weitläuftig iſt, und unbeſchreiblich viel Seiten hat. Aber ich bin überzeugt, die größten Verfechter geheimer Geſellſchaften, und ihre eifrigſten Widerſacher kommen überein, daß dadurch viel, ſehr viel gewirkt werden könne, und wirklich gewirkt wird. Wer in der Geſchichte derſelben

*) Dec. S. 497.

ſelben nur nicht ganz unerfahren iſt, weiß es ja allzugut. Es iſt auch natürlich, daß Dinge, welche den Eifer von Tauſenden und alle ihre Neigungen und Leidenſchaften in Bewegung ſetzen, nicht unwirkſam ſeyn können. Daß aber Herr Garve, wie er einigemal treuherzig verſichert, gar nicht begreifen kann, wie es eigentlich zugehe, daß ſo viel durch geheime Geſellſchaften geſchiehet, ja daß er nicht einmal begreifen kann, wie es zugeht, daß die Obern befehlen, und die Untern freywillig gehorchen; liegt wirklich eigentlich daran, daß er von Sachen ſpricht, von welchen er keinen Begriff bis jetzt haben kann: vielleicht gar daran, daß ihm jemand einen Scheinbegriff davon gemacht hat, damit er den rechten Begriff nicht etwa bekomme! So etwas geſchieht zuweilen!!

Der Grund, daß die Jeſuiten deshalb nicht viel wirken könnten, weil ſie jetzt eine geheime Geſellſchaft wären, iſt alſo auf alle Weiſe ganz unſtatthaft. Weil aber Hr. G. einmal dieſe delikate Materie in Disceptation gebracht hat; ſo muß ich geradezu ſagen: Nicht allein die Jeſuiten, als geheime Geſellſchaft betrachtet, können, wenn ſonſt nichts entgegen ſteht, ſehr viel wirken, ſondern was noch mehr iſt, jede geheime verbundene Geſellſchaft, wenn ſonſt nichts entgegen ſteht, kann ſehr füglich ein Werkzeug werden, wodurch die liſtigen Jeſuiten wirken können. Beſonders gilt dieß von denjenigen, welche ſich in dunkle Gefühle verlieren, welche auf dieſe dunkle Gefühle bigotte Religionsübungen bauen, noch mehr welche groſſe unbeſtimmte Erwartungen zu beſondern geheimen Aufſchlüſſen erregen und unterhalten, und dadurch den Weg zur bedächtigen und reifen Unterſuchung der Wahrheit verſchlieſſen; noch mehr diejenigen, welche gegen unbekannte Obern (die wie Hr. Bieſter ſehr richtig bemerkt hat, auf lateiniſch Superiores Incogniti heiſſen), von deren Wohnorte und phyſiſchen und moraliſchen Beſchaffenheit ſie nicht den geringſten Begrif haben, dennoch blindes Vertrauen und blinden Gehorſam einprägen wollen. Blinder Gehorſam gegen unbekannte Obern, ſetzt ihre Unfehlbarkeit voraus, und iſt eines Proteſtanten ganz unwürdig. Kein Menſch iſt unfehlbar! Keinem Menſchen muß man blinden Gehorſam leiſten, am wenigſten einem Unbekannten! Ich bin weit entfernt, mich auf ſpecielle Fälle einlaſſen zu wollen, irgend eine dieſer Geſellſchaften, irgend ein einzelnes Mitglied derſelben anzuklagen; ich ſpreche nur im Allgemeinen, weil ich dazu gezwungen worden bin, von Dingen, die, wenn man nur reiſe Ueberlegung nicht

vernachlässigen will, von sich selbst sprechen. Ich sehe auch sehr wohl ein, daß bey großen Mißbräuchen zuweilen zugleich viel Gutes in einer geheimen Gesellschaft vorhanden sey, und ich verehre alles wahre Gute, wo ich es finde. Aber wenn man die Zeichen der Zeit betrachtet, die sich ohnedies seit kurzem von allen Seiten her so Schlag auf Schlag vervielfältigen; so darf man doch wohl jeden rechtschaffenen und frommen Mann in so fern aufmerksam machen, daß man ihm Vorsicht und reife Ueberlegung anräth. Posons un fanal fur chaque abus! Marquons les ecueils afin qu'on les evite: multiplions les clartés! *) ist immer mein Wahlspruch gewesen! Wenn ich dieß thue, so glaube ich jedem redlichen Mann frey unter die Augen treten zu dürfen, und sein Vertrauen nicht zu verscherzen, selbst wenn er auch nicht meiner Meinung wäre, selbst, wenn er Erwartungen hegt, die ich nicht hegen kann. Ich hoffe dieß auch bey dieser delikaten Materie, die ich gewiß hier nicht berührt haben würde, wenn mich Hr. Garve nicht durch das gar schiefe Licht, in welches er meine wahren Behauptungen über die ebenfalls sehr delikate Materie von den Jesuiten zu setzen sucht, dazu genöthigt hätte.

Herr Garve hat das, was er über die Jesuiten sagt, in so fern sie eine öffentliche, oder eine geheime Gesellschaft sind, eben so wenig reiflich überlegt, als das was er von geheimen Gesellschaften überhaupt sagt, und als alles übrige. Die öffentliche Gesellschaft der Jesuiten, welche sich nur als eine solche kund gab, die ascetische Uebungen machen, Missionen besorgen und Schule halten wollte, war an sich nicht mehr und nicht weniger nützlich oder schädlich, als jeder andere Mönchsorden. Aber schon die erste Anlage, welche dahin gemacht war, daß dieser wirkliche Mönchsorden kein Mönchsorden seyn, sondern in alle Geschäfte der Welt, ohne Ausnahme, einen beständigen Einfluß haben sollte, unterschied ihn gleich von allen übrigen, und verrieth dessen geheime Absichten. Die Schlauigkeit der Stifter und ersten Obern, welche mit diesem Mönchsorden, der kein Mönchsorden seyn sollte, gleich einen geheimen Plan ausführen wollte, bestand darin: daß sie alle ihre untern Mitglieder durch eine Menge der listigsten Mittel, nach allen ihren Eigenschaften völlig konnten kennen lernen. Nach gemachten vielfältigen Proben konnten sie die fahren lassen, die ihnen nicht dienten; und die sie behielten, waren von früher Jugend an durch mancherley zum Theil abscheuliche Mittel so gezäumt, daß sie ihren Obern

*) S. Vorrede zur A. B. IIIr. Bd. S. XXIV.

Obern ganz ergeben ſeyn, daß ſie ſchlechterdings ihnen blind gehorſamen mußten. Dabey hatten ſie ihre Maaßregeln gleich Anfangs ſo ſchlau genommen, daß ihnen der dummſte Bettbruder ſo wie der liſtigſte Intriguenmacher, gleich brauchbar iſt; denn ſie ſtellten immer jeden an den gehörigen Ort. Nun ward es ihnen leicht, die Nachfolge Jeſu, die Religion und die Beförderung der Wiſſenſchaften zwar zum öffentlichen Schilde von auſſen auszuhängen, im innern aber eine geheime Geſellſchaft der Obern zu formiren, die nichts geringers als die Herrſchaft über die ganze Welt zum Zwecke hatte, welche nichts geringers zum Zwecke hatte, als zur Beſeſtigung der Herrſchaft der Jeſuiten, die ganze Welt in Finſterniß und Dummheit zu erhalten, damit die Jeſuiten allein klug ſcheinen möchten, und alles von ihnen abhängen müßte. Durch dieſen weitausſehenden Plan wurden ſie ſchon 30 Jahre nach ihrer Stiftung allen Staaten von Europa verdächtig *), ehe man noch ihre Konſtitutionen kannte, und alſo von ihrer geheimen Einrichtung etwas muthmaſſen konnte. Dieſem Plan haben ihre Obern, zum größten Schaden des menſchlichen Geſchlechts, mit einer Thätigkeit, mit einer Liſt, ohne irgend ein Mittel zu verſchmähen, ſollte es auch das ſchändlichſte oder das ſchädlichſte ſeyn, bis jetzt ununterbrochen nachgetrachtet, und größtentheils ihren Zweck nur allzuſehr erreicht. Ganz Europa hat die Wirkungen ihrer Macht bis jetzt erfahren; ohne daß man jemals die geheime Triebfeder, die geheime Aſſociation, welche ſo viel ausführt, recht konnte kennen lernen. Dieſe war immer wo man ſie am wenigſten ſuchte. Der Papſt hat zwar die äuſſere Geſellſchaft Jeſu aufgehoben. Aber es ſtand nicht in der Macht des großen Ganganelli, die innere geheime Geſellſchaft Jeſu aufzuheben. Dieſer mächtige geheime Ausſchuß, der dem Papſte ſelbſt ſo nahe war, blieb was er war, er ſtand feſt und wirkte fort, und ſelbſt Ganganelli empfand ſeine Wirkung! Es iſt alſo Thorheit zu ſagen, daß die Jeſuiten jetzt als geheime Geſellſchaft nicht wirken können. Jederzeit haben ſie geheim gewirkt. Sie wirken noch auf eben die Art. Es fehlen ihnen freilich verſchiedene der Mittel, welche ſie vorher hatten, um zu herrſchen; aber doch nicht alle. Sie haben nur noch allzuviele Mittel übrig behalten, und ſie ſtreben äuſſerſt darnach ſie zu vermehren. Wenn man ſich

*) Hundert Jahre darauf ward ihre Hinterliſt und Macht allgemein gefürchtet. S. Wielands deutſchen Merkur, Oktober 1785. S. 153.

von Hrn. Garve und P. Steiner bereden läßt, daß ſie nicht mehr zuſammenhängen, wenn man die Aufmerkſamkeit von ihnen abziehet, ſo werden ſie zum Schaden der menſchlichen Geſellſchaft weit mehr wirken können. Sie rühmen ſich ja ſelbſt, (ſ. oben S. 66) daß ihre Geſellſchaft "auf einem ſtärkern Grunde beruhet, von dem es "öffentlich zu ſprechen noch nicht Zeit iſt." Sie rühmen ſich ſelbſt ſchon der geheimen Macht mit der ſie wirken; ſo wie ſie ſich ſchon vor 130 Jahren rühmten, *) daß ihre Geſellſchaft dem Archimedes gleich ſey, der mit ſeiner Mechanik die Erde bewegen wollte:

Fac pedem figat, et terram movebit!

Sie gaben damals ſchon allen Fürſten ſelbſt eine Warnung! Jetzt wäre es Zeit darauf zu hören. Sicher iſt es wohl: Wohin die Jeſuiten einen Fuß nur ſetzen, wird alles bewegt! Wer ſie kennt, hütet ſich vor ihnen! Nur wer ſie nicht kennt, mag ſie loben!

VI.

Hr. Garve giebt vor: das Proſelytenmachen, beſonders das geheime Proſelytenmachen der Katholiken, ſey unwahrſcheinlich, ja ſey unglaublich, und eben deshalb nicht werth, daß man aufmerkſam darauf ſey. Ich will über dieſen wichtigen Punkt nur wenig ſagen, weil ich ohnedieß wegen der Menge der Erläuterungen über ſo verſchiedene Gegenſtände weitläuftiger werden muß, als es mir lieb iſt. Die Sache ſpricht ſelbſt für ſich. Wenn wie Hr. G. ſelbſt geſtehet, (S. oben S. 56) die Katholiken ehemals Gewaltthätigkeit und Betrug **) zu Bekehrungen

*) Nachricht von der wahren Beſchaffenheit des Inſtituts der Jeſuiten. Berlin 1785. gr. 8. S. die Vorrede.

**) Die Geſchichte iſt voll davon, und je mehr man darauf Achtung giebt, deſto mehr findet man. Eben deshalb möchten die bekehrungsſüchtigen Jeſuiten es gar zu gern dahin bringen, daß man auf dieſe Begebenheiten gar nicht aufmerkſam würde, vielmehr ſie ganz vergäße, als verlegene Sachen, an die man jetzt nicht mehr denken muß. Ich aber glaube, es iſt in dieſen Zeiten höchſtnöthig, daß ſie hervorgezogen werden. In Hr. Jagemanns Auszug von A. Galuzzi Geſchichte von Toskana, IIr B. S. 425. findet man, daß der Großherzog Kosmus von Toskana einen Reſidenten in Hamburg unterhielt, um im Norden Proſelyten zu machen. Das war alſo eben das, was jetzt das Nor-

zu brauchen ſich nicht entblödet haben; wenn nun, wie ich gleichfalls gezeigt habe (S. oben S. 52) der Geiſt des Katholicismus im Ganzen noch eben ſo iſt, wie ſonſt: ſo muß auch wohl die Begierde, die katholiſche Lehre durch alle mögliche Wege auszubreiten, d. h. Proſelyten zu machen, *) noch eben dieſelbe ſeyn. **) Die Erfahrung zeigt auch

Nordiſche Stift in Linz iſt. Man leſe in Strobels Beyträgen zur Litteratur 1s St. S. 177: De Satu Religionis in Germania, Conſilium Romae ſcriptum, aus dem vorigen Jahrhunderte. Da wird man finden, was für liſtige Rathſchläge gegeben werden, um die katholiſche Religion auszubreiten. Eben ſo wird noch gehandelt, ſo oft ſich nur Gelegenheit findet. Wenn wir gar keine Aufmerkſamkeit auf ſolche Bekehrungskünſte wenden, wenn wir ſie für unglaublich halten werden, wie es Hr. Garve verlangt, ſo wird es den Emiſſarien viel leichter, dieſe Gelegenheiten ſchon von weitem her vorzubereiten.

*) Der Verfaſſer einer Recenſion in der Beylage von Gelehrten Sachen zum Altonaiſchen Reichspoſtreuter 1786. no. 3. ſagt: „Er habe einen wichtigen Aufſatz in Händen, welcher die unerlaubten Künſte katholiſcher Geiſtlichen, ja „gewiſſermaßen ihre Gewaltthätigkeiten, um Proſelyten „zu machen, in einem ganz proteſtantiſchen Lande, in „welchem ihnen noch dazu alle Proſelytenmacherey durch „königl. Verordnungen verboten iſt, in ein helles Licht „ſetze.“ Ich wünſchte, daß derſelbe den Aufſatz bekannt gemacht hätte, ohne vorher etwas davon zu ſagen. Man hat Beyſpiele, daß die Jeſuiten dergleichen Bekanntmachungen, wenn ſie vorher etwas davon wußten, durch weltliche Macht zu verhindern wußten. Ich hoffe, daß dieß hier nicht der Fall ſeyn wird. Ein verdienter Gelehrter in einem Proteſtantiſchen Lande, das einen katholiſchen Landesherrn hat, hat (unter dem Druckorte Berlin und Halle 1769. gr. 8.), einen treflichen Anfang eines Verſuchs einer neuen Geſchichte des Jeſuiterordens herausgegeben. Kaum war der erſte Theil heraus, als dem Verfaſſer und Verleger inſinuirt wurde, er würde wohl thun, nichts weiter davon drucken zu laſſen, weil man es bey Hofe nicht gern ſehen würde. So geht es oft in der Welt. Ich weiß ſelbſt viele Leute, welche wichtige Nachrichten in dieſer Art mittheilen könnten, aber nicht dürfen. Ich hoffe ſo viel Glaubwürdigkeit beym Publikum zu haben, daß man mir zutrauen wird, daß ich hier keine Fabeln ſage, ſondern nach überzeugenden Thatſachen ſpreche. Dieß kann die große Unbilligkeit zeigen, daß Hr. Garve dem wenigen, was man noch anführen und bekannt machen darf, die Aufmerkſamkeit entziehen will.

**) Man ſehe darüber die Beylage B nach; beſonders die ieſuitiſche Zweyzüngigkeit, mit der die katholiſche Kirche in Stral-

auch genugſam, daß ſelbſt moderate Katholiſche die Bekehrung der Ketzer als eine höchſtnothwendige Sache anſehen. Ich will nur drey ganz neue Beyſpiele anführen. Zuerſt muß wohl der Jeſuit P. Steiner, der ſich ſo zudringende Lobredner Hrn. Garvens, kommen. Es war in der berliniſchen Monatsſchrift die Thatſache angeführt worden: "daß eifrige Theilnehmer von gewiſſen geheimen "Geſellſchaften, unter den Proteſtanten ſchon laut anfin"gen, die Würde der weſentlichen katholiſchen Reli"gion zu erheben." Wenn dieſe Thatſache richtig iſt, ſo muß ſie wohl die Aufmerkſamkeit und zugleich den Unwillen jedes rechtſchaffenen Proteſtanten erregen. P. Steiner aber antwortet darauf: *) "Ich möchte wohl gern wiſ"ſen, ob denn wirklich dieß Betragen ſo gar übel, ſo ſehr "unrecht und aufklärungswidrig iſt." Alſo P. Steiner findet es ſehr natürlich, daß Proteſtanten müſſen bekehret werden, und ſchämt ſich gar nicht zu billigen, was doch jeder ehrliche Mann Betrug nennen muß: daß den Proteſtanten in geheimen Geſellſchaften, unter dem Schein wichtiger Aufſchlüſſe über die Natur, unvermerkt blinder Gehorſam, und endlich vortheilhafte Begriffe von der katholiſchen Religion beygebracht werden, daß ihnen ſogar ſeines Kollegen des Jeſuiten Storchenau Philoſophie der Vernunft, ein Buch welches die härteſten katholiſchen Lehren **) enthält, und worin alle Proteſtanten verdammt werden, von den unbekannten Vätern als ein ſehr nützliches Buch empfohlen wird. Ich geſtehe es, ich hätte mir vor kurzem noch nicht vorgeſtellt, daß in geheimen Geſellſchaften ſolche unverzeihlich unbedachtſame Schritte von Proteſtanten geſchähen. Aber daß ein Jeſuit ſchon ſo früh die Stirn haben würde ſie öffentlich zu billigen, hätte ich mir noch weniger vorgeſtellt. 2) P. Oberhauſer in Salzburg, der doch unter den Katholiken für einen recht aufgeklärten Schriftſteller paſſirt, weil er die Febroniſchen Sätze von der biſchö-

Stralſund etablirt ward. In der Beylage F theile ich einen Brief eines Jeſuiten mit, woraus erhellet, wie fleißig die Jeſuiten vor 20 Jahren in Böhmen, Franken und in der Pfalz das Proſelytengeſchäft trieben, und wie ſorgfältig ſie davon nach Rom Nachricht gaben. Sollten ſie dieß jetzt unterlaſſen, wo ſie nur können? Verdient dieß keine Aufmerkſamkeit von Seiten der Proteſtanten?

*) Schleſ. Provincialblätter IXs St. S. 237.

**) Ich bitte meine proteſtantiſche Leſer nur wenigſtens die 1785 erſchienene Zugabe nachzuleſen. Sie werden erſtaunen!

biſchöflichen Gewalt verſteht, (durch welche nach Hrn. Garvens Meinung die Schädlichkeit der Hierarchie vermindert werden ſoll!) ſpricht in ſeinen zu Salzburg 1785 gedruckten Praelectiones canonicae aufs härteſte wider alle die nicht glauben was die Kirche glaubt; er nennt ſie Ketzer, und fodert (Lib. I. S. 308) alle Biſchöfe ſeiner Kirche auf, die Proteſtanten durch Miſſionen in den Schooß der Kirche zurückzubringen; ja er iſt unſinnig genug, die bürgerlichen Strafen gegen die Ketzerey zu vertheidigen, und ſie als ein heilſames Mittel wider die Ausbreitung der Ketzereyen zu empfehlen (Lib. I. S. 371 und Lib. V. S. 40.) 3) P. Sprenger in Banz der Herausgeber der Litteratur des katholiſchen Deutſchlandes, der gewiß zu den gelehrteſten und billigſten jetztlebenden katholiſchen Theologen gehört, ſagt geradezu: ich zelate intolerante Geſinnungen, *) "weil ich über das nordiſche Seminarium eiferte, "worin junge Schweden und andere Nordländer auferzogen "werden, um mittelſt ihrer Bemühung die katholiſche "Religion heimlich fortzupflanzen, und weil ich unduld"ſam die nordiſchen Monarchen anfoderte," (welches ich nicht einmal gethan habe,) "dieſen Miſſionen ein Ende "zu machen." Dieſer ſonſt wirklich ſo moderate Mann hält es alſo für ſo nöthig, die katholiſche Religion auf alle Weiſe fortzupflanzen, daß wir ſogar heimliche Emiſſarien dulden, und von ſolchen treuloſen Machinationen nicht einmal abmahnen, oder intolerant heiſſen ſollen.

Dieß iſt der wahre unveränderte Geiſt des Katholicismus, auf den ich ſo oft gedeutet habe! Nun frage ich Hrn. Garve, wohin würde es kommen, wenn nun immer durch alle Mittel, heimlich und öffentlich, die proteſtantiſche Religion beſtändig untergraben, die katholiſche Religion beſtändig fortgepflanzt **) wird; wenn ſogar

*) S. Litteratur des katholiſchen Deutſchlandes, V. 3. S. 457.

**) In den Oeſterreichiſchen Erblanden, wenn die proteſtantiſchen Geiſtlichen einen Kranken beſuchen, oder Kinder unterrichten, darf, nach den neueſten Befehlen der Regierung, kein Katholiſcher dabey ſeyn. Hingegen iſt den katholiſchen Prieſtern erlaubt, einmal ungerufen jeden proteſtantiſchen Kranken zu beſuchen, vor den Irrthümern der akatholiſchen Sekten zu warnen, und überhaupt den Satz einzuſchärfen, daß bey dieſen Sekten kein wahres Prieſterthum ſey, weil ihre Geiſtlichen nicht kanoniſch geweihet wären,

ſogar ein Mann wie der Geſchichtſchreiber Schmid ſo weit gehet, der Reformation ausdrücklich allen Nutzen abzuſprechen, uns im 18ten Jahrhunderte ausdrücklich ſagt, nur dieß in der Kirche könne ächte Reformation geſchehen; und wir legen, ſo wie uns Hr. Garve rathen will, die Hände in den Schooß, und ſind ſo duldſam, nicht einmal aufzumerken, was man mit uns machen will.

Hr. Garve behauptet mehrmals, wir hätten gar nicht nöthig aufmerkſam zu ſeyn, ſondern könnten uns ganz und gar dabey beruhigen, daß doch das ächte Papſtthum niemals wieder aufkommen könnte. Lieber Gott! Iſt etwa das unächte vermeintlich reformirte Papſtthum um ein Haar beſſer als das alte ächte Hildebrandiſche? Gott behüte uns vor beiden! Und es giebt noch ein drittes Papſtthum, welches nun anfängt den Proteſtanten beinahe noch gefährlicher zu werden, als das gröbſte Papſtthum. Dieß iſt der neumodiſche akkommodirte Katholicismus, ſo gemildert, ſo ſanft, ſo verbeſſert, den die Jeſuiten an verſchiedenen Orten jetzt recht ſtudiren den Proteſtanten angenehm zu machen; und den ſelbſt proteſtantiſche Theologen mit unverzeihlichem Mangel an Ueberlegung, öffentlich und insgeheim ſchon zu empfehlen anfangen. Ich muß hier eine Saite berühren, die ich bisher noch aus Schonung unberührt gelaſſen habe; und

ren, und keinen geweihten Biſchoff hätten. (S. Winkopps deutſchen Zuſchauer IIIs Heft S. 145.) In dieſem Lande ſoll nun zur Reformation der katholiſchen Religion nach Hrn. B. Meinung ſo übermäßig viel geſchehen ſeyn. Ich frage aber jeden vernünftigen Mann, ob hier nicht, ſelbſt bey einer ſo erleuchteten Regierung wie die jetzige Oeſterreichiſche iſt, das grobe Vorurtheil zum Grunde dieſes Geſetzes liegt: „Es müſſe alle Unterſuchung über die Lehren der unfehl„baren Kirche, wenn ſie auch nur zufällig veranlaſſet „werden ſollte, ſchlechterdings bey den Katholiken gehemmet „werden; hingegen müſſe die katholiſche alleinſeligma„chende Kirche das beſtändige ausſchließende Recht behal„ten, die tolerirten ſogenannten Sekten wieder zu ſich zu zie„hen, den Proteſtanten ihre vermeynten Irrthümer vorzuhal„ten, die dagegen von den groben wirklichen Irrthümern der „Katholiken nichts ſagen, ja ſich ſogar die Thorheit von der „Biſchofs- und Prieſterweihe jetzt noch zu Ende des 18ten „Jahrhunderts, als ein wichtiges Argument, ſollen aufbür„den laſſen." So ſucht allenthalben, auch wo noch Aufklärung einigermaßen iſt, die katholiſche Kirche ſich zuſammen zu halten und uns aus einander zu bringen. Und wir ſollen kein Wort dazu ſagen?

und gern noch unberührt gelaſſen hätte. Aber die Sache ſcheint mir allzu wichtig! Man höre mich an! Man erſtaune! und mache ſich aus dieſem einzigen noch nicht in ſeinem ganzen Umfange auseinandergeſetzten Beyſpiele (denn aus ſehr wichtigen Rückſichten kann ich noch nicht alles ſagen,) einigen Begriff, wie liſtig die Jeſuiten ihre Machinationen anlegen, um den Proteſtantismus zu untergraben, und wie leicht es ihnen damit ſchon jetzt ſelbſt bey proteſtantiſchen Theologen wird. Ich muß, um dieſen ſonderbaren und ſehr wichtigen Vorfall recht deutlich zu machen, ihn ſo ausführlich, als es die Umſtände erlauben, erzählen und auseinanderſetzen.

Es iſt jedermann bekannt, wie ſehr ſchon ſeit einigen Jahren die Herrſchaft der Jeſuiten in Baiern zunimmt. Ich habe im VIten Bande meiner R. B. Beyſpiele genug angeführt wie ſtark der Jeſuitismus und Bigotterie herrſcht. Wie arg viele rechtſchaffene Leute, welche zur Aufklärung ihrer Mitbürger ſchrieben, ſeit einigen Jahren, da die Jeſuiten unter der jetzigen Regierung mehr Macht bekamen, ſind verfolgt worden, liegt am Tage. Die unverantwortliche Behandlung Zaupſers iſt von ganz Deutſchland mit Unwillen angeſehen worden. Seit Jahr und Tag nimmt die Verfolgung aller Leute, die nur einigermaſſen aufgeklärt oder moderat ſich bezeigten, ſo überhand, daß gar kein Maaß mehr gehalten wird. Wer ſich nicht ganz ſtille hält, oder wer nicht zur jeſuitiſchen Partey übergeht, und ihr ſchmeichelt, (wie einige Leute, die durch Schriften bekannt ſind, zu thun ſich nicht geſchämt haben, wovon viel zu ſagen wäre,) der iſt vom Amte geſetzt, öffentlich verunglimpft oder aus dem Lande gewieſen worden. Mitten unter aller dieſer Verfolgung aufgeklärter oder moderat denkender Männer, ſieht man, daß ein einziger Jeſuit Johann Michael Sailer, erſt in Ingolſtadt, nachher in Dillingen *), ſeit einigen Jahren anfangt ſehr moderat zu ſchrei-

*) Die Jeſuiten in Dillingen waren im vorigen Jahrhunderte bey den Proteſtanten mit Recht wegen ihrer Bigotterie und giftigen Bitterkeit übel verſchrien. Jetzt ſollen wir Zutrauen zu ihnen haben. Wenigſtens die Kollegen des P. Sailer, z. B. P. Hauſen mit ſeiner Sanctitas ſacerdotalis in Petto, oder P. Wanner, der Erfinder des ſchönen Placetum Eccleſiae infallibilis, ohne welches die landesherrlichen Verordnungen nicht gültig ſeyn ſollen, oder P. John, der Vertheidiger des Cölibats, welcher die Billigkeit des Eheverbots auf die überaus groſſe Heiligkeit des geiſtlichen Standes und auf das Beyſpiel Chriſti und Mariä gründet, und

ſchreiben, und dabey allein ganz unangefochten bleibt. Er iſt pfalzbaieriſcher wirklicher geiſtlicher Rath, und bleibt es. Er hat beſonders ein ſehr merkwürdiges vollſtändiges Gebet- und Leſebuch für katholiſche Chriſten herausgegeben. Dies iſt von allen andern katholiſchen aſcetiſchen Schriften von Grund aus unterſchieden. Es iſt frey von aller Pfafferey, die man ſonſt in ſolchen Büchern nur allzuhäufig findet. Die katholiſchen unterſcheidenden Lehrſätze ſind nicht allein nicht hart vorgetragen, ſondern nicht einmal deutlich; ſie ſind vielmehr gefliſſentlich ſo maskiret, daß ſie, ob ſie gleich ganz völlig da ſtehen, dennoch von jemand, welcher das katholiſche Weſen nicht genau kennet, kaum einmal bemerkt werden. Nicht einmal das Wort katholiſch kommt, auſſer auf dem Titel, in dem ganzen Buche nirgendwo vor; ſondern der liſtige Jeſuit bedient ſich dafür des Worts allgemein, (welches eben daſſelbe bedeutet) wie ich oben ſchon S. 48 angeführt habe. Die Worte Papſt, Transſubſtantiation, Fegefeuer, Ablaß u. d. gl. findet man in demſelben gar nicht, obgleich die Begriffe, wenn man recht genau nachſiehet, allenthalben darin anzutreffen ſind. Gott weiß, wie ſehr ich es zu ſchätzen weiß, wenn vernünftige Theologen aller Parteyen in aſcetiſchen und andern Büchern von unnützem ſcholaſtiſchen und dogmatiſchen Plunder abſtrahiren, und nur auf die chriſtliche Moral führen, welche eigentlich das Herz des Menſchen beſſert. Daher will ich den Werth, den P. Sailers Leſebuch für Katholiken haben kann, um ſich vom ganz groben Dogmatiſchen ab, und zur Moral zu gewöhnen, gern dahin geſtellt ſeyn laſſen. Aber man merkt hier ganz etwas anders. Wenn man die vorigen Schriften des P. Sailer kennt, in welchen er ſo manche katholiſche Dogmen ſpitzfindig zu beweiſen geſucht hat, *) ſo läßt ſich

und alle die andern dortigen ganz dummbigotten katholiſchen Schriftſteller können den Proteſtanten wohl eben nicht Vertrauen einflößen. Vielmehr die in Dillingen herrſchende ſtumpfe Bigotterie, bey welcher der ſo erleuchtet ſcheinende P. Sailer ſo ruhig ſitzt, und ſeine Netze bloß nach den Proteſtanten auswirft, muß Mißtrauen erregen.

*) Er war ein Genoſſe des berüchtigten P. Stattlers, deſſen dickleibigte Demonſtratio evangelica er in ein Kompendium brachte. Mit dieſer Demonſtratio ſollte die katholiſche Religion recht feſtgegründet, und die Vereinigung mit den Proteſtanten durch gewiſſe hinterliſtige Canones gemacht werden (S. Allg. deutſche Bibl. LIII. Bd. 2 St. S. 610.) P. Sailer wollte auch den Weg dazu bahnen. Er ſchrieb ein Fragment von

ſich von ihm gar nicht denken, daß er irgend einem katholiſchen Dogma entſagen wollte; allenfalls es anders zu drehen, und wie ſein Lehrer P. Stattler es mit verdeckten Sophismen zu beweiſen, war ſonſt ſeine Sache; und er zeigt jetzt, daß er auch die Kunſt verſteht, Dogmen zu maskiren, um ſich einzuſchleichen. Es pflegen ja ſonſt die katholiſchen Cenſoren, beſonders die Baieriſchen, unverſöhnlich zu ſeyn, wenn irgend ein katholiſches Dogma an einer Stelle in einem Buche nicht recht deutlich ausgedrückt iſt. Es muß daher wohl Wunder nehmen, daß dieſer einzige Jeſuit wegen des gedachten Gebet- und Leſebuchs, das ſo charakteriſtiſch, ſo auffallend von allen andern katholiſchen aſcetiſchen Büchern unterſchieden iſt, daß es orthodoxen Katholiken wohl verdächtig ſcheinen müßte, weder in Baiern noch im Hochſtifte Augsburg jemals iſt angefochten worden.

Wer ein wenig die katholiſche Welt kennt, muß hieran wohl ſehr deutlich den Finger der jeſuitiſchen Macht erkennen, welche ſowohl in Baiern als im Hochſtifte Augsburg bekanntlich den größten Einfluß hat, und die Noſtros in allen katholiſchen Landen ſehr wohl zu beſchützen weiß. Wer ein wenig die Jeſuiten kennet, kann wohl verſichert ſeyn, daß, wenn ein Jeſuit etwas ſehr unterſcheidendes thut, beſonders wobey das Wohl und Wehe des Katholicismus auf irgend eine Weiſe intereſſirt iſt, er es gewiß auf Befehl der Obern thue; und die Obern befehlen eine Neuerung gewiß nicht anders als aus ſehr wichtigen Gründen.

von der Reformationsgeſchichte der Chriſtlichen Theologie (Ulm 1779 8.) Er ſuchte darin die Demonſtration und die mathematiſche Methode zu gebrauchen, der ſich P. Stattler bedient hatte, um ſeine Sophismen zum Beſten der katholiſchen Dogmen anzubringen, und zugleich gab er von der Lehre vom Meßopfer ein Beiſpiel, wie man dieſe unſchriftmäßige Lehre durch Demonſtration ſo drehen könnte, daß ſie den Proteſtanten am wenigſten anſtößig wäre. Dieſe kleine Schrift ward damals (zum Theil anonymiſch) an verſchiedene proteſtantiſche Theologen geſchickt. Dieſe wuſten damals wohl nichts von P. Stattlers Demonſtratio Evangelica, und von der intendirten Vereinigung der Religionen. Sie konnten daher das Ding nicht recht verſtehen; gutmüthige Leute glaubten nur bloß einen gutmüthig nachgebenden katholiſchen Theologen zu ſehen. So kamen verſchiedene günſtige Recenſionen dieſes unbedeutenden, aber hinterliſtigen Wiſches in verſchiedene proteſtantiſche Journale; und das war es, was die Jeſuiten geſucht hatten.

den. Sie könnten hierzu ſchon die Urſache haben, daß es zur Ehre des Ordens, oder wie ſie es gewöhnlich ausdrücken, ad majorem Dei gloriam geſchehen ſolle. Die Jeſuiten ſind äuſſerſt achtſam, alles was in der Welt vorgehet zu ihrem Nutzen zu verwenden, ſelbſt Aufklärung und Toleranz. Es iſt allemal ihre Sache geweſen, ſich allem Guten, beſonders aller Aufklärung die nicht aus ihrem Orden kommt, zu widerſetzen. Sie thun es noch, wie dasjenige, was ſeit 10 Jahren in Oeſtreich, Ungarn und Baiern vorgegangen iſt, deutlich zeigt. Finden ſie aber, daß eine Sache Eingang findet, oder daß ſie zu brauchen iſt, um ſich Eingang zu verſchaffen; (welches allemal ihr erſtes Mittel zu ihren Zwecken iſt) ſo bemächtigen ſie ſich derſelben ungeſäumt, und ſuchen ihrem Orden den Ruhm zuzueignen, als ob er die Sache wo nicht erfunden, doch zuerſt eingeführt hätte; damit es in der ganzen Welt heiſſen ſoll, die Jeſuiten ſind die geſchickteſten Leute. Es ſind unzählige Beyſpiele von dieſer ihrer Politik da, und ſie haben in ihren Pflanzſchulen beſtändig junge fähige Köpfe, welche auf ihren Befehl das ausführen müſſen, was geſchehen ſoll. Sie wiſſen alsdenn alles geltend zu machen, was dieſe thun. Sie unterdrücken alles was andere auſſer dem Orden thun, und alsdann behalten ſie es in ihrer Gewalt alles nach ihren Abſichten zu lenken. Sie widerſetzten ſich vor dreißig Jahren der Einführung proteſtantiſcher Schriften in katholiſche Landen mit der größten Heftigkeit, und beſonders auch der Schriften, die mit gutem Geſchmack und in guter deutſcher Schreibart geſchrieben waren. Da ſie aber zu ſchwach waren es zu hindern, ſo akkomodirten ſie ſich geſchwind. Sie veranlaßten eine Menge junger Leute, ſich auf Leſung der damals bey den Katholiken noch ſo unbekannten proteſtantiſchen deutſchen Dichter und Proſaiſten zu legen. Daher waren unter den Katholiken die erſten deutſchen Dichter und Redner, Jeſuiten, und die Schwätzer von ſchönen Künſten auch. Hierdurch fanden ſie bey vielen Weltleuten Eingang. Noch bis jetzt findet man unter den deutſchen Benediktinern zwar ſehr viel gelehrtere Leute, als unter den Jeſuiten; aber von deutſcher ſchöner Schreibart und von ſchönen Künſten wiſſen ſie viel weniger; daher können ſie ſich bey Weltleuten viel weniger introduciren. Alſo, da jetzt alles von Moderation und Toleranz ſpricht, ſo iſts für die Jeſuiten ſchon der Mühe werth, auch Noſtros aufzuſtellen, die ſich als moderat und tolerant darſtellen, um den Orden hierdurch auch da zu empfehlen, wo es Empfehlung ſeyn kann.

Indeſſen

Indeſſen ſcheinen ſie mit Sailers katholiſchem Leſebuch, und mit deſſen ganz beſonderer Einrichtung, daß darin alle katholiſche Dogmen nur ganz maskirt und unter andern, bey den Katholiken ſonſt gar nicht gewöhnlichen, Worten vorgetragen werden, noch eine viel weitausſehendere Abſicht verbunden zu haben. Warum iſt denn alles darin ſo ſehr maskirt? Die katholiſchen unterſcheidenden Worte ſind ja Katholiken gar nicht anſtößig, ſie fordern vielmehr dieſe Worte gewöhnlich, und pflegen es übel zu nehmen, wenn ſie nicht da ſind; alſo wegen der Katholiken dürften dieſe Worte nicht weggelaſſen werden. Es iſt alſo ziemlich deutlich zu ſehen, daß die Abſicht ſey, durch dies Buch hauptſächlich den Proteſtanten eine viel beſſere Meinung von der katholiſchen Religion beyzubringen und ſie derſelben geneigt zu machen, und daß alſo dies Buch ein Ende von der Kette iſt, womit mehrere Jeſuiten Jullu Superiorum ſeit einiger Zeit gern die Proteſtanten wieder an die katholiſche Hierarchie feſſeln möchten. P. Stattler machte mit ſeiner Demonſtratio evangelica den Anfang, und machte ſchon die hinterliſtigen Canones *) bekannt, welche zum Grunde der Wiedervereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche dienen ſollen. Darauf kam P. Storchenau mit ſeiner unphiloſophiſchen Philoſophie der Religion, worin ſo umſtändlich ans Herz gelegt iſt, daß die katholiſche Kirche die alleinſeligmachende ſey, und die Proteſtanten ſo bündig gewarnt werden, daß ſie ja ſich doch nicht ſollen ewig verdammen laſſen, ſondern zur alleinſeligmachenden Kirche zurückkehren, ſein Ablaß und die letzte Oelung nehmen, und ſo in den Himmel kommen ſollen. Nun kommt P. Sailer, und machts noch liſtiger. Er findet, daß ſpitzfindige Argumentationen doch immer auf weniger Leute Einfluß haben, als Gefühle. Er bringt die ganze katholiſche Theologie in ein ſüſſes aſcetiſches Säftchen, damit man ihre Bitterkeit nicht ſchmecken ſoll, läßt alle katholiſche Terminologien, die den Proteſtanten etwa anſtößig ſeyn könnten, weg, befleißigt ſich hingegen auf die Floskeln proteſtantiſcher Aſceten, beſonders ſolcher, welche auf die dunkeln Gefühle des Chriſtenthums mehr Werth ſetzen, als ſie es verdienen; denn unter allerhand geweihten Worten, die, ich weiß nicht welche Salbung mit ſich führen ſollen, laſſen ſich unbeſtimmte Begriffe am leichteſten unterſchieben, welches hier eben dem P. Sailer ſehr dienlich iſt.

*) S. Allg. deutſche Bibl. LIV. B. 2 St. S. 610.

Man glaube nicht, als ob ich eine ſo wichtige Beſchuldigung aufs Gerathewohl und ohne genugſame Gründe verbreite. Daß es mit dieſem katholiſchen Leſebuche, das alle katholiſche Lehren ſo ganz maskirt vorträgt, eine beſondere Bewandniß haben müſſe, bewieß mir gleich folgender Umſtand. Meine Erfahrung in der Buchhandlung hat mir genugſam gezeigt, daß katholiſche theologiſche Bücher überhaupt ſelten und ſpät unter den Proteſtanten bekannt werden. Wozu ſollten wir ſie auch gebrauchen, da der ganze Zuſchnitt dieſer Bücher nicht für uns ſeyn kann, da wir über die Dinge, welche katholiſche Theologen noch für wichtig und nützlich ausgeben, längſt weg ſind, und die Thorheit und Schädlichkeit derſelben einſehen! Aber ich bemerkte mit einiger Verwunderung aus verſchiedenen Vorfällen, daß dieſes katholiſche Leſebuch unter Proteſtanten weit mehr bekannt war, als es ſonſt katholiſche theologiſche Bücher zu ſeyn pflegen. Ich ward aufmerkſam darauf, und erkundigte mich deshalb an verſchiedenen Orten. Ich erfuhr von Buchhändlern, welche ſowohl in katholiſche als in proteſtantiſche Provinzen handeln, daß dies katholiſche Leſebuch von Proteſtanten beynahe noch mehr gefodert werde, als von Katholiken. Man verſicherte mich, daß Proteſtanten von dieſem Leſebuche für Katholiken 10 bis 20 Exemplare auf einmal verſchrieben. Ich ſelbſt bemerkte, daß in proteſtantiſchen Gegenden, deren Bücherdebit ich kenne, und wo ſonſt alle andere katholiſche Bücher unbekannt ſind, und ſehr natürlicher Weiſe unbekannt und ungeachtet ſeyn müſſen, dieſes einzige katholiſche Buch bekannt war und verlangt wurde. Ich bemerkte, daß es bey Leuten von gewiſſer Gemüthsbeſchaffenheit beſonders bekannt war. Daß dies für Proteſtanten ganz unnütze Buch dennoch unter Proteſtanten unter der Hand nach und nach immer bekannter ward, mußte doch eine Urſache haben. Daß dies Buch etwa in proteſtantiſchen Zeitungen oder Journalen wäre vorzüglich bekannt gemacht, oder mit Lobe angezeigt worden, kann man eben nicht ſagen. Dem der aufmerkſam beobachtet, auf welchen Wegen litterariſche Produkte aus einer Provinz Deutſchlands in die andere kommen, mußte wohl auffallen, daß es bey dieſem Buche nicht auf den gewöhnlichen Wegen geſchah. Es war alſo unmöglich eine leitende Hand zu verkennen, welche dies katholiſche Buch unter die Proteſtanten brachte. Dieß ſcheint vielleicht räthſelhaft. Aber vielleicht kann folgendes dieſen ſonderbaren Beyfall, den dies katholiſche Buch ſo plötzlich unter den Proteſtanten erhält, etwas weniger räthſelhaft machen.

Hr.

Hr. Lavater hat bekanntlich ſehr viel Anhänger unter Leuten von allen Ständen. Daß er gern recht viel beytrage, um Anhänger zu haben, daß er gern die lobe, die ihn loben, iſt denn endlich unbefangenen Leuten nicht ganz unbekannt. Ich werde nie, weder Hrn. Lavaters wahre Verdienſte noch ſeine gute Abſichten, wo ſie nur zu finden ſind, verkennen. Daß er aber, wie ſeine Bewunderer meinen, ſo engelrein iſt, daß ſich niemand unterſtehen dürfte an ihm etwas zu tadeln, glaube ich nicht. Eine Menge ſeiner höchſtunbedachtſamen Schritte, (davon man einige kaum ſo gelinde benennen kann) ſind leider! bekannt genug. Mich hierüber in Detail einzulaſſen, wird unnöthig ſeyn. Ich will nur eine einzige gewiß ſehr wenigen bekannte merkwürdige Nachricht anführen, die unmittelbar zu meinem gegenwärtigen Zwecke gehört:

Seit einigen Jahren werden aus Lavaters Hauſe an den Kreis ſeiner beſondern Anhänger gewiſſe Zirkelbriefe geſchrieben, worin ihnen alles was die enge lavateriſche Verbindung angeht, zu wiſſen gethan wird. Der allgemeinen Sage nach führt Herr Pfenninger dabey die Feder. Iſt dies nicht, ſo mag er es öffentlich erklären, und den Mann nennen, der dies Geſchäft über ſich nimmt. So viel aber erhellt aus den Zirkelbriefen, die ich ſelbſt und andere in Händen gehabt haben, daß der Verfaſſer derſelben in Lavaters Hauſe ganz genau bekannt ſey, von allen Umſtänden genaue Wiſſenſchaft hat, und unter Lavaters unmittelbarem Einfluſſe ſchreibt. Dieſe Zirkelbriefe werden dreyßig bis funfzigmal kopirt, und wie geſagt, an verſchiedene vertraute Anhänger Lavaters in alle Länder *) geſchickt, von welchen einige wieder Kopien davon machen laſſen, und ſie andern treuen Seelen mittheilen. Dieſe Zirkelbriefe ſind eine feine Erfindung, um den Anhängern Lavaters mehr Eifer zu geben und ihm neue Anhänger zu machen. Es giebt Leute, die ſich nicht wenig geſchmeichelt finden, daß ſie zu der unſichtbaren engen Verbindung gehören, und ſo aus der erſten Hand erfahren, was in des lieben Mannes Hauſe vorgehet. Alles was Lavatern betrift, iſt darin ungemein wichtig. Man findet darin, wenn Lavater unpäßlich geweſen,

*) Dieſe Zirkelbriefe gehen erſtaunend weit; ich habe Leute geſprochen, die etwas davon in England geſehen hatten, andere in Wien, andere in Moskau. Aus einigen Umſtänden erhellet, daß nicht an alle alles geſchrieben wird, ſondern daß darin gewiſſe Unterſchiede und Grade beobachtet werden. Vor einiger Zeit kamen die Zirkelbriefe faſt monatlich, in den letzten Jahren nur ohngefähr alle 6 oder 8 Monate.

weſen, wenn er nach Pfeffersbad gereiſet iſt, wie ſein Sohn ſich befindet, und wenn ſeine Frau deſorganiſirt *) wird, wer Lavatern beſucht, und wenn ein merkwürdiger Mann an ihn ſchreibt u. dgl. m. Vermittelſt dieſer Zirkelbriefe wird von den Büchern der Verbündeten vorher Nachricht gegeben, und ſie auch wohl zum beſſern Debit empfolen. Lavaters eigene Bücher werden auch öfters an vertraute Perſonen geſchickt, wenn ſie kaum die Preſſe verlaſſen haben. Z. B. der erſte Band vom Pilatus war in gewiſſen Händen in unſerer Gegend ſchon über drey Monate, ehe ſonſt jemand hier etwas davon wuſte. Lavaters Anhänger ſprachen im Voraus mit größter Bewunderung, als von einem auſſerordentlichen Buche, und hatten keine Augen für die groben Abſurditäten, welche jetzt kein unbefangener Mann, ſelbſt ſo mancher der viel von Lavatern hält, in dieſem Miſchmaſche von Vernunft und Unvernunft verkennen kann.

Dieſe Zirkelbriefe ſind ſehr bequem, allerhand Ideen, welche in öffentlichen Schriften allzuleicht möchten widerlegt werden, vorerſt unter der engen Verbindung auszubreiten, und ihnen Freunde zu machen. Z. B. Es wird darin vom Magnetismus, wovon doch noch keine einzige verificirte Wahrnehmung hat zu Stande gebracht werden können, ſchon ſeit einiger Zeit als von einer ungezweifelten geheimen Kraft der Natur, durch die man mit gleichem Erfolge auf beide Welten die materielle und immaterielle wirken könne, im Vertrauen geredet.

*) Es ging daher ganz natürlich zu, daß Hr. Marcard den Brief, den Herr Lavater wegen dieſes vermeinten Wunders an ihn ſchrieb, auf ſeiner Reiſe eher in Abſchrift laß, als er das Original bekam. Er war nemlich ſogleich nebſt der Nachricht von dem vermeinten Wunder, als ein Zirkelbrief aller Orten an die Freunde Lavaters umhergeſchickt worden, und war auch ſchon in unſerer Gegend beynahe eher, als Hr. Marcard das Original erhalten konnte. In dem Lavaterſchen Zirkel war dieſe Sache als ein Ding von großer Wichtigkeit geachtet, und allenthalben auch außer demſelben davon geredet. In Zürich hatte man wohl nicht darauf gerechnet, daß Marcards ſo treffende Antwort würde gedruckt werden. Wäre dieß nicht geſchehen, ſo hätte man es allemal in ſeiner Gewalt gehabt, dem treuen Zirkel ſo viel davon wiſſen zu laſſen, als dienlich war. Indeſſen war nun in dieſem ſo weit ausgedehnten Zirkel einmal verbreitet, es ſey ſelbſt in Lavaters Hauſe ein Wunder geſchehen, vor welchem die Philoſophie den Finger auf den Mund legen müßte. Jetzt legen Lavater und ſeine Anhänger den Finger auf den Mund! Dazu hilft Publicität!

redet. *) Man ſiehet aus dieſen Zirkelbriefen auch mit Verwunderung, daß ſich nun auch ſchon geheime Geſellſchaften zu Lavatern drängen, und ihn zu gebrauchen ſuchen. Da melden ſich z. B. ſchon Caglioſtro's Genoſſen, die ſogenannten Philalethen aus Paris (wahrhaftig nicht Wahrheitsfreunde, ſondern Freunde des Betrugs) bey

*) Von Caglioſtro, wird Lavaters Urtheil folgendermaßen bekannt gemacht: „Ein Mann, — und ein Mann wie wenige — an den ich aber nicht glaube. O! daß er einfältig und demüthig wäre, wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit unſers Herrn, wer wäre größer als Er. — — — — Caglioſtro erzählt oft, was nicht wahr iſt, und verheißt, was er nicht hält. Demohngeachtet halte ich ſeine Operationen nicht für Betrügereyen, obgleich lange nicht für das, wofür er ſie ausgiebt." Caglioſtro hat ſich in ſo vielen Ländern als ein offenbarer Abenteurer aufgeführt, an welchem gar nichts außerordentliches iſt, außer daß er alle Künſte des ſeinen Betrugs verſteht, und ſich die Schwachheiten der Menſchen ſehr gut zu Nutze zu machen wußte. Uebrigens iſt dieß Urtheil in Lavaters wetterwendiſcher Sprache aufgeſetzt, ſo wie er immer unbeſtimmt redet, mit der einen Hand nimmt, was er mit der andern giebt, etwas zu ſagen ſcheint, und nichts ſaget. Caglioſtro, ſagt Lavater, verſpricht, was er nicht hält, aber ſeine Operationen ſollen nicht Betrügereyen ſeyn. Wie ſchwankend! — Wenn Herr Lavater eine offenbare Betrügerey leſen will, da Caglioſtro 1785 einem Kinde hinter einem Schirm allerley ſehen ließ, das er vorher dazu unterrichtet hatte, (eine Komödie, die er in verſchiedenen Ländern mit Kindern ſpielte) ſo leſe er: Memoire pour la Comteſſe de la Motte pour l'affaire du fameuſe collier. S. 45. Ueberhaupt erſcheint da Caglioſtro als der niederträchtigſte und zugleich verſchmitzteſte Menſch. — Herr Lavater ſagt, er glaube nicht an Caglioſtro! — Wie viel gehört dazu, daß Hr. Lavater an jemand glaubt? O! über Lavaters leere unbeſtimmte ſchwankende Worte! Er will vermuthlich nur ſagen: — (ich verſtehe die Sprache recht wohl) — er glaube nicht an Caglioſtro ſelbſt, aber an die Kraft dieſes außerordentlichen Menſchen. Dieß bezieht ſich auf Lavaters einfältige Grillen von der Magie, die er aus ſeinem engelreinen Munde, aus welchem ſo viel ſchmutzige Schwärmerey und ſo viel eitler Tand gehet, ſehr unbedachtſamerweiſe unter ſeine Anhänger in unbeſtimmten Worten fortpflanzt. Es ſoll nämlich hier ungefähr heißen: Caglioſtro habe große Kraft, aber er habe ſie nicht von Chriſtus, ſondern vom Teufel, — daher wünſcht Lavater, Caglioſtro möchte Sinn haben für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit unſers Herrn, alsdenn würde

ihm, durch ſeinen Bruder den Hrn. Doktor L., und fragen, ob er ein M. von Salomon, oder vom G. A. wäre; da wird von einer kleinen Geſellſchaft von Weiſen, die in der Stille arbeiten, geredet, und von dergleichen Siebenſachen mehr, welche Lavatern von dieſen vereinigten Weiſen in der Stille ſo hingeworfen werden, um die Begierde nach dem Dunkeln noch mehr zu erregen, wozu der gute Lavater und ſein guter Bruder ſchon ſo viel Zuneigung haben, und wobey die Weiſen in der Stille viel beſſer wirken können, als beym hellen Sonnenlichte. Es iſt leicht zu erachten, daß Herr Lavater, welcher nicht vorſichtig iſt, welcher die Welt nicht kennt, welcher ein gar großer Liebhaber von Wundern und unglaublichen Dingen iſt, und welcher ſich allenthalben gern Anhänger machen will, auch mit der beßten Abſicht ſeinen weltklugen intriganten Leuten, welche merken, daß ein Mann der ſo viel Anhang hat, zu gebrauchen wäre, ſehr leicht in die Schlinge fällt, und hin und wieder Schritte thut, die er lieber unterlaſſen ſollte. Beſonders merkt man aus dieſen Zirkelbriefen, daß ſchon ſeit einiger Zeit verſchiedene Katholiken ſich zu Lavatern zu halten ſuchen. Ich bin weit davon entfernt, es ihm oder ſeinen Freunden zu verübeln, daß ſie gute Menſchen ehren und lieben, wo ſie ſie nur finden. Verträglichkeit und Duldung iſt ſehr rühmlich, aber

würde niemand gröſſer ſeyn als Caglioſtro, der ohnedieß ſchon ſo groſſe Kraft habe. Es iſt Abſurdität über Abſurdität, wie in allen elenden magiſchen Thorheiten, denen Hr. Lavater doch ſo gern anhängt. Man muß ein wenig die Sprache der neumodiſchen Magie verſtehen, um in dieſe ſichtbare Dunkelheit hinein zu ſehen. Sobald ein Menſch, auf den die wunderbegierigen Thoren ein groſſes Vertrauen ſetzten, dumme Streiche macht, oder ſich als einen offenbaren ſchlechten Kerl zeigt, ſo heißts, er habe nicht auf die rechte Art, ſondern durch die Kakomagie gewirkt; ſo hieß es von Schröpfern, ſo heißts nun von Caglioſtro. Daß der grobe Betrug nichts als Betrug geweſen ſey, will man nicht zugeben, es ſoll Kraft da geweſen ſeyn, nur ſie ſoll vom Teufel herſtammen. Man erkennet in Lavaters Anpreiſung des Betrügers Caglioſtro abermals die groſſe Unvorſichtigkeit, mit welcher er ſich jedem Abenteurer in die Arme wirft, der wunderbare Dinge verſpricht. Hr. Lavater ſollte ſich ins Herz ſchämen, daß er, nachdem er ſo oft mit ſeinen Begierden nach Wundern iſt betrogen worden, noch immer in dieſe elende magiſche Streiche ſich miſcht. Er ſieht nicht, daß er auch hierdurch ohne es zu merken, ein Werkzeug wird, die Abſichten Andrer zu befördern.

aber leider ſind die Zeichen unſerer Zeit noch ſo beſchaffen, daß Vorſicht auch nöthig iſt. Ob Hr. Lavater und ſeine vertrauteſten Freunde gehörige Vorſicht beobachten, oder ob ſie zu weit gehen, mag jeder unpartheyiſcher Leſer ferner aus dem folgenden beurtheilen.

Man ſiehet aus dieſen Korreſpondenzen ſehr deutlich, daß beſonders der P. Sailer ſich zu Lavatern ſehr gedränget, ſeine Freundſchaft geſucht, ihn ganz von ſich eingenommen hat, und in die allergenaueſte Verbindung mit ihm getreten iſt. Damit man mich nicht mißverſtehe, ſo will ich hier ſehr gern zugeben, daß Lavater hierbey noch recht gute Abſichten haben mag; aber ich geſtehe auch eben ſo offenherzig, daß ich mich nicht überreden kann, daß P. Sailer, und die übrigen Jeſuiten, mit Redlichkeit zu Werke gehen. Sie haben durch ihre ſcheinheilige Freundlichkeit Lavatern und Pfenningern offenbar ſo weit gebracht, als proteſtantiſche Geiſtlichen, die noch einige Ueberlegung haben, ſich nimmermehr ſollten bringen laſſen. Nicht allein wird des lieben Sailers beſtändig mit dem größten Lobe gedacht, und ſeine Schriften werden äuſſerſt empfolen: *) daß wäre noch das wenigſte. Es wird in den Zirkelbriefen ausdrücklich deſſen vollſtändiges Leſe- und Gebetbuch für katholiſche Chriſten, als ein höchſt nützliches Werk anempfolen. Ja Hr. Pfenninger, oder wer ſonſt der Konciplent der Zirkelbriefe iſt, ſagt in einem ſolchen Briefe **) vom Jahre 1784:

*) Sogar ein unbedeutendes Buch deſſelben über die Ueberſchwemmungen wird empfolen; und von deſſen Vernunftlehre in 2 Bänden wird geſagt: „Es ſey das zeitbedürf„tigſte philoſophiſch religiöſe Buch, das man ſich den„ken mag." Freilich Lavaters Intuitionsſinn und dergleichen Fratzen werden ſehr darin gelobt. Die Theologie (und alſo wohl vornehmlich die katholiſche Theologie) wird über die Philoſophie geſetzt. Der Glauben ohne ſtrenge Beweiſe wird darinn empfohlen und auf die Publicität wird wacker geſcholten. Es iſt die gröſte Unvernunft, dieſen Miſchmaſch an Proteſtanten zu empfehlen, die viel beſſere Bücher haben. Ich dächte, Feders Bücher z. B. die Sailer nachahmt und zuweilen ausſchreibt, wären den Proteſtanten doch näher, und hätten nichts vom Katholicismus, den P. Sailer ſich nicht entbrechen kann, ſogar in ſeine Vernunftlehre zu bringen.

**) Wenn ich dieſen Brief nicht im Originale, NB. an Proteſtanten geſendet, vor mir gehabt hätte, würde ich dies nicht öffentlich ſagen.

„Der liebe Sailer in Ingolſtadt, Verfaſſer des „vortreflichen Gebetbuchs für Katholiken, das „ich jedem meiner Korreſpondenten um dop„pelten Preis wieder abkaufen will, wenn „ers gekauft zu haben bereut; der in der katho„liſchen Schweiz (etwa zum Spott) *) der katho„liſche Lavater genannt wird."

Meine proteſtantiſchen Leſer werden erſtaunen, wenn ſie dieſes leſen. Ich wußte wahrhaftig auch nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich es zuerſt las! Man ſiehet nun wohl, wie gut P. Sailer und andere Katholiken ſich auf die Leute verſtehen, durch welche ſie wirken können, **) und wie weit ſie mit ihren liſtigen Planen im voraus ſehen. Man ſiehet nun auf einmal, warum

*) Gar nicht zum Spotte! Die Benennung des katholiſchen Lavaters nehmen die Jeſuiten als ſehr nützlich an, und breiten ſie ſelbſt aus. Man überlege übrigens, was es für eine Wirkung thun muß, wenn gegen Proteſtanten, welche eifrige Anhänger Lavaters ſind, ein Menſch wie Sailer ſo unbedingt mit Lavatern, den ſie blind verehren, verglichen wird.

**) Ich wünſchte, daß man hierüber die obenangeführte Herzenserleichterungen zweyer Menſchenfreunde über Johann Kaſpar Lavaters Glaubensbekenntniß (Frft. und Leipz. 1785. 8.) mit reifer Ueberlegung leſen möchte, beſonders S. 142 bis S. 196., ſonderlich oben S. 154 und 183. Der Verf. ſagt S. 141: „Auch der ſorgloſeſte Proteſtant muß die „Verbreitung ſolcher Lehren, aus welchen ſich die Unfehlbarkeit der Kirche als eine nothwendige Folge ergiebt, für ein Symptom erkennen: für eine Anſtalt, die „ihrer Natur nach (ſie mag darauf angetragen worden ſeyn, „oder nicht) den Katholicismus vorbereitet und herbeyführt, und die in dieſer Rückſicht den Unfehlbaren und „ihren Emiſſarien höchſtwillkommen ſeyn muß. Dieß „Symptom iſt kein anderes als der Lavaterianismus „ſelbſt; und ich behaupte, daß von ihm zum Katholicismus nur ein ſehr kleiner Schritt iſt." Der Verfaſſer hat Lavaters eigenes Glaubensbekänntniß mit Anführung der Gründe und Gegengründe ſo unterſucht, daß er die größte Aufmerkſamkeit ſelbſt Lavaters und ſeiner Anhänger verdient. Man ſieht hier ſehr einleuchtend, daß die Katholiken und beſonders die Jeſuiten ſehr natürlich auf die Gedanken haben kommen müſſen, Lavaters Freundſchaft zu ſuchen, und ſich derſelben zu bedienen, um auf proteſtantiſchen Grund und Boden den Katholicismus vorzubereiten. Daß es ihnen ſo leicht bey Lavatern gelingen würde, hätte man freilich kaum denken ſollen; ſo ſehr man ſonſt ſeine Uebereilung und Eitelkeit kennt.

um P. Sailer, und Er nur allein, ein Leſe- und Gebetbuch, dem Titel nach für Katholiken, drucken läßt, welches ein ſo ganz unkatholiſches äuſſerliches Anſehen hat, worin die katholiſchen Dogmen zwar ſämtlich vorhanden, aber doch ganz unter andern Worten maskirt ſind. P. Sailer hat dieſes von allen andern katholiſchen Büchern ſo verſchiedene Buch, nicht ſo ſehr für Katholiken, ſondern für Proteſtanten geſchrieben, die dem Katholicismus ſollen geneigt gemacht werden. Dies iſt der große Plan der Obern des P. Sailers! *) — Wer nur ein klein wenig weiß und überlegt, wie finſter und bigott-katholiſch es noch in Ingolſtadt **) und Dillingen ***) ausſiehet, kann wohl offenbar ſehen, daß ein einzelner Jeſuit ſich nimmermehr würde unterſtehen dürfen, ein ſo ganz unkatholiſch ſcheinendes Buch ohne beſondern Befehl und Vergünſtigung der Obern zuſchreiben. —— Dieſe Obern ſind zwar gar nicht willens das geringſte am Katholicismus zu ändern; aber die Abſicht war, ſich mit dieſem Buche unter die Proteſtanten einzuſchleichen, um den Katholicismus von einer guten Auſſenſeite zu zeigen, um dieſe verirrten Schaafe wieder in den katholiſchen Schaafſtall zu bringen. Man ſiehet nun auf einmal, wie ſehr es ihm damit hat gelingen können! Man ſiehet auf einmal das Räthſel aufgelöſet, wie dieſes

*) Es iſt ſchon merkwürdig, daß auf dem Titel dieſes Buchs nicht ſtehet: mit Erlaubniß der Obern, wie ſonſt auf allen katholiſchen, beſonders von Jeſuiten geſchriebenen Büchern. Sehr merkwürdig iſt es, daß das kurfürſtliche Privilegium vor der Approbation des geiſtlichen Cenſors gedruckt iſt. Wer weiß, wie ſtolz die katholiſche Kleriſey auf ihren Vorzug iſt, den muß dieſe Kleinigkeit wundern. Aber es war hier darum zu thun, daß das Katholiſche äußerlich ſo wenig als möglich in die Augen fallen ſollte.

**) Als im vorigen Jahre Prof. Rainer aus Ingolſtatt vertrieben ward, war es ein hauptſächliches Argument, daß er über Prof. Fedro, als eines Proteſtanten, Bücher geleſen, und dadurch die Studenten mit dem Proteſtantiſchen Gifte angeſteckt hätte.

***) In Dillingen hat, wie oben S. 53 angeführt iſt, P. Wanner ein unſinniges Placetum Eccleſiae einführen wollen, dem die landesherrlichen Verordnungen unterworfen ſeyn ſollen. Und man ſoll ſich vorſtellen, ein ſo ganz unkatholiſch ausſehendes Leſebuch für Katholiken, und welches, ehe es noch kaum bey den Katholiken recht bekannt ward, durch Schleichwege ſchon den Proteſtanten aufgedrungen wird, hätte ein Jeſuit ohne ein beſonderes *Placetum Superiorum* geſchrieben! Wer dieß glaubt, der muß gar nicht wiſſen, wie es bey der katholiſchen Kleriſey ausſieht!

dieſes katholiſche Buch ſich ſo geſchwind unter den Proteſtanten hat verbreiten können! Kein geringerer Mann als Lavater und ſein Sprachrohr Pfenninger empfehlen es mit größtem Eifer, nicht etwa öffentlich — das würde Aufſehen gemacht haben, ſondern inogeheim in einem vertrauten Zirkel treuer Leute, die mit beſonderer Ehrfurcht für Lavatern angefüllt ſind. War es nur erſt in dieſem Zirkel ausgebreitet, ſo konnte es nachher freylich wohl ganz ohne ſonderliches Aufſehen ſich weiter unter den Proteſtanten verbreiten. Es verbreitet ſich wirklich auch an allen Orten wo Lavater Anhänger hat, auf eine unglaubliche Weiſe. Ein ſehr glaubwürdiger Korreſpondent, (der ſehr vermuthlich von den Zirkelbriefen nichts weiß, da ſie in der Schweiz, beſonders aber in Zürich ſehr geheim gehalten werden,) ſchreibt mir:

„P. Sailers katholiſches Gebetbuch iſt durch „Lavaters Sorge *) in Zürich und in der Gegend „ein allgemeines Andachtsbuch geworden, indem „eine große Menge davon heimlich und umſonſt „ausgetheilet worden iſt.“ In

*) Mein Korreſpondent iſt ein ſehr glaubwürdiger Mann, und zugleich ſehr vorſichtig. Ich habe alſo bey dieſem wichtigen Vorfalle geglaubt, die eigenen Worte ſeines Briefes, den ich eben erſt erhalte, da ich dieſes ſchreibe, (und mein Korreſpondent konnte gar nicht wiſſen, daß ich etwas P. Sailer und Lavater betreffend ſchriebe,) bekannt zu machen. Sollte ſich mein Korreſpondent etwa darin irren, daß die unentgeldliche heimliche Austheilung nicht durch Lavaters (oder Pfennigers, oder ſonſt durch Lavaters oder ſeiner nahen Freunde, denn das wäre einerley) Sorge geſchähe: ſo wünſchte ich, daß es Herr Lavater öffentlich erklärte. Aber um allen Verdacht abzuwälzen, müßte alsdenn doch wohl genau angegeben werden, von wem und wie eine ſo befremdliche unentgeldliche Austheilung geſchehen ſey. Hat aber doch Lavater oder ſein Sprachrohr Pfenniger (denn das iſt einerley) P. Sailers katholiſches aſcetiſches Buch auch nur Proteſtanten inogeheim, ſo ganz ohne Bedingung empfohlen; ſo halte man mit Lavaters Gelindigkeit gegen einen Jeſuiten, ſeinen Feuereifer gegen proteſtantiſche freymüthige Theologen, zuſammen. Er nennte Semlern und Steinbart in einer öffentlichen Sonntagsrede Raubthiere, (S. Allg. deutſche Bibl. LXIV. 2. S. 589.) und preiſet nun, an ihrer Statt, den Jeſuiten P. Sailer als den getreuen Hirten an, dem ſeine proteſtantiſche Schafe folgen ſollen. Alſo wären wir Proteſtanten bey dem Jeſuiten P. Sailer der beſſern Religion näher? Dieß ſagt Lavater der Engelreine! Hätte man glauben ſollen, daß ſchwärmeriſche dunkle Gefühle ſo weit führen könnten!

In unſern Gegenden ſind, wie ich zuverläßig gehört habe, auch ſchon Exemplare davon unentgeldlich ausgetheilet worden, obgleich ſo viel ich weiß, noch nicht in großer Menge.

Nun will ich aber jeden unparteiiſchen redlichen Proteſtanten fragen, ob es wohl ein proteſtantiſcher Geiſtlicher irgend womit entſchuldigen kann, daß er ein ſolches katholiſches Buch den Proteſtanten, die zu ihm Vertrauen haben, empfiehlt, daß er ſogar dafür ſorgt, es unter Proteſtanten umſonſt auszutheilen! Es iſt doch offenbar der ganze Katholicismus in dieſem Buche, wenn er noch ſo ſehr maskirt iſt: Anbetung der Jungfrau Maria, Anbetung der Heiligen, Ablaß u. d. gl., ſo ſehr ſie auch in gemilderten Worten vorgetragen werden, werden ganz offenbar als Religion angeprieſen. Dieſe Milderungen mögen für Katholiken gut ſeyn, wenn ihr grober Aberglauben Milderung braucht; aber für uns Proteſtanten doch wahrhaftig nicht! Sollen wir uns etwa mit dieſen Fratzen wieder familiariſiren? oder habe ich und andere vernünftige Leute ſo gar Unrecht, wenn wir es für ſehr bedenklich halten, unſern gemeinen Mann wieder damit zu familiariſiren? Z. B. die Verehrung der Heiligen, wovon doch ein ganzer Band von P. Sailers katholiſchem Leſebuche voll iſt, man mag ſie nun ſo gelind man will, man mag ſie durch latria oder durch dulia beſtimmen wollen, man mag noch ſo viel tergiverſiren, daß dieſe Verehrung unanſtößig werden ſoll, — bleibt ſie nicht unſchriftmäßig und unvernunftwäßig? Und wenn man nun überlegt, daß die Menſchen, welche die Katholiken Heilige nennen, größtentheils elende bigotte Menſchen waren, welche um der dummſten bigotten Religionsübungen willen, für heilig geachtet wurden! Und wenn man nun vollends bedenkt, daß alle dieſe zum Theil ganz elende Menſchen (kann man ſie ſich dummer denken, als die heil. Katharina, die heil. Thereſe, den heil. Aloyſius Gonzaga, der heil. Franz, den heil. Dominik, den heil. Peter von Alkantara, die heil. Roſa von Linna, mit welcher eine Menge Mücken das Brevier ſangen, und hundert andere mehr) bloß deswegen heilig heißen, weil ſie der Papſt zu Rom (zum Theil für baares Geld) für Heilige erklärt, und ihre Verehrung anbefohlen hat; ſo mußten wir ja, wenn wir alle das Volk von Trexſen einigermaßen für heilige Leute erkennen wollten, die Herrſchaft des Papſts zu Rom erkennen! Und ich dächte doch, wer auch dazu nur indirekte Anlaß geben wollte, der würde die gute Sache der proteſtantiſchen Religion und die gute Sache der geſunden Vernunft verrathen! Aber von ſolcher Bedenklichkeit weiß

Lavater

Lavater und Pfenninger nichts, wenn der liebe Sailer, der zu dem Kreiſe der Vertrauten gehört, gelobt werden ſoll. Wie warm iſt die Empfehlung! Nicht die geringſte, doch wohl nicht ganz unnöthige Warnung, iſt dabey! Pfenninger ruft ganz ohne Bedingung und Einſchränkung den proteſtantiſchen Anhängern Lavaters zu: "Kauft "auf mein Wort das vortrefliche Gebetbuch für Ka"tholiken, ich gebe euch den doppelten Preis wieder, "wenn es euch gereuet, es gekauft zu haben!" Den doppelten Preis will Hr. Pf. zurückgeben, wem es gereut? Er ſpielt freilich hier nur mit Worten; ſo wie ehemals Lavater, der auch demjenigen das Geld wiedergeben wollte, dem es gereute, ſeinen Pilatus gekauft zu haben. Aber iſts möglich, daß ein proteſtantiſcher Geiſtlicher auch nur die geringſte Ueberlegung haben kann, der dieſe Worte ſchreibet! Hat man je gehört, daß in München, Augsburg, Dillingen, Ingolſtadt, oder irgend in katholiſchen Ländern, dieß Leſebuch, den Katholiken, von Leuten die nur die Hälfte der Wichtigkeit hätten wie Lavater bey uns, ſo warm empfohlen worden iſt? Ach nein! in Ingolſtadt und Dillingen ſteckt alles noch im gröbſten Katholicismus, man verfolgt jeden Katholiken, der irgend nur am Primate des Papſtes oder ſonſt woran zweifeln will. Dennoch verfolgt man den lieben P. Sailer nicht, ob er gleich äußerlich ganz unkatholiſch ſchreibt. Es iſt da auch alles von ſeinem Leſebuch für Katholiken ganz ſtille. Man merkt nicht, daß es irgend da etwas beyträgt, am Katholicismus etwas zu mildern; aber weit von Dillingen fängt dieſes Buch an unter Proteſtanten bekannt zu werden, wird es von Lavatern und Pfenninger an Proteſtanten auf wärmſte empfohlen! Siehet man hier nicht deutlich den Plan von P. Sailers jeſuitiſchen Obern ſich mit dieſem ſo hinterliſtig geſchriebenen Buche, nicht an Katholiken, ſondern an Proteſtanten zu addreſſiren. Zu dieſem Behufe mußte P. Sailer, mußten andere Katholiken ſich mit Lavatern vorher bekannt machen, ſich ſeine Freundſchaft und Hochachtung erwerben*). Sie mußten Lavatern von der Moderation, die jetzt in der kathol. Religion herrſcht,

nem

*) Dieß wiſſen die Jeſuiten meiſterlich zu brauchen. Ich habe oben S. 62 von Hrn. Heinecke auch ein Beyſpiel gegeben. Weil er einige Jeſuiten perſönlich als artige Leute kennt, glaubte er ihrem Vorgeben, daß die Jeſuiten in ganz Oeſterreich und Böhmen die Schulanſtalten verbeſſerten, und ſagte es öffentlich. Hr. H. hat viel zu viel Einſicht in Schulſachen, daß er dieſe Schulen loben könnte, wenn er ſie wirklich ſähe.

von der Liebe der Katholiken zu ihm u. dergl. eine gute Meinung beybringen. Hernach mußte dieſes Leſebuch für Katholiken erſcheinen. Die ſchlauen Väter wußten ſchon im voraus, wie warm durch die Zirkelbriefe die Bücher von Lavaters Freunden empfohlen werden. Lavater erſtaunte, daß ein Katholik ein Buch ſchrieb, worin von katholiſchen Fratzen ſo wenig zu ſehen war! Er lobte, er empfahl! Lavater kann nichts ohne Wärme thun; er fiel alſo gerade in die Falle, die ihm gelegt war.

Wie? Haben denn die Proteſtanten ſelbſt keine aſcetiſchen Bücher? Sollen wir den großen Werth unſerer eigenen Schriftſteller verkennen? Laß doch P. Sailern bey den Katholiken bleiben, für die er zu ſchreiben vorgiebt. Laß ihn da in Gottes Namen den Nutzen ſchaffen, der da zu ſchaffen ſeyn kann. Aber für uns Proteſtanten kann ein Katholik nimmermehr ein brauchbares aſcetiſches Buch ſchreiben. Haben wir denn katholiſche aſcetiſche Bücher nöthig? Haben Sturm, Tobler, Hermes, Zollikofer nicht längſt unſerer Kirche Ehre gemacht? Wird jemand die Unverſchämtheit ſo weit treiben, zu ſagen, P. Sailers Leſebuch ſey beſſer als dieſe, und NB. beſſer für Proteſtanten? Warum werden dieſe nicht empfohlen, und hingegen der liebe P. Sailer! Warum wird deſſen Buch ſo äußerſt warm empfohlen, wird ſogar heimlich umſonſt *) ausgetheilet, und nicht die vortreflichen proteſtantiſchen aſcetiſchen Bücher unſerer beſten Theologen, die man mit mehrerm Rechte anpreiſen darf. Freilich dieſe proteſtantiſchen Theologen gehören nicht zu Lavaters vertrauten engen Zirkel! Wunderkraft, Intuitionsſinn und Desorganiſation halten ſie für Thorheiten! Hätte man geglaubt, daß gleisneriſche Freundlichkeiten der Jeſuiten auf Proteſtantiſche Geiſtliche wie Lavater und Pfenninger ſo wirken könnte, um ſie zu ſo plumpen Fehltritten zu verleiten!

Was die Folge ſeyn muß, wenn die P. P. Jeſuiten ſich ſo zu einem Mann wie Lavater drängen, deſſen feurige

*) Um etwas umſonſt auszutheilen, dazu gehört Geld! Wenn Hr. Pfenninger verheißt, Sailers katholiſches Leſebuch denen um doppelten Preis abzunehmen, die es gereuet gekauft zu haben; ſo gehört Geld dazu! Beſtreiten Lavater und Pfenninger dieſe Koſten aus eigenen Mitteln? Oder glaubt die unſichtbare Macht ihr Geld gut anzuwenden, wenn das Buch eines Jeſuiten unter den Proteſtanten Beyfall findet? Geſchiehet dieſes von Ungefähr? Ich bitte doch jeden rechtſchaffenen Proteſtanten aufzumerken auf die Zeichen der Zeit!

feurige Einbildungskraft ſchon ſo oft ſeinen Verſtand überwältigte, und wenn er ſich ſo blindlings in ihre Arme giebt, ſo blindlings ihre Bücher empfiehlt, ſogar deren unentgeltliche Austheilung beſorgt, darf ich nicht ſagen. Wir wollen doch wohl in der Kenntniß nicht zurückgehen, ſondern vorwärts. Und daß wir zurückgehen müßten, wenn wir uns den Katholiken wieder näherten, wenn wir noch P. Sailers Leſebuch nöthig hätten, darf man wohl keinem vernünftigen Proteſtanten ſagen. Dieſes Einſchleichen iſt die ſchlimmſte Proſelytenmacherey. Es müßte bald mit der Proteſtantiſchen Religion zu Ende ſeyn, wenn wir einmal allgemein, mit Lavatern, einen ſo großen Gelehrten wie Semler, der um die Aufklärung der wichtigſten Religionswahrheiten ſo unſterbliche Verdienſte hat, für ein theologiſches Raubthier halten, und dagegen dem Jeſuiten P. Sailer unſern proteſtantiſchen Schaafſtall wider die Raubthiere zu bewahren gäben. Wenn es erſt dahin kommt, daß wir den großen Vorzug der proteſtantiſchen Religion verkennen; ſo arbeiten wir ſelbſt daran, uns zu katholiſchen Proſelyten zu machen. Daß der Jeſuit P. Sailer ein Mann Gottes ſeyn muß, weil er ein lieber Freund des engelreinen Lavaters iſt, iſt nun bey ſeinen Anhängern einmal vorausgeſetzt! Lavater wird fortfahren, alle Schriften dieſes lieben Sailers ohne Unterſchied in Geheim anzupreiſen, P. Sailer mag nun über Ueberſchwemmungen oder über Vernunftlehre ſchreiben! Alſo hat P. Sailer und vielleicht P. Sailers Freunde, die eben ſo wieder angeprieſen werden, die beſte Gelegenheit, eine Menge Ideen unter die ſorgloſen Proteſtanten nach und nach auszuſtreuen, und ſie immer nach und nach zur katholiſchen Lehre, und zum gemeinſchaftlichen Oberhaupte der Kirche (dem Papſte), das er in ſeinem katholiſchen Leſebuche ſchon ſo ſchlau und unvermerkt für nothwendig erklärt (ſ. oben S. 48) zu gewöhnen. Sollte dieſe heimliche Einführung katholiſcher aſcetiſcher Bücher in die proteſtantiſche Schweiz, die Ahndung des Synodus zu Zürch nicht mehr verdienen, als was Semler und Steinhart ſchrieb? Sollen proteſtantiſche Geiſtliche es für ganz gleichgültig halten, wenn der geweihte Prieſter P. Sailer, der als ein ſolcher, nach katholiſchen Begriffen, zu den Mittlern zwiſchen Gott und Menſchen gehört, ſich zum Mittler zwiſchen Proteſtanten und Katholiken aufwirft, wenn er uns zum katholiſchen Himmel eine Hinterthür öffnen will, und wenn Lavater dazu von ihm den Schlüſſel annimmt?

Mehr will ich vorjetzt hierüber nicht ſagen. Ich hoffe, meine Leſer werden dieſe Sache für ſo wichtig erkennen, daß ſie mir eine weitläuftige Anzeige davon, ohne welche ſie nicht verſtändlich ſeyn konnte, verzeihen werden. Es erhellet aus derſelben, daß weitausſehende Plane der Jeſuiten da ſind, und daß dieſe wirken, wo man es am wenigſten denkt. Die ächtkatholiſche Religion, von welcher Hr. Garve ſo oft redet, wollen ſie in katholiſchen Landen erhalten; aber eine unächtkatholiſche Accommodationsreligion, woran Hr. Garve noch gar nicht gedacht hat, wollen ſie den Proteſtanten nach und nach angenehm machen, und bedienen ſich jetzt ſchon proteſtantiſcher Geiſtlichen dazu. Es erhellet alſo, daß Aufmerkſamkeit *) wohl nöthig iſt; und ich hoffe, man werde ſehen, daß man diejenige, die ich bisher und andere proteſtantiſche Gelehrten auf den Katholicismus, beſonders auch auf Proſelytenmachen, gewendet habe, nicht ſo ganz vergeblich geweſen ſind. Ich glaube faſt, ſelbſt Hr. Garve, dem ſonſt alle Spuren der katholiſchen Proſelytenmacherey ſo unbedenklich ſind, wird in dieſem Vorfalle einige Bedenklichkeit finden; es wäre denn, daß er ihn etwa auch wegzudemonſtriren wüßte!

Er hat ſich bis dahin freilich überredet, derjenige müſſe ein Phantaſt ſeyn, wer, wie ich, jetzt noch Proſelytenmachen befürchtet. Er iſt hiebey abermal ſichtlich parteyiſch. Er bedient ſich unverantwortlicher Ausdrücke, um die Furcht als falſch und ungereimt vorzuſtellen. Er ſagt von den Schleſiſchen Katholiken, die er doch, wie man denken ſollte, am beſten kennen müßte **): "Ich bin ſo "feſt

*) Ein geweſener Piariſt, welcher doch wohl die Katholiken ganz anders kennt, als ſie Hr. Garve kennen kann, bemerkt: daß jeder Katholik täglich, für Erhöhung der katholiſchen Kirche und Ausrottung der Ketzereyen bete. (P. Sailer in Dillingen wird doch nicht läugnen, daß er für die Ausrottung der Ketzereyen betet; denn ſonſt würde folgen, daß P. Sailer ſein Brevier nicht bete, und folglich keinen vollkommenen Ablaß erhalten könne.) Er ſetzt hinzu: „Die Katholiken meinen es nie mit andern Glaubensgenoſſen „aufrichtig. Daher möchte ich jedem Proteſtanten, wenn „ihm Katholiken recht ſchön thun, rathen, ſich an das „Timeo Danaos *et dona ferentes*, wohl zu erinnern." (S. Allg. deutſche Bibl. LXV. 2. S. 485.) Wenn doch beſonders Hr. Lavater, Hr. Pfenninger und Hr. Garve dieſem ſehr wohlmeinenden Rathe in Sachen den Katholicismus betreffend folgen wollten!

**) Jul. S. 61.

"feſt davon überzeugt, als von meiner Exiſtenz, daß ſie" (die katholiſchen Einwohner in Schleſien und katholiſche Klerisey daſelbſt,) "über alle dieſe Nachrichten, die ſie "von außerordentlichen Machinationen und Bewegungen "ihrer Glaubensgenoſſen zur Ausbreitung ihrer Religion "leſen, eben ſo erſtaunen als ich, daß ihnen jeder Ge"danke eben ſo fremde, und ich ſetze hinzu, eben ſo un"glaublich vorkommt wie mir." Es ließe ſich allenfalls eine Urſache denken, warum vielleicht katholiſche heimliche Emiſſarien in einem Lande wie Schleſien, wo Proteſtanten und Katholiken vermiſcht wohnen, weniger mit Erfolg arbeiten könnten, und alſo auch weniger vorhanden ſind. Die Proteſtanten kennen daſelbſt das katholiſche Weſen viel näher, und merken eher auf, wenn etwas bedenkliches geſchiehet. Aber in ganz proteſtantiſchen Ländern, ſo wie z. B. Dännemark und Schweden u. a. m. ſind die Einwohner mit dem Katholicismus ganz unbekannt geworden, ſie denken nicht an deſſen Schädlichkeit, und werden leichter übertölpelt. Aber es geſchiehet die Ausbreitung der katholiſchen Religion auch auf andere Art als durch Emiſſarien. Wenn indeſſen Hr. Garve bloß angezeigt hätte, Er vermuthe oder Er glaube, in ſeinem Vaterlande wäre von Proſelytenmacherey nichts zu finden; ſo möchte das noch hingehen. Aber daß er es auf eine ſo entſcheidende und unphiloſophiſche Art ſagt, muß wohl jeden unbefangenen Mann befremden. Ich weiß nicht, wie feſt Hr. Garve von ſeiner Exiſtenz überzeugt ſeyn mag; aber ſonderbar iſt es doch, daß er, der noch dazu verſichert, er wiſſe in keinem Dinge etwas vom Untern der Karten, dennoch von den geheimen Meynungen aller katholiſchen Schleſier, davon er gewiß den größten Theil nie mit Augen geſehen hat, eben ſo feſt überzeugt ſeyn will, als von ſeiner eigenen Exiſtenz! Iſt es nicht die unverzeihlichſte Parteylichkeit, ſich ſolcher Ausdrücke zu bedienen, um mit ſeiner Autorität zu imponiren? Vielleicht will Hr. G. ſich hinter das Wort außerordentlichen ſtecken; alsdenn aber wäre es wenig mehr als tergiverſirt. Wenigſtens ich (und ich glaube auch andere vernünftige Männer, die über dieſe Materie geſchrieben haben) haben gar nicht von außerordentlichen Machinationen geredet, ſondern ich habe nur geſagt, der Geiſt der katholiſchen Kirche (qua Kirche) iſt immer ebenderſelbe. Er iſt wie eine geſpannte Feder *), welche ſich gleich ausbreitet, ſo bald ſie nachgelaſſen wird. Nun will ſie jetzt unter andern ſogar unſere Nach-

*) S. A. B. IIr Band. S. 507.

Nachſicht und Duldung zu ihrer Ausbreitung miß-
brauchen. Dieß iſt allenfalls bloß deshalb etwas neues,
weil Duldung ſelbſt etwas neues iſt. Sonſt braucht die
katholiſche Kirche noch immerfort alle Mittel ohne
Ausnahme, um ſich auszubreiten, mehrere Rechte zu
erlangen, Proſelyten zu machen, bey Ehen von beider-
ley Glaubensgenoſſen die Kinder katholiſch zu erziehen,
an großen Herren Beſchützer und Gönner zu erhalten,
Freymüthigkeit und Publicität zu unterdrücken, und
alles was ſonſt dienen kann. Dieß iſt nichts außerdent-
liches, es wird der katholiſchen Hierarchie eigen bleiben,
ſo lange ſie katholiſche Hierarchie iſt. Ich bin freilich
wohl verſichert, daß es in Schleſien wie in mehrern Orten
vernünftige und menſchenfreundliche Katholiken giebt, die
hell über Religionsſachen denken, wenn ſie ſich auch nicht
allemal es dürfen merken laſſen. Dieſe vortreflichen
Männer werden wenigſtens die ſchlechten Mittel, die man
wohl in Schleſien ſo wie an andern Orten zur Ausbrei-
tung der katholiſchen Religion noch bis jetzt anwendet,
mißbilligen und verabſcheuen. Aber daß ſelbſt dieſen vor-
treflichen Katholiken jeder Gedanke von Machinationen
zu Ausbreitung der katholiſchen Religion ſollte un-
glaublich vorkommen, geſchweige daß er jedem katholi-
ſchen Schleſier (worunter doch gewiß ſo mancher blind-
bigotte iſt) ſollte unglaublich vorkommen, iſt nun von
Hrn. G. ſo wie vieles andere, bloß aus der Luft gegriffen,
um den Nachrichten von Proſelytenmachereyen recht
partheyiſch zum Vortheil der Katholiken zu widerſprechen.
Leute, welche das katholiſche Schleſien ſehr wohl kennen,
verſichern vielmehr, daß daſelbſt ſich bey vielen Katholiken
noch ein ungemeſſener Eifer zur Ausbreitung ihrer
Religion zeige. Es ſollen ſogar dort verſchiedene Katholi-
ken ſich ſehr heftig bezeugen; und ich weiß Beyſpiele, daß
Leuten, welche Thatſachen über das Benehmen verſchie-
dener Katholiken in Schleſien haben bekannt machen
wollen, durch anonymiſche Briefe iſt gedrohet worden,
im Falle ſie nicht ſtillſchweigen würden. Dieſe Nachrich-
ten habe ich von ſehr glaubwürdigen Leuten, die wenigſtens
ſo glaubwürdig ſind, als Hrn. Garvens katholiſche Freun-
de. Ich will in der Beylage G nur Einen Beytrag von
der Toleranz und Proſelytenmacherey einiger katho-
liſcher Schleſier *) mittheilen. Man wird daraus ſehen,
was

*) Es iſt beynahe eine überflüßige Proteſtation, daß ich über-
haupt in ſolchen Fällen, nie alle Katholiken, nicht ein-
mal alle Geiſtlichen meine, ſondern nur die einzelnen
Per-

was sonst auch schon bekannt genug ist, daß ein noch sehr starker Eifer für die Ausbreitung der vermeinten alleinseligmachenden katholischen Kirche im katholischen Theile von Schlesien regiere. Besonders auch die Politik bey Ehen von beiderley Konfessionsverwandten, die Kinder der Protestanten so viel möglich katholisch zu machen, ist ganz im Geiste der Propaganda; dieß ist ein Mittel, die folgende Generation immer katholisch zu machen, und nach und nach den Protestantismus unvermerkt zu schwächen. Dieß ist allenthalben der Geist des Katholicismus noch bis jetzt. Ich hoffe, Hr. Garve, wenn er sich erkundigen will, und alsdenn glaubwürdig erfährt, daß die in der Beylage G angeführten Thatsachen von Schlesischer Proselytenmacherey wahr sind, werde deshalb nicht an seiner eigenen Existenz zweifeln!

VII.

Hr. Garve läugnet alles, was seinem Vorurtheile für die Katholiken undienlich ist, und so will er auch zweifelhaft machen, ob die Vereinigungsplane, welche jetzt unter so mancherley hinterlistigen Gestalten hervorkommen, von der Seite der Katholiken herkämen. Jedermann, der diese Vereinigungsvorschläge einigermaßen selbst prüft, kann ihre wahre Quelle wohl nicht verkennen *). Die Katholiken hegen beständig die Idee, daß ihre Kirche die allgemeine Kirche seyn soll, daher gehen sie immer auf die Wiedervereinigung der Ketzer mit der Kirche aus. Sie haben sich jetzt auf unsere Gleichgültigkeit gegen scholastische dogmatische Lehren, auf unsere freyere Denkungsart, ja selbst auf unsere mehrere Toleranz ein System gebauet, uns zu berücken, indem sie uns ihre Religion angenehm machen, um uns nach und nach wieder unter das Joch der Hierarchie zu bringen. Die ächtkatholische Brüderschaft in Wien sagt es sogar in dürren Worten **): "daß sie durch "die christliche Bruderliebe die Protestanten an sich zie"hen, zur Annehmung der ächten katholischen gereinig"ten Religion bewegen, und hierdurch die Vereinigung "der getheilten Religionsparteyen bewirken wolle." Kann etwas deutlicher seyn!

Bey

Personen, und den Geist der Kirche überhaupt, den Esprit de Corps der katholischen Kirche, der katholischen Hierarchie.

*) S. Allg. deutsche Bibl. LXIV. 2. S. 598. u. ff.

**) S. A. B. VI Band. S. 172.

Bey der Vereinigung iſt auf der Seite der Katholiken ein wichtiges Intereſſe, auf unſerer Seite gar nicht. Sie denken nichts dabey als an Wiedervereinigung abgefallener Ketzer mit der MutterKirche. Weder P. Stattler, noch P. Sailer oder P. Schorenſtein, ſo anſcheinend liebreich ſie ſchreiben, meinen etwas anders; wir aber denken dabey allenfalls eine Vereinigung in der Lehre, wo etwa die Katholiken nachgeben würden; und auch hierbey verlieren wir Proteſtanten allemal! Die Katholiken wollen, wie ich oben S. 46 nochmals gezeigt habe, ihre Lehre niemals ändern, alſo ſollen wir doch die unſrige ändern. Aber jeder, auch der kleinſte Schritt, den wir in der Lehre den Katholiken nachgeben wollten, würde uns auf Falſchheit zurückbringen, da wir mit Gottes Hülfe in Erkenntniß der Wahrheit vielmehr vorwärts gehen wollen. Ich dächte, wir Proteſtanten hätten aus dem Papſtthume noch Falſchheit und Vorurtheile in Menge mitgebracht. Ueber zwey Jahrhunderte haben wir geſtrebt uns davon loszumachen, und ſind noch lange damit nicht zu Ende. Selbſt die Streitigkeiten, welche durch die Reformation veranlaßt wurden, welche Hr. Schmid *) ſo gern mit dem verächtlichen Namen Schulgezänk herabwürdigen wollte, haben bey ihrem großen Schaden auch großen Nutzen gehabt. Dieß Schulgezänk brachte gleich einer heilſamen Gährung auf beſſere Reſultate; ernſthafte und gelehrte Unterſuchungen der Bibel, gründlicheres und unparteyiſcheres Studium der Kirchengeſchichte, und der Enſtehungsart der Lehren, immer mehr ſich entwickelnde Philoſophie, und immer mehr ſich intenſive und extenſive bildende freymüthige Denkungsart waren die Früchte davon. Noch müſſen wir immer arbeiten, um immer mehr Vorurtheile auszurotten. Die Katholiſchen ſtehen aber in der theologiſchen Erkenntniß und in aller philoſophiſchen Erkenntniß die auf Theologie und Religion Bezug hat, beynahe noch auf eben dem Flecke, wo ſie vor dreyhundert Jahren waren. Wenn ſie nicht einige Kenntniſſe davon durch ketzeriſche proteſtantiſche Schriften als Konterbande erlangt haben; aus eignen Schriften können ſie ſie wahrhaftig nicht ſchöpfen! Das Schulgezänk an ſich, woran übrigens die katholiſche Kirche viel reicher iſt als die unſrige, hat zur Aufklärung des menſchlichen Verſtandes direkte nichts beygetragen, daß es aber bey den Katholiken auch nicht einmal zufällig nützlich ward, iſt hauptſächlich den engen Feſſeln zuzuſchreiben, worin die Katholiſchen von ihrer Hierarchie beſtändig ſind gehalten

*) Schmids neuere Geſchichte der Deutſchen 12 Th. S. 146.

worden und noch erhalten werden. Kein einziger, auch der aufgeklärteste katholische Schriftsteller, hat noch der Hierarchie entsagen wollen. Man hat vielmehr bloß Spitzfindigkeiten über Spitzfindigkeiten zur Bescheinigung und Vertheidigung der unfehlbaren unveränderlichen Lehre hervorgebracht. Die höchste Stufe der Aufklärung katholischer Theologen ist, daß die Spinneweben des kanonischen Rechts, der Geburt der finstersten Jahrhunderte, auf andere Art sollen gesponnen werden, oder daß nicht der Papst allein, sondern jede Bischöfe ein göttliches Recht haben sollen, über den Verstand und die Gewissen der Menschen zu regieren.

Gewiß, wenn wir irgend eine Vereinigung mit der katholischen Kirche eingehen, sie sey auch von welcher Art sie wolle, so können wir gar nicht umhin, an die katholische Hierarchie gefesselt zu werden. Und wenn man uns die Ketten noch so weit machen will, wie man sonderlich Anfangs gewiß thun wird; so sinds allemal hierarchische Fesseln. Ist dies aber, so erhellet deutlich, daß es der katholischen Hierarchie vortheilhaft seyn muß, uns, es sey auch auf welche Bedingungen es wolle, mit sich wieder zu vereinigen; daß aber jede Vereinigung, sie mag beschaffen seyn wie sie wolle, uns zum Schaden gereichen muß. Ist dies nun so, und bedenkt man ferner, wie thätig die Katholiken beständig zur Ausbreitung ihrer Religion sind, und daß die Protestanten es gar nicht sind; so mag jeder unbefangene Mann urtheilen, ob die seit kurzem Schlag auf Schlag erscheinende auf so mannigfaltige Art maskirte Vereinigungsplane *) wozu sich ohnedieß auf Seiten der Protestanten gar kein Grund denken läßt **), welchen hingegen, wie aus allen Vereinigungsnachrichten erhellt, die Katholischen vorzüglich günstig sind,

*) Man sehe von eines gewissen Masius in Leipzig schlesem Vereinigungsplane, durch Errichtung einer sogenannten apostolischen Kirche, wozu ihn eine Gesellschaft unbekannter Personen bevollmächtigt, die ihm einen Eid abgenommen haben, ihre Namen nicht zu nennen, die Allg. deutsche Bibl. LXIV. 2. S. 598. 606. Er hat damit viel Lärm gemacht, und dieß ist es, was die unbekannten Väter wollten, die ihre Ursachen haben, nicht bekannt zu werden

*) Masius schrieb öffentlich, die große Religionsvereinigung sey der Wunsch und das Gebet der Christenheit. Dieß ist aber eine unverschämte Lüge. Die unbekannte Gesellschaft, durch die er wirkt, mag es zu ihrem Vortheile wünschen!

ſind, von einer andern Seite herkommen können, als von katholiſchen Emiſſarien und Proſelytenmachern.

Man überlege doch die Sache reiflich. Wenn ſich irgend eine Vereinigung ſollte denken laſſen, ſo könnten wir uns doch nicht mit einzelnen katholiſchen Biſchöfen in Unterhandlungen einlaſſen. Wenn es jemals ſo weit käme, ſo müßte es doch wohl mit der ganzen katholiſchen Kirche, das heißt auf einem vom Papſte verordneten Concilium geſchehen. Wenn man aber die Geſchichte aller Concilien einigermaſſen kennt, wenn man ſich erinnert, daß in allen Concilien anſtatt des vorgeſpiegelten Beyſtandes des heiligen Geiſtes, theils Deſpotismus der Hierarchie, theils ſchimpfliche Parteylichkeit, theils niederträchtige Intriguen die Triebfeder der meiſten Handlungen und Beſchlüſſe waren; ſo läßt ſich leicht erachten, daß zum Beſten der wahren Religion nichts daſelbſt ausgemacht werden wird. Die Katholiken ſind uns Proteſtanten an Anzahl, an Zuſammenhang, an Macht, an Reichthum, an Einfluß auf Fürſten ſo weit überlegen, daß ſie bey allen Beſchlüſſen den größten Einfluß und die mehreſten Stimmen haben würden. Alſo würde für uns wenig auszurichten ſeyn; und wenn wir auch nur bloß Ceremonien von den Katholiken annähmen, ſo wäre dies ſchlimm genug; denn wir familariſirten uns wieder mit den Begriffen, welche durch die Ceremonien ſollen angedeutet werden. Und wäre es nicht dem freyen Geiſte des Proteſtantismus ganz entgegen, wenn man das thörigte Vorurtheil wieder feſtſetzen wollte, als ob die Wahrheit könne durch Mehrheit der Stimmen feſtgeſetzt werden? Und geſetzt, es wollte uns Papſt und Concilium unſere ganze evangeliſche Lehre ſo wie ſie iſt beſtätigen *); (ob es gleich unſinnig ſeyn würde, dies im Ernſte zu hoffen;) müßten wir nicht eben dadurch, daß wir die Beſtätigung des Papſtes und eines Conciliums annähmen, derſelben Autorität erkennen? Wäre es aber nicht offenbar um die ganze proteſtantiſche Kirche geſchehen, wenn wir einmal

*) So wie etwa der Papſt 1564 unter Kaiſer Ferdinand I., deſſen öſterreichiſchen proteſtantiſchen Unterthanen eine Zeitlang den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl bewilligte. Der Jeſuit Zaccaria in Rom hat ſchon den Vorſchlag gethan, wenn die proteſtantiſchen Geiſtlichen die Oberherrſchaft des Papſtes erkennen wollten, ſo würde auch der Pabſt ihre Ehen für gültig erkennen. Schon die Idee, als ob die Ehen der Proteſtanten auf irgend eine Art der Beſtätigung des Papſtes bedürfen könnten, iſt papiſtiſch und beleidigend für uns.

ne ſolche willkührliche Autorität erkennen wollten. So hinterliſtig ſind alle Vereinigungsvorſchläge, zum beſten der katholiſchen Hierarchie *). Gleichwohl ſehen ſie nur ſo wenige Proteſtanten aus dem rechten Geſichtspunkte an. Gleichwohl ſchämt ſich ſogar ein proteſtantiſcher Gottesgelehrter, Hr. D. Schulz zu Gieſſen **), nicht, eine Kirchenvereinigung mit den Katholiken, als eine leicht thunliche Sache vorzuſtellen. Er ſchämt ſich nicht von einem deshalb anzuſtellenden Koncilium zu ſprechen, ohne zu überlegen, daß wir auf kein Koncilium uns einlaſſen können, ohne den Papſt für das Oberhaupt der Kirche zu erkennen, ohne die falſchen Sätze von der deſpotiſchen Macht der katholiſchen Biſchöfe, und von der chimäriſchen Würde der katholiſchen Prieſter, welche beide ſehr thörichter Weiſe von Chriſtus hergeleitet werden, zuzugeben. Er ſchämt ſich nicht, ſehnlich zu wünſchen, daß das vermeinte Koncilium aus ſolchen Leuten beſtehen ſolle, wie die jetzigen Jeſuiten in Mainz; da doch dieſe Jeſuiten Leute ſind, welche die härteſten katholiſchen Lehren von der unfehlbaren und alleinſeligmachenden Kirche, welche die abenteuerlichſten Begriffe von der kirchlichen Gewalt vertheidigen, ja welche Mirakel und Wunder, den Unfug zu Waldthürn und den Bettler Labre in ihren Schutz nehmen. Ich mag meine Indignation darüber nicht bergen, daß ein proteſtantiſcher Theologe ſo unbeſonnene Vorſchläge thun kann, blos um den Katholiken nach dem Munde zu reden. Wohin ſoll es endlich kommen, wenn auf der einen Seite die Katholiken immer noch Luthern,

*) Die Katholiken gehen mit mehreren Wiedervereinigungsplanen um. Schon oft iſt in italiän. und andern Zeitungen den Jeſuiten das Kompliment darüber gemacht worden. Noch unterm 9. Febr. 1785 ward aus Köln geſchrieben: „Das Projekt die griechiſche Kirche mit der römiſchen zu vereinigen, „ſoll zu Rom großen Fortgang haben, und die Ehre dieſes Unternehmens wird den Jeſuiten zugeſchrieben, die „ſich in den ruſſiſchen Staaten befinden.“ S. den hamburger Korreſpondenten 1786. Nr. 26. Daß den Jeſuiten ſolche Wiedervereinigungsplane in Rom Ehre bringen, iſt ganz natürlich; wird aber Rußland oder das proteſtantiſche Deutſchland Nutzen davon haben, wenn es wieder unter die Herrſchaft des Papſtes kommt? Daß die Jeſuiten ſchon anfangen, ſich unter die Geiſtlichen des griechiſchen Ritus zu miſchen, ſiehet man aus ihres Freundes Murr Nachrichten (S. deſſen Kunſtjournal, XIIIr Bd.) Unter die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich einzuſchleichen, fangen ſie auch an.

**) S. Allg. deutſche Bibl. LXIV. 2. S. 545.

thern und die Reformatoren als Rebellen gegen den alleinſeligmachenden Glauben, als Verderber des Menſchengeſchlechtes vorſtellen, *) und ihnen allen Einfluß auf Einführung der beſſern Philoſophie abſprechen zu wollen, die doch wahrhaftig allein ihrer Kühnheit das Joch der Hierarchie abzuwerfen zu danken iſt, — wenn unter uns Deutſchen ſogar der Geſchichtſchreiber Schmid in dieſen Ton einſtimmt, wenn ſogar dieſer katholiſche Mann, dem wir ſo viel Aufklärung zutrauten, der ſo freymüthig reden konnte, wenn es nur aufs kanoniſche Recht ankam, ſo ſichtlich ſeinen Muth ſinken läßt, wenn es aufs Recht jedes freygebohrnen Menſchen ankommt, keine Unfehlbarkeit eines andern Menſchen anzunehmen, wenn er ſo höchſtpartheyiſch **) wird, ſobald es auf die Proteſtanten ankommt, wenn er ſich nicht ſchämt, ſo gut wie jener Italiäner, die Reformation vorzuſtellen, als wäre ſie ein ungerechtes Unternehmen, das in der Folge auch nicht einmal nützlich, ſondern ganz vergeblich geweſen wäre. — Wenn wir mit Wiedervereinigungsvorſchlägen überſchwemmt werden, um die unnütze und ungerechte Trennung aufzuheben, um uns zur vermeinten apoſtoliſchen Kirche zurückzubringen. — Wenn P. Sailer die katholiſche Religion hinter eine ſo ſchön ausſehende beynahe proteſtantiſche Larve ſteckt, wenn Lavater und Pfenninger die Bücher dieſes Jeſuiten den Proteſtanten mit dem größten Eifer anpreiſen, wenn ſie ſogar derſelben unentgeldliche Austheilung unter Proteſtanten beſorgen, — wenn der proteſtantiſche Prediger Dreykorn in Nürnberg, der zugleich Mitglied der feinen Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre iſt, eine Predigt zum Lobe der Jungfrau Maria heraus giebt, wenn er die katholiſche Meſſe den Proteſtanten angenehm zu machen ***), ſie als ganz unanſtößig abzubilden ſucht, — wenn D. Schulz zur Wiedervereinigung ein Concilium, und zwar ein Concilium von Jeſuiten für gut hält, — wenn —— Träume ich etwa?

*) Dieß thut der Verfaſſer eines neuen italiäniſchen Buchs della reſtaurazione di ogni filoſofia. S. Götting. Zeitungen 1785. no. 185. Hr. Garve kann auch hierin ſehen, daß das Papſtthum ganz unveränderlich ſich gleich bleibt.

**) Hr. Schmid dürfte nur noch die Thaten des zweiten Ferdinands, den dreyßigjährigen Krieg, und den Prager Frieden vertheidigen; ſo würde es noch deutlicher erhellen, wohin er jetzt ſchon zielet.

***) S. Berl. Monatſchrift April 1786. S. 320, und in meiner A. D. Vliter Th. den Vten Abſchnitt von Augsburg.

Oder ſind das was ich ſage, und noch weit mehr als ich ſage, Thatſachen und traurige Wahrheiten? Verdienen ſie Aufmerkſamkeit? oder wollen wir dabey ſo ganz unbeſorgt ſeyn, wie Hr. Garve?

VIII.

Denn freilich Hr. Garve iſt bey alle dem ganz unbekümmert! Er vertraut auf den Geiſt der Zeiten, auf die gegenwärtige Beſchaffenheit der politiſchen und litterariſchen Welt, die Sitten, die herrſchenden Leidenſchaften, welche nach Hrn. Garve unverträglich mit dem alten ächten Papſtthum *) ſeyn ſollen. Ich wünſchte Hr. G. verrückte nicht hier wieder den Geſichtspunkt mit dem Beyſatze alten ächten. Dieß iſt unartig; denn das jetzige Papſtthum, ſelbſt wie es P. Sailer maskirt, iſt ſchlimm genug, und kann die gerechten Beſorgniſſe der Proteſtanten ſehr wohl erregen. Aber woher kennt wohl überhaupt Hr. Garve den Geiſt der jetzigen Zeit? Er hat es ſelbſt geſagt, daß er alles was er um ſich ſieht, nach dem kleinen Kreiſe beurtheilt, in welchem er lebt. Wie mag denn wohl dieſer kleine Kreis beſchaffen ſeyn? Herr Garve ſchildert ihn uns ſelbſt, er ſagt: **) "Der große Hauſe der Menſchen iſt gegen alles, was allgemeine Wahrheiten und "unſichtbare Gegenſtände betrift, gleichgültig; von "ihm iſt Aberglaube und Schwärmerey ziemlich gleich weit "entfernt, weil er an nichts denkt, als was ſeine Sinne beſchäftigt, und unmittelbar ſeinen Beruf, ſeinen Nutzen und ſein Vergnügen angeht. Von dem kleinern Theile, der ſich um religiöſe und moraliſche Gegenſtände ernſtlich bekümmert, hält ſich wiederum die mehrere Anzahl lediglich an die in der Jugend erlernten, und durch Gewohnheit und Beyſpiel befeſtigten Begriffe. Nur einige "wenige haben zum eigenen freien Nachdenken darüber "zugleich Neigung und Fähigkeit; aber auch eben ſo wenig ſind ſie derjenigen Erhitzung, der Einbildungskraft, oder "der weit getriebenen Sophiſtereien fähig, die zu großen "Verirrungen führen. So ſieht es unter dem Zirkel "von Menſchen aus, unter dem ich lebe, und den Sie "ſo gütig ſind, ausgeſucht zu nennen." Freilich, wenn Hr. Garve in einem Zirkel von Leuten lebt, die gegen allgemeine Wahrheit gleichgültig ſind, die an nichts denken, als was die Sinne beſchäftigt, davon wenige zum freyen Nach-

*) Dec. S. 494.
**) December 1784. S. 491.

Nachdenken Neigung und Fähigkeit haben, und wenn er doch, wie er ſelbſt bekennt, nach ihnen die Welt beurtheilt; ſo darf man ſich nicht wundern, daß er ſo falſch ſchließt, und es wäre in der That zu gütig, dieſen Zirkel nach dieſer Beſchreibung noch ausgeſucht zu nennen. Ich kann auch nicht einſehen, warum ſich unter ſinnlichen und wenig nachdenkenden Leuten nicht falſche Begriffe von Religionsſachen einſchleichen könnten. Dies kann vielmehr ſehr leicht geſchehen. Und wenn nun z. B. etwa politiſche Vortheile oder Begierde nach Geheimniſſen u. d. gl. damit verbunden wären! oder wenn einmal die Gunſt eines Fürſten davon abhänge, oder wenn ſie Lavater empföhle! oder bey hundert andern Gelegenheiten.

Aber, den Zirkel des Umgangs des Hrn. G. beyſeite geſetzt; ſo ſcheint mir überhaupt die jetzige Beſchaffenheit der politiſchen und litterariſchen Welt ganz und gar nicht ſo beſchaffen, daß wir deshalb ſo unbeſorgt ſeyn müßten, wie Hr. Garve uns vorſpiegeln will. Die politiſche Welt wird wohl jetzt ſo ſeyn wie ſonſt, daß die Vortheile der Großen zuerſt in Anſchlag kommen, hernach Religion, und Philoſophie gar nicht. Wenn alſo irgendwo politiſche Vortheile mit den Vortheilen der Aufklärung in Kolliſion zu bringen ſind; ſo werden wohl die politiſchen Vortheile das Uebergewicht haben. Es giebt edle Männer und edle Frauen die auszunehmen ſind, aber dieß ſind nur Ausnahmen von der Regel. Mit dem Zuſtande der jetzigen litterariſchen Welt, iſt ſicher Hr. Garve nicht ſonderlich bekannt. Er beurtheilt ihn nach den wenigen guten Büchern die er lieſet; denn er hat nicht einmal Geduld und Muth dasjenige recht zu leſen, was man aus einigen ſchlechten Büchern anführt, geſchweige ihre Beſchaffenheit ſelbſt zu unterſuchen. Er mag mir zutrauen, daß ich die allgemeine Beſchaffenheit der jetzigen litterariſchen Welt beſſer kenne als Er! Es iſt mir gar nicht problematiſch, wie es Hr. Garve machen will: *) "Ob die Partey der Vernunft oder des Unſinns die mächtigere ſey? Es iſt leider! gewiß nicht die Partey der klaren freymüthigen Vernunft, man mag auf Anzahl oder auf Gewicht ſehen. Jeder wird dies beſtätigen, der ſo wie ich Bücher von aller Art in die Hände bekommt, und Menſchen von allerley Art näher kennt. Hr. Garve ſollte nur hier nicht, wie immer, ſo ſchneidend und zugleich ſo unbeſtimmt reden. Es iſt nicht bloß Unſinn was der Vernunft zuwider arbeitet. Aber wenn man ein wenig in der Welt um ſich ſiehet, ſo muß man ja wohl die unſägliche

*) Dec. S. 495.

Men-

Menge von groben und feinen Vorurtheilen bemerken, die faſt nirgend die Vernunft aufkommen laſſen. Daß eine Menge Menſchen an falſchen Religionsvorurtheilen hängen, daß ſich ſehr viele, beſonders in Schleſien, zu dunkeln Religionsgefühlen, Pietismus, Lavaterianismus, Herrnhuterey, Schwärmerey, Geiſterſeherey neigen: wird doch Hr. Garve nicht läugnen, und auch nicht vorgeben wollen, daß irgend eine Art von dieſen Leuten eigentlich die Partey der Vernunft nähmen; alſo die Gegner der Vernunft haben noch nur eine allzu ſtarke Partey. Aber auch ſelbſt wirklicher Unſinn hat nur allzuviel Verehrer in unſern Zeiten. Swedenborgs Schriften, und das Buch des Erreurs & de la Verité, wird funfzig mahl mehr geleſen, als alles was Hr. Garve je geſchrieben hat. Er fand ja ſelbſt in ſeinem kleinen ausgeſuchten Zirkel Leute, die von dem letztern unvernünftigen Buche ſo eingenommen waren, daß er ſich ſein wahres Urtheil darüber nicht frey zu ſagen getraute. Mein wahrhaftig, die Aufklärung iſt gar nicht ſo allgemein verbreitet, als Herr Garve ſich einbildet. Wo aber der Verſtand dunkel iſt, und wo unvernünftige Begriffe noch Beyfall finden, da kann das Papſtthum, welches denn doch wohl auf Finſterniß und Unvernunft gegründet iſt, *) ſehr bequem wieder Platz gewinnen.

Ein anderer berühmter Philoſoph **) ſchildert den jetzigen Zuſtand ſehr richtig: "Wir träumten von nichts als Auf"klärung, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Ge"gend ſo aufgehellet zu haben, daß die Schwärmerey ſich ge"wiß nicht mehr zeigen werde. Allein, wie wir ſehen, ſteiget "ſchon von der andern Seite des Horizonts die Nacht mit al"len ihren Geſpenſtern wieder empor. Mit Schrecken ſieht "man, daß das Uebel ſo thätig und durchgreiffend iſt, daß "die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur "ſpricht." Die letztere Bemerkung iſt ſehr richtig, und daß es ſo iſt, iſt allerdings das größte Unglück. Und Herr Garve

*) Daß ich dieß ohne Umſtände ſage, mag für hart halten wer will; genug es iſt wahr. Das menſchliche Geſchlecht hat durchs Papſtthum genug gelitten. Die Geſchichte redet laut davon, wenn ſich jetzt gleich Geſchichtſchreiber nicht ſchämen, davon zu ſchweigen oder mit Nachſicht zu reden.

**) Zimmermann über die Einſamkeit IIIr Th. S. 58. der größen Ausgabe.

Garve will nicht einmal, daß man von den vielen thätigen Wirkungen der Schwärmerey und des Papſtthums nur ſprechen ſoll. Wie wenig kennt er doch den Geiſt unſerer jetzigen Zeit! Vor wenigen Jahren konnte Gaßner noch mit den unſinnigſten Gaukeleyen viele Tauſende von Menſchen zuſammen ziehen. Dem Segen des Papſtes liefen eben ſo viel Tauſende in Wien nach. Der Urinprophet Schuppach zog von allen Enden von Europa leichtgläubige Menſchen zuſammen. Meſmer machte in Wien mit Magnetenkuren die gröſten Charlatanerien, geht von da nach Paris, macht noch gröſſere Charlatanerien mit einem Magnetismus der nicht einmal magnetiſch iſt, erwirbt gewaltig viel Geld, verdrehet einer Menge Menſchen den Verſtand, und eine geheime Geſellſchaft von Katholiken in Paris (darunter viel Jeſuiten ſind) unter der Benennung der Philalethen, empfiehlt dieſen tollen Magnetismus von einem Ende der Erde zum andern unter ihren Anhängern, um dieſelben immer mehr an den Glauben an geheime Kräfte zu gewöhnen. Saint Germain ward für einen Gott ausgegeben, und erregte die Aufmerkſamkeit vieler Fürſten und anderer gar nicht geiſtloſen Köpfen. Caglioſtro wuſte mit offenbaren Gaukeleyen in ganz Europa, und auch bey Lavatern ſich den Anſtrich eines auſſerordentlichen Mannes zu geben, und ſetzte Männer von der gröſten Bedeutung in Bewegung. Ziehens unſinnige Prophezeyhungen erregen, was auch die Vernunft und Lichtenberg ſagen mag, noch immer die gröſten Beſorgniſſe bey vielen Tauſenden. Lavater predigt immer fort die Wunderkraft des Gebets. Obgleich weder er noch ein anderer durch ſein Gebet einen Finger hat beugen können, obgleich alle ſeine ſeltſamen Verſuche unglücklich abgelaufen ſind, und vernünftigen Leuten lächerlich werden müſſen; ſo glauben doch viele tauſend Menſchen an dieſe ſchimäriſche Wunderkraft, und der Anhang mehrt ſich täglich. Ja, Lavater behauptet ſogar dieſe Wunderkraft des Gebets, und die übernatürlichen Kräfte ſolcher Chriſten wie er, ſo heftig, daß er alle, die nicht Chriſten auf die Art ſind wie er, für Atheiſten ſchilt. Tauſende von Menſchen, und darunter nicht verächtliche Schriftſteller, erklären ſolche Behauptung nicht für Unſinn, die ſo gehäſſige Beſchuldigung des Atheismus nicht für Liebloſigkeit, fahren fort Lavatern für einen engelreinen Mann auszugeben, und jeden anzufeinden, der ſich der Rechte der geſunden Vernunft annimmt, welche Lavater in ſeinen letzten Schriften beynahe auf allen Blättern antaſtet. Die Anhänger von Swedenborgs

tollen

tollen Schwärmereyen vermehren ſich täglich, Geiſterbanner und Geiſterſeher ſind an ſehr viel Orten im größten Anſehen. Ein ſonſt ſehr vernünftiger Mann in Berlin *) vertheidigt die aſtraliſchen Einflüſſe, Geſpenſtererſcheinungen, und den gröbſten Aberglauben überhaupt. Das Buch des Erreurs et de la Verité wird von Claudius überſetzt und empfohlen, ob er's gleich ſelbſt nicht verſteht, und viele tauſende von Proteſtanten ſprechen von dieſem aus dem katholiſchen Frankreich gekommenen unverſtändlichen hinterliſtigen Buche, als von einer neuen Bibel und Quelle des geheimſten Chriſtenthums. Die geheimen Geſellſchaften und die dunkelen Erwartungen auf große Aufſchlüſſe, die von unbekannten Vätern erfolgen ſollen, nehmen allenthalben überhand. Eine ſolche Geſellſchaft von ſogenannten katholiſchen franzöſiſchen Philaleten, drängt ſich auch zu uns, ſucht auf Lavatern zu wirken, bewegt ihn, das unſinnige Geſchwäz vom Magnetismus für die verborgenſte Kraft der Natur auszugeben, und Lavater ſchämt ſich nicht, dieß unter ſeinen Anhängern auszubreiten. Eine Geſellſchaft von unbekannten Leuten **) nimmt einem Magiſter Maſius in Leipzig einen Eid ab, daß er ihren Namen niemand, auch keinem Potentaten entdecken, aber dagegen eine von dieſen unbekannten Leuten angezettelte Wiedervereinigung (ein offenbar katholiſcher Ausdruck), unter ſeinem Namen betreiben ſoll. Dieſer Maſius ſprengt aus, es ſey Gefahr über einen Theil der Chriſtenheit, und man wolle demſelben ein Vereinigungsbuch geben, welches dieſem (nämlich dem proteſtantiſchen Theile, auf dem die Gefahr in Glaubensſachen zu irren ruhen ſoll) das Ziel zeige, wovon er nicht weichen darf (offenbar katholiſche Unfehlbarkeit); die unbekannten Väter wollten ein apoſtoliſches Chriſtenthum errichten, und mit dieſem Chriſtenthum zugleich die deutliche Lehre von der Wahrheit des Steins der Weiſen. (Unſinn!) Dieſer Maſius ſchreibt Traktätchen voll ſchiefer Ideen, ſchickt ſie einer Menge Leuten unentgeldlich und poſtfrey zu, und rühmt ſchon öffentlich, daß die Katholiken ſein Vereinigungsweſen billigen und mit Gelde unterſtüzen. Eine ſolche Vereinigung zu bewirken, ſchlägt der proteſtantiſche D. Schulz ein Koncilium vor, wobey Jeſuiten ſitzen ſollen, welche offenbar das Joch der Hierarchie und das Alleinſeligmachen der Kirche vertheidigen, und alle Proteſtanten verdammen. Die Jeſuiten, welche

*) S. Berl. Monatſchrift Januar 1786. S. 57.

**) S. Allg. deutſche Bibl. LIX. 2. S. 598. u. f.

welche an den meiſten Höfen ihren Einfluß vermehrt haben, verfolgen auf einer Seite in Bayern vernünftig denkende Männer, und laſſen auf der andern Seite durch ihren P. Sailer alle Lehren des Katholicismus unter andern Ausdrücken maskiren, um ſich den Proteſtanten angenehm zu machen, und Pfenninger iſt unbeſonnen genug, um den proteſtantiſchen Anhängern Lavaters dieß katholiſche Buch mit dem größten Eifer zu empfehlen, und es ſogar (ſollte man ſich ſo etwas vorſtellen) unter Proteſtanten unter der Hand unentgeldlich auszutheilen; dagegen Lavater, indem er einen Jeſuiten ſo warm empfiehlt, vor den berühmten proteſtantiſchen Theologen Semler und Steinhart als vor Raubthieren warnet. Ein proteſtantiſcher Prediger empfiehlt die katholiſche Meſſe. Es ſind nordiſche Stifte in Linz und in Schwerin vorhanden, um die Proteſtanten in Norden heimlich zu bekehren, und ein nicht unaufgeklärter katholiſcher Gelehrter (S. oben S. 77) findet es an mir unduldſam, daß ich dieſe heimlichen Bekehrungen nicht billigen will. Dieſe und ſo viele andere Dinge geſchehen vor unſern Augen; und Hr. Garve will uns einbilden, wir lebten in einer Zeit, wo alles ſo hell wäre, wo die Partey der Vernunft ſo ſehr die Uebermacht hätte, daß katholiſche Emiſſarien ohnmöglich wirken und ein akkommodirtes Papſtthum einführen könnten!

Es kann niemand mehr als ich, auch die geringſten Zeichen der Aufklärung mit Wohlgefallen betrachten, und den ganzen Werth auch der geringſten Bemühung, der menſchlichen Vernunft mehr Kraft zu geben, dem menſchlichen Geſchlechte nützlich zuwerden, mehr erkennen als ich. Wenn ich aber um mich ſehe, ſo ſehe ich allzudeutlich, daß für Schwärmerey, Unvernunft und Papſtthum nur allzu thätig allenthalben gewirkt wird. Ich ſehe nur allzuſehr ein, daß es zwar freilich etwas, obgleich lange nicht genug hilft, wenn dawider geſprochen wird; aber ich ſehe doch auch ein, daß man jeden redlichen Mann dazu aufmuntern, und nicht wie Hr. Garve thut, davon abrathen ſollte. Wie ſelten ſind die Beyſpiele, daß zum Beſten der Vernunft thätig gewirkt worden, da hingegen viele Beyſpiele vom Gegentheile da ſind. Wie ſelten ſind die Beyſpiele, daß Dinge, die der Vernunft ſchädlich ſind, nur gehörig unterſucht worden. Man ſpricht gewöhnlich im allgemeinen und ohne Kenntniß davon, ohne zu wiſſen, worauf es ankommt. Aber wohin muß es endlich kommen, wenn ſogar Männer wie Garve die ernſthafte Unterſuchung heimlicher Machinationen für Thorheit, und das freymüthige Sprechen für Vernunft und Proteſtantismus für überflüßig erklären.

XI.

Nirgend thut mir Hr. Garve mehr unrecht, als bey dem, was ich über den jetzigen Zuſtand des Katholicismus in Oeſtreich und Baiern ſage. Er hat zwar nichts davon unterſucht, er thut aber, als ob er alles viel beſſer wiſſe als ich. Er ſagt *): "Es kommt mir vor, daß "Hr. N., der von Jugend auf in einem ganz proteſtantiſchen Lande gelebt hat, durch die Neuheit des katholiſchen Gottesdienſtes, und der einem ſolchen Gottesdienſte "eigenen Andacht zu ſehr frappirt worden ſey. — Dieſer "erſte allzulebhafte, und vielleicht auch allzuwidrige "Eindruck der katholiſchen Gebräuche hat ihn, wie mich "dünkt, weiter geführt, auch allen Anſtalten dieſer Kirche, "allen Schritten, welche ihre Geiſtlichen thun, eine größere "Wichtigkeit zu geben, und fürchterlichere Folgen daraus "zu ziehen, als ſie wirklich haben oder veranlaſſen können." Sollte man nicht denken, ich hätte, etwa ſo wie Hr. Garve, nur ganz ins Allgemeine hineinräſonnirt, über Dinge, die ich nur nach den erſten Eindrücken beurtheilt hätte, den ſie auf mich machten. Kann etwas ungerechter ſeyn, als mich zu beſchuldigen, ich hätte, bloß auf den erſten lebhaften Eindruck einer mir fremden Sache, ſchimäriſche fürchterliche Folgen ins Allgemeine geweiſſagt, welche nie ſtatt haben könnten; da ich doch alles ſo ſorgfältig unterſucht und mit Beweiſen belegt habe. Uebrigens muß ich Hrn. Garve ſagen, daß mir der öffentliche Gottesdienſt der Katholiken nebſt allen damit verknüpften Possenſpielen, als Proceſſionen, Mönchsorden, Heiligenbilder, Votivtafeln u. ſ. w. ehe ich auf meine große Reiſe ging, gar nicht ſo unbekannt waren, als er ſich einbildet. Ich hatte ſchon einige zwanzig Jahr vorher dieß alles in Danzig genugſam geſehen, und hatte nachher in Berlin, Dresden, und andern Orten dem katholiſchen öffentlichen Gottdienſte mehrmals beygewohnt; es war mir alſo nichts davon ganz unbekannt. Aber es iſt auch ein gar ſeltſames Argument, wenn Hr. G. meint: "diejenigen, die, wie er, den größ"ten Theil ihrer Lebenszeit in einer zwiſchen Proteſtanten "und Katholiken getheilten Stadt zugebracht haben," könnten deshalb beſſer vom katholiſchen Gottesdienſte urtheilen. Ich habe mehrmals in meiner Reiſebeſchreibung bemerkt, daß die Katholiken, wo ſie unter den Proteſtanten leben, etwas von ihrem äußerlichen Eigenthümlichen verlieren; und daher weniger auffallen. Und wird denn überhaupt eine Sache an ſich anders, beſſer oder ſchlechter, je nachdem

*) Jul. S. 39. 41.

dem man ſich daran gewöhnt, oder nicht? Derjenige, welcher manche Fratzen oder ſchädliche Dinge gewohnt worden iſt, wird nicht ſo ſehr dadurch frappirt. Aber ſind es deswegen weniger Fratzen und ſchädliche Dinge? Die Katholiſchen ſelbſt verlieren durch lange Bekanntſchaft mit vielen ihrer ganz unverantwortlichen Lehrſätze und Gebräuche den Sinn, daß ſie unverantwortlich ſind. Hr. Garve erzählt ja ſelbſt ein Beyſpiel, daß Katholiken, noch dazu in einem proteſtantiſchen Lande, proteſtantiſche Männer von Anſehen zu einer Biſchofsinveſtitur einluden, wobey ſie den Schwur des Biſchofs, daß ſie als Ketzer ſollten verfolgt werden, mit anhören mußten. Hr. G. meint ja ſelbſt, die Katholiken hätten ſich ſogar nicht einfallen laſſen, daß dies die Proteſtanten übel nehmen könnten. Wahrhaftig wenn es darauf ankommt Mißbräuche wahrzunehmen, ſo ſchickt ſich der beſſer dazu, der ſich noch nicht gewöhnt hat, Mißbräuche ohne Empfindung zu ſehen. Ein fremder Konſul, der ſich lange in Algier aufgehalten hat, der an alle Vorfälle die mit dem Sklavenhandel verknüpft ſind, gewöhnt iſt, wird nicht mehr ſo ſehr dadurch gerührt, und mag es vielleicht zuletzt für ſich ſelbſt ſehr gemächlich finden Sklaven zu haben. Aber wird dadurch die Abſcheulichkeit dieſer Gewohnheit geringer? Darf deshalb ein Reiſender, welcher zuerſt Menſchen wie Thiere verkaufen und behandeln ſiehet, nicht ſeinen Unwillen ausdrücken über alles was dieſe Gewohnheit für die Menſchheit erniedrigendes hat? Darf der Einwohner von Algier auf alle Gründe des Reiſenden ganz froſtig wie Hr. G. antworten: "Dein erſter allzulebhaf"ter, und vielleicht allzuwidriger Eindruck, führet dich "zu weit." Die Frage iſt: ob ich alles was den Katholicismus in Oeſtreich und Bayern betrift, es ſey vom öffentlichen Gottesdienſt oder ſonſt, richtig beſchrieben habe? Iſt dies geſchehen, wie ich hoffe, daß es jeder unbefangene Mann ſehen wird; ſo muß ich wohl ohne Vorurtheil und mit klaren Augen geſehen haben, ſo läßt es ſich ſchwerlich entſchuldigen, daß Hr. G. ſo ſchief den Augenpunkt verrückt; als ob die von mir angezeigten Folgen, die aus der Natur der Sache natürlich folgen müßten, nur von mir aus meinen erſten lebhaften Eindrücken gefolgert wären, und nie wirklich folgen könnten.

Eben ſo ſchief iſts, wenn Hr. Garve immer zu verſtehen geben will, als ob die katholiſchen Lehren bey den Katholiken nicht eine ſo ſchädliche Wirkung thun könnten, weil ſie derſelben gewohnt wären. Er geht ſogar ſo

weit zu behaupten: "die katholiſche Religion ſey bey allen "Menſchen, die nicht ganz ſinnlich, ganz charakterlos "wären, zwar unkräftig zu ihrer Vollkommenheit, aber "unſchädlich." Es iſt ganz unbegreiflich, daß ein proteſtantiſcher Philoſoph dies letztere ſo unüberlegt behaupten kann. Wie? die gröbſten Vorurtheile mit der Muttermilch einzuſaugen? von der erſten Jugend auf zu bigotten Religionsübungen angehalten zu werden? Von der erſten Jugend an gewöhnt werden, für heilig zu halten, was Vorurtheil und Legende iſt? Von Jugend auf vom Nachdenken abgehalten, und zum blinden Glauben an einen unfehlbaren Richter gewöhnt werden? Von Jugend auf gehäßige Geſinnungen gegen Ketzer zu lernen? Alles dies und noch mehr ſoll unſchädlich ſeyn! Es iſt unbegreiflich, daß Hr. Garve ſich nicht ſchämt den Katholiken ſo arg nach dem Munde zu reden. Ich dächte, ſchon dadurch, daß eine Religion, der man mit Eifer anhängt, unkräftig iſt, wird ſie ſehr ſchädlich. Sich mit unnützen religiöſen Dingen abzugeben, muß nothwendig den Verſtand lähmen, und in vielen Fällen die moraliſchen Principien verwirren. Aber wie kann überhaupt ein Philoſoph ſagen, daß eine Menge grundfalſcher Meinungen zu hegen, woron verſchiedene, z. B. die Prätenſion des Unfehlbaren, des Alleinſeligmachenden wider die erſten Rechte der Menſchheit anſtoſſen, unſchädlich ſeyn ſollten. Was wäre denn Luthers Reformation werth, wenn die katholiſche Religion ein ſo unſchädliches Ding wäre. Ich habe nicht wenig redliche Katholiken gekannt, die mir genug geklagt haben, welche unſägliche Mühe es ihnen gekoſtet hat, ſich nur aus den gröbſten katholiſchen Vorurtheilen herauszuwinden, und nur einigermaſſen freymüthig denken zu lernen. Wir haben doch ſo gar grobe Religionsvorurtheile nicht wie die Katholiken; gleichwohl wird jeder denkende Kopf unter uns ſehr gut fühlen, wie ſchwer es ihm geworden iſt, ſich von dieſen Vorurtheilen loszumachen, und wie ſchädlich ſie ſind; und alle dieſe unſere Vorurtheile ſind eigentlich Ueberbleibſel des Papſtthums. Uebrigens hat denn Hr. Garve ganz vergeſſen, daß, ganz unabhängig von den ungeſunden Lehren, der Eſprit de Corps der Katholiken, das Hangen an der Kirche, das bey allen Katholiken ſo ſichtlich wird, und ſich auch bey manchen aufgeklärten Leuten findet, ihnen ſelbſt und andern ſehr ſchädlich wird? Es giebt eine ſehr große Menge Katholiken, die eigentlich gar nichts glauben, die ſich aber dennoch für den finſterſten Katholicismus intereſſiren, weil ſie ſich wohl dabey befinden. Es iſt offenbar,

daß

daß die katholiſche Hierarchie, welche nur ein Glaubensbekenntniß und Unterwerfung, ſey es auch absque ulla interna virtute *), fordert dieſen Unglauben ſehr begünſtigt. Daher iſt auch ein großer Theil der katholiſchen Geiſtlichkeit, ſonderlich der höhern, in dieſem Falle. Wie viel mag wohl ein Theil der franzöſiſchen Biſchöfe und Prälaten, diejenigen die durch Hofgunſt Prälaten und Biſchöfe wurden, um große Einkünfte verzehren zu können, **) eigentlich wohl glauben? Wer ein wenig die Welt kennt, weiß es ſehr wohl. Und gleichwohl, wenn ſie in der Aſſemblée du Clergé verſammlet ſind, welchen katholiſchen Eſprit du Corps wider Monteſquieu, J. J. Rouſſeau, u. ſ. w. und man bey dieſen Leuten? Und der gefährliche Einfluß der Beichtväter! Rechnet den Hr. Garve für gar nichts? Dadurch hat die katholiſche Hierarchie beſtändig die Regenten regiert. Iſt dies nicht allein genug, ſie für höchſtſchädlich zu erklären?

Ich weiß übrigens ſehr wohl, daß der geſunde Verſtand, den kirchliche Geſetze und Vorurtheile freylich nicht bey allen Menſchen ganz verdrängen können, die Menſchen oft viel vernünftiger handeln läßt, als ſie es harten theologiſchen Lehrſätzen nach thun ſollten. So iſt es in allen Religionen. Aber bleiben denn deshalb an ſich dieſe Lehrſätze nicht ſchädlich, ſind ſie deshalb weniger unvernünftig? Ich kenne nicht wenig treffliche Männer unter den Katholiken, welche von den Vorurtheilen ihrer Religion frey ſind, und nach den Grundſätzen einer geſunden Philoſophie han-

 deln,

*) S. A. B. Vter B. S. 7.

**) Man ſehe in Wendeborns Zuſtand von Großbritannien IIIr Band. S. 110 ff. ob in England, wo die Kirchenverfaſſung völlig aus dem Papſtthume herüber getragen iſt, die Biſchöfe aus Liebe zur Religion und aus Sorge für ihre Heerde, Biſchöfe werden. Man ſehe S. 133 wie lächerlich es dort mit dem Handel der Pfarren zugehet. Gleichwohl glauben die engl. Biſchöfe zwar nicht (wie Hr. M. S. 98. 99. ſehr naiv berichtet), daß ſie ihre Ordination und das Recht Prieſter zu weihen von Apoſteln her erhalten hätten, aber (ſagt Hr. M.): „das äuſſere Anſehen dieſer Meinung als „ob ſie Grund habe, wird nicht zum gemeinen Beſten, „ſondern zum Beſten der Geiſtlichkeit, die ſich wohl dabey befindet, aufrecht erhalten.“ Dieſe Art zu handeln iſt aus dem Papſtthum herüber gekommen, und herrſcht im Papſtthum noch viel ärger. Freymüthige katholiſche Schriftſteller und wirklich religiöſe Biſchöfe klagen genugſam darüber.

deln, ſo viel ſie nur dürfen. Traut ſich aber deshalb Hr. Garve zu behaupten, daß die Lehre von einem unfehlbaren Richter in Glaubensſachen, von der alleinſeligmachenden Kirche, vom Ablaß, vom Fegefeuer, von der Verehrung der Heiligen, von der Transſubſtantiation u. d. gl. unſchädlich ſind? Können dieſe harte Lehren auch nur die geringſte wohlthätige Würkung haben? Iſt aber dies nicht: ſo ſind doch die ſchädlichen Folgen, welche dieſe Lehren, und das ganze Joch der Hierarchie aufs menſchliche Geſchlecht nothwendig haben müſſen, nicht leere Folgen der Einbildung, oder eines vorübergehenden erſten Eindrucks; ſo iſt es doch wohl die Pflicht des Menſchenfreundes, Katholiken und Proteſtanten darauf aufmerkſam zu machen.

Hr. Garve ſucht vorzuſpiegeln, als ob ich die Reformation in Oeſtreich viel zu unbeträchtlich vorgeſtellt hätte. Es kann nicht leicht jemand weniger qualificirt ſeyn, hierüber zu urtheilen, als Hr. Garve, der eigentlich ſo viel wie gar nichts davon weiß. Ich hingegen habe keine Koſten geſcheuet, mir alle Verordnungen, Schriften, Bücher, die auf einige Art dahin einſchlagen, kommen zu laſſen; ich habe Geduld gehabt, ſie zu leſen, zu vergleichen. Ich habe eine weitläuftige und höchſtmühſame Korreſpondenz nach Wien und Oeſtreich überhaupt geführt, habe keine Mühe geſpart, von ſachkundigen Leuten von jedem Umſtande der mir einigermaſſen zweifelhaft ſchien, Nachricht von der wahren Beſchaffenheit einzuziehen. Ich bin dadurch in den Stand geſetzt worden, eine Menge von Sachen, welche in Zeitungen und Büchern falſch vorgeſtellt waren, in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Ich bin mir bewußt, daß ich den reichen Vorrath von Nachrichten, die nie ſo vollſtändig geſammlet worden ſind, und von niemand ſo vollſtändig geſammlet werden konnten, als der in meiner Lage iſt, ſehr ſorgfältig durchforſchet, mit vieler Mühe geordnet, und unparteyiſch alles ſo gezeigt habe wie es iſt. Ich habe genau und beſtimmt gezeigt, was eigentlich geſchehen iſt, und wie es geſchehen iſt. *) Dies hatte niemand vor mir gethan. Will jemand an der Art, wie ich den jenigen Zuſtand des Katholicismus in Oeſtreich ſchildere, etwas ausſetzen; ſo muß er ſpeciell die Sache anzeigen, worin ich ſollte geirrt haben, die ich nicht angeführt, oder unrichtig angeführt hätte. Alsdenn werde ich ihm zu antworten wiſſen. Aber wer zu unterſuchen nicht

Geduld

*) A. B. V. Bd. S. 119. u. f.

Geduld und Muth hat, ſollte bey ſolchen Sachen gar nicht mit ſprechen; ſondern denen auch etwas trauen, die unterſucht haben. Aber nun kommt Hr. Garve, der ſich um die ganze Sache niemals bekümmert hat, und will mir ſagen, ich hätte die Sachen nicht richtig vorgeſtellt, mir will er es ſagen, der ich zwey Jahre zugebracht habe, um mit der größten Sorgfalt alles zu erforſchen, zu vergleichen, ehe ich eine Feder anſetzte, und der ich alles mit der größten Unpartheylichkeit darſtellte. Ich will jeden unbefangenen Mann fragen, ob dies ſich zieme, und ob Hrn. Garven die angenommene Superiorität kleide, mit der er durch ſein bloſſes Ermeſſen mein Urtheil über Sachen, die ich mit Sorgfalt unterſucht habe, und er gar nicht, verdächtig zu machen ſucht.

Er ſagt: *) "Ich würde diejenigen Verbeſſerungen, "die mir jetzt geringe ſchienen, für erheblich und für be"wundernswürdig halten, wenn ich vor dreißig Jahren "dieſelbe Reiſe gethan, und den damaligen Grad des Aber"glaubens, die damalige Macht der Geiſtlichkeit, eben "ſo durch den Augenſchein hätte kennen lernen, wie ich "den gegenwärtigen kenne." Hr. Garve ſpricht ſehr unrichtig von mir: "Es ſchienen mir die Verbeſſerungen ge"ringe." Mir ſcheint nichts; ich ſage auch nicht, daß etwas geringe wäre oder nicht. Ich zeige ganz genau an, worin die Verbeſſerungen beſtehen, und nun folgt von ſelbſt, ob ſie gegen das was noch zu thun iſt, geringe oder beträchtlich ſind. Wenn Hr. Garve etwas wider mich mit Fug hätte einwenden wollen, ſo hätte er ſagen müſſen, daß ich Verbeſſerungen nicht angeführt hätte, die wirklich da wären; dies kann er aber nicht, und niemand wird es können. Daß ich aber den Werth irgend einer Verbeſſerung die ich anführe, ſollte geringer vorgeſtellt haben, als ſie iſt, iſt eine Beſchuldigung, deren Härte Hr. G. wohl nicht überlegt haben mag. Jedermann muß ſehen, daß ich dem was wirklich geſchehen iſt, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Nur habe ich ganz genau beſtimmt, worin eine jede Verbeſſerung beſtehe, und wäre ich nicht ſo gut von dem Ganzen unterrichtet geweſen, ſo hätte ich dies nicht thun können. Es iſt gar ſonderbar, daß Hr. Garve mir zu Gemüthe führen will, wie es vor dreißig Jahren in Oeſtreich ausgeſehen habe; da er wohl weder von dem damaligen noch von dem jetzigen Zuſtand einen rechten Begriff hat. Dagegen kann ich wohl ohne Ruhmredigkeit ſagen,

*) Dec. S. 521.

daß durch mein ganzes Buch Beweise genug vorhanden sind, wie gut ich weiß, wie es seit dreißig Jahren sowohl in Absicht auf Litteratur als auf Religion in Oestreich aussah. Uebrigens dient Hrn. Garve zur Nachricht, daß im Jahre 1781, bei meiner Anwesenheit in Wien, die Reformation des Kaisers noch nicht angefangen war, und daß damals die Macht des Aberglaubens in Wien fast eben so groß war, als vor dreyßig Jahren, und die Macht der Geistlichkeit ebenfalls, einige wenige Veränderungen ausgenommen, die ich besser kenne, als sie Hr. Garve je kennen lernen wird.

Er sagt: *) "Die Reformen scheinen klein, aber sie "sind sehr beträchtlich, wenn man auf den Punkt sieht, "von wo sie ausgegangen sind, und auf die Schwierig"keiten, die dabey zu überwinden waren." Geziemt es Hr. Garven dies wider mich anzuführen, als ob ich's vergessen hätte, und er es mir erst sagen müßte! An sehr vielen Stellen meiner Reisebeschreibung **) zeige ich genug, daß ich den Punkt kannte von dem man ausging, und die Schwierigkeiten wahrhaftig auch. Ich wiederhole nochmals, auf den Schwierigkeiten habe ich mich gar nicht aufgelassen. Ich habe alles was dahin gehört, gründlich untersucht. Wer wider solche Untersuchung mit Kenntniß der Sache in einzelnen Fällen etwas einwenden kann und will, der thue es; jede Erläuterung der Wahrheit soll mir willkommen seyn. Wer aber hiezu nicht geschickt ist, der thut besser zu schweigen, und nicht Begriffe von Thatsachen, die ich mit vieler Mühe auseinandergesetzt habe, wieder zu verwirren.

Er

*) Dec. S. 523.

**) Z. B: R. B. VI Band. S. 118: „Die Verordnungen des Kai„sers, und der Geist, der darinn herrscht, sind sehr lobens„würdig, besonders wenn man an den Aberglauben und „die sehr eingeschränkten Begriffe in Glaubenssachen „denkt, welche seit Jahrhunderten in Wien herrschten, „und welche in den ersten Jugendjahren des Kaisers gewiß „sehr viel ärger waren, als im Jahre 1781. Es setzt einen „durchdringenden Verstand bey einem jungen Regenten vor„aus, wenn er durch so ganz dicke Vorhänge hindurch sehen „kann. Der erste Blick hat vielleicht die mehreste Schwie„rigkeit. Mit dem ersten Schritte zur Besserung ist es hin„gegen gerade umgekehrt. Wenn man Muth und Macht „hat, so ist der bald gethan. Die größten Schwierigkeiten „aber zeigen sich in der Folge, und nur vieljähriges Aus„dauren bey einmal festgegründeten Principien kann den „Erfolg sicher machen."

Er ſagt: "Die Proteſtanten würden intolerant wer-
"den, wenn ſie eine zu ſchnelle Reformation fordern woll-
"ten." Dies iſt in einem Zuſammenhange geſagt, daß es auf niemand als auf mich gedeutet werden kann; trift mich aber gar nicht. Ich verlange wahrhaftig nicht eine zu ſchnelle Reformation; gerade das Gegentheil. *) Man ſehe nur wenigſtens die in den beiden Anmerkungen angeführten Stellen, wo ich vieljähriges Ausdauern empfehle, wo ich bemerke, wie ſchwer die religiöſen Vorurtheile zu ändern ſind. Es gehört zu den vielen Unbilligkeiten, welche ſich Hr. Garve wider mich erlaubt, daß er gerade das Gegentheil von meiner Meinung als meine Meinung anführt, und den gehäßigen Verdacht der Intoleranz auf mich, und auf die Proteſtanten die wie ich denken, bringen will. Nicht Proteſtanten verlangten eine ſchnelle Reformation, ſondern öſtreichiſche katholiſche Schriftſteller waren es, die allenthalben ausbreiteten, die katholiſche Religion ſey ſchnell von allen ihren Mängeln gereinigt. **) Dieſe verbreiteten zum Theil in Zeitungen und kleinen Schriften höchſt ungegründete Nachrichten von dieſer Reformation, welche es nothwendig machten, daß eine ſo genaue und beſtimmte Nachricht von der Beſchaffenheit derſelben geliefert wurde, wie ich ſie wirklich geliefert habe.

Herr Garve ſagt: ***) "Hat Herr M. etwas anders
"erwarten können, als die Katholiken katholiſch zu fin-
"den?" Das ſoll Spott ſeyn, aber dieſer eines G. unwürdige Spott kann den nicht treffen, der ſo angelegentlich zeigt, daß die Katholiken, der gerühmten Reformation ungeachtet, nur allzuſehr Katholiken bleiben, und daß ſo lange ſie das ſind, keine Vereinigung mit ihnen möglich ſey. Sehr viele Proteſtanten wiſſen in der That gar nicht, wie der Katholicismus jetzt beſchaffen iſt, welches um ſo viel weniger zu verwundern iſt, da ſelbſt Hr. G. ſo wenig ſich

*) A. B. Vr Bd. S. 133. „Es würde vermuthlich ſchon weit
„mehr in Oeſterreich geſchehen ſeyn, wenn das Volk mehr
„dazu vorbereitet wäre, und dieſe Verbeſſerungen willig
„aufnehmen wollte. Die Meinungen und Vorurtheile
„der Menſchen ſind ſchwer zu ändern, und am ſchwerſten
„religiöſe Vorurtheile." — Desgleichen S. 148: „Die ſeyn-
„wollenden Reformatoren der katholiſchen Kirche wollen
„ſehr geſchwind fertig ſeyn, da ſie erſt anfangen ſollten."

**) S. A. B. IVr Bd. S. 913, Vr Bd. Beylage XIII. S. 62.

***) December S. 520.

davon hat unterrichten wollen. Ich habe alſo wohl die Sache ſo vorſtellen müſſen, wie ich ſie gefunden habe, und anzeigen müſſen, daß wirklich der gröbſte Katholicismus 1781 regierte; ſo wie er im Grunde jetzt noch allenthalben eben ſo arg vorhanden iſt. Wenn ich nun z. B. auseinander ſetze, daß die ganze ſogenannte Reformation der katholiſchen Kirche in Oeſtreich nichts als Verwandlung einiger ultramontaniſchen Grundſätze in die Lehren der franzöſiſchen Kirche, in Janſenismus, oder in Annehmung der kanoniſchen Grundſätze des Febronius beſtehe: ſo finde ich die Katholiken noch immer ſehr katholiſch. Sehr rechtſchaffene katholiſche Oeſtreicher haben dieſe Auseinanderſetzung richtig befunden, und mir dafür gedankt. Wenn Hr. Garve aber ſich die rechte Beſchaffenheit des Unterſchieds zwiſchen Katholiken und Katholiken bekannt zu machen unterläßt, und wenn er ſich in ſeinem Urtheile über das was wir von den Katholiken zu erwarten haben, ſo verwieret, daß er beynahe ſagt, die Katholiken könnten katholiſch ſeyn, ohne katholiſch zu ſeyn, d. h. ohne alle Folgen des Katholicismus; ſo iſt dies ſeine, und nicht meine Schuld.

Hr. Garve ſetzt hinzu: "Niemand, denke ich, unter "uns hat geglaubt, daß die Reformation in Oeſtreich "weit genug ginge, um aus den Einwohnern Proteſtan"ten zu machen." Hr. Garve denkt immer was ihm beliebt, ohne daß er für nöthig findet es zu unterſuchen. In den Jahren 1781 und 1782 iſt in allen Zeitungen und wenigſtens in funf½13 Schriften beynahe eben dies geſagt, und dabey freylich, ohne alle Unterſuchung der Sache, ohne die geringſten beſtimmten Begriffe davon, ausgebreitet worden, als ob durch die öſtreichiſche Reformation die ganze katholiſche Religion eben ſo gänzlich umgeſchmolzen, ſo merklich gereinigt wäre, als wie zu Luthers Zeiten. Hat Hr. Garve nicht wenigſtens von einer Schrift gehört, welche zu Ende 1781 zu Wien heraus kam, betitelt: Die Reformation in Deutſchland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Alle Zeitungen waren voll davon, ſie ward faſt in allen großen Städten Deutſchlands nachgedruckt. Die Leſer riſſen ſie ſich aus den Händen, in allen proteſtantiſchen Ländern machte ſie die größte Senſation. Dieſe Schrift machte die Reformation in Oeſtreich nicht allein zur Reformation in Deutſchland, ſondern verglich ſie gerades zu mit Luthers Reformation. Es ward zwar darin ausdrücklich die höchſte Macht der geſammten Kirche und ihres Oberhauptes des römiſchen Papſtes in Reli-

gions-

gionsſachen feſtgeſetzt. Aber die Proteſtanten, welche die Natur des Katholicismus ganz vergeſſen hatten, und das was ſie preiſen hörten, ganz und gar nicht genau auseinanderſetzten, ſahen darüber weg; machten ſich demungeachtet die blühendeſten ganz ungegründeteſten Hoffnungen, und glaubten ganz im Ernſte, alles was die Katholiken von Proteſtanten unterſcheidet, ſey ganz und gar aufgehoben. Ein proteſtantiſcher Prediger zu Nürnberg ſchrieb einen Traktat, betitelt: Joſeph und Luther. Eine Menge anderer Schriftſteller ſtimmten in eben den Ton ein. Doch dies waren nichts als Scribler, wird Hr. Garve vielleicht ſagen. Gut! ich habe ein wichtigeres Beyſpiel anzuführen. Der berühmte Zimmermann ſagt ganz ausdrücklich *) noch im Jahr 1785: "Welcher vernünftige "Katholik kann ſich von ſeiner Kirche ſondern wollen, da ſie "doch Kaiſer Joſeph von aller Unvernunft gereiniget "hat? Von welchen Irthümern ſoll man nun ferner uns "Proteſtanten zurückführen? Sind wir nicht Eins "geworden, ſeit der großen Reformation im Jahre "1781?" Da hätten wir alſo das Beyſpiel eines ſehr berühmten Schriftſtellers, eines Mannes, welcher durch Studien und Geſchäfte von ganz anderer Art gehindert, die öſtreichiſche Reformation zu unterſuchen, den öffentlichen ausſchweifenden Ausſtreuungen davon um ſo viel mehr trauet, um ſo viel mehr ſich blühenden Hofnungen überläßt, da ſie mit den Wünſchen ſeines edlen Herzens übereinſtimmen. Dieſer ſonſt ſo einſichtsvolle Mann glaubt noch jetzt (und ich befürchte, es wird auf ſein Wort, von Leuten vom Stande die ſein Buch leſen, noch oft nachgeſagt werden, und Schaden thun,) die Katholiken und Proteſtanten wären durch die öſtreichiſche Reformation wirklich Eins geworden; ob dies gleich ganz unmöglich iſt, wenn Proteſtanten ſollen Proteſtanten bleiben.

Gleiche unrichtige Begriffe herrſchen noch jetzt bey ſehr vielen Proteſtanten, welche den Katholicismus gar nicht kennen, welche deſſen Beſchaffenheit nie unterſucht haben. Ihre Gutmüthigkeit läßt ſie es wahrſcheinlich finden, daß die Katholiken ſo grobe und ſchädliche Vorurtheile und falſche Lehrſätze mit denen ſie ſich ſo lange ſchleppten, endlich müßten weggeworfen haben; ihre Friedfertigkeit macht ihnen, ich weiß nicht welche ſüße Vorſtellung, wie ſchön es in der Welt ausſehen würde, wenn

*) Zimmermann über die Einſamkeit, IIIr Band S. 442 der großen Ausgabe.

nun gar keine Mißhelligkeit in Religionsmeinungen ferner zu finden wäre. Die katholiſchen Emiſſarien, und die Wiedervereiniger wiſſen ſich dieſer günſtigen Meinung zu Erreichung ihrer, der proteſtantiſchen Kirche ſchädlichen, Abſichten, meiſterlich zu bedienen, um unſere gute Proteſtanten zu hintergehen, und ihre hinterliſtigen Zwecke zu erreichen. Ich habe alſo wohl nichts vergebliches unternommen, wenn ich den Katholicismus ganz ſo geſchildert habe, wie er iſt, wenn ich ganz genau auseinandergeſetzt habe, was eigentlich durch die öſtreichiſche Reformation geſchehen ſey, und was nicht; da man ſie allenthalben auch unter Proteſtanten, in unbeſtimmten Ausdrücken für eine Reformation ausgab, wodurch die katholiſche Religion wäre ganz umgeſchmolzen, von allem Anſtößigen gereinigt worden, ohne nur den geringſten richtigen Begrif davon zu haben. Ich glaube etwas ſehr nöthiges und nützliches gethan zu haben, daß ich mit unermüdeter Sorgfalt aus den unverwerflichſten Nachrichten die acht Punkte *) anzeigte und auseinanderſetzte, worauf dieſe berühmte Reformation eigentlich bloß ſich beziehet; wenn ich deutlich zeigte, daß dadurch das Weſentliche der katholiſchen Religion nicht hat verändert werden ſollen, auch nicht hat verändert werden können. Hierinn werden alle öſtreichiſche katholiſche Reformatoren ſelbſt mit mir übereinſtimmen. Iſt dem aber ſo; ſo habe ich doch Recht zu ſagen, daß uns die Katholiken durch dieſe Reformation nicht um einen Schritt näher gekommen ſind, und daß ſie uns nie um einen Schritt näher kommen können, ſo lange ſie Katholiken und wir Proteſtanten bleiben. Das erlaubt die Natur der katholiſchen Religion nicht; deren weſentliche Eigenſchaft die unſelige Prätenſion iſt, allgemein, unfehlbar, alleinſeligmachend, ſeyn zu wollen. Dieſe Prätenſion hat der Kaiſer weder verändern können noch wollen; Kaiſerliche öffentliche Edikte nennen die katholiſche Religion die Alleinſeligmachende.

Ich hoffe, Hr. Garve wird, wenn er die Sache ein wenig reifer überlegt, die Härte der Beſchuldigung fühlen, als hätte ich die öſtreichiſchen Verbeſſerungen geringer vorgeſtellt als ſie ſind. Meint Hr. Garve, daß ich dazu allzuunwiſſend, allzuübereilend, oder allzuparteyiſch geweſen ſey? Eins von dieſen dreyen müßte ich ſeyn, wenn ich mir hätte zu ſchulden kommen laſſen, von einer Begebenheit, worauf die Augen von ganz Europa gerichtet waren,

*) S. A. B. VI Bd. S. 119.

ren, ausführlich zu handeln, und den Werth derſelben zu verkleinern. Dagegen wird ſich wohl Hr. G. nicht über meine Härte beſchweren können, wenn ich die Zudringlichkeit, mit welcher er ſich meinen wichtigen und mühſamen Unterſuchungen in den Weg ſtellt, blos auf Rechnung ſeiner Unkunde und eines ihm vermuthlich ſelbſt unmerklichen fremden Einfluſſes ſchreibe.

Ich habe, wie es offenbar iſt, ſowohl den edlen Bemühungen des Kaiſers und eines jeden von den öſtreichiſchen Patrioten, die bey dieſer Verbeſſerung des äuſſern Gottesdienſtes beſchäftigt waren, von ganzem Herzen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich habe wider den Kardinal Mingazzi und viele andere, die ſich dieſer nützlichen Verbeſſerung widerſetzten, aus der Fülle meines Herzens mit gröſter Freymüthigkeit geſagt, was mir der Eifer für die Wahrheit eingab. Ich würde mich verachten, wenn ich es nicht gethan hätte. Daß ich aber dieſe nützliche Verbeſſerung nicht anders abſchildern konnte, als ſie wirklich iſt, und daß ſie dadurch geringer erſcheint, als nach den Ideen ſolcher Leute, die ſie nie unterſucht hatten: iſt nicht meine Schuld. Es wird deshalb das Verdienſt der öſtreichiſchen Reformation an ſich gar nicht verringert. Sie iſt das, was ſie hat ſeyn ſollen, nur nicht das, was ſich ſo viele Proteſtanten davon vorſtellen.

Es iſt noch eine andere Seite, wie man dieſe Reformation betrachten kann. Sie iſt eigentlich Gebot des Kaiſers. Nun iſts ſehr merkwürdig, genau zu beobachten, welches die Wirkung iſt, wenn ein Gebot über Meinungen ergeht. Luthers Reformation war gerade das Gegentheil. Luther wendete ſich ans Volk, und fand das Volk vorbereitet, freyere Meinungen anzunehmen. Dieß iſt es, woran es noch in Oeſterreich und in allen katholiſchen Ländern allerdings fehlt; daher auch jede kathol. Reformation in einem geringern Kreiſe helldenkender Leute bleiben wird, zumal da die Kleriſey durch Hierarchie, Ohrenbeichte und Ablaß das Volk immer noch ganz eigenmächtig beherrſcht, und ewig beherrſchen wird, ſo lange noch Katholicismus da iſt.

Wenn man Hrn. Garve etwas zumuthen dürfte, wozu ein wenig Geduld erfodert wird; ſo würde ich ihn erſuchen, nur eine in Wien ſelbſt mit Cenſur gedruckte Schrift: Ueber Gottesdienſt und Religionslehre der Oeſterreichſchen Staaten, von Hoffmann, aufmerkſam zu leſen, und die darinn vorgetragenen authentiſchen Thatſachen mit meiner Schilderung des jetzigen Religionszuſtandes in Oeſterreich

reich zu vergleichen, und denn zu urtheilen, ob ich ihn allzuungünſtig abgeſchildert, ob ich die Verbeſſerungen allzugering vorgeſtellt habe. Aber freilich es ſind drey Bände, und dieſe durchzuleſen hat Hr. Garve gewiß weder Geduld noch Muth; denn es ſind darinn ſo viel Proben von Dummheit und Unwiſſenheit, dergleichen er ſich nicht mag vorlegen laſſen. Ich erſuche ihn alſo, wenigſtens einige Blätter in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek nachzuleſen *), worin er wenigſtens etwas finden wird. Wer näher wiſſen will, wie es jetzt noch nach der Reformation von 1781 in Wien und in Oeſterreich überhaupt ausſieht, den rathe ich nur ein in Wien ſelbſt gedrucktes freymüthiges Buch **) nachzuleſen. Daß in Oeſterreich mehrere rechtſchaffene Leute ſind, welche durch Nachdenken und Leſung nützlicher Bücher ſich vom Aberglauben immer mehr zu befreyen ſuchen, und daß durch die vom Kaiſer verſtattete Denkungs- und Preßfreyheit, eine dem Aberglauben und den Vorurtheilen entgegengeſetzte Geſinnung jetzt anfangen darf, ſich öffentlich zu zeigen, kurz daß es anfängt dort beſſer zu werden als vorher, bemerkt jeder Menſchenfreund mit größtem Vergnügen. Aber daß die katholiſche Kleriſey daſelbſt noch immer bemüht iſt, ſo viel an ihr iſt, die Früchte dieſer wohlthätigen Freymüthigkeit zu erſticken, und

*) Allg. deutſche Bibl. LXII. 2. S. 566 ff. LXII. 1. S. 213 ff. LXV. 2. S. 549 ff.

**) Wahrſcheinlichkeiten von einem unparteyiſchen Beobachter entworfen. Philadelphia (Wien) 1785. 8. beſonders S. 107 u. ff. Es heißt daſelbſt unter andern: „Wahrſcheinlich iſt es, daß man in einem Lande noch keine völlig ächte „tolerante Geſinnungen habe, wo man zur gottwohlgefälligen „Ausbreitung der herrſchenden Kirche koſtbare Anſtalten und „nordiſche Stifter unterhält, um die im Lande ſelbſt geduldete Ketzer in entfernten Reichen zu bekehren, damit die Herrſchaft des irdiſchen Himmelsſchlüſſelverwalters deſto ausgebreiteter werden möchte, anſtatt daß „man bedacht ſeyn ſollte, von dergleichen, dem Zwecke einer „aufrichtigen Duldung entgegenlaufenden Stiftungen „einen ſolchen Gebrauch zu machen, der dem Lande ſelbſt „Nutzen brächte.“ Der Kaiſer hat wirklich, wie ich aus ſichern Nachrichten weiß, ſchon ſeit einigen Monaten befohlen, das nordiſche Stift in Linz in ſo fern aufzuheben, daß die Zöglinge, wie bey allen andern aufgehobenen Seminarien ein Stipendium, oder eine gewiſſe Penſion bekommen, um in den ordentlichen Schulen zu ſtudiren. Man ſieht wohl, daß damit der bisherige Zweck dieſer Stiftung noch nicht ganz zu Ende iſt; aber dennoch, weil dadurch doch nicht alles ſo wäre wie vorher, ſo iſt die Befolgung des kaiſerl. Befehls ſchon ſeit einer ziemlichen Zeit verſchoben worden.

und hingegen ſo viel an ihr iſt, den plumpſten Aberglauben zu befördern, und gehäßige Geſinnungen gegen alle Ketzer auszubreiten, davon mögen die Beylagen II. und I. Beyſpiele ſeyn. Sie enthalten zweyerley ganz neue Oeſterreichſche Gedichte, von ſo entgegengeſetzter Art als man ſich nur vorſtellen kann, und ſie zeigen zugleich, wie ſehr verſchieden in Oeſterreich die weltliche Gewalt und die geiſtliche wirkt, wie billig der Kaiſer und freymüthige öſterreichiſche Gelehrte, und wie unbillig der Erzbiſchof von Wien und andere katholiſche öſterreichſche Geiſtliche handeln *).

Die Beylage II. enthält zwey Pasquille eines katholiſchen Prieſters auf die Duldung der Proteſtanten in Oeſterreich, welche, auf einen halben Bogen gedruckt, öffentlich verkauft, und in vielen öſterreichiſchen Städten und Dörfern, beſonders in Oeſterreich ob der Ens, wo die mehreſten Proteſtanten wohnen, öffentlich abgeſungen werden, um den Widerwillen gegen die Proteſtanten zu unterhalten und zu vermehren. Der Verfaſſer heißt Maurus Lindermayr, iſt ein katholiſcher geweihter Prieſter, daß heißt, ein Mann, der nach katholiſchen Begriffen "das Gepräge der Gottheit hat, der zu dem "Mittlern zwiſchen Gott und den Menſchen gehört **), der im Meßopfer in der Perſon Jeſu Chriſti "erſcheinet, der den Himmel nach Belieben öfnen und "ſchließen kann, der eine ſo hohe Würde bekleidet, daß "er keinem weltlichen Regenten von ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben darf." Dieſer Mann iſt niederträchtig genug, ein Pasquill auf die von ſeinem Landesherrn geduldeten Proteſtanten ***), und auf die Duldung ſelbſt, in der niedrigſten Sprache des Pöbels zu machen, um den niedrigſten Pöbel aufzuhetzen. Sein Namen iſt bekannt, und wird mit Wohlgefallen dabey genannt. Er ſchämt ſich ſeiner Niederträchtigkeit nicht, und ſeine geiſtliche Obern thun keinen Schritt, ihn darüber zur Verantwortung zu ziehen.

Die

*) Es ſind hundert Beweiſe davon da. Man ſehe Allg. deutſche Bibl. LX. 1. S. 226.

**) S. oben S. 49. 50.

***) Daß in Oeſterreich noch die katholiſchen Kanzeln von Schmähworten gegen die Proteſtanten ertönen, kann man in Hofmanns oben angeführtem Werke an verſchiedenen Orten finden. Man ſehe auch Wahrſcheinlichkeiten S. 132.

Die Beylage I. hingegen ist ein ganz vortrefliches philosophisch-theologisches Gedicht, vom Herrn Blumauer. Es war schon vor anderthalb Jahren in einer Sammlung, die nicht dem öffentlichen Gebrauch gewidmet war, gedruckt. Schon damals las ich es mit großem Vergnügen, und würde meiner Begierde, es öffentlich bekannt zu machen, nicht haben widerstehen können, wenn es nicht zu indiskret gewesen seyn würde; und ich würde es auch noch nicht thun, wenn es nicht, ohne des Verfassers Zuthun, vor einigen Monaten in Wien öffentlich gedruckt worden wäre. Kaum war dieß Gedicht, welches doch wahrhaftig der österreichschen Nation Ehre macht, öffentlich erschienen, als der Kardinal Migazzi darüber Feuer fing, und an den Kaiser unmittelbar eine äußerst heftige Vorstellung einreichte, deren Zweck sowohl war das Gedicht zu unterdrücken, als auch wo möglich den Verfasser unglücklich zu machen. Der Monarch gab die ehrenvolle Resolution: "Man solle den Kardinal eines "bessern belehren," welches auch durch ein Dekret der Hofstelle geschah. Ich ergreife jetzt gern die Gelegenheit, dieß vortrefliche Gedicht allgemeiner bekannt zu machen, als durch den Wiener einzelnen Abdruck geschehen konnte, und zweifle nicht, daß mir meine Leser es Dank wissen werden. Ich habe nie von den Talenten dieses Dichters eine geringe Meinung gehabt, freue mich aber, zu bekennen, daß diejenige, die ich schon vorher hatte, durch dieß Gedicht sehr erhöhet worden ist, das demselben, wenn er auf dieser Bahn fortgehet, künftig einen Platz unter den ersten philosophischen Dichtern Deutschlands zu versprechen scheint.

Aber nun halte man einmal das Verfahren der katholischen Klerisey, gegen beiderley so unähnliche Gedichte, gegen einander. Das niederträchtigste Pasquil wird von derselben erlaubt und gehegt; das Gedicht, voll der reinsten gesunden Vernunft *), voll der edelsten Menschen-

*) Es giebt jetzt sogar unter den Protestanten Leute, und die noch dazu gar Philosophen heißen möchten, welche uns einbilden wollen, als ob uns die Vernunft auf die Principien der wichtigsten philosophischen Wahrheiten nicht leiten könnte, sondern daß ein blinder Glauben ohne Untersuchung, daß Lavaters Intuitionssinn das Principium des menschlichen Wissens seyn soll. Sobald aber ein Glauben, der sich nicht auf Vernunft gründet — ja, der mit der Vernunft nicht übereinstimmt, zum Principium des menschlichen Wissens aufgestellt wird; so können Hierarchen behaupten was sie wollen, und aller Schwärmerey wird Thür und Thor geöfnet. Ein verehrungswürdiger Mann sagt

ſchenfreundſchaft, voll der bündigſten Philoſophie, voll der herzlichſten, innigſten, ächten religiöſen Geſinnungen, wird als das Werk eines Böſewichts, unmittelbar beym Monarchen angeklagt. Hätte nicht vielmehr das Pasquill angeklagt zu werden verdient? — Man ſiehet nur allzuſehr, die Reformation in Oeſterreich iſt das Werk des Kaiſers, und es bedarf noch immer ſeiner unmittelbaren Macht, um ſie aufrecht zu erhalten. Die katholiſche Klerisey pflanzt daſelbſt, ſo wie faſt allenthalben, Aberglauben und gehäſſige Geſinnungen fort, beſchützt das, deſſen ſich jeder vernünftige Menſch in der Nation ſchämt, und verfolgt, ſo viel an ihr iſt, was der Nation Ehre macht.

X.

Ich habe oben S. 24 ſchon angeführt, daß Hr. Garve mich beſchuldiget, als würden meine wahren Schilderungen des Katholicismus katholiſchen Leſern wehe thun. Ich habe daſelbſt ſchon darüber das nöthige geſagt. Hr. G. ſagt aber an einem andern Orte *) auch überhaupt: "Wenn man gegen die Jeſuiten und gegen die Emiſſa"rien des römiſchen Hofes Krieg führe, fechte man gegen "einen Schatten — und er befürchte, daß der Haß der "Parteyen rege gemacht werden möchte, wenn ein zu groſ"ſes Mißtrauen unter ihnen von neuem Statt finden "ſollte." Daß doch Hr. G. mir bey dieſem Streit allenthalben Gelegenheit giebt, mich über das Schwankende ſeines Ausdrucks zu beſchweren. Welcher vernünftige Menſch wird billigen, wenn ein zu großes Mißtrauen erregt wird! Aber nun iſt die Frage: was iſt ein zu großes Mißtrauen? Ich rede hier nur für mich, und kann mich weiter nicht darauf einlaſſen, was irgend jemand anders thut. Wenn ich Thatſachen entdecke, die höchſt bedenklich ſind, wenn ich deren gänzliche öffentliche Entwicklung wünſche,

ſagt ſehr treffend hierüber: „Nehmt der Vernunft ihre „Rechte, zwiſchen Wahrheit und Irrthum zu entſchei„den: ſo bleibt der Menſch ein Spiel ſeiner Einbildungs„kraft, die jeder Schwärmer oder liſtige Betrüger, der „auf ſolche einwirken kann, nach ſeinem Willen lenkt; und „alle wahre Aufklärung gehet verloren. Auf dieſen „Grund ſtützt ſich alle Tyranney des Aberglaubens mit „ihren häßlichen Folgen." Hirzels neue Prüfung des Philoſophiſchen Bauers S. 167.

*) Jul. S. 20. 22.

wünſche, wenn man ſiehet, daß von der andern Seite einer rechten Auseinanderſetzung immer ausgewichen, aber immer unter dem Mantel fortgewirkt wird, wenn man alle Augenblick neue ganz fremde Sachen erblickt (fremder konnte doch wohl nichts ſeyn, als ein katholiſches aſcetiſches Buch von Lavatern mit der größten Wärme unter der Hand angeprieſen, und unentgeldlich ausgetheilt zu ſehen, zu erfahren, daß ein proteſtantiſcher Prediger, der ein Mitglied einer ſeynſollenden proteſtantiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre iſt, den Proteſtanten die katholiſche Meſſe empfehlen will,) und wenn ich denn die Proteſtanten bitte, auf alles Bedenkliche ferner aufmerkſam zu ſeyn: erreze ich da ein zu großes Mißtrauen, oder iſt das Mißtrauen gerecht? Hr. G. ſagt ja ſelbſt, die Angriffe wären ihm nicht gleichgültig. *) Er ſagt ja ſelbſt: "Das beſte Mittel ihnen zu widerſtehen, "ſey das Licht ſo viel möglich zu verbreiten." Dies kann am beſten durch Bekanntmachung von Thatſachen geſchehen. Hr. G. widerſpricht ſich aber, wenn er, dieſer Erklärung ungeachtet, alle Thatſachen die man anführt, zu verdunkeln, wegzuräſonniren und verdächtig zu machen, und dadurch gefliſſentlich die Aufmerkſamkeit von denſelben abzukehren ſucht. Er meint zwar, man müſſe die Thatſachen von den Schlüſſen abſondern; **) dies iſt ganz billig. Aber wenn eine Thatſache offenbar bedenklich iſt, ſo muß man nicht wie Hr. G. bisher gethan hat, die Thatſache entweder ohne Urſache verdächtig machen, oder ohne Rückſicht auf eine Menge von Thatſachen, welche zuſammengenommen doch von großer Wichtigkeit ſind, und ohne Kenntniß der Sachen, ohne Geduld und Muth zu haben ſich gehörig davon zu unterrichten, über alles ins weite hin räſonniren, alles an den Katholiken entſchuldigen; hingegen von denen, welche die Ränke der Emiſſarien und Wiedervereiniger entdecken wollen, fodern was ſie nicht leiſten können, und den Werth deſſen was ſie leiſten zu verringern ſuchen.

Gott weiß es, daß ich keinem Menſchen wehe thun will, und alſo auch keinen Katholiken. Ich kenne viele ſehr rechtſchaffene edle Leute dieſer Religion, und ich darf mich rühmen, daß ich unter Katholiken von allen Ständen Männer genauer kenne, die ich verehre und ſchätze, daß ich unter den Katholiken Freunde habe, die ich herzlich liebe, und die

ich

*) Jul. S. 21. und S. 33.
**) Dec. S. 505.

es verdienen, unter allen Ständen, auch unter Weltgeiſtlichen, unter Mönchen, ſogar unter Jeſuiten. Ich kenne das viele Gute das ſich in der katholiſchen Welt unter ſo vielen ſchreyenden Mißbräuchen findet. Ich müßte an Gottes weiſer Regierung zweifeln, wenn ich nicht erkennte, daß Er vieles Böſe und Schädliche in der Welt zum Beſten zu kehren weiß. Soll es aber deswegen nicht Pflicht ſeyn, das Böſe als böſe darzuſtellen?

Jeder Schriftſteller hat ſeine eigene Manier die Sachen ſich vorzuſtellen und ſie vorzutragen. Ich empfinde ſehr tief alles was wider die geſunde Vernunft iſt; und es iſt einmal meine Art, daß ich, was ich tief empfinde, nicht froſtig vortragen kann, und daß ich meinen Unwillen über ſchlechte Handlungen nicht verbergen mag. Dieſe Offenherzigkeit hat mir ſchon manchmal geſchadet, aber ich bereue ſie noch nicht. Mit allerhand kahlen Worten um den Brey herumzugehen, zu mildern, unbeſtimmt vorzutragen, mit ſchwankenden Wendungen von der einen Seite ſo viel zu nehmen als man von der andern giebt, ſcheinbar beruhigen zu wollen, wenn im Grunde keine Ruhe zu finden iſt, widerſteht mir; und ich ſchweige lieber, wenn ich nicht reden darf wie ich ſoll. Meine Art iſt jedem Gegenſtande gerade ins Geſicht zu ſehen: Nil admirari! nil timere! Ich ſuche jeden Gegenſtand gründlich kennen zu lernen, ihn mit allen denjenigen zu vergleichen, mit denen er verbunden iſt, auch den geringſten Umſtand nicht zu vernachläßigen, der ihn in ein helleres Licht ſetzen kann; ehe dies geſchehen iſt, ſage ich meine Meinung nicht. Aber nachher ſage ich ſie mit der größten Freymüthigkeit. Wenn ich denn nun den Gegenſtand in ein helles Licht geſetzt habe; ſo verlange ich auch, daß man dies Licht nicht verdunkle, daß man ſich in meinen Geſichtspunkt ſetze, und nicht ſchief mit gebrochenen Stralen das vorſtelle, was ich in gerader Linie betrachtet habe. So habe ich es auch mit dem Katholicismus gemacht. Ich habe ihn ſehr hell beleuchtet, und nun gehe ich von meinem Standpunkte, von der ganzen Maſſe meiner mit vieler Mühe erworbenen Kenntniſſe aus; und hierauf gründet ſich mein Urtheil darüber. Was will man mehr von mir? Will man von einem Proteſtanten verlangen, er ſoll die katholiſche Lehrſätze aus dem katholiſchen Geſichtspunkte betrachten und nicht aus dem proteſtantiſchen? Die wahre Schilderung des Katholicismus, ſo wie er iſt, muß keinen vernünftigen Katholiken beleidigen. Wenn er abergläubiſche Sachen thut oder für nöthig hält, ſo kann ihm die wahre Schilderung derſelben nicht Mißtrauen erwecken;

thut er ſie aber nicht, hält ſie ſelbſt für unnütz, und tadelt ſie an ſeinen Glaubensgenoſſen, ſo wird ſie ihm noch weniger wehe thun. Nachdenken, heilſames Nachdenken, kann ſie ihm erwerben. Wenn ein Katholik aber Miſſionen, oder nordiſche Stifte, oder Wiedervereinigung für nützlich und nothwendig hält; ſo kann er uns Proteſtanten, wenn er die Sache recht überlegt, nicht übel deuten, daß wir ſie für ſchädlich halten. Thut es ihm aber nur deswegen weh, daß die heimlichen Machinationen ans Licht gebracht, daß dadurch ihre Wirkung gehindert wird; ſo gehört er wohl nicht zu den Perſonen, deren Mißtrauen zu erregen man ſich ſcheuen darf. Hat aber ein ſonſt redlicher Katholik manchen Mißbrauch, deſſen er gewohnt iſt, noch ſo wenig überlegt, daß darum deſſen plötzliche wahre Schilderung ihm wehe thut; ſo iſt dies ein Schmerz, wie ihn ein wohlthätiger Wundarzt zum wahren Beſten verurſachen muß. Wenn er weiter nachdenken, wenn er an Erkenntniß zunehmen wird, ſo wird ihm die Wahrheit ſehr wohl thun.

Ich weiß es ſehr wohl, daß es meiſtens höchſt ſchwer iſt, ſich mit Katholiken, die von Jugend auf nichts als ihre religiöſe Vorurtheile kennen, einigermaſſen zu verſtändigen. Je deutlicher und freimüthiger ſich ein Proteſtant ausdrückt, deſto fremder muß auch dem beſten Katholiken manches vorkommen. Die katholiſche Kleriſey hat Jahrhunderte lang Vorurtheile und falſche Sätze allgemein zu verbreiten geſucht; ſie hat durch die Erziehung der katholiſchen Jugend, welche früh zum blinden Glauben gewöhnt wird, welche ſchon im ſiebenten Jahre beichten muß, und dadurch gewöhnt wird, jeden auch den unſchuldigſten Gedanken, der nicht Pfafferey iſt, als Sünde zu bekennen und beſtrafen zu laſſen, den Geiſt der Unterſuchung allgemein in der katholiſchen Welt getödtet. Gründe und Gegengründe in religiöſen Sachen hört kein junger Katholik. Es gehöret daher bey Katholiken ein ſcharfer natürlicher Verſtand und eine glückliche Lage dazu, um durch den diken Nebel der Vorurtheile in dem ſie gehüllet ſind, die Gegenſtände in ihrer wahren Geſtalt zu erkennen. Es iſt alſo den Katholiken ſelbſt ſehr nützlich, wenn Proteſtanten freymüthig reden; da ſie jetzt proteſtantiſche Schriften leſen dürfen. Es bringt ſie zum Nachdenken und zur Unterſuchung über viele Dinge, an die ſie ſonſt in dem eingeſchränkten Kreiſe, worin ſie durch Feſſeln der Hierarchie gehalten werden, nicht würden gedacht haben. Die Unterſuchung iſt der einzige Weg, auf welchem Wahrheit gefunden

funden wird; und dieſen Weg ſucht die Hierarchie mit Macht und Liſt zu verſperren. Es dient aber zum wahren Wohl des menſchlichen Geſchlechts, daß er immer mehr geöfnet werde. Wir ſchreiben nicht für die Katholiken um mit ihnen zu ſtreiten, um ſie zu unſerer Geſinnung zu bringen. Gar nicht. Aber wir ſagen unſere Meynung, weil wir es dürfen! Durch die Freymüthigkeit proteſtantiſcher Schriftſteller fällt mancher Saamen des Guten in katholiſche Gemüther, es werden ſo manche Ideen erregt, wenn Katholiken unſere Betrachtungen über ihre Vorurtheile leſen, welche ſonſt gar nicht in ihnen hätten entſtehen können. Wir Proteſtanten, die wir freymüthiger ſeyn dürfen, thun daher unſern katholiſchen Brüdern eine Wohlthat, wenn wir uns über den Schwall von grundloſen Lehren, über den Schwall von Miſsbräuchen, beſonders über die ſchreyenden Mißbräuche der Hierarchie und der Prieſtergewalt, die ſich immer noch, dem geſunden Menſchenverſtande zum Troz, die Schlüſſel des Himmelreichs zueignet, ſehr freymüthig und ganz ohne Umſtände erklären. Auch die einſichtsvollſten katholiſchen Schriftſteller dürfen dies nicht wagen. Selbſt in den aufgeklärteſten katholiſchen Staaten iſt die Cenſur ſo ſtrenge, daß man über viele Mißbräuche den Mund nicht aufthun darf. Wäre es auch hin und wieder erlaubt, ſo darf es mancher doch aus Furcht vor Verfolgungen nicht wagen. Es ſehn es alſo aufgeklärte Katholiken, Männer die Verlangen nach beſſerer Erkenntniß der Wahrheit haben, ſehr gern, wenn Proteſtanten das thun, was ſie ſelbſt nicht thun dürfen. Es haben mir mehrere redliche Katholiken, für das was ich in dem fünften und ſechſten Bande meiner Reiſebeſchreibung, über den Katholicismus geſagt habe, mit warmem Herzen gedankt, und haben es ſehr treffend und auch für die katholiſche Welt höchſt nützlich gefunden. Es würde Eitelkeit ſeyn, wenn ich aus dieſen Briefen hier etwas anführen, und Indiscretion, wenn ich die Namen dieſer vortreflichen Männer nennen wollte; aber Hr. Garve, welcher mich wegen meiner Schilderung des Katholicismus ſo ſehr verunglimpft, würde dadurch ſehr beſchämt werden. Ich kann aber nicht umhin, mich hier mit Rührung zu erinnern, was mir der ſel. Prälat Rautenſtrauch in Wien unter vier Augen ſagte. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ſich ſeine Seele ergoß, wie er uns Proteſtanten glücklich pries, weil wir weniger Vorurtheile durch die Erziehung bekämen, und bey reifern Jahren Freyheit hätten, uns von Vorurtheilen immer noch mehr los zu machen, wie er bedauerte, was er war, wie er ſein aufrichtiges Verlangen bezeigte, in ſeiner Lage den größten möglichſten

Nutzen zu stiften, und doch voraus sah, daß er wenig bleibenden Nutzen würde stiften können, wie er mich tief in die Schwierigkeiten hinein sehen ließ, welche der Reformation in jedem katholischen Lande, besonders auch in Oestreich, immer hinderlich fallen werden, wovon der beständige geheime Einfluß und die Ränke der Jesuiten nicht die geringsten sind, welche er sehr genau kannte, und mir auch in genauerm Detail abschilderte, als nicht leicht sonst jemand. Ich erinnere mich noch mit inniger Rührung des Händedrucks, mit welchem dieser redliche katholische Geistliche (so wie auch ein anderer vortreflicher Mann in Wien) mir gestand, daß er den ersten Samen zum Nachdenken, und den ersten Stof zur Beruhigung über sehr wichtige Wahrheiten, in der allgemeinen deutschen Bibliothek gefunden habe, wie sehr er mich ermunterte, auf dem Wege der Freymüthigkeit weiter fortzugehen, und besonders auch der katholischen Welt, mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Dies habe ich gethan, selbst von ihm und von andern redlichen Katholiken ermuntert. Ich habe es gethan nach meiner eignen Weise, nach dem Maaße meiner Kenntnisse, nach meiner Art die Wahrheit zu erkennen. Der würdige Mann, welcher selbst an Verbesserung religiöser Mißbräuche in Oestreich so thätigen Antheil nahm, der vielleicht ein Märtirer seiner Liebe zur Verbesserung ward, hat gelesen, was ich im fünften und sechsten Bande meiner Reisebeschreibung über den Katholicismus geschrieben habe. Es hat ihm nicht wehe gethan. Es hat ihm kein Mißtrauen wider mich erregt. Ich habe Beweise davon, ob er gleich, so wie es seine Lage erforderte, in Korrespondenz sehr vorsichtig war. Dies Beyspiel, und es ist nicht das einzige, kann mich über alle ungegründete Beschuldigungen beruhigen, und kann mich aufmuntern, auch ferner über diese Gegenstände in meiner Freymüthigkeit nicht nachzulassen. Mein Wunsch ist, daß alle Katholiken, so wie die Protestanten gethan haben, Schritt vor Schritt in ihren Untersuchungen über wichtige Wahrheiten, langsam aber sicher, fortgehen mögen. Hierin ist es eigentlich wo sie sich nach den Protestanten bilden müßten; denn bloß ein schnell aufgefangenes Resultat von großer Wahrheit, ohne daß die Prämissen gehörig erwogen werden, kann den menschlichen Verstand und das menschliche Herz nicht so bessern, als eine fortschreitende Untersuchung, gesetzt daß dadurch vor der Hand noch eine geringe Wahrheit gefunden würde. Alles was ich über Katholicismus sage, gehet hauptsächlich dahin, um beständig fernere Untersuchung, sowohl bey Katholiken als auch bey Protestanten zu befördern.

Daß

Daß die genauere Betrachtung des Katholicismus auch für Proteſtanten wichtig und nützlich ſey, wird jeder unbefangene Mann, welcher die eigentliche Lage der deutſchen Proteſtanten gegen die Katholiken kennt, gewiß nicht läugnen, ſo ſehr auch Hr. Garve dieſe Wahrheit zu verdunkeln ſucht. Man ſiehet es nur allzuſehr, daß die Katholiken gar nicht willens ſind, den Geiſt ihrer Religion, der aufs Ausbreiten, aufs Herrſchen geht, zu verlieren. Auſſer einer unzähligen Menge, die aus Bigotterie, — oder ich will es lieber relative Ueberzeugung nennen — dieſem Religionsgeiſte äuſſerſt anhängen, giebt es viele Perſonen unter ihnen, die, ob ſie gleich ganz aufgeklärt ſind, dennoch aus Politik dieſen Religionsgeiſt *) ſehr feſt zu halten ſuchen. Die Hierarchie bringt Macht, Anſehn und Reichthum; alſo befinden ſich viele Leute ſehr wohl dabey. Es iſt der Zweck der Hierarchie, daß ſie ſich ausbreite, daß ſie herrſche. Dieſe Herrſchaft ſucht ſie auch bis auf die Proteſtanten auszubreiten, und ſchickt noch immer ſehr unverlangt beſtändig Miſſionarien zu uns. Die katholiſchen Schriftſteller fahren in der Polemik beſtändig fort, und beſtreiten uns entweder noch immerfort mit hundertmal widerlegten Gründen, oder ſuchen ſich durch allerhand Mittel bey uns einzuſchleichen. Iſt es uns nun zu rathen, daß wir die Hände ganz in den Schooß legen, und den Geiſt unſerer Religion nicht auch zu erhalten ſuchen, welcher auf freymüthige Unterſuchung der Wahrheit und auf Abſcheu vor dem Joche der Unfehlbarkeit gehet, wodurch die Unterſuchung unterdrückt wird? Die katholiſche Religionspartey iſt ohnedies viel mächtiger als die unſrige, und hat viel

*) Kaum war der erſte Religionsfrieden im 16ten Jahrhunderte geſchloſſen, ſo war die hauptſächlichſte Politik der Katholiken, die Proteſtanten zu trennen, um dadurch eher Uebermacht über ſie zu erhalten. Es verdient nachgeleſen zu werden, was in Häberlins deutſcher Reichsgeſchichte XVIter und XVIIter Band darüber geſagt wird. Es iſt bekannt, wie ſehr nachher das Geſpenſt des Kryptokalvinismus das Kurfürſtenthum Sachſen in ſolche paniſche Furcht ſetzte, daß man die viel gefährlicheren Machinationen der Katholiken darüber nicht wahrnahm, und wie der zweyzüngige und hinterliſtige D. Hoe von Hoenegg nachher den Kurfürſten von Sachſen, unter dem Scheine des Eifers wider die Reformirten, von Unterſtützung der guten Sache der Proteſtanten ganz abbrachte. Dieß mögen die jetzigen Proteſtanten doch nicht ganz vergeſſen. Wir wollen die Katholiken in allen billigen Dingen lieben und ſchätzen; aber wir wollen unſere eigene Erhaltung nicht vergeſſen.

mehr weltlichen Einfluß: ihre ganze Verfassung hält sie weit mehr zusammen, als uns die unsrige. Sollen wir uns den Katholiken in Meynungen und in Verfassung nähern? Die Politik *) kann uns nicht dazu rathen, und die Philosophie gewiß auch nicht. Wir verfechten die gute Sache der Vernunft und der freyen Untersuchung, und können uns unmöglich Lehren nähern, welche beiden ganz entgegen gesetzt sind. Daß wir das ungereimte solcher Lehren wie Unfehlbarkeit, Alleinseligmachung, Beweiskraft einer leeren Tradition, eingebildete Herstammung einer eingebildeten Priesterweihe von den Aposteln, deutlich zeigen, daß wir sie mit ihren rechten Namen ungegründet und ungereimt nennen: daran thun wir sehr wohl; zumal da uns die Katholiken so oft noch diese Lehren als wahr und als wohlgereimt vorstellen, und sie uns annehmlich machen wollen. Was würde Hr. Garve sagen, wenn ihm ein

*) Wir waren gutwillig genug, den Katholiken unsere Kirchen zu erlauben. P. Schorenstein reisete in der Mark herum, dieß von den protestantischen Predigern, ohne Vorwissen des Oberkonsistorium zu erhalten, ja er erfrechte sich, einen protestantischen Prediger mit der Ungnade des Königs zu drohen; wenn er nicht gleich den katholischen Gottesdienst darinn erlaubte. (S. Berl. Monatsschrift 1784. S. 94. f.) Herr Garve verlangt auch, daß wir unsere Kirchen den Katholiken einräumen, und will unbesonnen genug, daß wir uns nicht einmal Reverse sollen geben lassen, über die Art des Mitgenusses. In Schlesien hingegen wollten in Thomaswaldau die Protestanten, als eine Kirche abgebrannt war, nur indessen bis sie gebauet wäre, sich der katholischen Kirche bedienen; zu Nakau wollten sie nur bey schlimmen Wetter Leichenreden in einer katholischen Kirche halten, die noch dazu ein protestantischer Grundherr unterhält. Die katholischen Geistlichen wollten dieß nicht ohne Vorwissen des bischöflichen Vikariats zu Breslau erlauben, und dieses schlug die Erlaubniß in beiden Fällen rund ab. (S. Berl. Monatsschrift, März 1786. S. 265.) Man halte einmal den Geist der beiden Religionen gegen einander. Die Katholiken werden uns nie ernstlich etwas einräumen. Die Katholiken verlangen von uns Toleranz, denn unter dem Schutze dieser Toleranz können sie sich weiter ausbreiten, und suchen sogar unter diesem Schein unsere Kirchen zu erlangen. Aber sie wollen nicht wirkliche Toleranz gegen uns beobachten. Sie halten uns für Abtrünnige, und haben noch immer den Stolz, zu glauben, wir müßten uns mit ihnen wieder vereinigen. Das ist ihr Religionsgeist! Sollten wir gegen denselben nicht auf unserer Hut seyn müssen?

ein kahlköpfiger Franziskaner, die Quidditäten, den horror vacui, oder die Scientia media für Philoſophie aufdringen wollte? Würde er nicht die beſſern Sätze der ächten Philoſophie wollen geltend machen, und alle das ſcholaſtiſche Geſchwätz Frazzen nennen? Wenn nun aber eben dieſer Kahlkopf die Prieſterweihe, den Ablaß, die Unfehlbarkeit der Kirche, Anbetung der Heiligen, Transſubſtantiation, den Nutzen des Fronleichnamsſegens u. d. gl. behauptet, dürfen wir Proteſtanten aus Furcht Mißtrauen zu erregen, uns kaum merken laſſen, daß dieſe Lehren nichts mehr werth ſind, als die Quidditäten? Selbſt alsdenn noch nicht, wenn man von allen Seiten her dieſe vernunft- und ſchriftwidrigen Lehren noch immerfort durch mancherley Mittel, unter mancherley Masken uns wieder angenehm machen, uns wieder aufdringen will?

Diejenigen Katholiken, welche ihr Mißtrauen und Widerwillen gegen die Proteſtanten unter keiner Bedingung wollen fahren laſſen, als wenn wir ihre Religionsſätze für beſſer halten, als ſie ſind; welche ihre harte Geſinnungen gegen uns, welche ihre Behauptung, daß wir Rebellen gegen den alleinſeligmachenden Glauben ſind, *) unter keiner Bedingung ändern wollen, als daß wir ihre Schrift- und vernunftwidrigen Sätze für weniger unſchriftmäßig und für weniger vernunftwidrig annehmen ſollen; welche die heilſame Toleranz, welche unter den Proteſtanten ſo glücklich aufzublühen anfängt, ſo drehen wollen, daß ſie für ſich alle Toleranz verlangen, aber ſie uns nicht geben wollen, welche unter dem Scheine der Toleranz ſich unter uns nur ausbreiten, ja ſogar unſere Kirchen einnehmen wollen, welche die Toleranz dazu mißbrauchen wollen, uns zu ſich herüber zu ziehen, uns nach und nach katholiſch zu machen, und die es an uns Intoleranz nennen, wenn wir auf ihre heimlichen Machinationen aufmerkſam werden, und ihre falſchen Lehrſätze laut mißbilligen: die mögen denn ihren Widerwillen und ihr Mißtrauen behalten, bis ſie weiſer werden und einſehen lernen, wie weit ſie noch in der Kenntniß der Wahrheit zurück ſind, wie ſehr ſie noch von der Hierarchie am Gängelbande geleitet werden. Dieſe Katholiken ſollen es auch wiſſen, daß wir die Schritte ihrer Kleriſey zur Untergrabung unſerer Proteſtantiſchen, uns unſchätzbaren Religion mit Abſcheu anſehen. Sie ſollen es wiſſen, daß wir auf Leute kein Vertrauen ſetzen wollen und können, die uns zu ſo gerechtem Mißtrauen Gele-

*) S. oben S. 105.

genheit geben. Sie ſollen es wiſſen, daß Katholicismus und Proteſtantismus auf ewig ſollen und müſſen getrennt bleiben, und daß ſie ihrer Natur nach nie Eins werden können. Wir Proteſtanten wollen nimmermehr Dogmen, die ſich auf leere Tradition, oder auf kahle Konzilienſchlüſſe, oder auf blinden Glauben an die Autorität einer ſchismätiſch-unfehlbaren Kirche gründen, erträglich finden. Wir können auch nie irgend eine Unfehlbarkeit erträglich finden, da wir uns nie an die Autorität irgend eines Menſchen, oder irgend einer Anzahl von Menſchen, feſt wollen binden laſſen, da wir mit Gottes Hülfe in der Unterſuchung nie ſtille ſtehen, ſondern beſtändig darin fortſchreiten wollen. Wir wollen uns einem jeden widerſetzen, der uns an dieſer freyen Unterſuchung hindern will, der uns hindern will die Proteſtation gegen Irrthum und geiſtlichen Despotismus, wodurch unſere Vorfahren ihren ehrenvollen Namen erhielten, auf immer fortzuſetzen. Dieſe Geſinnungen eines ächten Proteſtanten ſind es, welche mich bewegen und noch ferner bewegen werden, den Katholicismus ſo zu ſchildern, wie er iſt. Sie bewegen mich und werden mich ferner bewegen, jede Thatſache, welche auf Hemmung der geſunden Vernunft und der geſunden Philoſophie, welche auf Unterdrückung des freyen Schwunas des menſchlichen Verſtandes, und auf die Wiederherſtellung falſcher Lehrſätze und ungerechter geiſtlicher Gewalt zielen, hervor zu ziehen, und das proteſtantiſche Publikum aufmerkſam darauf zu machen. Die geringſte ſolcher Thatſachen muß denjenigen, welche mit warmem Herzen wünſchen, daß das menſchliche Geſchlecht vorwärts, nicht aber rückwärts gehe, allemal bedenklich ſeyn; geſetzt auch, daß ſich nicht allemal demonſtriren lieſſe, daß ſie direkte ſchädlich wäre. Wir ſehen ohnedies, nach dem ganzen Gange, den die Sachen nehmen, genugſam ein, daß die katholiſchen Emiſſarien jetzt nicht ſo ſehr direkte, ſondern vielmehr indirekte angreifen wollen.

Herr Garve ſelbſt ſagt von den Gerüchten von Proſelytenmachereyen: *) "Ich will mich dadurch nur aufmuntern laſſen, die Wahrheiten der geſunden Vernunft, die "ich einſehe, mir ſelbſt und andern noch mehr ins Licht zu "ſetzen, als ich bisher gethan habe: in der Hoffnung, daß "ich vielleicht ſo glücklich ſeyn könne, in irgend ein Gemüth, "das den Verführungen der Schwärmerey oder des Aber"glaubens (ich ſetze hinzu: und des Katholicismus) offen ſtand,

*) Dec. S. 518.

"ſtand, einen Strol der Erleuchtung zu bringen, wodurch "daſſelbe zur guten Partey zurück gebracht werde." Dies ſind edle Geſinnungen, die eines Mannes wie Garve würdig ſind. Ich wünſchte nur, daß er ſie in dem, was er über meine Meynungen wider den Katholicismus ſchrieb, immer möchte vor Augen gehabt haben, ſo würde er dieſe nicht in einem ſo unrechten Lichte vorgeſtellt, und mich der unangenehmen Mühe überhoben haben, ſie umſtändlich erläutern zu müſſen, damit man ſie nicht verkenne. Die Geſinnungen, die er hier äuſſert, ſind gerade auch meine Geſinnungen, bey allen dem was ich über Katholicismus und über Proſelytenmacherey ſchreibe. Ich ſuche Wahrheit und geſunde Vernunft in ein helleres Licht zu ſetzen, und den Werth derſelben den Proteſtanten noch angelegentlicher zu machen, indem ich die Menge unvernünftiger Lehren, welche unſere katholiſche Brüder noch immer für Religion halten müſſen, ſobald ich davon zu reden habe, in ihrer wahren Geſtalt zeige. Ich würde mich auch glücklich ſchätzen, wenn ich irgend einen redlichen Proteſtanten, welchen man hätte verführen wollen, dieſe vernunft- und ſchriftwidrigen Lehren für unſchädlich zu halten, von ſolchem Vorurtheile zurückbringen könnte. Den Katholiken, welche ſich an dieſe Lehren noch halten wollen, will ich ihre Ueberzeugung recht gern laſſen; und Toleranz und Bruderliebe, welche wir jedem Menſchen, beſonders auch jedem Irrenden ſchuldig ſind, ſoll auch von mir, ſo wie von allen Proteſtanten, in dem ganzen Umfange, wie ſie einer vernünftigen aufgeklärten Religion würdig ſind, ausgeübt werden. Aber da die katholiſche Hierarchie ihre Kirche noch immer für allgemein und alleinſeligmachend ausgiebt, da ſie uns immer noch als abtrünnige Ketzer anſieht, da ſie immer noch dahin trachtet uns mit der allgemeinen Kirche wieder zu vereinigen; ſo wollen wir wohl auf unſerer Huth ſeyn, daß nicht der Vorwand der Toleranz und Bruderliebe gebraucht werde, um unſere proteſtantiſche freye Verfaſſung zu untergraben, um uns unter das Joch der Hierarchie zurückzubringen, das unſere Vorfahren ſo heldenmüthig zerbrachen, und in das wir uns nie zurük begeben wollen. Dieſe Vorſicht ſoll nie in ungerechteo Mißtrauen ausarten, aber jedem, welcher uns zu gerechtem Mißtrauen Veranlaſſung giebt, wollen wir zeigen, daß wir gegen alle Anfälle, wenn ſie auch noch ſo verdeckt wären, auf unſerer Huth zu ſeyn, daß wir ſcheinheilige Fallſtricke zu entdecken wiſſen, und uns durch hinterliſtige Friedensvorſpiegelungen nicht zu unſerm Schaden einſchläfern laſſen.

Zwey Staaten, davon der eine groß und mächtig, der andere nur mittelmäßig war, hatten einen langwierigen Krieg mit einander gehabt, der mit vielem Blutvergießen, und mit unerhörter Bitterkeit war geführt worden. Denn der mächtige Staat ſetzte alles daran, den mindermächtigen, es koſte was es wolle, zu unterjochen; dieſer aber hatte durch Tapferkeit und durch glückliche Vorfälle, endlich einen Theil deſſen erkämpft, was ihm gehörte. Beide Staaten hatten jeder eine Gränzfeſtung, die einander nahe lagen: der mächtige Staat einen großen Waffenplatz mit einer zahlreichen Beſatzung und allem was zum Kriege gehört, reichlich verſehen; der andere Staat eine kleine Feſtung, die zugleich den Paß ins ganze Land von dieſer Seite beſchützte. Sie war nur mäßig beſetzt, aber ſo feſt von Natur, und durch die geſchickteſten Leute in ſolchen Vertheidigungsſtand geſetzt, daß nur Liſt und unvermutheter Ueberfall ihr etwas anhaben konnte. Es waren eine Anzahl Jahre in Frieden verfloſſen. Der Kommendant der großen Feſtung ſtand auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß mit dem Generale, der die kleine kommandirte. Er hatte ſo gar deſſen Freundſchaft zuerſt geſucht, hatte mehrmals einfließen laſſen, man müßte den alten Groll vergeſſen, und ſo kamen ſie und mehrere Perſonen von den Beſatzungen beider Feſtungen zuſammen und waren guter Dinge. Unter dieſen Umſtänden erhielt der Kommendant der kleinen Feſtung die Nachricht, der gegenſeitige General ſuche ihn unvermuthet zu überfallen. Dieſe Nachricht befremdete ihn zwar, aber er wollte derſelben nicht ſogleich Glauben zuſtellen; zumal da er einen Philoſophen bey ſich hatte, welcher für einen ſehr klugen Mann galt, und welcher dem General durch eine Menge Beweiſe vordemonſtrirte, daß ein ſolches Vorhaben dem Befehlshaber der andern Feſtung gar nicht zu beweiſen wäre. Der Philoſoph gab zu bedenken, daß der gegenſeitige Feldherr ſelbſt ſo oft aufs freundſchaftliche habe einfließen laſſen, daß ſeiner Seits an

den

den alten Groll, an die alte Feindſchaft nicht mehr gedacht würde; und fügte hinzu: daß der ehemals feindliche Hof ſich doch immer ganz freundſchaftlich bezeugt habe, und daß der gegenſeitige Befehlshaber, wenn er hören ſollte, daß ein ſolches Vorhaben von ihm gearqwohnt würde, gewiß ſelbſt erſtaunen würde, daß demſelben ein ſolcher Verdacht ſehr wehe thun, daß dadurch deſſen Mißtrauen, wo nicht gar deſſen Haß gegen den diesſeitigen General, erweckt werden würde.

Es war ein ganz gemeiner Menſch in der Feſtung, welcher vor dem Philoſophen nur den Vorzug hatte, daß er in dem ehmals feindlichen Lande weit und breit herumgereiſet war, und deſſen ganze Beſchaffenheit ſehr genau hatte kennen lernen; dagegen der Philoſoph, ein Mann von vielem Scharfſinn, nie weiter als bis an die Gränze deſſelben gekommen war, und ſeine meiſte Zeit auf ſeiner Studierſtube, und einen Theil davon auch an der Tafel des Generals und auf Spatziergängen mit ihm zubrachte, wobey denn ſein liebſter Zeitvertreib war, ſich über die Statiſtik des von ihm ſo wenig geſehenen Landes zu unterhalten, und durch ſehr bündige Schlüſſe zu beweiſen, wie es in demſelben ausſehen müſſe. Dieſem großen Philoſophen ſtellte der gemeine Menſch vor, daß doch der gegenſeitige Hof den Prätenſionen an das diesſeitige Land nie recht entſagt, ja vielmehr ſie von Zeit zu Zeit erneuert habe, und daß es alſo ziemlich wahrſcheinlich wäre, er werde dieſelben geltend zu machen gewiß jede Gelegenheit ergreifen. Der Philoſoph zuckte die Achſeln, und ſagte: Ob denn wohl ein Fürſt Prätenſionen zu entſagen pflege? Die Erneuerung der Prätenſionen wäre nichts als ein alter Kurialſtyl, und es ſey kein Syllogiſmus in der Logik, woraus man von ſolcher Prätenſionserneuerung auf einen Ueberfall der Feſtung ſchließen könne. Man wendete ihm ein: Es wäre doch wirklich ſonderbar, daß eine Anzahl von Leuten, die zu einem gegenſeitigen Freyregimente gehört hätten, das ſich in den ehemaligen Kriegen durch Liſt und Ueberrumpelungen am furchtbarſten

barſten machte, ſeit einiger Zeit anfingen in der Feſtung aus- und einzugehen, ja daß einige darinn Bedienungen zu erhalten gewußt hätten, die ſie in den Stand ſetzten, die Stärke und Schwäche der Feſtung auszukundſchaften, ja allenfalls ſich der Schlüſſel zu dieſem oder jenem Pförtchen zu bemächtigen, durch die man den Feind aus- und einlaſſen könnte. Der Philoſoph lachte herzlich, und erwiderte: Es fehle doch ſchlechterdings an Beweiſen, daß je einer von dieſen Leuten ſich ausdrücklich deswegen eine Bedienung in der Feſtung geſucht hätte, um der Feſtung zu ſchaden, es möchten wohl ganz andere Leute ſeyn. Man müſſe übernatürliche Wirkungen und Wunder zugeben, wenn man ſich als möglich denken ſollte, daß dieß Freyregiment noch ſchaden könne; es ſey längſt aufgehoben, hätte keine Anführer mehr, und gar nichts von ſeinem vorherigen Geiſte. Er könne gar nicht begreifen, wie es ihre Anführer anfangen ſollten, wenn ſie ihren ehemaligen Untergebenen ſo etwas befehlen und dieſe gehorchen ſollten. Man ſtellte ihm vor, es wären doch von verſchiedenen Perſonen in der Feſtung Briefe über die Gränze geſchickt und andere von daher empfangen worden, ſämmtlich in ſo ſonderbarer Schreibart geſchrieben, daß es bedenklich werde, und man vermuthen müſſe, es ſtecken einige geheime Chiffer unter ganz unbedeutend ſcheinenden Ausdrücken, welche nach einer ſehr wahrſcheinlichen Dechiffrirung eine geheime Verbindung mit der gegenſeitigen Partey anzeigen. Der Philoſoph verſicherte, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt: Es ſey ja doch kein Hochverrath, Briefe auf der Poſt abzuſchicken; und wenn vollends der vermeinte Ueberfall durch nichts als durch ſolche von ganz andern Dingen handelnde Korreſpondenz ſolle bewirkt werden, ſo mache ſich der Gegentheil ganz verächtlich. Die Briefe handelten von philoſophiſchen Sachen, er habe ſie geleſen, und einen Theil davon recht wohl verſtanden, und den andern Theil aus Höflichkeit gegen die Empfänger der Briefe zwar gelobt, ob er gleich im Grunde ſeines Herzens überzeugt geweſen wäre, daß nicht

viel dran ſey. Man ſtellte ihm vor: es ſey doch einer ernſthaften Betrachtung würdig, daß man an verſchiedenen Orten der Stadt, bey fremden Leuten, deren Aus- und Eingehn und Beſchäftigung man nicht kenne, Parteyen von Gewehre und ziemliche Quantitäten von Pulver und Bley gefunden hätte. Der Philoſoph lächelte ob der Unwiſſenheit, und bewies durch einen bündigen Sorites: daß doch bloße Gewehre und Pulver und Bley eine Feſtung nicht überfallen könnten, daß Menſchen dazu gehörten, welche die Gewehre gebrauchten, daß die tägliche Erfahrung bezeuge, ohne Patrontaſche könnten Gewehre nicht ſchnell genug und mit Wirkung abgefeuert werden; da ſich nun Patrontaſchen nirgends fänden, ſo ſey gar nicht abzuſehen, warum die Gewehre und Ammunition nicht auch zum unſchuldigſten Gebrauch, etwa um Sperlinge zu ſchießen, oder des Generals nächſt zu erwartenden Geburtstag zu feyern, wären angeſchaft worden. Man gab ihm endlich zu bedenken: es wären doch in der Dämmerung ſehr oft Truppen von Leuten in der Gegend der Feſtung geſehen worden, deren Urſachen ſich zu verſammeln, und ſich da aufzuhalten, man gar nicht abnehmen könne, und deren Annäherung zu ſo ungewohnter Zeit durch verſchiedene zuſammenkommende kleine Umſtände in der That ſehr verdächtig wäre. Dieß wären doch Thatſachen, die Aufmerkſamkeit verdienten. Der Philoſoph ſagte mit einer Art von Unwillen: Dabey könnte er nun vollends keine Gefahr ſehen; ob man denn gar mit Schatten fechten wolle, die man bey dem Schimmerlichte, bey dem ſie ſich gezeigt hätten, für Leute angeſehen habe! Er könne zwar eigentlich die Thatſachen nicht widerlegen, weil er ſchon geſchlafen hätte, als die Figuren wären geſehen worden; aber er läugne alles, was man aus dieſer Thatſache folgere. Wären es auch wirklich Menſchen, ſo wäre ja die Landſtraße jedem offen, und es wäre ſehr intolerant, wenn man aus bloßer oftmaliger Annäherung in der Dämmerung gleich auf böſe Abſichten ſchließen wollte, zumal da der gegenſeitige General und ſeine Officiere ſeit einiger

Zeit

Zeit ſo gar freundlich wären. Der Reiſende wandte ſich nun an den General, und ſagte: Der Herr dort kann freilich ſehr gut argumentiren; indeſſen können alle dieſe Argumentationen wider die mir bekannt gewordenen Thatſachen nichts vermögen. Ich bitte weiter nichts, als daß man auf die fremden Leute, die in der Feſtung ohne ſichtliche Urſache aus- und eingehen, aufmerkſamer ſey; daß die Wachen beſtändig gehörig beſetzt, und ſo bald es dunkel wird, bis auf eine halbe Meile um die Feſtung fleißig patrullirt werde.

Dieß geſchah wirklich, ob gleich der Philoſoph den Kopf ſchüttelte und es für ſehr unnöthig hielt. Es entdeckten ſich dabey allerhand ſonderliche Umſtände, die man zwar nicht allemal ganz aus einander ſetzen konnte, woraus aber doch im ganzen ſo viel erhellete, daß ſie zum Vortheil der Feſtung nie gereichen könnten, wohl aber mit einigen dazu kommenden Umſtänden zum Schaden derſelben. Die Patrullen fanden verſchiedenemal in der Nähe der Feſtung, theils auf der Landſtraße, theils auf andern Plätzen viele Truppen von Leuten, deren Abſicht man nicht errathen konnte. Einige lagen in Schlufften oder hinter Büſchen, und ſchienen zu ſchlummern; andere wanderten hin und her, und konnten von dem, was ihre Abſicht dabey ſey, keine befriedigende Antwort davon geben; bey andern fand man allerhand ſonderbare Briefe, Manifeſte der gegenſeitigen Macht, und Zeichnungen von einzelnen Stücken der Feſtung. Die Patrullen erblickten ſogar verſchiedene gegenſeitige bewafnete Truppen hin und wieder in der Nähe, die ſich aber zurückzogen, ſobald ſie bemerkt wurden, und nichts feindliches unternahmen. Dieß alles brachte doch den kommandirenden General zum Nachdenken, und er berief einen außerordentlichen Kriegsrath ſeiner vornehmſten Officiere. Ehe man in denſelben ging, ſuchte zwar der Philoſoph nochmals zu beweiſen, wie mangelhaft der Schluß ſeyn würde, wenn man aus dieſen einzelnen unzuſammenhängenden, und ihm ganz unbedeutend ſcheinenden Umſtänden, auf ein förmliches Syſtem von einem Ueberfall ſchließen wollte, welches doch

nothe

nothwendig, wenn es da wäre, ſogleich müſſe entdeckt werden und ohne Folgen ſeyn würde. Als aber der Kriegsrath verſammlet war, ſo beſchloß man dennoch: Die Sache möchte ſeyn wie ſie wollte, ſo wolle man den ſicherſten Weg ergreifen, und ohne ſich mit Schlüſſen von dem was möglich wäre oder nicht, ferner abzugeben, auf alle Weiſe auf ſeiner Hut ſeyn, und ſeine Aufmerkſamkeit auf alles, was ſowohl innerhalb als außerhalb irgend bedenklich ſcheinen könne, ſelbſt auf die kleinſten verdächtig ſcheinenden Umſtände, verdoppeln. In kurzem wurden durch dieſe Vorſicht die Entdeckungen ganz ſonderbar ſcheinender Umſtände vermehrt. Da man aber anfing, alle aufs genauſte zu unterſuchen, und verſchiedene Perſonen, die von jener Seite herüber gekommen waren, ſich nicht legitimiren konnten und ſehr verdächtig wurden: ſo fand man nöthig, noch mehrere Maßregeln der Vorſicht zu nehmen; man fing an, die ziemlich vernachläßigte Kriegszucht unter der Beſatzung wieder herzuſtellen, die Feſtungswerke auszubeſſern und ſorgfältiger zu bewachen. Ob man gleich mit dem gegenſeitigen General fortfuhr, auf einem freundſchaftlichen Fuß zu leben, ſo überlieferte man ſich ihm doch nicht ganz, ſondern bedachte, daß er immer zu einer gegenſeitigen Partey gehörte. Es war ſonderbar, daß nach einiger Zeit es in der Feſtung viel ruhiger wurde als vorher. Die Patrullen fanden keine verdächtigen Leute mehr, am wenigſten bewafnete; auf dem Poſtamte bemerkte man die Verminderung der Korreſpondenz aus und nach der gegenſeitigen Feſtung. Die Leute, welche dort ſo viel Korreſpondenten hatten, begaben ſich ganz unvermerkt von ſelbſt hinweg; den Fremden, welche Aemter erſchlichen hatten, wurden genau auf die Finger geſehen, und es legten darauf viele ihre Bedienungen nieder und zogen weg. Man hielt Hausſuchung nach verborgenen Gewehren und Munition, und es ward eine ziemliche Anzahl, wozu ſich niemand recht bekennen wollte, ins Zeughaus abgeliefert. Die Garniſon, die täglich ihre Kriegsübungen, und des Nachts ihre Patrullen ſehr ordentlich verrichtete, unternahm

nahm nichts feindliches, ward aber ſelbſt durch dieſe Uebungen in beſſerm Stande erhalten, bekam ein beſſeres äußerliches Anſehen, und ward ſelbſt von dem Gegentheile, welcher ſich aufs Kriegshandwerk nur allzugut verſtand, mehr geſchätzt, und es geſchah von demſelben kein feindlicher Angriff.

Es iſt bis jetzt bey dem Philoſophen unausgemacht geblieben, ob der gegenſeitige General wirklich niemals eine Ueberrumpelung der Feſtung im Sinne gehabt habe, oder ob er ſie nur unterlaſſen habe, nachdem man in der Feſtung vorſichtig gehandelt, und die Patrullen und Wachen, die ohnedieß zum ordentlichen Dienſte gehören, welcher die Pflicht einer jeden Garniſon iſt, wieder auf einen regulären Fuß geſetzt hatte. Genug, die Feſtung iſt nicht überfallen worden. Kenner der Kriegskunſt verſichern aber auch: die einzige Abſicht der Vorſicht ſey ja, daß dies nicht geſchehen könnte. Sie verſichern, die Befehlshaber würden unverantwortlich gehandelt haben, wenn der Dienſt vernachläßiget, die Feſtungswerke nicht reparirt, und die Ein- und Ausgehenden nicht genau befragt worden wären. Sie verſichern, wenn keine Vorſicht gebraucht werde, ſey es gar wohl möglich, die Feſtung zu überfallen, und ſich alsdenn weiter den Weg ins Land zu bahnen; aber bey gehöriger Vorſicht ſey ein Ueberfall ganz unmöglich, und es ſey daher ein ſehr ſchädlicher Rath: bey einer ſo wichtigen Feſtung die gehörige Vorſicht zu vernachläßigen, ſelbſt auch wenn Verdacht eines nahen Ueberfalls nicht zur Gewißheit gebracht werden könnte. Hier aber ſey der Verdacht ſehr wahrſcheinlich geweſen; und daß kein Ueberfall erfolgt ſey, möchte nicht ſowohl der Abſicht des gegenſeitigen Hofes, als der dieſſeitigen Vorſicht zuzuſchreiben ſeyn!

Beylagen.

Beylagen.

A.

Aus von Staden Manuale eccleſiaſticum oder Kirchenhandbuch für Bremen und Verden. Stade 1710. Aus der Vorrede.

„Was von Verführung in Irthum kurz vorher geſagt
„worden, deſſen ſtellet uns das lobwürdige Königs-
„reich Schweden, welches die reine Lehre des Evangelii,
„unſer aller Wunſch und Hoffnung nach, bis ans Ende der
„Welt behalten wird, ein merkliches Exempel vor Augen.
„Denn, wie Sec. XVI des Römiſchen Papſtes getreue Dienſt-
„beten, der Kardinal Stanislaus Hoſius, und der ſo genante
„Nuncius apoſtaticus, weil er *απoστασιαν* ad idolomaniam
„papalem anzurichten, ſich eifrigſt angelegen ſeyn ließ, mehr,
„als apoſtolicus, Antonius Poſſevinus, ein bekannter Jeſuit,
„Joh. Herbeſtus, ein Römiſch-Papiſtiſcher Meßpfaffe, Lau-
„rentius Norwegus, insgemein Kloſter-Laße genannt,
„nebſt dem Secretario, M. Petro Fechten, welchen ſie bey
„Hofe zum Gehülfen und emſigen Zuſchürer hatten, es ſo
„weit gebracht, daß dem Clero ein neues Meßbuch, wel-
„ches ſie geſchmiedet hatten, und *librum liturgicum* nannten,
„ſollte aufgedrungen werden; erleuchtete und ſtärkte Gott
„den Geiſt tapfrer, rechtgläubiger Theologorum, deren Ge-
„dächtniß ewig in Seegen bleiben wird, daß ſie die Tiefe des
„Satans merkten, und daher lieber alles Zeitliche verlaſſen,
„auch ihr Leben zuſetzen, als dieſelbe Liturgiam billigen woll-
„ten; von welchen, was Apoc. II. 24. ſtehet, wol kann geſagt
„werden: *οιτινες ουκ εγνωσαν τα βαθη του σατανα*, qui appro-
„bando, conſentiendo, commendando, aut recipiendo non
„cognoverunt profunditates Satanae; ſed cognitas rejece-
„runt, refutarunt & damnarunt. Wie ſolches bey dem ge-
„lehrten, weiland geweſenen Biſchof zu Werlö in Schweden,
„Jo. Banzio, in inventario eccleſiae Sueco-Gothorum, Lin-
„cop. MDCXLII. in 4. weitläuftig zu leſen, aus welchem
„III. Buchs XXII. Cap. man nur kürzlich dieſes, verdeutſcht,
„anführen will: In ſolchem Buche waren Gebete in Schwe-
„diſcher Sprache unter lateiniſche Gebete eingeſchoben, wor-
„in die Papiſtiſche Abgötterey verborgen, welche lateiniſche

"Gebete das gemeine Volk nicht verſtund, damit die Ver-
"führer ſolcher Geſtalt ihre falſche Ketzerey unter dem geiſt-
"lichen Worte Liturgia (vid. Act. XIII. 2.) verſtecken mög-
"ten. Denn, fährt obgedachter Autor weiter fort, es war
"in dieſer Liturgia das Papiſtiſche Meßopfer enthal-
"ten, indem darin geſagt ward, daß in der geſegneten Ho-
"ſtie des heiligen Nachtmahls Chriſtus Gott, dem Vater,
"geopfert und denen Vergebung der Sünden dadurch wür-
"de gegeben werden, für welche ſolch Meßopfer geopfert
"würde."

B.

Auszug eines Schreibens; aus — vom 17ten Oktober 1785.

Die Nachricht von dem nordiſchen Stifte zu Linz, *) zur heimlichen Ausbreitung der katholiſchen Religion im proteſtantiſchen Norden, welches Sie zuerſt in ſeinem rechten Lichte dargeſtellt haben; noch mehr aber, daß ein Filialſtift von dieſem Linzer Stift, daß ein katholiſches Seminarium in Schwerin **) iſt, welches von Linz aus bezahlet wird: hat mich, ſo wie alle, welche es mit dem Fortgange des menſchlichen Verſtandes gut meinen, auf die für den Fortgang deſſelben ſo ſchädliche katholiſche Hierarchie äuſſerſt aufmerkſam gemacht. Ich habe ſeitdem auf Dinge dieſer Art mehr als vorher Acht gegeben, und bin auf eine Menge Sachen geſtoſſen, welche noch jetzt unter unſern Augen vorgehen, und zum Theil den gerechten Verdacht, daß die römiſche Hierarchie ihre Macht noch beſtändig durch die liſtigſten Intriquen auf Koſten der proteſtantiſchen Kirche ausbreiten will, auf eine faſt befremdende Art beſtätigen, theils auf ſolche, die wenigſtens höchſtbedenklich ſind. Völlig deutlich kann ich mich hierüber nicht erklären. Meiſtens ſind in ſolche Dinge große Herren, oder doch mächtige reiche und anſehnliche Perſonen verflochten, mit denen man ſich nicht gern zu thun macht. Vielleicht ſind Ihnen ſelbſt verſchiedene Vorfälle von — — zu Ohren gekommen, ***) die in

*) C. A. B. IIr Band. S. 496.
**) Zuſätze zum IIten Bde beym IIIten Bde S. LIV.
***) O in allerdings, mehr als eine Begebenheit dieſer Art kenne ich. Wer ein wenig weiß, wie weit die gerühmte deutſche

in einem gewiſſen Kreiſe bekannt genug, und auch hinlänglich dokumentirt ſind, von denen man aber doch nicht öffentlich reden mag und reden darf. Noch viel weniger darf man öffentlich davon ſchreiben, wenn man gleich von der Wahrheit der Sachen ganz apodiktiſch verſichert iſt, weil man diejenigen ſchonen muß, von welchen man ſolche Nachrichten im Vertrauen erhalten hat, weil ſie gleich würden errathen werden, und ihnen der größte Verdruß daraus erwachſen würde. Sehr oft kann man auch Sachen, die höchſt wahr ſind, deshalb nicht bekannt machen, weil ſie ohne Beweiſe unglaublich ſeyn würden, und man doch nicht die Beweiſe in originali beſitzt, wenn man ſie gleich zuweilen vor Augen gehabt hat. Ich habe von allen dieſen Fällen Beweiſe vor mir. Es hat mich daher in etwas befremdet, daß Herr Garve im Julius der berliniſchen Monatsſchrift Ihre wohlgemeinten Bemühungen, die Kunſtgriffe der Katholiken an den Tag zu bringen, verdächtig machen, und für unnütz ausgeben will. Er ſelbſt führt ja keine Thatſachen an, achtet auf die angeführten höchſt bedenklichen Thatſachen nicht, und verlangt doch, daß andere Leute Thatſachen, und zwar ganz neuere anführen ſollen. Sein Räſonnement zeigt freilich, daß er beſſer auf ſeiner Studierſtube, als im Laufe der Welt Beſcheid weiß. Aber eben deswegen wünſchte ich zu ſeiner Ehre, daß er über Sachen, wo nur praktiſche Kenntniß der Welt, nicht aber ein bloſſes Räſonniren aus der Studierſtube hilft, nicht ſich hätte öffentlich einlaſſen wollen. Wenn er eine Sache nicht begreifen kann, ſo meint er, ſie könne nicht ſeyn; und wenn er ein Faktum nicht läugnen kann, ſo weiß ſeine philoſophiſche Scharfſinnigkeit eine andere Erklärung zu finden, und dabey meint er, müſſe es ſein Bewenden haben. So kann er S. 40 nicht begreifen, daß mitten in proteſtantiſchen Ländern katholiſche Seminarien ſind; denn ſagt er: "Ich begreife nicht wie es möglich ſey, Sachen der Art lange verborgen zu halten." Gleichwohl war das Seminarium in Linz, welches nun ſeit 90 Jahren ununterbrochen dem Proteſtantismus ſchädlich geweſen iſt, bis auf unſere Zeit den Proteſtanten wirklich ganz verborgen. Dieſe den Proteſtanten

ſche Freyheit im Schreiben gebt, und wie viel Wege die Mächtigen haben, ſich der Publicität zu widerſetzen, und denen wehe zu thun, welche gewiſſe Dinge ſchildern wollen wie ſie ſind; wird es auch dem freymüthigſten Mann nicht verdenken, wenn er das Stillſchweigen über gewiſſe Gegenſtände nicht brechen will. Toutes les vertés ne ſont pas bonnes à dire. H.

ſtanten höchſtſchädliche Anſtalt ward ganz in der Stille getrieben. Es ſteht bis jetzt nicht einmal in Büſchings Erdbeſchreibung davon ein Wort angeführt, da man doch ſonſt in dieſem Werke nicht leicht die Anzeige einer wichtigen Anſtalt in Deutſchland vermiſſen wird, und da dieſer berühmte Schriftſteller von Oeſtreich ſonſt beſonders genaue handſchriftliche Nachrichten hatte. Es muß alſo ſogar dieſem berühmten Erdbeſchreiber dies Seminarium unbekannt geblieben ſeyn. Daß in Schwerin in Meklenburg ein katholiſches Seminarium war, habe ich ſelbſt eher nicht gewuſt, bis ich es in Ihrer Reiſebeſchreibung fand, obgleich ich ſo lange mich in Meklenburg aufgehalten habe, und ſo oft in Schwerin geweſen bin. Ich habe von mehrern Leuten, welche in Schwerin geboren und erzogen ſind, mündlich vernommen, daß ſie niemals gewuſt haben, daß die katholiſchen Geiſtlichen daſelbſt ein Seminarium hielten. Am wenigſten hat ſich jemand träumen laſſen, daß dies Seminarium in Schwerin mit Linz zuſammen hinge, und von dem zu Linz bezahlet würde. Ganz kürzlich habe ich erſt aus der Mainzer Monatsſchrift von geiſtlichen Sachen erſehen, daß durch die Jeſuiten in dieſem Schweriniſchen Seminarium die katholiſche Religion nach Stralſund, und von da weiter nach Schweden verpflanzt worden iſt; ungeachtet dieſe für die proteſtantiſche Religion bedenkliche Veränderung ſchon an 10 Jahre ſeit 1775 in vollem Gange iſt. Herr Garve ſieht alſo an dieſem einen Beyſpiele, daß wohl viele Sachen exiſtiren können, wenn gleich manchmal nicht ſo gleich zu begreifen iſt, wie ſie eigentlich zugehen. Ich hoffe er wird daher ins künftige gegen diejenigen, welche die ſo ſchwer zu entdeckende und auseinander zu wickelnde Thatſachen von katholiſchen geheimen Machinationen ans Licht bringen wollen, billiger werden, und nicht übereilter Weiſe ihren Eifer als unnütz vorſtellen, noch, wie er zu meiner großen Befremdung thut, die Vorfälle aus welchen man unwiderſprechlich den böſen Willen der katholiſchen Hierarchie gegen die Proteſtanten ſieht, für irrelevant ausgeben wollen. Ich halte es für ein verdienſtliches Werk, neue Thatſachen dieſer Art bekannt zu machen, und ſelbſt alte wieder hervorzuſuchen und zu beſtätigen. In dieſer Abſicht will ich Ihnen wenigſtens einiges von dem mittheilen, was ich habe. Vielleicht kann ich künftig einmal mehr geben.

Sie haben im LXten Bande der allgemeinen deutſchen Bibliothek S. 259 eine Nachricht von den Kunſtgriffen der Katholiken ihre Religion heimlich im Norden auszubreiten, bekannt gemacht. Sie ſcheint mir und ſehr vielen

vielen andern Ihrer Leſer höchſt wichtig, und wir wünſchen, daß die S. 291 gemachte Hoffnung von dieſem Verfaſſer mehrere Entdeckungen ſolcher Thatſachen zu erhalten, bald möge erfüllet werden. *) In dieſer Nachricht wird S. 293, eine kurze Reiſebeſchreibung angeführt:

R. P. Valerii Hiſt. Ord. Min. S. P. Franciſci Miſſionarii apoſtolici auß der Churbayriſchen *Provinz S. Antonii de Padua* der ſtrengern *Obſervanz*: Nunmehro von Ihro Päbſtl. Heiligkeit *Clemente XII.* verordneten Hochwürdigſten in Gott Vatern und Biſchofen zu Münden, auch *Coadjutoren* des *Vicariatus Apoſtolici* in *Cochinchina*, mit verſchiedenen Denkwürdigkeiten verfaſſet. *Anno 1736 cum Facultate Superiorum et Privilegio Caeſareo*, München. 8. Der Zufall hat mir dieſe Reiſebeſchreibung in die Hände

*) Ich beklage, daß dieſe Hoffnung ganz verſchwindet. Der ſehr ſchätzenswerthe Verfaſſer dieſer Nachricht, iſt theils mit zu vielen Arbeiten überhäuft, als daß er viele Zeit hierauf wenden könnte. Es iſt ein groſſer Vortheil der Katholiken, daß ſie beſtändig eine zahlreiche Menge Jeſuiten, Mönche und andere Leute haben, welche durch keine Beſchäftigungen abgehalten werden, für die Hierarchie zu ſchreiben und zu handeln. Um die Proteſtantiſche gute Sache zu vertheidigen, fehlt es ganz und gar daran. Dieß iſt eine Urſach unter vielen, warum die Katholiken weit mehr ausrichten können als wir, und wirklich Dinge zu Stande bringen, welche Leuten wie H. Garve unbegreiflich vorkommen. Der Verfaſſer der Nachricht iſt außerdem in eben der Lage, welche der Herr Verfaſſer des Briefes oben ſo richtig beſchrieben hat. Er weiß viele richtige Dinge, das jetzt immer fortdauernde Proſelytenmachen der Katholiken betreffend, aber er darf ſie nicht öffentlich ſagen; eben darum weil er ſie aus der Quelle weiß, und man die Quelle ſogleich erkennen würde. Er hat mir ſelbſt verſchiedene Nachrichten geſchrieben, wegen deren Gewißheit ich mich auf Ihn verlaſſen kann, und die mich in Erſtaunen geſetzt haben. Ich ſehe aber ein, ſo wichtig ihre öffentliche Bekanntmachung ſeyn würde, ſo unverzeihlich würde die Indiskretion ſeyn, wenn ich die erbetene und verſprochene Verſchwiegenheit nicht aufs genaueſte beobachten wollte. Aber wenigſtens haben ſie, nebſt andern Nachrichten, in mir die Ueberzeugung vermehrt, daß wenn man auch nicht thun kann, was man wohl wünſchte, es dennoch für jeden, der es mit dem Wohl des menſchlichen Geſchlechts gut meint, Pflicht iſt, auch die kleinſten Thatſachen dieſer Art, die man ſagen darf, bekannt zu machen, damit wenigſtens Aufmerkſamkeit erhalten werde. H.

gebracht. Sie ist, wie man sich von einem dummen Minoristenbruder vorstellen kann, gar kahles Geschwätz. Das wichtige eigentlich ist, daß dieser Trepf vom Papste zum Fürsten und Bischof von Minden ernannt worden; denn, obgleich Münden geschrieben steht, so ist doch, wie aus der genauen Beschreibung zu ersehen, das vermöge des westphälischen Friedens unter K. Preußischer Hoheit stehende Fürstenthum Minden im westphälischen Kreise gemeint. Es wird in dieser Reisebeschreibung, (die ich Ihnen hierbey überschicke) S. 115 und 117 ausdrücklich und recht unverschämter Weise gesagt: daß dieses Bisthum, "durch den Anno 1648 zu Osnabrugg geschlossenen, der "Römisch-katholischen Religion fatalen Frieden, "gleich mehe andern saeculariſiret, und als ein weltliches "Fürstenthum dem Chur-Haus Brandenburg abgetretten "worden. — Gleich wie nun der Römisch-Päbstliche Stuhl "allzeit pfleget denen Episcopis Suffraganeis, oder sogenannten Weyh-Bischöfen, den Titel ihrer Kirchen und Dioecesen in partibus infidelium, oder jenen Orthen beyzulegen, "welche vorhin als würkliche Bisthümer zu den katholischen "Kirchen gehörig, und der Päbstlichen Jurisdiction unterworfen gewesen, mithin das Recht hierzu gemeldter Heil. Kirchen noch immer vorbehalten "bleibt, *) was immer durch Religions- oder andere "Krieg in denenselben für gewaltthätige Veränderungen, "oder sogenannte Saeculariſirungen untergeloſſen seyn "mögen, als wider welche Actus die römische Päbst jedesmahl, weltkündiger maßen proteſtirt, und ihre "Gerechtsame ihnen ausbedungen haben. Also ist auch "unserem Patri und dermahlen Hochwürdigsten Bischoffen "P. Valerio, diser Titulus der Mindenschen Kirchen dergestalten beygelegt werden, daß, (ob er zwar von diser "Dioeces einige Einkönfften weder genieſſen, noch hoffen kann,)

*) Ich habe kürzlich zu meinem Befremden abermals ein Beyspiel gefunden, daß der Päbstliche Hof dieses so unvernünftige als schimärische Recht nicht allein an die Bißthümer, sondern auch an alle andere geiſtliche Beneficien und Klöſter zu erhalten sucht, und ihnen Aebte und Prioren nach Gefallen setzt. Vor einigen Jahren lief auf dem Königl. Amte Marienwalde in der Neumark, welches ehemals ein Kloſter war, ein weitläuftiges lateiniſches aus Rom datirtes Schreiben von einem für dieſes vernichtete Kloſter vom Papſt ernannten Prior ein, worinn er seine vermeinte Erhebung zu dieſer Würde bekannt macht. S. kleine ökonomische Reisen vom Verfaſſer der Oeconomia Forenſis, 1ter Theil. Züllichau 1785. S. 56. N.

"kann,) der unauflöschliche Character und Wür-
"digkeit eines würklichen Bischoffens, sambt deſſen
"Juribus und Gerechtsame, unwidersprechlich verblei-
"be." Ich wünschte, daß doch jeder wer dieſes lieſet, auf-
merksam seyn möchte, was für enorme Grundsätze, dergleichen wirklich in hundert katholischen Büchern zu finden sind, hier zu Tage liegen. Der westphälische Frieden, das heiligste Grundgesetz der deutschen Verfassung, wird: "ein "der katholischen Religion fataler Frieden genennt;" die in demselben zu Beförderung der allgemeinen Ruhe verordneten Saecularisirungen werden "gewaltthätige Ver-"änderungen genennt, wider welche der Heiligen Kirche "ihr Recht noch immer vorbehalten bleibet, weil die "Römischen Päpste jedesmal dawider protestirt, und ihre "Gerechtsame ihnen ausbedungen haben." Es lassen sich keine Grundsätze denken, welche für das Wohl und die Ruhe von Deutschland gefährlicher seyn könnten. Und diese Grundsätze bringt der Papst auch in Ausübung. Nachdem der Kurfürst von Brandenburg, vermöge des westphälischen Friedens, das Fürstenthum Minden schon 88 Jahr besessen hat, so unterstieht sich der Papst noch einen Bettelmönch zum Bischof und folglich zum Fürsten dieses Landes zu machen. Es steht da ausdrücklich, daß der Mönch dies Bißthum, sambt dessen Juribus und Gerechtsamen, unwidersprechlich haben soll; und die Landeshoheit gehört unwidersprechlich zu den Gerechtsamen eines Bischofs von Minden. Der Papst macht also wenigstens die katholischen Unterthanen des Fürstenthums Minden von dem protestantischen Landesherrn abwendig, indem er ihnen immerfort einen andern Landesherrn setzt. Ist dies nicht abscheulich? Ist dies nicht wahre Landesverrätherey? Es sind ja in dem hohen Domkapitel zu Minden selbst katholische Domherren. In welche Verlegenheit würden diese gesetzt werden, wenn einmal ein vom Papste gesetzter Bischof von Minden ihnen einen Befehl, und sollte es auch nur in katholischen Kirchensachen seyn, zuschicken möchte. Der Fall kann alle Tage existiren; denn es ist gar kein Zweifel, daß nach dem Tode des P. Valerius der Papst wieder einen andern Mönch zum Bischof von Minden wird ernannt haben. Es ist zwar kein Zweifel, daß ein katholischer Domherr zu Minden in solchem Falle seinem rechtmäßigen Landesherren gehorchen würde; aber in welche Kollision muß er mit seiner Religion kommen, so lange er, welcher selbst zum priesterlichen Stande gehört, den Papst für seinen rechtmäßigen geistlichen Oberherrn hält? Und je eifriger er in seiner Religion ist, desto schwerer wird es ihm werden, in

der Kollision zu entscheiden. Welchen Einfluß solche Anmassungen des Papstes auf katholische gemeine Leute haben können, zumal wenn bigotte Priester im Beichtstuhl ihren Eifer anfachen, läßt sich leicht erachten. Die Sache ist wirklich nicht so gleichgültig, wie Hr. Garve, dem ich mehr Ueberlegung zugetraut hätte, sie (in der Berl. Monatsschrift Julius S. 65. 66.) machen will. Ich glaube vielmehr, die protestantischen Fürsten sollten bey solchem unverantwortlichen Benehmen nicht so ruhig seyn, sondern sie sollten vielmehr den schädlichen Einfluß des Papstes und der katholischen Hierarchie, welche wider die heiligsten Bündnisse protestirt und sie unkräftig zu machen sucht, mit Nachdruck zu hemmen suchen.

Eben dieses behaupte ich von dem so schädlichen Einflusse der Jesuiten. Sie sind von jeher die stärksten Gegner der Protestanten gewesen, und ihre ganze Verfassung ist die abscheulichste und dem menschlichen Geschlechte schädlichste Hierarchie. Sie werden immer suchen das menschliche Geschlecht dumm zu erhalten, sie werden blinden Aberglauben und blinden Gehorsam durch alle mögliche Intriguen auszubreiten suchen; damit sie die Menschen beherrschen können. Zu diesem ihrem eigentlichen Zwecke haben sie sich von jeher des Proselytenmachens beflissen: sie haben sich zu diesem Behufe, wie es auch der Verfasser der Nachricht anführt, von jeher unter die Protestanten eingeschlichen, und sich gestellt, als ob sie Protestanten wären; sie haben sich als Historiker und Alterthumsforscher verkleidet, um ihr unseliges Bekehrungsgeschäfte desto unvermerkter zu treiben. Ich fand neulich in der Schrift eines Mannes, der schon vor 180 Jahren aus dem Orden der Jesuiten getreten war, *) und nicht wenige in diesem Orden vorgehende Bübereyen beschreibt, daß bey den Pförtnern der Kollegien der Jesuiten beständig eine Anzahl bürgerlicher Kleider vorhanden gewesen wären, für diejenigen, welche sich auf Befehl der Obern unter die Protestanten einschleichen, und für solche ausgeben sollten. „Nunc (heißt es S. 2) „civicam vestem induti, seque Lutherа„nos aut Calvinistas professi, explorant in diverso„riis, in foro, in tribubus, quid vulgo de se dicatur, quae „consilia volvantur & ineantur.“ Was die Jesuiten ehemals gethan haben, thun sie gewiß noch jetzt; denn ihre Verfassung ist in nichts verändert, vielmehr haben sie ihre Aufhebung, da sie sie nicht mehr hindern konnten, dazu angewendet, um unerkannt desto besser wirken zu können, und sie wirken auch, wie man aus den Folgen sehen kann, da ihr

*) Cambillon de abstrusioribus Jesuitarum Studiis 1603. 8.

ihr Orden allenthalben mit ſolcher Macht empor kommt, durch geheime Intriguen, durch geheime Emiſſarien. Ich habe ſelbſt verſchiedene geſehen, auf welche ich hätte mit dem Finger deuten mögen, ſo zweydeutig und bedenklich war ihr Betragen; Anderer zu geſchweigen die es ſeiner machten, aber dennoch nicht vom Verdachte frey waren, wenn ſie auch in Uniformen und in Federhüten gingen. Solche Emiſſarien die ganz unerkannt herumſchleichen, und ſich wohl gar für Proteſtanten ausgeben, können denn gut rapportiren wie es ſteht; und alsdenn kommen oft unvermuthete Entſchlüſſe, und es geſchehen Dinge, als ob ſie von ungefähr geſchähen, die doch ſehr wohl vorbereitet ſind. Ich wäre der Meinung, es wäre die Pflicht jedes redlichen Proteſtanten, auf alle auch die geringſten Spuren der Intriguen dieſer Art aufmerkſam zu ſeyn. Ich fand kürzlich in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung (1785 Nr. 75. S. 614) ein ganz ſonderbares Beiſpiel. Daſelbſt wird aus der Mainzer Monatsſchrift von geiſtlichen Sachen, welche ſelbſt von Erzjeſuiten herausgegeben wird, folgendes angeführt, woraus ſich die Proteſtanten, welche ſich noch etwa vorſtellen könnten, das katholiſche Seminarium zu Schwerin ſei eine ganz unbedenkliche gleichgültige Anſtalt, eines andern belehren mögen. Im Jahre 1775 kam der P. Aegidius Dechene, Jeſuit und katholiſcher Pfarrer zu Schwerin *), nach Stralſund, weil er glaubte, er ſey durch ein Schreiben dahin berufen worden. Es wollte ſich zwar niemand zu einem ſolchen Schreiben bekennen, aber der P. Dechene war nun einmal in Stralſund, und brachte es bey der ſchwediſchen Regierung dahin, daß er eine katholiſche Kapelle daſelbſt errichten dürfte. Hat man je eine jeſuitiſchere Zweyzüngigkeit geſehn! Der P. Jeſuit Dechene glaubt durch ein Schreiben berufen zu ſeyn, und doch will ſich zu ſolchen Schreiben niemand bekennen. Gleichwohl weiß er es dahin zu bringen, daß der katholiſche Gottesdienſt 1775 eingeführt wird; und ſieben Jahr darauf 1782, (wie Sie ſelbſt in Ihrer Reiſebeſchreibung IIr Band S. 498 anführen) hatte ſich die katholiſche Religion ſchon ſo ſtark ausgebreitet, "daß ein anderer Je"ſuit, P. Efferz durch ganz Schweden reiſte, und zu Chri"ſtianſtadt, Calmar, Gothenburg, Landskrona und Mal"mö den katholiſchen Gottesdienſt öffentlich, und an einigen

*) Es iſt vermuthlich auch Anmaßung, daß die Mainzer Jeſuiten dieſen ihren Mitbruder einen ſchweriniſchen Pfarrer nennen. Der Herzog von Mecklenburg wird wohl kaum erlaubt haben, daß ein katholiſcher Pfarrer (Parochus) in Schwerin ſey. R.

"gen Orten sogar in protestantischen Kirchen hielt." Er rühmte sich selbst dessen in öffentlichen Zeitungen, und wieder nicht von ungefähr; denn es ward für Toleranz gepriesen, daß P. Efferz in Schweden in protestantischen Kirchen den katholischen Gottesdienst verrichtet habe, und man wollte die Protestanten gern zu dieser gefährlichen Idee gewöhnen. Wird nun wohl jemand sagen, es sey von ungefähr gekommen, daß der P. Dechene geglaubt habe, er sey durch ein Schreiben nach Stralsund berufen worden; und es sey ganz von ungefähr geschehen, daß, da er nicht berufen war, dennoch die katholische Religion so schnell im schwedischen Pommern und sogar in Schweden selbst ausgebreitet worden sey! Müssen wohl nicht Leute, welche niemand für Katholiken, geschweige für Jesuiten angesehn hat, hin und her gereiset seyn, die Briefe getragen, und den Zeitpunkt ausgesorscht haben, der gerade günstig war, um der katholischen Religion einen neuen Fuß in Schweden zu geben? Ich glaube vielmehr, dieser Vorfall sollte doch endlich die Protestanten aufmerksam machen auf die kleinen Schritte der immer thätigen katholischen Hierarchie, welche so sehr oft wichtige nach sich zu ziehn pflegen. Wer uns einbilden will, daß alle Schritte, welche die Katholiken zur Ausbreitung ihrer Religion thun, ganz gleichgültig sind, kennt wahrhaftig den immer um sich greifenden Geist der Hierarchie nicht, noch die mannichfaltigen und zum Theil sehr künstlichen Mittel, welche sie rastlos anwendet, um sich auszudehnen, und mehr Macht zu erhalten.

Ich glaube vielmehr, die Protestanten haben höchst nöthig auf jeden unzuläßigen Schritt wachsam zu seyn, und schlechterdings nichts Bedenkliches zu gestatten. Hieher rechne ich besonders auch die unzuläßige Autorität, welche sich fremde katholische Bischöfe in protestantischen Landen über katholische Unterthanen anmassen, und besonders, daß sie die katholischen Geistlichen in solchen Landen nach Gefallen ein- und absetzen wollen. Hierauf wird in protestantischen Landen viel zu wenig Acht gegeben. Ich will davon ein ganz neues merkwürdiges Beyspiel anführen:

"Aus dem Hannöverschen Magazin im 33ten Stücke
"vom 25sten April 1785."

"Ehe Gibraltar an England förmlich abgetreten war,
"stand es unter der Diöces des Bischofs von Cadix, und
"hielt solcher hier einen Vicarium, mit welchem Titel die
"katholische Gemeinde auch noch gegenwärtig ihren ersten
"Geist-

"Geiſtlichen belegt. Ob nun gleich das Diöceſanrecht des "Biſchofs von Cadix völlig aufgehoben, ſo liſſen die Gou"verneurs es doch geſchehen, daß er die Geiſtlichen bey der "hieſigen katholiſchen Gemeinde ſetzte. Man vergönnte "auch, daß Dispenſationes bey ſelbigem geſucht wurden. "Die Biſchöfe gingen aber bald weiter, und maßten ſich "auch eine Jurisdiktion über die hieſige Geiſtliche an. "Beſonders weit ging dieſes während der Zeit, da der Ge"neral Boyd hier kommandirte, wo der Biſchof einen Vica"rium, der vielleicht zu freie und dem heiligen Glaubensge"richte zu anſtößige Sachen predigte, abſetzen, und einen "andern an ſeine Stelle ernennen wollte. Wie der Gene"ral Boyd dieſen Mann der unverſöhnlichen Inquiſition "bloß zu ſtellen weigerte, ſo nahm man die Miene an, als "wenn dieſe Sache ganz vergeſſen wäre. Dieſes machte "den Geiſtlichen ſo unvorſichtig, daß er auf eine Einladung "ſeines alten Freundes, des Kommiſſair der Inquiſition im "Campo de San Roque, ſelbſten zu Los Barrios beſuchte. "Er wurde eingezogen, und der Biſchof von Cadix ernannte "einen andern an ſeine Stelle. Der General Boyd nahm "dieſen von dem Biſchof von Cadix ernannten Vicarium "nicht allein nicht an, ſondern beſetzte im Jahr 1769 die "Stelle mit einem Geiſtlichen aus Minorka. Seit dem "Jahr 1768 und in der Folge der Zeit verweigerte man "ſchlechterdings dem Biſchof von Cadix, ſich um die Geiſt"lichkeit und die römiſchkatholiſche Gemeinde zu Gibraltar "zu bekümmern, und wurde auch den katholiſchen Unterthа"nen alle Verwendung an ihn, durch eine Gouvernements"ordre vom General Boyd, unterſagt. Der eben gedachte "Gouverneur verwilligte auch dem ſogenannten Vicarius "einen jährlichen Gehalt von zweyhundert Peſos duros und "zweyen Proviſionen."

Ich glaube, die Einſchränkung der unbefugten Anmaſſungen des katholiſchen Biſchofs zu Kadix, war in den Umſtänden worin Gibraltar iſt, nöthig. Spanien war feindlich gegen Gibraltar zu achten, ſelbſt im Frieden; wie konnte denn der engländiſche Gouverneur zugeben, daß der Biſchof ein ſpaniſcher Unterthan, einen andern ſpaniſchen Unterthan als Geiſtlichen nach Gibraltar ſchicken ſollte, der doch unter mancherley Vorwande Korreſpondenz hätte führen können, die der Krone England nachtheilig könnte geweſen ſeyn? Es iſt einer von den Mißbräuchen, die entſtehen, wenn katholiſche Biſchöfe in fremden Ländern Geiſtliche nach ihrem Gefallen einſetzen und abſetzen wollen, daß dadurch leicht Verbindungen und Korreſpondenzen entſtehen, welche dem

Staate

Staate bedenklich seyn müssen, der solche fremde Geistlichen aufnimmt, die sich nicht für Unterthanen achten, die noch dazu als Priester sich einbilden, daß sie keinen weltlichen Regenten, (sonderlich keinen protestantischen Regenten,) sondern nur ihren geistlichen Obern von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben schuldig sind. *) Aber wenn auch die Kollision zwischen Spanien und England nicht vorhanden gewesen wäre, so hatte der General Boyd doch vollkommen recht, so zu handeln wie er handelte. Er that im Namen der Krone England, was ein jeder protestantischer Fürst thun darf. Ein jeder protestantischer Fürst ist summus episcopus in seinem Lande, und darf es nicht zugeben, daß ein fremder Bischof in seinem Lande katholische Geistlichen setze, oder eine Gerichtsbarkeit über dieselben ausübe; es sey denn, daß er durch besondere Verträge gehalten wäre, dieses zu verstatten. Die katholische Geistlichkeit sucht auch hier durch mancherley Wege ihre Gewalt auszudehnen, und die protestantischen Fürsten sind oft allzu gutwillig. Ich will Ihnen einen ganz neuen Vorfall erzählen, der aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden kann.

Die

*) Was der Herr Verfasser dieses Briefes hier sagt, ist gar nicht übertrieben. Die katholischen Priester haben die abenteuerlichsten Begriffe von ihrer Würde. Ich habe oben im Vten Bande S. 5. aus einem ganz neuen 1784 gedruckten katholischen Buche eine Stelle angeführt, die ausdrücklich lautet: „daß ein Diakon, Priester und Bischoff, nicht nur in seiner Person, sondern auch in seinen Handlungen, keinem Regenten unterthan ist." Ich bitte doch diejenigen, welche alles Mißtrauen gegen die katholische Hierarchie für Träumerey halten, nur die Folgen dieses einzigen Satzes zu bedenken. Kann man einen schädlichern Statum in Statu denken? Daß die katholischen Priester noch bis jetzt diesen unsinnigen Begrif von ihrer vermeinten Würde haben, davon kann man das giftig bigotte Buch des Exjesuiten P. Weißenbach, Kanonikus zu Zuzach, die Vorboten des neuen Heidenthums, die gedruckte Rede eines P. Kranzberger (s. Beylage C.) u. a. nachlesen. Im deutschen Zuschauer VIIIs Heft, steht auch S. 160. ein ganz neues Beyspiel vom Jahre 1785. Alle Anmaßungen über die vermeinte Würde und Wichtigkeit des katholischen Priesterthums kann man auch zusammen finden in einer ganz neuen zu Salzburg (wo doch vermeintlich so viel Aufklärung seyn soll) 1785 gedruckten Schrift de dignitate utriusque cleri tam saecularis quam regularis, Dissertationes ex S. S. Patribus Conciliis et Statutis ecclesiae. 8. M.

Die katholiſche Kapelle in Hannover war als eine Bedingung, bey Errichtung der neunten Kurwürde, 1708 entſtanden. Die Regierung hatte ſich nie um die Beſetzung der Stelle des katholiſchen Geiſtlichen bekümmert. Er war von auswärts gekommen, und ward von der Congregatio de propaganda fide zu Rom bezahlt. In der Stadt Göttingen waren von jeher nur wenig katholiſche Einwohner *). Als aber mehrere auswärtige Katholiſche ſich auf dieſer Univerſität Studierens wegen einfanden, ward 1747 angeſucht, daß ein katholiſcher Gottesdienſt erlaubt ſeyn ſollte. Die Regierung fand kein Bedenken darinn; nur ward ausbedungen: daß es bloß ein Privatgottesdienſt ſey, daß der Geiſtliche ſich gleich einem andern Studirenden inmatrikuliren laſſe, und ſich der Jurisdiktion der Univerſität unterwerfe. So blieb es bis jetzt. Der Geiſtliche ward ohne Zuthun der Regierung von auswärts, und wenigſtens in den letzten Zeiten v. d. Biſchoffe zu Hildesheim, nach Göttingen geſchickt, und die Congregatio de propaganda fide zu Rom bezahlte ihn. Aus welchem Grunde gerade der Biſchof von Hildesheim in den Hannövriſchen Landen katholiſche Geiſtliche ſetzt und abſetzt, weiß ich zwar nicht; ich vermuthe aber ſehr wahrſcheinlich, daß es desfalls geſchehe, weil ihn, zufolge der oben angeführten Nachricht in der Allg. D. Bibl. **) der Papſt zum Biſchofe über alle nordiſche Miſſionen geſetzt hat. Dieß iſt meines Erachtens ein ſehr unbefugtes Verfahren des Papſtes, welches ſich die proteſtantiſchen Fürſten nicht ſo ſchlechterdings ſollten gefallen laſſen; denn wie kann der Papſt in ihren Ländern einen Biſchof ſetzen und geiſtliche Einrichtungen machen, ohne ihnen das geringſte zu wiſſen zu thun?

Es geſchah vor einiger Zeit, daß es dem katholiſchen Geiſtlichen in Göttingen einfiel, eine päpſtliche Bulle an dem Fenſterladen ſeines Fenſters öffentlich anzuſchlagen. Es iſt allenthalben, wo man katholiſche Geiſtliche in proteſtantiſchen Ländern duldet, ihnen ſehr gewöhnlich, bey geringſcheinenden Dingen Verſuche zu machen, ihre Befugniſſe auszudehnen, und wenn es ihnen in kleinen Gegenſtänden gelingt, ſo zeigt die Geſchichte nur allzuſehr, daß ſie alsdann zu wichtigern Dingen fortſchreiten. Es iſt alſo wirklich Pflicht einer jeden proteſtantiſchen Obrigkeit, auf die kleinſten unbefugten Anmaßungen katholiſcher Geiſtlichen

*) Jetzt ſoll die Anzahl der katholiſchen Einwohner in Göttingen etwa 200 ſeyn. M.

**) S. Allg. deutſche Bibl. LXI Bd. S. 294.

chen ein sehr wachsames Auge zu haben. Dieß that auch hier die akademische Obrigkeit in Göttingen. Der Rektor der Universität ließ die Bulle abreissen, und der Geistliche ward citirt, vor dem Akademischen Senat zu erscheinen. Verschiedene mal ließ er sich vergebens citiren, und da er endlich auf wiederholte Warnung, man werde ihn sonst holen, den Gehorsam nicht länger versagen durfte, so war er listig genug, seinen ganzen priesterlichen Ornat anzuziehn, sich in dem Vorzimmer des akademischen Senats zu erscheinen, und melden zu lassen, daß der katholische Pfarrer auf Verlangen gekommen sey. Die Ursache dieses unerwarteten und ganz unbefugten Schrittes war leicht einsehen. Er wollte unter den katholischen Studenten, worunter verschiedene vornehmen Standes waren, Aufsehen erregen, und seine sehr ungerechte Sache zu einer Religionssache machen. Er wollte bey dieser Gelegenheit einen Actum einer öffentlichen Religionsübung erzwingen; denn was siehet der Anerkennung derselben ähnlicher, als wenn ein katholischer Priester in seinem ganzen Ornate vor der Obrigkeit erscheint? Ferner ist kein Zweifel, daß er, wenn man unvorsichtig genug gewesen wäre, ihn in dieser Kleidung vorzulassen, sich auf seine vermeintliche Immunität von weltlichen Gerichten würde berufen, und viele unnütze Worte geführt haben. Der Rektor wuste aber einem so groben Fallstricke auszuweichen. Er ließ dem Geistlichen heraus sagen, er solle sogleich sich zurück begeben, und in bürgerlicher Kleidung wiederkommen, sonst würde man ernsthaftere Maaßregeln nehmen. Man wisse nichts von einem katholischen Pfarrer, sondern erkenne ihn bloß als einen litteratum, der immatrikulirt sey, und unter der Jurisdiktion der Universität stehe. Der katholische Geistliche mußte endlich zurückgehen und das thun, was er gleich hätte thun müssen, wenn er ohne Winkelzüge hätte handeln wollen. Er wollte seine öffentliche Anschlagung der Bulle als einen Theil der erlaubten Religionsfreiheit erst sehr keck vertheidigen. Er ward aber bedeutet, daß eine öffentliche Anschlagung kein Privatgottesdienst sey, daß niemand als die Obrigkeit Verordnungen öffentlich dürfe anschlagen lassen u. s. w. Und so ward er mit einem verdienten Verweise und der Verwarnung, eines solchen Vergehens sich nicht ferner schuldig zu machen, entlassen. Wenn man weiß, welche Idee ein katholischer Priester sich von seiner Würde macht, und mit welcher Verachtung er besonders auf alle Ketzer herabsiehet; so kann man sich wohl vorstellen, daß sein Stolz durch diesen Vorfall, den er sich ganz allein selbst zugezogen hatte, werde sehr gedemüthigt worden seyn. Ob

einige

einige folgende Vorfälle mit dieſem fehlgeſchlagenen Verſuche irgend einen Zuſammenhang haben, mag dahin geſtellet ſeyn.

Vor ohngefähr Jahr und Tag ſoll ſich der Fürſtbiſchof von Hildesheim, welcher Biſchof aller katholiſchen Miſſionarien in proteſtantiſchen Landen iſt, bey dem Herzoglich-Braunſchweigſchen Hofe verwendet und vorgeſtellet haben, es würde nützlich ſeyn, wenn auf der Univerſität Helmſtädt von einem Profeſſor das katholiſche kanoniſche Recht zum beſten der katholiſchen Studenten geleſen werde. Ich kann nicht gewiß ſagen, ob dieß wirklich von Hildesheim aus direkte geſchehen ſey; aber das Gerücht ſagt es, und das Gerücht iſt nicht unwahrſcheinlich. Der Herzog von Braunſchweig bewilligte dieß, und die Wahl fiel auf den Herrn Profeſſor Schnaubert, welcher ehemals katholiſch, und, wie einige glauben, ein Ordensgeiſtlicher geweſen iſt. Vermöge ſeiner Kenntniß des kanoniſchen Rechts qualificirte er ſich allerdings dazu; ob aber die Katholiken zu ihm, da er ihre Religion verlaſſen hat, Vertrauen haben werden, wird ſich zeigen. Es kam aber auch überhaupt nicht ſo ſehr auf die kleine Univerſität Helmſtädt an, wo ohnedieß beynahe gar kein katholiſcher Student iſt; ſondern auf ein Beyſpiel, daß dieß auf irgend einer proteſtantiſchen Univerſität unanſtößig gefunden worden ſey. Nun ward bey der Regierung zu Hannover (ich weiß nicht, ob von Hildesheim aus, oder wo eigentlich her) eben dieſe Idee für die berühmte Univerſität Göttingen gegeben. Es ward die Erlaubniß zum Bau einer katholiſchen Kirche daſelbſt in Anregung gebracht, und zugleich, daß der jedesmalige katholiſche Geiſtliche, auch Profeſſor des katholiſchen kanoniſchen Rechtes bey der Univerſität ſeyn ſollte. Ueber dieſen letztern Vorſchlag iſt noch keine endliche Entſcheidung erfolgt; und von der Weisheit des Miniſteriums zu Hannover kann man ſich gewiß verſprechen, daß es in dieſem Falle die vorſichtigſten Maaßregeln aller Art wählen werde. Nur folgendes iſt mir eingefallen, welches ich der reifern Erwägung einſichtsvoller Proteſtanten gern überlaſſen will. Es iſt leicht einzuſehen: wenn der katholiſche Geiſtliche zu Göttingen zugleich Profeſſor iſt, ja wenn er es ſo gar ſeyn muß, ſo hat er einen großen Schritt vorwärts gethan. Iſt er Profeſſor, ſo kann ſeinen Anmaſſungen, wenn er ſie ſich wieder erlauben wollte, gewiß nicht ſo leicht geſteuert werden, als wenn er bloß eine immatriculirte Privatperſon iſt, die von dem Rektor ſo gut wie jeder Student, citiret werden kann. Wenigſtens aber ſcheint mir die Regierung zu Hannover ein ungezweifeltes Recht zu

haben, den katholischen Geistlichen selbst zu setzen, und ferner nicht zuzugeben, daß ein auswärtiger Bischof nach Göttingen schicke, wen er für gut findet; und dieß scheint besonders sehr nöthig zu seyn, wenn das Amt eines katholischen Priesters und eines Professors nothwendig in einer Person vereinigt werden sollte. Würde sodann ein solcher katholischer Geistlicher nicht ausschließend von der Regierung zu Hannover gesetzt; so hätte ja die *Congregatio de propaganda fide* zu Rom (von welcher doch der anmaßliche Bischof der Nordischen Missionen abhängt) das Recht, einen Professor zu Göttingen zu bestellen. Ja es lassen sich andere Kollisionen mancherley Art denken, wenn eine fremde und noch dazu katholische geistliche Gewalt, einen so wichtigen Einfluß in einem protestantischen Lande haben sollte. Ich glaube gewiß, die Hannöverische Regierung wird das ihr zukommende Recht zu verwahren wissen, und auf Eingriffe aufmerksam seyn. Sie ist viel zu weise, als daß sie nicht die wahre Lage der Sache ganz übersehen sollte.

C.

Aus P. Bonifaz Kranzbergers Benediktiners des Reichsstifts St. Emmeram in Regensburg Predigt von der Ehrerbietung gegen die Priester bey Gelegenheit einer Primizfeyer zu Pielenhofen den 2ten Heumonats 1780. (Gedruckt 1785, in der Joseph Wolfischen Buchhandlung in Augsburg, 8vo.)

Der Text ist: Tastet meinen Gesalbten nicht an! Wer ists (heißt es) der weiter eine Ehrerbietung verdient, wenn sie nicht die Priester verdienen. — Ich will euch die Priester in ihrer wahren Grösse zeigen, vor der ihr mit Ehrfurcht zittern, und ehrerbietig euer Haupt neigen lernen sollt. 1.) Sie sind Priester des Herrn, und als solche bekleiden sie eine Würde, so die heiligste ist, und durchaus das Gepräge der Gottheit trägt. Sie opfern. Wem opfern sie? Was opfern sie? Gott ists, dem sie das Opfer bringen; und Gott ists, den sie als das Opfer schlachten. Heiligster göttlicher Charakter! In einer heiligen Begeisterung

ſterung ruf ich mit dem Propheten David aus: Ihr Prieſter ihr ſeid Götter, und alle Söhne des Höchſten. — Ja, ſie ſind in dieſem Charakter auf eine gewiſſe Weiſe über Gott ſelbſt erhaben. — Die Sache iſt wichtig. Ich wiederhole ſie auch noch einmal. Die Prieſter ſind in ihrem Charakter Gott gleich: denn ſie vertreten ſeine Stelle; ſie ſind auf eine gewiſſe Weiſe ſelbſt mehr als Gott: denn ſie befehlen ihm, und ehrerbietig gehorchet er ihrem Worte. Wird man alſo den Prieſtern eine gewiſſe Weiſe göttliche Verehrung abſprechen können? 2) Sie ſind Prieſter für euch, ſie haben die Gewalt des Hirtenamtes und die Gewalt des Richteramtes. — Ihr Zeiten Konſtantins des Großen, Karls des Großen, Heinrichs des Heiligen und anderer Fürſten, deren erſtes Merkmal ihres heiligen Eifers für die Religion die größte Ehrerbietung gegen die Prieſter war; ihr glücklichen Zeiten ſeid nun dahin! Ach! kommt zurück mit eurem Glauben, der eure Fürſten überzeugte, daß die Prieſter eine Gewalt hätten, welche die ihrige an Macht und Gewalt weit übertreffe! Kommt zurück und beſchämt unſere Wichtlinge, welche ſich wider die heiligſte Gewalt der Kirche und ihrer Prieſter empören! Heiligſtes Prieſterthum, wie nahe geht man dir! wie ſehr taſtet man deine Geſalbten an! wie ſehr mißkennet man die vorzüglichſte Gewalt ihres Richteramtes nicht minder als Hirtenamtes! —

D.

Literæ P. Joannis Brener Colonia 5ta Febr. 1781. datæ Auguſtam ad P. Georg Henſel.

Videtur jam adveniſſe tempus, quo ex vaticinio P. Onuphrii Paradiſi Deus ſæviendi poteſtatem Diabolo conceſſam iterum comprimere decrevit. Jam annus fere eſt, quo ego immediate ex Luſitania nullas accipio litteras, interceptis in trajectum maris ab Anglis variis fasciculis, qui inde Amſtelodamum ad me directi erant. Quæ tamen inde P. Anſelmo Ekart allatæ, mihique ab eo transmiſſæ ſunt, libentiſſime communico. Lepidum imprimis eſt, quod Regi contigit menſe Septembri, hic, cum ob vertiginem ex inciſa vena, ut Luſitanis mos eſt, decumberet, mane quodam expergefactus, cum vellet ſibi afferri veſtem

oblongam cubicularem (gabinardo), juſſit ſibi afferri roupetam, quo nomine Lusitani antonomaſtice intelligunt veſtem Societatis. Riſit ad hæc Comes de Altaya, qui Regi aderat ex officio cubicularii. Cuidam riſus interrogatus reſpondit: veſtra Majeſtas videtur adhuc reminiſci Jeſuitarum. Quomodo? ait Rex. Quia, repoſuit Comes, loco Gabinardo iterato juſſit ſibi afferri roupetam. Tunc & Rex in magnum effuſus riſum: quomodo, inquit, Jeſuitas oblivioni tradere poſſem? ſunt mei patres. Pater meus magni ſemper eos æſtimavit ob fidelia ſibi ab ipſis præſtita ſervitia, & ego nunquam obliviſcar optimæ, quam ab ipſis hauſi, doctrinæ. Hæc P. Laurentius Kouler in prioribus literis ad P. Ekart. In poſterioribus d. 13 Nov. addit: Comes de Ponte, Reginæ Camerarius, nuper Reginæ noſtræ dixit, in publicis Europæ relationibus impreſſis circumferri, quoad ſua Majeſtas Jeſuitarum innocentiam clam Pontifici declaraſſet; & Regina factum nolens negare, ſe hoc jam ſcire repoſuit, ac ſubridens diſceſſit. Ampla & pretioſa Societatis apologia in duobus Tomis in folio Reginæ oblata fuit, urgente cum petitione, ut noſtrorum exterminii ſententia pariter examini ſubjiciatur. Hanc apologiam Regis Camerarius, comes S. Laurentii, Regi, Rex vero Reginæ obtulit. Rex benignè annuit petitioni, dixit enim, id, quod patres peterent, fieri poſſe. Duas res hucusque ignotas, ſed tanquam certiſſimas a majore Domus (Oeconomo) Marchionis de Angueja ipſi Marchioni intimo accepi. Quod Chirurgus ille, qui Pomballio adulaturus cauſa fuit crudeliſſimæ mortis Joannī Baptiſtæ Belle Genuenſi illatæ, quem Pomballio vitæ inſidias ſtruxiſſe accuſaverat, propter quod officium, neſcio, quod in Braſſilia pro præmio acceperat, moriturus authentice dictum Belle innocentem declaravit, culpamque omnem in Pombalium transfert; quæ litteræ recenter ad Miniſterium e Braſſilia miſſæ novum Pombalii crimen probant. 2da. Madame de Pompadour moribunda reliquit ſchedulam, in qua confitetur, ſe accepiſſe quatuor milliones, maximam partem in adamantibus, ut Regem induceret ad conſentiendum in deſtructionem Jeſuitarum; hæc ipſius authentica confeſſio cum aliis ſex literis ad factum probandum, ipſi a Pombalio ipſo ſcriptis, e Gallia ad hoc miniſterium remiſſa ſunt. Denique miſit mihi P. Ekart *) libellos ſuplices Regi ac Reginæ oblatos de tredecim quæſtionibus

*) Ekart, ein gebohrner Mainzer, ſaß viele Jahre in Liſſabon gefangen, wurde aber nach der Hand, wie andere Jeſuiten, von der Königin entlaſſen. — Dieſen Brief fand 1784 in Ingolſtadt ein Student, und ſchickte ihm den Prälaten in

Pub

onibus Pombalio proponendis, ac decretum Reginæ ad instantiam Marchionis de Alorna concessum, ut sententia 1759. 12. Jan. contra nobiles & societatem Jesu lata revidcatur, & de novo examinetur a 15 consiliariis aulicis ad hoc deputatis, quæ in Latinum translata dedi scriptori Gallo novellis suis inserenda.

Liber, qui Romae publicam aspexit Lucem, de quo tam multa Novellistae, a quodam sacerdote secolari fuit per urbem & orbem dispertus, & non ab Exjesuitis. A. R. Assistens *) judicavit: modo non esse de tempore & præpropero; — Clamore plura impediri, quam proheri.

E.

Auszug eines Schreibens aus London vom 27sten August 1785.

— Die engländische hohe Kirche hat mehr Katholisches in ihrer innern Einrichtung, als irgend eine andere protestantische Kirche. Die engländischen Geistlichen haben immer noch die ausschweifende Idee, daß die Würde des Priesterthums von Niemand als von einem Bischofe könne ertheilt werden, welcher in ununterbrochener Reihe seine Macht wieder von den Aposteln erhalten hätte. Sie glauben wirklich uns deutsche Protestanten in einer bedenklichen Lage, weil wir ihrer Meinung nach keine rechte Priester haben; dagegen glauben sie, daß die katholischen Priester, die von katholischen Bischöfen, welche auch ihrer Meinung nach in ununterbrochener Reihe von den Aposteln ihre Macht haben, **) geweihet worden, rechtmäßig ordinirt sind. Dieses grobe Vorurtheil hat seltsame Folgen. Die sich

Polling. Es ist nur eine Abschrift (nämlich das eingesendete Original), und gleicht, wie ein Ey dem andern, der Handschrift des P. Gabiere, Jesuiten in Ingolstadt. So theilen die Jesuiten einander per literas encyclicas ihre Nachrichten mit von einem Lande zum andern. A. d. Einsendere.

*) Da sieht man, daß die Hierarchie der Jesuiten noch in ihrer ganzen Aktivität ist, welches Hrn. Garve auch zur Notiz dienen mag. Man merke übrigens, daß der P. Assistens sagt: Es ist noch nicht Zeit! Man hindere wenn man allzu laut werde! Also die Jesuiten warten ihre Zeit schön ab! M.

**) Hr. Wendeborn (Zustand von Großbritannien IIIr Bd. S. 98.) sagt zwar, er könne nicht glauben, daß die Bischöfe in Großbritannien und die Geistlichkeit einfältig genug wären,

eindringenden Jesuiten unter Jakob II. haben sich dessen meisterlich zu bedienen gewußt; und noch jetzt bringt es zuweilen ganz wunderbarliche Folgen hervor. Dahin gehört, was vor einiger Zeit mit der verlangten und verweigerten Ordination amerikanischer Bischöfe vorgegangen ist. Sie haben gewiß davon in den Zeitungen gelesen. Aber schwerlich werden deutsche Leser davon einen richtigen Begrif haben; noch weniger sich vorstellen, das grobe in der engländischen Kirche noch allgemeine Vorurtheil: ein protestantischer Priester und ein protestantischer Bischof müsse schlechterdings von einem Bischofe ordinirt werden, der seine Macht von den Aposteln hat, und es sey einerley, ob von einem protestantischen Bischofe, oder von einem katholischen, — werde dem Einschleichen der katholischen Religion unter den Protestanten in Amerika das Thor öfnen. Der

ren, dieß im Ernste zu glauben, und man habe ihn ausgelacht, als er darnach gefragt habe. Aber er setzt S. 99 hinzu: „Indessen wird das äußere Ansehen dieser Meinung, als ob sie wirklich Grund habe, oder wenigstens haben könne, nicht zum gemeinen Besten, sondern zum Besten der Geistlichkeit, die sich dabey wohl befindet, aufrecht erhalten. Zufolge derselben, muß noch jetzt ein protestantischer Prediger, der seine Ordination nicht etwa von einem protestantischen Bischof erhalten, wenn er unter die Geistlichkeit der hohen Kirche in England will aufgenommen werden, sich von neuem ordiniren lassen, um in einer bischöflichen Kirche predigen, oder sonst Ministerialien verrichten zu dürfen. Dagegen hat ein Geistlicher der römischkatholischen Kirche, im gemeldeten Falle, dergleichen nicht nöthig, weil seine Ordination bischöflich, und folglich, nach der Meinung der englischen Kirche, gültig ist." Sind das nicht ganz abenteuerliche Begriffe! Es ist also den Katholiken sehr leicht, sich in die engländische Kirche einzuschleichen; wenn katholische Geistlichen das Recht noch haben, in englischen Kirchen zu predigen und geistliche Handlungen zu verrichten, welches hingegen den protestantischen Geistlichen versagt ist. Eben so bigotte Begriffe haben die Engländer von der hohen Kirche über die Weihung der Kirchen: sie halten keine Kirchen für Kirchen, als die von einem Bischofe geweihet sind. Der berühmte Johnson wollte den berühmten Robertson nicht predigen hören, damit man nicht sagen sollte, er hielte eine presbyterianische Kirche für eine Kirche. (S. *Critical Review* Nov 1785. S. 340.) Also halten die bischöflichen Engländer alle unsere deutschen protestantischen Kirchen nicht für Kirchen. Kann etwas der gesunden Vernunft und dem Protestantismus mehr entgegen seyn als dieses? Man sieht, welche ernsthafte Folgen papistische Vorurtheile haben! M.

Der Biſchof von London hatte vor der amerikaniſchen Revolution die geiſtliche Jurisdiktion über die amerikaniſchen Kolonien; er hat daher, ſo lange dieſe unter engländiſcher Oberherrſchaft waren, niemals zugeben wollen, daß in Amerika auſſer ihm ein Biſchof ſey. Die Amerikaner, welche den Prinzipien der hohen engliſchen Kirche zugethan ſind, haben ſchon damals immer gern einen Biſchof haben wollen, aber es niemals erlangen können. Nun müſſen Sie wiſſen, daß die katholiſche Partey auch in Amerika viel öffentlichen und geheimen Einfluß hat. Oeffentlichen beſonders in Kanada und Maryland, wo beſonders die Jeſuiten ſehr mächtig ſind; und geheimen Einfluß hat ſie allenthalben. — Nachdem nun Amerika frey geworden war, und die der biſchöflichen Kirche zugethanen Amerikaner nun drauf beſtanden, ſich eigene Biſchöfe zu verſchaffen; ſo wendeten die katholiſchen Emiſſarien alles an, damit dieſe neuen amerikaniſchen proteſtantiſchen Biſchöfe nicht in England, ſondern in Frankreich konſekrirt werden ſollten. Sie haben viele Leute für dieſe Meinung eingenommen; und es giebt unter den proteſtantiſchen Amerikanern, welche ſich zur engländiſchen biſchöflichen Kirche bekennen, Leute die ſonſt ſehr verſtändig und aufgeklärt ſind, welche aber ſchon öffentlich behaupten: Ein Biſchof ſey wie der andere, es käme bey deſſen Würde gar nicht auf die unbedeutende Glaubensmodifikation an, ſondern auf die in ununterbrochener Reihe von den Apoſteln bis auf die heutigen Biſchöfe fortgepflanzten Vorrechte. Es ſey alſo viel beſſer, die Amerikaniſchen Biſchöfe in dem freundſchaftlichen Frankreich, als in dem gehäſſigen England konſekriren zu laſſen. Dieſe Meinung bekam unglücklicher Weiſe noch mehr Gewicht, durch die Weigerung des Biſchofs von London, welcher ſeines biſchöflichen Rechtes über Amerika ſich nicht begeben wollte, wodurch die Amerikaner ſehr gegen ihn aufgebracht wurden. Leute, welche es mit der guten Sache der proteſtantiſchen Kirche gut meinten, baten den Biſchof von London ſehr angelegentlich, daß er doch der Ordinirung der amerikaniſchen proteſtantiſchen Biſchöfe keine Hinderniſſe in den Weg legen möchte, weil ſie ſonſt gewiß nach dem katholiſchen Frankreich gehen würden. Weil man aber mit ihm nicht zurecht kommen konnte, ſo wendeten ſich die Amerikaner nach Schottland, wo die Ordination der Biſchöfe geſchah: nicht ohne einigen Verdacht des Katholicismus, welcher unter den dortigen Geiſtlichen nicht ſelten iſt. Der Biſchof von London iſt ſeitdem, ſelbſt von Amerika aus, noch eifriger gebeten worden, ferner keine Schwierigkeiten zu machen, weil man ſonſt voraus ſieht, daß die

amerikaniſchen Proteſtanten ſich, zu Beſtellung ihrer Biſchöfe, gewiß endlich noch nach Frankreich wenden möchten, wo daß der Papſt dieſe gute Gelegenheit, ſeine Herrſchaft unter der Hand auszubreiten, nicht verſäumen wird.

F.

Eminentiſſimi ac Reverendiſſimi Domini Domini Sanctae Romanae Eccleſiae Cardinales!

Veſtris, Eminentiſſimi Praeſules! imperiis obſequentiſſima Provincia Societatis Jeſu ad Rhenum Superiorem ſe ſiſtit, ut humillima cum veneratione exhibeat, quem in augendo fidelium grege fructum ſacerdotes noſtri retulerunt, qui elapſo ſaeculi currentis anno ſexageſimo ſexto in variis per provinciam locis animarum ſaluti ſuam collocârunt operam. Ope divinâ ex induſtriâ operariorum noſtrorum ad gremium Sanctae Matris eccleſiae reducti ſunt è ſecta Lutheri Septem ſupra centum: ab erroribus Calvini viginti quatuor: tres è perfidâ Judaeorum gente lavacro regenerationis praemiſſâ inſtructione perquàm laborioſâ ablati ſunt.

Igitur univerſum centum triginta quatuor indeſeſſâ operariorum induſtria converſi ſunt. Ex his aliquorum ſpecialem facere mentionem non displicebit, quorum converſionem notâ quâdam non communi diſtinctam accepimus.

Ex caeteris quidem primum ſibi locum meritò vendicat virgo novendecim annorum, quae e ducatu Würtenbergenſi oriunda, relictis parentibus & ſepoſitâ ſpe pinguioris haereditatis, Aſchaffenburgum ad catholicos confugit, ubi agnitâ veritate doctrinae catholicae, falſa Lutheri dogmata deteſtans, fidem orthodoxam publice juxta formulam â Concil. Tridentino praeſcriptam profeſſa eſt, hodieque pauperem ancillam agendo conſtans perſeverat; quam conſtantiam ipſemet Eminentiſſimus Archiepiſcopus Elector Moguntinus admirans veſtes neoconverſae clementiſſime procurat.

Bambergae ab erroribus Lutheri ad ovile Chriſti reducti ſunt novendecim, è quibus una praeprimis cujusdam Lutherani Miniſtelli filia â patriis aedibus profuga inſigne

ſigne praebuit conſtantiae ſuae teſtimonium, dum multas inſidias à parentibus ſtructas ingeniosè & fortiter eluſit, hodieque magis gaudet pauperem in terra aliena inter catholicos, quam in patriâ jucundam ducere vitam.

Fuldæ è ſeptem converſis unus vitam feliciorem in fine vitae inchoavit; hic ob furta morti adjudicatus, ipſo in carcere dogmata ſectae ſuae Calvinianae aliquot ſcripturae textibus pertinaciter tuebatur, donec à ſacerdote noſtro verum ſcripturae ſenſum edoctus, veritati ultimâ die vitae victas dederit manus. In loco ſupplicii jam ſub manu carnificis maxime dolere & ingemiſcere auditus eſt, quod trinam prolem cum conjuge in haereſi calviniana relinqueret.

Ex novem Heidelbergæ converſis memoriâ & laude digna eſt nobilis cujusdam Advocati uxor, quae poſt emiſſam fidei catholicae profeſſionem à ſuo marito pertinaciter acatholico multis precibus impetravit, ut quinque proles in fide orthodoxa educarentur.

Moguntini depraedicant converſionem cujusdam candidati Juris ex Haſſia oriundi, qui perlecto catechiſmo catholico ſuſpectam advertit Calvini doctrinam, unde variis agitatus dubiis ad Univerſitatem moguntinam confugit, ut veritatem, quam inter aſſeclas Calvini fruſtrà quaeſierat, certius inveniret, quam ritè edoctus hodiedum maxima cum tranquillitate animi publicè profeſſus fortiter contrà adverſarios defendit; & quamvis à matre praedivite teneerrimis precibus, ut in patriam redeat, continuò invitetur, maluit tamen ad abjecta tironis typographici obſequia ſe dimittere, quàm lautiùs cum fidei amittendae periculo inter ſuos vivere; quid quod opportune & importunè matrem urget, ut filii exemplum ſequatur & fidem catholicam amplectatur.

Ex Bohemia duo Judaei Mannhemium in Palatinatu ad Rhenum delati, à primâ pueritia arti ſaltatoriae erant addicti, hic eventu optatiſſimo artis ſaltatoriae magiſtro, vitae ſuſtentandae gratiâ operam in arte ſuam locarunt; ab aliquibus demum annis, ſub ipſa inſtructione chriſtianorum vaniſſimâ in arte ſaltandi, ipſi deſuper continuò in animo ſentiebant inſtinctum ad fidem chriſtianam; cui inſpirationi diu reſiſtentes tandem eam uni è ſacerdotibus Collegii Mannheimenſis aperiunt, à quo ritè inſtructi ſolenniſſimè in templo noſtro baptizati ſunt; poſt ſuſceptum baptiſmum ut conſtantiam ſuam probarent, lubricae artis ſaltatoriae exercitio vale dixerunt, honeſtaeque arti animum applicuerunt, unde vitam ſuſtentare poſthac valeant.

Neoſtadii ad Haardam in Palatinatu ad Rhenum civis quidam ex Haarda, oppido Sectae Calvini tam pertinaciter addicto, ut miniſtelli *) & Senatus omnes catholicos à jure civitatis excludere continuò ſtudeant, intrepido animo obſtacula quaeque perrupit, nec ipſe ſolus catholicae fidei nomen dedit, ſed ſuâ conſtantia & vitae in melius mutatae exemplo evicit, ut uxor quoque cum tribus prolibus ad fidem unicè ſalvificam redierit.

Ibidem adoleſcens Miniſtelli Lutherani in Wertheim filius, qui inter hiſtriones hucusque Stipendia meruerat, hæreſin à patre altè impreſſam deteſtans ad ſacra catholica & vitam probiorem ſe convertit, dataque prius per exercitium hiſtrionis ſcandala **) moribus chriſtiano dignis conſtanter pergit extinguere.

In eoden Palatinatu matrona honeſta ex Marchionatu Baruthano oriunda ſectae Lutheri à teneris addicta per ſesqui-annum continuis conſcientiae ſtimulis agitata eandem Miniſtello ex fatna inter ſuos doctiſſimo dubia ſua de exiſtentia purgatorii proponit. Seductor dubia cum ſolvere non poſſet, audacter aſſerit, Lutheranos ſalva fide Lutheri purgatorium poſſe credere; mulier ex reſponſo advertens, doctorem ſuum aliter publicè, privatim aliter ſentire & docere, mox ad catholicos doctores ſe convertit, meliusque inſtructa veritati victrici manus & albo eccleſiae catholicae nomen dedit.

Atque haec ſunt, Eminentiſſimi ac Reverendiſſimi ſanctae fidei zeloſiſſimi Promotores, quae ex operariorum noſtrorum laboribus & fructibus anni proxime elapſi humillimè exhibemus, ad majorem Dei ter optimi maximi honorem & gloriam, cui cum devotiſſimâ gratiarum actione ſupplicamus, ut pro immenſa bonitate ſuâ confirmare dignetur, quod per ſervos inutiles potenti ſuo auxilio ipſe ſolus operatus eſt; ſimulque Eminentiis veſtris ad ſacrae Pur-

*) Mit ſolchem verächtlichen Titel werden die proteſtantiſchen Prediger allemal bezeichnet; denn ſie haben ja die katholiſche Weihen nicht; hätten ſie die, ſo wären ſie über Gott ſelbſt erhaben. S. die Beylage C. S. 162. N.

**) Nämlich, erſt hatte ſich der liederliche Burſche als Komödiant genährt, nun nährte er ſich als Konvertit viel gemächlicher. Ich habe in der N. B. VIr Bd. S. 591. angeführt, daß in München, ſo wie in vielen andern katholiſchen Landen, ein Konvertit zu ſeyn, ein Gewerbe iſt. N.

Purpurae oſculum profundè inclinati noſtra porrò religioſa obſequia conſecramus, ad quae cum univerſae Provinciae meae ſociis me paratiſſimum offero

Eminentiarum veſtrarum
Reverendiſſimi S. R. E. Cardinales

Badenae in Marchia
18. January 1767.

humillimus devotiſſimus & obſequioſiſſimus
Servus.
Ignatius Benzel Soc. Jeſu
ad Rhenum Superiorem Provincialis. *)

G.

Beytrag zur Geſchichte der Toleranz und Proſelytenmacherey im katholiſchen Schleſien, von S. v. G.

Ich entſinne mich noch ſehr lebhaft, vor mehr als 16 Jahren in Skeltons geoffenbarter Deiſterey einen Gedanken geleſen zu haben, der mir ſehr auffiel, und mir ſeit der Zeit zuweilen ſehr lebhaft wieder gegenwärtig ward, wenn ich von den neuen ſonderbaren Begebenheiten, da ſich Katholiken ſo ſehr zu unſerer Kirche hinzudrängen, und ſie mit ſich wieder vereinigen wollen, etwas hörte oder las. Da ich das Buch nicht bey der Hand habe, ſo kann ich das Blatt nicht anzeigen, worin dieſer Gedanke zu finden iſt. Er iſt aber ohngefehr folgenden Inhalts:

"Sollte nicht der überhand nehmende Atheismus und "Deiſterey ein Werk der Jeſuiten ſeyn, welche ihn ſelbſt "nach ihren gewohnten Künſten in England auszubreiten "ſuchen, um die Gemüther recht zu verwirren? Und wenn "ſie denn ihren Zweck recht erreichen ſollten, alsdenn als "Lehrer hervortreten, und der Welt zurufen werden: Se"het das habt ihr von eurer Freyheit im Denken. Nun "wankt ihr hin und her, und wiſſet nicht, an was ihr euch "halten

*) Der jetzige Provincial der Jeſuiten im oberrheiniſchen Kreiſe heißt P. K. U.

"halten sollet. Kehret zurück in dem Schooß der Kirche, *) "aus welcher ihr ausgegangen seyd; sie wird euch als eine "gute Mutter wieder aufnehmen, und ihr werdet bey ihr "den sichern Grund eures Glaubens finden, und in der "Einigkeit der Kirche die Ruhe geniessen, die ihr itzo nicht "finden könnt."

Wenn man alle Umstände zusammen nimmt, welche itzt die verschiedenen Religionsparteyen in Bewegung setzen, so sollte man glauben, daß diese Vermuthung ihrer Erfüllung nahe wäre. Hier schreyt man Aufklärung, weil einige Tändeleyen oder gar grober Aberglaube abgeschaft, die Klöster aufgehoben, ihre Güter eingezogen, und über den Katholicismus einige freye Räsonnements in die Welt geschickt worden. Dort hört man nichts als von Vereinigung der dissentirenden Kirchen in Deutschland. Mit welchem Triumph werden sie uns nicht als gewiß, und schon ganz nahe angekündiget! Hier erschallt von allen Orten Toleranz, und man macht doch den Katholicismus zur herrschenden Religion. Man erlaubt den Protestanten Kirchen zu bauen, verbietet aber, ihnen das äusserliche Ansehen einer Kirche zu geben. Man fährt fort, bey ungleichen Ehen die Kinder zu des katholischen Vaters Religion zu zwingen. Man verbietet den Katholiken, protestantische Predigten zu hören, gebietet aber den geduldeten Protestanten, daß sie leiden sollen, wenn ein katholischer Geistlicher sie ungerufen auf dem Krankenbette überfällt, und zu bekehren sucht. Dort öfnen gutwillige Protestanten ihre Kirchen zum katholischen Gebrauch, ohne nur einmal die nöthige Vorsicht dabey zu beobachten, und ein protestantischer Philosoph will diese Vorsicht für ganz unnütz ausgeben!

Die

*) Die Ausbreitung des Deismus an sich, kann wohl nicht das Werk der Jesuiten seyn. Aber sie bedienen sich dessen, so wie aller andern Dinge, zu Erreichung ihrer Absichten. Ihre Art ist es, auf alles was ihnen nützen kann, aufmerksam zu seyn; und sie nutzen beständig vieles, was sie gar nicht veranlaßt haben, so bald es da ist. So nutzen sie itzt die Toleranz, um sich Eingang zu verschaffen. Eben so spiegelt sie auch vor, da der Deismus sich so sehr ausbreite, so müßte sich die protestantische und katholische Geistlichkeit mit einander näher vereinigen. Sie haben durch diesen sehr schiefen Gesichtspunkt schon manchen frommen Protestanten bethört, die Wiedereinführung des Katholicismus für weniger gefährlich zu halten. Das panische Schrecken, welche viele sonst gutmüthige protestantische Geistliche vor dem Deismus und Naturalismus haben, befördert sehr das wirklich zunehmende Einschleichen des Katholicismus. N.

Die in dem ſchleſiſchen Provincialblatte im Monat Februar 1785 S. 138 erzählte Toleranzgeſchichte, da ohnweit Grotkau erlaubet worden, eine proteſtantiſche Leichenrede in einer katholiſchen Kirche zu halten, iſt meines Denkens noch ein ſehr ſchwacher Funke der Aufklärung und Toleranz. Wer weiß, welche geheime Verweiſe dieſer tolerante Katholik von ſeinen Obern *) oder von ſeinem Beichtvater erhalten haben mag. Wenigſtens iſt er nicht vom Tadel der meiſten frey geblieben. Wie viel Geſchichten könnte man dieſer nicht entgegen ſetzen, die mir zur Zeit noch immer die Hofnung benehmen, daß die Katholiken wahre tolerante Geſinnungen gegen die Proteſtanten ſo bald annehmen möchten. Folgendes kann zum Beweiſe dienen.

Vor drey oder vier Jahren mußte man noch in Leobſchütz (eine Stadt im preußiſchen Antheile des Fürſtenthums Jägerndorf) den katholiſchen Pfarrer durch Vorzeigung der Landesgeſetze nöthigen, dem in der Nähe wohnenden evangeliſchen Prediger in Pommerswitz zu erlauben, auf dem freyen Kirchhofe eine Leichenrede zu halten.

Vor einigen Monaten verbot dieſer Pfarrer einem katholiſchen Reuter, der zu einer Regimentsgemeine gehörte, (bey welcher nach Verordnung des Königs der Feldprediger alle Trauungen und Taufen ohne Unterſchied der Religionen verrichtet,) ſich bey dem Feldprediger als einem evangeliſchen Geiſtlichen kopuliren zu laſſen, mit dem Beyfügen, daß es eine Todſünde ſey.

Ein dortiger Prediger berichtete mir, daß er ſeit ſeines 12jährigen Amts kaum zwey paar Katholiken kopulirt hätte; und wenn auch wirklich einige bey ihm den Aktum beſtellt hätten, ſo kämen ſie doch den Tag vor der Vollziehung, und holten ſich ihr Dimiſſoriale. Man hat lange die Urſach nicht ergründen können, warum auch ſogar der evangeliſche Theil, wenn er mit einem Katholiken ſich verbunden hatte, ſich der Verrichtung dieſer Handlung von ſeinem Prediger entzog; allein nach und nach kam man auf die Spur.

Es

*) Dieſe Vermuthung des Herrn Verfaſſers ſcheint nicht ungegründet zu ſeyn; wenn man überlegt, daß das biſchöfliche Vikariat in Breslau dieſe Erlaubniß auf geſchehene Anfrage gänzlich abgeſchlagen hat, wie ich oben S. 134 aus der Berl. Monatſchrift angeführt habe. M.

Es ist in dieser Gegend gewöhnlich, alle kathol. Heirathskandidaten zu einem Religionsexamen aufzufordern, und jedem der sich weigert, das Dimissoriale zu versagen. Das Resultat dieses Examens (was auch immer darin mag vorgenommen werden, welches mir nicht bekannt ist) ist allemal dies: daß sich kein Katholik von einem Protestanten kopuliren läßt, wenn auch wirklich seine Braut protestantisch ist, oder umgekehrt, und daß denn der katholische Theil sich weit eifriger in seiner Religion bezeugt, als man sonst an ihm bemerkte. Es werden bey einer solchen gemischten Heirath von den katholischen Pfarrern alle Verfügungen getroffen, den protestantischen Theil in den Schooß der lieben Mutterkirche zurückzuführen; gelingt das nicht, sich doch wenigstens der Kinder zu versichern: worüber besonders ein gewisser Prediger viel Klagen führet, und eine ganze Menge Kinder nennet, welche den Landesgesetzen zuwider katholisch worden sind. Man weiß dies mit vieler Kunst zu verbergen, und arbeitet nur im Stillen. Ich weiß Fälle, daß manche den Vormittag die protestantische Kommunion genossen, des Nachmittags aber mit dem Rosenkranz in der Hand einer Prozession beygewohnet haben.

So lange die protestantische Väter leben, dauert diese Verstellung fort, und alles wird nur inogeheim getrieben. Sind die Väter tod, denn sind alle Gegenvorstellungen umsonst. Die Kinder wissen gar nichts zu sagen; bey den Müttern heißt es: "Wer giebt mir was für meine Kinder; "ich muß unter meinen Glaubensgenossen leben, und mich "unter ihnen erhalten. Liesse ich sie protestantisch werden, "so würden mich sogar meine Freunde verlassen; und ich "mit meinen Kindern die äusserste Noth ertragen müssen." Dies ist allgemeine Sprache, und verräth den Geist des Katholicismus, der in Schlesien unter allen Katholiken gar sehr herrschet.

Wie sollte man die Geschichte, welche man in den schlesischen Provinzialblättern im Monat April S. 338 findet, und wo des katholischen Pfarrers zu Leobschütz tolerante Gesinnung gerühmet, und seine großmüthige Vorsorge für eine protestantische Familie als ein Beweis angeführet wird, damit vergleichen? Ich verehre jede edle und gute Handlung, sie mag geübt werden, von wem und an wen sie will. Auch sey es fern von mir, die Absicht dieser Handlung verdächtig zu machen; aber sollte man nicht versuchet werden zu glauben, daß die Begierde, Proselyten zu machen, oft die Triebfeder solcher Handlungen seyn mag,

mag, wenn man ſo manche Fälle der Art ſchon bemerkt und erfahren hat.

Unſere Landesgeſetze befehlen: alle, die ſich in unſern Landen niederlaſſen wollen, ohne Unterſchied der Religion aufzunehmen, und jeden ungekränkt wegen ſeiner Religion ſein Gewerbe treiben zu laſſen. Nun unterſuche man einmal, wie viel wohl ſeit dem ſiebenjährigen Kriege ſich Proteſtanten in Leobſchütz niedergelaſſen haben, und ſehe, wie viel deren noch übrig ſind. Hier wird man die Wirkungen des katholiſchen Proſelytengeiſtes, der immer im Stillen arbeitet, recht deutlich ſehen! Wo ſind ſie geblieben? Entweder ſind ſie katholiſch worden, oder ſie haben den Ort verlaſſen müſſen, wenn ſie nicht haben hungern wollen, worzu doch gewiß nicht immer ein liederliches Leben, oder Ungeſchicklichkeit und Faulheit Urſache waren. Sobald ein Proteſtant hier, ſo wie in andern ſchleſiſchen katholiſchen Städten, angenommen werden muß, ſo wird ſein Fortkommen bald erſchweret, bald erleichtert, je nachdem es der Bekehrungsplan mit ſich bringt. Da in gedachter Gegend faſt alles katholiſch iſt, ſo hängt z. B. ein Handwerksmann allein von dem Zutrauen ab, das er ſich bey ihnen erwerben kann. Dies gewinnt er aber ſelten eher, als bis er eine katholiſche Frau hat. Hat er dieſe, denn wendet ſie alle Künſte an, um, von ihren Beichtvätern unterſtützt, den Himmel zu verdienen. Will dies aber nicht recht anſchlagen, ſo entfernet man ſich von ihm, entzieht ihm die Gelegenheit, ſich ſein Brod zu erwerben. Er findet wenig Abſatz mit ſeiner Waare, und kommt ins Gedränge. Iſt er denn ſo recht im Gedränge, dann kommen mitleidige Seelen, die ihn beklagen, und oft gerade zu die Urſachen ſeines ſchlechten Fortkommens auf die Religion ſchieben. Sie verſichern ihn aber dabey, daß er gewiß mehr Segen haben würde, wenn er nur nicht länger in einer ſo unſeligen Ketzerey beharren wollte. Scheint er ſich lenken zu laſſen, dann iſt man thätiger, und unterſtützt ihn, und nun iſt er gewonnen, wenigſtens verſichert man ſich der Kinder, und vermindert dadurch immer im Ganzen genommen, den Proteſtantismus.

Zu Ratibor wurden vor ein paar Monaten dem evangeliſchen Stadtgeiſtlichen von einer katholiſchen Ehefrau eines evangeliſchen Tuchmachers, die äuſſerſte Beſchimpfung angethan, weil er auf Verlangen ihres Mannes, ihren beynahe 18jährigen Sohn examiniren, und zum Abendmal zubereiten ſollte; als eine Furie mit dem Meſſer in der Hand kam ſie in des Geiſtlichen Stube, wo

ſie

sie ihrem Mann mit ihrem Sohn fand, denselben auf das empfindlichste behandelte, selbst dem Geistlichen schimpflich begegnete, und versicherte, wenn sie noch mehr Knaben haben sollte, sie sie in ihrer Geburt eher umbringen, als zugeben wollte, daß einer protestantisch würde.

Was geschah in diesem Frühjahre in Branitz, einem Dorfe des Leobschützer Kreises, dem Grafen von Reichenbach auf Goschütz gehörig? Ein katholischer Mann daselbst war geneigt, seinen Sohn der Religion seiner Mutter zu überlassen, welche evangelisch war, wozu er auch selbst schon eine geheime Neigung hatte. Der katholische Pfarrer des Orts und auch der Schulhalter im Dorfe, welche dies vielleicht vermutheten, drangen in den Vater, daß er nach den Landesgesetzen seinen Sohn in die katholische Schule schicken sollte. Er thut es. Aber da wurde der arme Junge auf das äusserste gemißhandelt, die Ketzerey seiner Mutter und die Kaltsinnigkeit seines Vaters ihm vorgeworfen, bey jedem Versehen von dem Schulmeister auf das grausamste gezüchtiget, so daß der Vater ihn endlich aus der Schule zurück behielt. Nun dringt Pfarrer, Schulmeister und Gemeine in den guten Vater, machen ihm die bittersten Vorwürfe, daß er so gleichgültig in seiner Religion wäre, und ängstigen ihn durch allerhand Drohungen, daß er sich zu dem dasigen Wirthschaftsdirektor wendet, und sich über das unbillige zudringliche und harte Betragen des Pfarrers beschweret, wobey er zugleich sich erklärt, evangelisch werden zu wollen. Dieser weiset ihn aber an den bischöflichen Kommissarius des leobschützer Kreises, bey welchem er denn auch seine Klagen anbringt, und als er keine befriedigende Antwort erhält, sogleich hinzusetzt: So werde ich übertreten. Diesen Vorsatz suchte er denn auch sogleich ins Werk zu richten, wendete sich zu dem nächsten evangelischen Pfarrer zu Rösnitz, und entdeckte ihm seine Gesinnungen und die Ursachen, die ihn dazu bewogen haben.

Während daß der Mann abwesend war, bestürmet die Gemeine sein Haus, nehmen sein Weib mit Gewalt und schleppen sie in öffentliche Verwahrung, besetzen alle Zugänge zu dem Dorfe, um ihn bey seiner Zurückkunft sogleich in Empfang zu nehmen. Kaum kommt er an, als man ihn sogleich auf Befehl des Hrn. Landraths von ***, eines sonst sehr feinen und geschickten Mannes, aber eines eifrigen Katholiken, geschlossen nach Leobschütz ins Stockhaus bringt, worin er einige Zeit behalten, auf Vorstellung des Oberschlesischen Konsistorialraths Hrn. Neerling

zwar

zwar wieder frey gelaſſen, ob er gleichwohl zu den Koſten verdammt wurde, welche ſich immer auf einige Thaler belaufen. Eine für einen armen ſich von ſeiner Handarbeit nährenden Mann drückende Summe!

Zwar will der Hr. Landrath dies als keine Religionsbedrückung gelten laſſen, ſondern es nur als eine Strafe für die Weigerung, ſeinen Sohn in die katholiſche Schule zu ſchicken, angeſehen wiſſen. Allein ſollte dieſe Behandlung nicht demohngeachtet zu hart ſeyn? — Warum geſchah dies erſt alsdann, da er ſich ſchon ſowohl vor dem herrſchaftlichen Wirthſchaftsdirektor, als auch vor dem biſchöflichen Kommiſſarius erklärt hatte, daß er welle proteſtantiſch werden. Sollte nicht auch, wenn er ja irgend ſonſt ſtrafbar war (welches gewiß aber in einer mir nie bekannt gewordenen Sache ſeyn müßte), auf die Verſäumniß der Zeit, und auf die öffentliche Mißhandlung von der Gemeine, beſonders in ſeiner Abweſenheit gegen ſein Weib, Rückſicht genommen worden ſeyn? Und iſt die Verweigerung, ſein Kind in eine Schule zu ſchicken, wo es zuchthausmäßig behandelt wird, ein ſo gar großes Verbrechen?

Noch eine Bemerkung, wie man hier noch immer Kranke behandelt, um ſie im Schooße der alleinſeligmachenden Religion ſterben zu machen. Vor einigen Monaten lag ein proteſtantiſcher Planteur in Leobſchütz gefährlich krank. Der evangeliſche Schulhalter beſuchte ihn bisweilen, welchen Beſuch auch der Kranke ſehr gern annahm. Es fügte ſich, daß um dieſe Zeit der evangeliſche Pfarrer aus Pommerswitz in Leobſchütz bey einem andern Kranken etwas zu verrichten hatte. Der Schulmeiſter gab dem Planteur Nachricht davon, und fragte, ob er nicht auch ſeinen Beſuch wünſchte? Ja, war ſeine Antwort, mit vielem Vergnügen. Er möchte nur den Pfarrer zu bewegen ſuchen, daß er käme, und ihm das Abendmahl reichte. Kaum hatte der Schulhalter des Kranken Stube verlaſſen, als ihm des Kranken Ehefrau, welche katholiſch iſt, nachrief: der Kranke hätte ſich anders beſonnen. Es möchte für diesmal noch bleiben; ſollte es gefährlicher werden, ſo würde man ſchon den Geiſtlichen kommen laſſen. Die Krankheit wurde gefährlicher, ſo daß alle mögliche Kennzeichen eines nahen Todes ſich einſtellten. Wie es ſo weit kam, daß Sinn und Sprache ſich verloren hatten; ſo ward ein Geiſtlicher geholt, aber wohl zu merken, ein Katholiſcher, welcher denn ſein Amt an dem Kranken verrichtete. Und nach bald darauf erfolgtem Tode, ward zum Troſt und Beruhigung der betrübten katholiſchen Wittwe, es ſo-

gleich in der Stadt bekannt: der Mann habe ſich noch vor ſeinem Tode bekehrt, und ſey katholiſch worden.

Ein ähnlicher Fall hat ſich auch in dieſem Jahre in Ratibor zugetragen. Jeder vernünftig denkende lacht freilich über dieſe Bekehrungsart; aber ſie zeigt doch den fortdaurenden Geiſt des Katholicismus, der noch ſogar unter preußiſcher Regierung ſo herrſchend iſt. Und wird nicht dadurch der Gedanke, nulla ſalus extra eccleſiam, erhalten und genähret? Und doch will der Pater Schorenſtein ſeine Glaubensgenoſſen rechtfertigen, ihre aufgeklärte Denkungsart und Toleranz rühmen, und den Akatholikus aus Schleſien beſchuldigen, daß er die Sache übertreibe!

Ohngeachtet der weiſeſten und beſten Geſetze, leben einzelne Proteſtanten in Schleſien noch hie und da in einer Art von Bedrückung, die freilich wohl nicht allezeit ſo groß iſt, daß ſie nöthig hätten, die Regierung um Schutz anzuflehen, die aber doch ziemlich von dem Geiſte zeiget, der die Katholiken beherrſchet. Wie mags da ausſehen, wo Katholicismus Religio dominans iſt! Ja was würde hier wieder werden, wenn nicht die Weißheit des philoſophiſchen Monarchen das Gleichgewicht zu erhalten wüſte! Mit wahrer Rührung und Empfindung einer ungeheuchelten Freude wollte ich die angenehme und ſorgenfreye Hofnung eines unſerer größten Philoſophen in meinem Vaterlande zu theilen, ja ſie ſelbſt in mir hervorzubringen und zu nähren ſuchen, wenn ich nicht ſo manche Jahre, als ich unter ihnen lebe, durch ſo manchen Umgang, den ich mit unaufgeklärten Katholiken gehabt, und durch ſo manche unangenehme Bemerkung, die ich habe machen müſſen, eines andern belehrt wäre.

H.

Zwey neue weltliche Lieder *).

Das Erſte:

Ich weis was neus, was ich enk will ſagn, die Baurn im Ländl ꝛc.

Das Zweyte:

Zu Allkofen da wollns die Straßkapelln haben, da dürft ſich ꝛc.

Gedruckt in dieſem Jahre.

Das Erſte.

1.

Ich weis was neus, was ich enk will ſaan, dö Bauern im Landl thun ſö berathſchlagn, den Glaubn thuns verlaugna, thun lutheriſch wern, i wais nöt zum Plunda, was no draus wird wern.

2.

Zu Wels **) beym Wirth Geimayr da kommens zuſamm, da thuen ſos einſchreiben mit Tauf- und Zunam, empfangens ganz freundlich, und wünſchen enk Glück, das dank enk der Teufel, ich halts gar nöt mit.

3.

Auftragens enk eſſen, dö Gänß ſchmeckt ma wohl, dann Wein dazu gſoffen, ſeynd worden ſternvoll, eſt habns ſös haim-

 gführt,

*) Der Verfaſſer iſt Maurus Lindermayr, Prieſter aus der Stadt Lambach in Oeſtreich ob der Enns.

**) Wels, eine Stadt in Oeſtreich ob der Enns, am Fluſſe Traun.

gführt, wie d'Säu auf den Wagen, habs nie á so gsehen, kanns warlá wohl sagen.

4.

In Samarey *) ist á Weber, der ist der Pastor, der kann gar gut predigen, und stellt eins gleich vor, daß sie das wahre Licht habn, und nacher ists aus, ast steigt von der Kanzel die Weberfitzlaus.

5.

Daß sie das wahre Licht haben, wies glauben und sagen, sie habens aus allerhand Länder z'samtragen, sie sehen aufgehen den helliechten Stern, weil ihr Martin Luther hat than in d'Latern.

6.

Jetzt habns no kain Templ und a kein Betthaus, geht kainer in Kirchá, bleibn alle zu Haus, zu Haus habens a Predig, und a falsche Lehr, vom Teufel und Luther kommt alles daher.

7.

Die Bibel thuns lesen als wie a klainer Bue, mein Bruder es gehört noch was mehrers dazue, thun d'Bibel verfälschen, jetzt glaubts kainer mehr, thun d'Heiligen verachten, und lassen ien kain Ehr.

8.

Ich will nur gern sehn, ob sie so wern bleiben, es wern halt das Spiel aufs höchste no treiben, bis dá Kaiser wird sehen, das Ding ist nöt recht, ast meine liebe Baurn wirds seyn mit ent schlecht.

*) Ein Dorf.

Das

Das Zweyte:

1.

Zu Alkofen *) da wollens die Straßkapelln haben, da dárft ſich kein kainer beym Pabſten anfragen, dort und in Haushibl **) dort ſiehts en wohl an, da ſehens auf Donau, und Kunten gleich zſam.

2.

Zum bethen, da wiſſens ja no keine Zeit, es kann no draus werden á traurige Freud, und weil der Paſtor kain Wohnung no wais, ſo macht er in Schleſing viel lieber ſein Gſpais.

3.

á Bauer in Ländl der iſt gar á gſcheider, wanns nöt bald ein Paſtor griegen, geht er gleich weiter, wo werd er denn hingehn, iſt überall bekannt, er iſt der gröſt Lugner in öſterreicher Land.

4.

Wer lutheriſch wern will, der muß á Uhr tragen, kain Glait dárfens haben, das kann i enk wohl ſagn, es iſt á mal d'Mode, und bleibt ſchon dabey, ſö ſingen und ſchreyen wie in der Türkey.

5.

Z'Holzhauſen und Oſtering und Kiepöckerpfarr***), da ſeynds übergangá zu der lutheriſchen Schaar, ſeynd Schuſter, ſeynd Schneider und Weber dabey, der Schmid und der Binder und s'Diſchler ſein Weib.

6.

Zwö das dö Lutheraner das Kreuzmachen meiden, mei fragts nöt, der Teufel der kann das nöt leiden, er muß bey enä bleiben, und umädum tröſchen, er thut en das wahre Licht märiá auslöſchen.

*) Ein Marktflecken im Lande ob der Enns.

**) Ein Dorf.

***) Dörfer.

7.

Magſt hat á katholiſcher Chriſt was erdacht, er hat bey der Predi das Kreuzzeichen gmacht, gleich hat en der Teufl die Bibel verblendt, es hat ſich mein Aichl mehr kainer dakendt.

8.

á Bauer in der Scharden *) der hat ſi verbrennt, er hat ſi bey der Predi die Zänd ſchier eingrennt; jezt habns auf ein anders Mittel gedacht, und habnt für den Kaiſer á Anbringá gmacht, er ſollt en die Kirchá in der Scharden erlauben, ſö wollten die Bilder und Heiligen aufkanden.

9.

Dö Kirchá in der Scharden, dö liegt auf ám Berg, d' Lutheraner ſeynd uma nach längſt und da zwerg, ſie wollens gern habn zu einen Bethhaus, ihr abdrinigen Chriſten es wird enk nichts draus.

10.

Der Kaiſer der hats nur, wies recht iſt, ausglacht, ſein Sinn und Gedanken iſt dahin bedacht, daß nur braf Geld geben, wanns lutheriſch wölln ſeyn, ſonſt laßt er kein Paſtor ins Läudl herein.

*) Eine bergigte Gegend.

1.

Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken.

Zwo Kräfte ſind es, die den Menſchen lenken,
Sie leiten ihn bald ſüd- bald nordenwärts:
Natur gab ihm Verſtand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab ſie ihm das Herz.

Und zwey ſo ſchwachen Kräften unterthänig,
Wie ſchwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O! der Verſtand hienieden weiß ſo wenig,
Und ach! das Herz wünſcht, ahndet, glaubt ſo viel!

Im Wahn, der ächten Wahrheit nachzufliegen,
Jagt oft Verſtand nach einer Wolke bloß:
Im Wahn, der Tugend ſelbſt im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laſter in dem Schooß.

Und ſind nicht dieſe Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch?
Iſt nicht oft das, was die Vernunft als Segen
Erkennt und billigt, der Empfindung — Fluch?

Glaubt nicht das Herz ſo oft, da Glück zu finden,
Wo der Verſtand nur Irrthum, Täuſchung ſieht?
Beweiſ't nicht die Vernunft mit allen Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laſter flieht?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet,
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit ſey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
Wohl ſtets der reinen, wahren Tugend treu?

Drum meinen viele, die's bequemer finden
Sich einer fremden Hülfe zu vertraun:
Man müsse, wo die Wahrheit zu ergründen
So schwer ist, nur auf fremdem Glauben baun.

Allein, ist Glauben sicherer als Wissen?
Gehorsam besser, als das Selbstgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müssen,
Uns leichter, als das eigene, zum Ziel?

Ist's sichrer, sich die Augen zu verbinden,
Um an des andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen, zum erblinden?
Und Füße, um nicht selbst darauf zu stehn? —

Und dennoch ist in manchen Prüfungsstunden
Das Herz so gern dem Glauben unterthan.
Es scheint, die strenge Wahrheit schlägt ihm Wunden,
Die nur allein der Glauben heilen kann.

Ja, auch dem Glauben sey sein Reich beschieden,
So gut wie der Vernunft! — Allein, wer kennt
Die Linie, die sein Gebiet hienieden
Von dem Gebiete des Verstandes trennt. —

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blößen
Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an. —
Doch, wer hat des Verstandes Arm gemessen,
Und wer bestimmt, wie weit er reichen kann?

Muß nicht der Glauben bloß zum Mantel dienen,
Womit ein schwacher Geist die Blöße decken kann?
Und darf ein Sterblicher sich auch erkühnen,
Noch mehr zu denken, als er wissen kann?

O Du, der mir den Geist, voll Durst nach Wahrheit,
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab!

Dir leg' ich hier am Throne Deiner Klarheit
Ein freyes Bekenntniß meines Glaubens ab!

Nur Dir, Unendlicher! weil meine Seele
Sich nur vor Deinem Blicke nicht verſchließt!
Nur Dir, weil Du allein nur, wenn ich fehle,
Und nicht der Menſch in Rom, mein Richter biſt.

Nur Dir, weil Du nicht ſo, wie Menſchen, ſtrafen,
Nicht unduldſam, wie Menſchen, zürnen kannſt,
Und einen Geiſt, den Du ſelbſt frey geſchaffen,
Nicht ſo, wie ſie, an's Joch des Glaubens ſpannſt. —

Und leuchtet nicht mein Geiſt mit Deinem Lichte?
Haſt Du nicht jeden Stral ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
Weil er durch ſie nur bloß die Nacht erhellt?

So höre denn, und gib mir, wo ich fehle,
Nur einen Stral von Deinem ewgen Licht!
Ein Stral von Deiner Huld iſt meiner Seele
Ein Stral des Lichtes, und — ein Bannſtral nicht!

Ich glaube, — daß Du manchen lebensmüden
Mit Glauben an die beſſre Zukunft labſt;
Allein ich weiß auch, — daß Du mir hienieden
Den regen Geiſt nicht bloß zum Glauben gabſt.

Ich glaube, — daß der Glaub' in allen Zeiten
Den ſchwachen Geiſt des Menſchen aufrecht hielt,
Daß er ihn ſtärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit ſüſſen Hoffnungen erfüllt.

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
Daß ſelbſt der Glaub', in Deiner Prieſter Hand,
Mehr böſes that in ſiebzehnhundert Jahren,
Als in ſechs tauſend Jahren der Verſtand!

Ich glaube, — daß der Menſch in einer Zone
Dem Licht ſich mehr als in der andern naht;
Allein ich weiß, — Es giebt kein Recht zum Lohne,
Daß Rom, nicht Japan, Ihn erzeuget hat.

Ich glaub's, — daß ich den Himmel nicht verdiene,
Und daß Du wenig Dank mir ſchuldig biſt,
Weil ich Dir nun in einem Tempel diene,
Der meines Vaters Haus der nächſte iſt.

Ich glaube — weil ich muß — daß Du auf Einer Bahne
Den Geiſt des Menſchen zur Erkenntniß rufſt;
Allein ich weiß, — daß Du, im Oceane
Des Sternenlichts, auch jeden Irrſtern ſchufſt.

Ich glaube, — daß Dir eine Art zu dienen
Mehr als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, — Du höreſt den Braminen
So gut, als wie den frommen Chriſten an.

Ich glaube, — daß Du das Geſetz der Liebe
Auf harten Stein einſt für die Menſchen ſchriebſt;
Allein ich fühl es, — daß es kraftlos bliebe,
Wenn Du's nicht auch in's weiche Herz uns ſchriebſt.

Ich glaube, — daß Du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von Deiner Hand verräth;
Daß Du darinn für unſer Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgeſät.

Allein ich kenn' ein Buch — von Dir geſchrieben,
Und leſerlich für jede Kreatur;
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur!

Ich glaube, — daß Du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niederſiehſt;

Allein

Allein ich weiß, — daß nur die Welt Dein Tempel
Und unſer Herz Dein liebſter Altar iſt.

Ich glaube, — daß Geheimniſſe Dich ehren,
Die nur ein Geiſt von Deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, — daß Du für dieſe Lehren
Uns keine Geiſteskraft gegeben haſt.

Ich glaube, — daß Du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie ſtark Du biſt;
Allein ich ſeh's, — daß dieſer Bau der weiten
Und ſchönen Welt, Dein ſtetes Wunder iſt.

Ich glaube, — daß die ſchon verklärten Seelen,
Uns Heilige genannt, Dir theuer ſind,
Und daß wir gern auf ihren Beyſtand zählen,
In Meinung, daß ſie uns, als Menſchen, näher ſind.

Allein ich weiß, — daß, um des Menſchen Bitte
Zu prüfen, Deine Weisheit keinen Rath,
Und um ſie zu gewähren, Deine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube Herr! — daß meiner Seele Schwächen
Mich manchmal ab von Deinen Wegen ziehn,
Und daß ich durch beſtändige Verbrechen
(Wärſt Du ein Menſch,) werth Deines Zornes bin.

Allein ich weiß, — daß meine Bosheit alle
So wenig je Dein Herz verbittern kann,
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
Den unermeßnen, weiten Ocean.

Ich glaub' — es kann mein Leiden hier auf Erden
In Deinen Augen mir verdienſtlich ſeyn;
Allein ich weiß — der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreun!

Ich glaube, — daß mein Herz, trotz seiner Schwächen,
Der Tugend nur zum Sitz bestimmet iſt:
Allein ich weiß — daß Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in eins zuſammenfließe!

Ich glaube, — daß Du Sinnen mir gegeben,
Auf die allein mein Geiſt ſein Wiſſen baut:
Ja, daß Du dieſen Führern ſelbſt mein Leben,
Und alle mein' Erkenntniß anvertraut;

Allein ich weiß, — daß meine beiden Augen,
Durch die geführt mein Geiſt ſo willig geht,
Mir nicht einmal zu unterſcheiden taugen,
Ob Deine Sonne ſtehet oder geht! —

Und ſo, o Herr! dem Widerſpruch zum Raube,
Sieht ſich mein Geiſt der Ungewißheit preis:
Es ſtürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und ſo verdammt der Glaube, was ich weiß.

Und ach! in dieſen dichten Finſterniſſen,
Worinn mein Geiſt ſtets mit ſich ſelber ringt,
Wer ſagt mir, ob mein Glauben oder Wiſſen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entſagen,
Weil er den freyen Geiſt tyranniſirt?
Wie? oder ſoll ich den Verſtand verklagen,
Weil er zum Mörder meines Glaubens wird?

Iſt's Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwiſch haßt?
Iſt es Verdienſt, dem Lichte nicht zu trauen,
Das Du mir ſelber angezündet haſt?

Kann ich Dein Wort nur in der Bibel leſen,
Steht Dein Gebot auf zweyen Tafeln nur?

Ernſthaft

Sprachſt Du nur dort? Und iſt's ein ander Weſen,
Als Du, das mit mir ſpricht durch die Natur?

Iſt das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil's mich der blinde Glauben eben lehrt?
Und iſt all das, was der Natur zu Liebe
Geſchieht, von Dir nicht eines Blickes werth?

Haſt Du nur einzig an dem Guten Freude,
Was einem Deiner Gläubigen entweicht?
Und iſt Dir's völlig eines, ob der Heide
Ein Titus oder ein Therſites iſt?

O Du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieſes weiche Herz voll Glauben gab,
O! ſende von dem Sitze Deiner Klarheit
Nur Einen Strahl auf meinen Geiſt herab!

Sieh dieſen ſchweren Kampf, den mein Gewiſſen
Mit dem Verſtande kämpft, mitleidig an,
Und lehre mich ein Mittel, wie mein Wiſſen
Mit meinem Glauben ſich vereinen kann!

Und hätteſt Du von dieſer meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt,
So nimm — ich fleh'e, o Herr! zu Deiner Güte —
Nimm mir den Glauben — oder den Verſtand!

Blumauer.

Druckfehler.

S. 3. Z. 4. pourſuie l. pourſuit.

S. 7. Z. 20. ſeen. Das l. ſeyn; denn das

S. 13. Z. 10. merk l. merkt.

S. 19. in der Note Z. 22. Hr. l. Hrn.

S. 30. Z. 7. entſcheidenden l. entſcheidendem. In der Note Z. 24. mohl l. wohl.

S. 31. Z. 13. Ganz ſeiner ganzen Gedanken l. ganzen Gange ſeiner Gedanken.

S. 38. Z. 2 von unten, einheimiſchen l. ultramontaniſchen.

S. 47. In der Note Z. 1. denen l. den.

S. 48. Z. 4. jenes l. jenes ſoll.

S. 53. Z. 13. Mainzer Jeſuiten l. Mainzer katholiſche Theologen. (Ich habe nachher erfahren, daß in der Mainzer theologiſchen Fakultät nur der P. Jung ein Jeſuit dem Stande nach iſt. Ob die übrigen den Grundſätzen nach Jeſuiten ſind, mögen die Leſer der Mainzer Monatsſchrift von geiſtlichen Sachen urtheilen.)

Das Z. 16. Im Bande l. In des LXVten Bds 1ten Stück S. 28

S. 59. Z. 3. meinen l. immer.

S. 63. In der Note Z. 6. von unten, Lehren l. Lehrer.

S. 66. Z. 15 aller l. faſt aller. Z. 16. aller l. vieler.

S. 87. in der Note Z. 17. v. unten, famente l. famen.

S. 98. Z. 2. katholiſche l. die katholiſche.

S. 104. Z. 18. Jeſuiten l. Theologen.

S. 105. letzte Zeile, Jeſuiten l. von katholiſchen gegen die Proteſtanten ſehr hart denkenden Theologen.

S. 155. Z. 19. bleibt ganz weg.

Zwanzig

ernsthafte und wohlgemeinte

Vermahnungen

an

Herrn Doctor

Heinrich Matthias Marcard

in Oldenburg,

betreffend die Schrift

D. Bahrdt mit der eisernen Stirn.

Nebst Eingang und Nutzanwendung.

Qui proficit in litteris,
At deficit in moribus,
Plus deficit quam proficit.

1792.

U. LAND
HALLE
(CA

BIBLIOTHEK DER
HALLE

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich nenne Sie hochgeehrt in dem Sinne, daß Sie ehemals allgemein hochgeehrt waren, als ein verdienstvoller Arzt und als ein gemeinnütziger Schriftsteller, aber eben deßhalb darf ich Sie in diesem Sinne jetzt nicht

Hochzuehrender Herr Doctor!

anreden. Sie haben eine That begangen, wodurch die Achtung, deren Sie sonst genossen, bey allen unbefangenen Leuten sehr vermindert wird. Sie können nun nicht verlangen, künftig geehrt zu werden, bis Sie durch Bezeugung öffentlicher Reue das ehrliebende deutsche Publicum überzeugen, daß Ihr Fehler nur vorübergehend war, bis Sie Ihre große Verirrung erkennen wollen, und bis es Ihnen Ernst ist, sich zu bessern. Sollten Sie aber dieses nicht thun, sollten Sie nicht sich selbst so sehr zu schätzen wissen, um ferner unartige Dinge zu meiden, sollten Sie das große und edle Publicum Deutschlands nicht achten und nicht verehren; so wird Sie das edle deutsche Publicum nie wieder ehren können.

Sie sind durch Ihr eignes öffentliches, obgleich abgezwungenes Bekenntniß überwiesen, daß Sie an einer der häßlichsten Schmähschriften, an dem Schauspiel Bahrdt mit der eisernen Stirn den wesentlichsten Antheil haben, und durch das öffentliche, obgleich abgezwungene Bekenntniß Ihres Mitschuldigen, des Herrn Kotzebue, werden Sie beschuldigt,

daß in diesem Pasquille alle ehrenrührige Dinge wörtlich von Ihnen herkommen, daß Sie Urheber aller der unverzeihlichen Dinge sind, welche diese Schandschrift enthält, und sogar auch, daß Sie Ihren Mitschuldigen in diese Sache verwickelt haben. Ob Sie dieses gleich gern abläugnen möchten, so entschuldigen Sie sich doch sehr schlecht, und müssen zugeben, daß vieles von Ihnen wörtlich herrühre. Sie gestehn öffentlich in einer auf alle Weise sehr unüberlegten öffentlichen Erklärung, daß Sie der hauptsächliche Anzettler dieser nichtswürdigen Schmähschrift sind, und sagen dieses quasi re bene gesta, ohne die geringste Betrübniß, ohne die geringste Reue. Herr Doctor, ich sage Ihnen [illegible]erholen, was ganz Deutschland über diese Sache urtheilt: wer nicht zum Auskehrigt des gelehrten Pöbels gehören will — und dazu gehören Sie doch nicht — sollte nicht so handeln wie Sie handelten, und wäre er so unglücklich gewesen so zu handeln, so sollte er sich nicht so unwürdig erklären, wie Sie sich erklärten. Sie mußten Ihr Unrecht nothwendig erkennen, nicht aber so davon sprechen, als ob es Recht wäre.

Sie haben ein Pasquill veranlaßt und selbst geschrieben, wider die edelsten, rechtschaffensten Männer, wider Gelehrte, darunter einige sind, denen Sie, und selbst Ihr von Ihnen hochgepriesener Ritter Zimmermann, als Gelehrten viel Ehrerbietung schuldig sind, und von denen die meisten wohl eben so viel Verdienste um die Gelehrsamkeit haben, als sie beide, jeder in seiner Art. Auch Bahrdt hatte eben so viel gelehrte Verdienste als Sie, und gewiß mehr als Ihr Mitschuldiger Kotzebue. Bahrdt ist jetzt nicht mehr. Kein ehrlicher Mann wird auf seinem Grabhügel Nesseln säen wollen. Er stehet jetzt vor seinem Richter, der ihn nach seinen Thaten rich-

ten wird. Hat er in seinem Leben wider die Gesetze der Sittenlehre gefehlt, hat er als Gelehrter seine Talente gemißbraucht, so mag der, welcher sich von allen Fehlern beyderley Art frey weiß, wenn er sich's nicht enthalten kann, einen Stein auf ihn werfen: Aber Sie Herr Doctor, und Ihr Mitschuldiger Herr Kotzebue durften dieß nicht. Sie haben beyde selbst unmoralisch gehandelt, Sie haben beyde Ihre Talente als Gelehrte unverantwortlich gemißbraucht. Selbst das Schauspiel: Zimmermanns Auferstehung, wofern Bahrdt es wirklich gemacht haben sollte, ist nicht ein schändlicheres Stück als Bahrdt mit der eisernen Stirn, und nie hat Bahrdt sich über seine Zimmermanns Auferstehung auf eine so unwürdige Weise erklärt, als Sie Herr Doctor und Ihr Mitschuldiger Kotzebue. Gesetzt aber, Bahrdt hätte so arg unmoralisch geschrieben und gehandelt als möglich, desto schlimmer war es von Ihnen, Herr Doctor, war es von Herrn Kotzebue, daß durch Sie beyde die unbescholtensten Männer, die verdienstvollsten Gelehrten vorgestellt wurden, als wären sie eben so wie Bahrdt. Wenn jemand ein Schauspiel machte, worin Kotzebue, Marcard und Zimmermann mit Bahrdt im Bordell säßen, und sich aufs Unflätigste aufführten, würden Sie das billigen? Warum stellen Sie dann selbst andre Leute so vor, und warum bereuen Sie es nicht einmal? Sind Sie noch fähig sich zu schämen, so schämen Sie sich!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hier Ihre eigne öffentliche Erklärung in extenso vorlege. Ich weiß wohl, daß Sie jetzt vielleicht wünschen mögen, Sie möchten diese öffentliche Erklärung nicht gethan, oder nicht auf diese Art gethan haben. Juristen haben Ihnen begreiflich gemacht, daß Sie durch diese öffentliche Erklärung, von welcher Sie in Ihrem

Dünkel glaubten, sie würde Ihnen zur Entschuldigung dienen, sich vielmehr vor der ganzen Welt als einen wissentlichen Injurianten darstellten. Vielleicht möchten Sie jetzt gern, daß das Publicum diese Erklärung vergässe, vielleicht möchten Sie selbst gern dieselbe vergessen. Der Weinwirth, der seinen Gästen sauren Wein vorsetzt, ziehet den Mund zusammen, wenn er genöthiget wird, selbst mitzutrinken! Schadet nichts! Sie haben eingeschenkt: Trinken Sie nun!

Wer predigt, lieset erst den Text vor. Ich will Ihnen; Herr Doctor, über Ihre eigene öffentliche Erklärung eine kleine Haus- und Gardinen-Predigt halten, die Ihnen vermuthlich heilsam seyn wird. Vorhero aber, ehe ich den Text vorlese, muß meine Predigt einen Eingang haben, welcher sowohl Ihnen, der Sie in manchen Dingen ein ganz kurzes Gedächtniß zu haben scheinen, als auch den Zuhörern den wahren Verlauf der Sache kürzlich ins Gedächtniß bringen soll.

Eingang.

Bahrdt mit der eisernen Stirn erschien. Ganz Deutschland erstaunte über die Unverschämtheit des Verfassers oder der Verfasser, die alles aus den Augen setzten, was gelehrten und ehrliebenden Leuten heilig seyn soll. Selbst die Regierung Ihres Vaterlandes veranlaßte eine gerichtliche Untersuchung über eine Schandschrift, worin eine Menge der rechtschaffensten Leute mehrerer deutschen Provinzen, worin einer der vorzüglichsten Geschäfts-Männer in seinem Amte, worin selbst die Regierung Ihres Vaterlandes, wegen ihrer Anordnungen, aufs verwegenste angegriffen war. Nun zogen sich die Verfasser der Schandschrift, (die vorher mit so vielem Eigendünkel

und

und mit so vielem Muthwillen angegriffen hatten,) wie feigherzige Verbrecher aus Furcht der Strafe in einen dunkeln Winkel zurück. Zaghaftigkeit bemeisterte sich ihrer, je mehr die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß Sie entdeckt werden möchten. Sie Beyde fürchteten sich vor einander, droheten sich, einander zu entdecken, und hielten sich ab, sich dem Publicum zu entdecken! Kann durch etwas das Bewußtseyn der Schuld deutlicher bewiesen werden, als durch ein so niedriges Betragen! Kotzebue brauchte die elendsten Kunstgriffe, um der Welt ein Blendwerk vorzumachen, damit er sich selbst und Sie, Herr Marcard, verbergen möchte. Es ist ihm in öffentlichen Zeitungen vorgeworfen worden, daß er einen unbedeutenden armen Menschen durch Geld zu bereden suchte, sich gegen Bezahlung für den Verfasser der schandbaren Schrift auszugeben; dieser aber dachte ehrlich genug, um seinen guten Namen einer Summa Geldes vorzuziehn, welche er sonst wohl nöthig gehabt hätte. Als dieser Versuch fehl schlug, war Herr Kotzebue unbesonnen genug, einem seiner Freunde, den Herrn P. S., dem er in Weimar die Schandschrift gegeben hatte, um sie abschreiben zu lassen, und ihm die Besorgung des Kupferstichs dazu aufgetragen hatte, in den Verdacht bringen zu wollen, als wäre derselbe auch der Verfasser. Kaum kann man sich eine unwürdigere Gesinnung denken. P. S. empfand dies auch, und drohete schriftlich, er wolle öffentlich bekannt machen, alles was er von dem Schauspiel Wahrdt mit der eisernen Stirn wisse, und daß derjenige der wahre Verfasser sey, welcher so niederträchtiger Weise den Verdacht auf einen andern bringen wollte. Da schrieb Kotzebue den 24. Junius 1791 aus Pyrmont, (aus eben dem Pyrmont, wo er im Julius 1790 in Ihrer Gesellschaft Herr Doctor so stolz, so muthwillig

den ersten Entwurf der Schandschrift gemacht hatte,) nun den demüthigsten Brief an P. S., ihn zu bitten, er sollte ihn nicht verrathen. Da schlug er dem P. S. vor, er solle vor Gericht ein falsches Zeugniß ablegen, als wäre ihm die Besorgung des Kupferstichs nicht von Kotzebue, sondern einem Buchhändler in Dörpat aufgetragen worden, und versprach dem P. S., von diesem Buchhändler (der nicht Verleger dieser Schandschrift gewesen ist, aber sich vermuthlich aus tiefer Devotion gegen Herrn Kotzebue dafür hätte ausgeben sollen) einen antidatirten Brief herbeizuschaffen, worin dieser Buchhändler dem P. S. diesen Kupferstich auftrüge. Diesen erdichteten Brief sollte P. S., wenn er vor Gericht gefodert würde, vorlegen, und denn, setzte Kotzebue in seinem Briefe hinzu:

denn soll kein Teufel etwas herausbringen —

— oder ähnliche Worte. Aber P. S. dachte als ein ehrliebender Mann. Hatte er sich durch Freundschaft bewegen lassen, eine Gefälligkeit nicht abzuschlagen, die erlaubt genannt werden könnte, wenn er das Ding wirklich, als er's abschreiben ließ, nicht gelesen, und das Scheußliche des Inhalts nicht gewußt hätte, so wollte er sich doch nun nicht verleiten lassen, ein wirkliches Falsum zu begehn, und ein falsches Zeugniß abzulegen. Solches Falsum zu begehen, schien dem Herrn Kotzebue, welcher den Bahrdt mit der eisernen Stirn öffentlich für eine Posse und für eine Kleinigkeit ausgiebt, auch nichts als eine Kleinigkeit zu seyn. P. S. aber wies den Vorschlag mit Unwillen ab; und um den Verdacht, den Kotzebue auf ihn hatte bringen wollen, abzuwenden, schickte er des Herrn Kotzebue Originalbriefe an einen dritten Mann, den Buchhändler B. in B., mit einem eigenen Briefe, worin er offenherzig erzählte, was er von dem Dinge wußte.

wußte. Er trug dem V. auf, dieſe Briefe jedermann leſen zu laſſen, und ſie zu jedem litterariſchen, nur zu keinem juriſtiſchen Gebrauch anzuwenden. Es laſen dieſe Briefe in mehreren Städten Deutſchlands vielleicht hundert Perſonen. Alſo war nun einer der wahren Verfaſſer, Kotzebue, durch ſein eigenes ſchriftliches Bekenntniß allen denen entdeckt, die ſeinen Brief geleſen hatten. Aber auf Sie, Herr Doctor, fiel noch kein Verdacht, denn Sie hielt man damals zu dieſer That nicht fähig. Was that nun Kotzebue? Er verließ ſich darauf, daß nur etwa funfzig oder hundert ſeinen Brief geleſen haben könnten, worin er das ihm ſchimpfliche Bekenntniß, und den ihm ſchimpflichen Vorſchlag that, und vergaß, daß das deutſche Publicum aus vielen tauſenden beſtehet. Er glaubte noch, dieſem großen deutſchen Publicum ein Blendwerk vormachen zu können. Da er meinte in einem Lande zu wohnen, wo die Gerichte auf Requiſitionen fremder Gerichte in ſubſidium juris keine Verhöre anſtellen, oder allenfalls ſich da auch mit einem antidatirten Briefe zu helfen. Er glaubte, wenn er die Schrift, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, für eine Poſſe ausgäbe, und die Schuld Verfaſſer derſelben zu ſeyn, auf einen andern ſchöbe; ſo würden diejenigen, welche ſeinen Brief an P. S. nicht aufmerkſam geleſen hätten, oder davon nur hätten reden hören, allenfalls noch zweifeln können, wer der eigentliche Verfaſſer wäre. So meinte er das zu retten, was er in verſchiedenen öffentlichen Anzeigen, ſeine Ehre nennet! — Welche Ehre! —

Er fand einen gewiſſen Schlegel, den er, er wird am beſten wiſſen durch welche Mittel, beredete, ſich für den Verfaſſer des Pasquills auszugeben. In dieſes Menſchen Namen ward eine Erklärung des Verfaſſers der Schrift, Bahrdt mit der eiſernen

Stirn aufgesetzt, und selbst diese Erklärung war niederträchtig, muthwillig und beleidigend geschrieben. Von dieser Erklärung mußte Schlegel den 8. October 1791 vor einem kayserlichen geschwornen Notarius erklären: "Daß er sie selbst verfaßt und eigenhändig "geschrieben und unterschrieben habe.„ Diese Erklärung ward mit dem Zeugniß des geschwornen Notarius gedruckt. Nun glaubte Kotzebue ganz sicher zu seyn. Nun berief er sich in den öffentlichen Zeitungen auf die Erklärung des Verfassers der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn. Nun bekannte er ganz leichtsinnig und dreist: "daß er für diese Schrift "einen Verleger gesucht habe.„ Nun erklärte er diese Schrift "für eine bloße Posse, die keines Menschen "Ehre antasten könnte, und daß die Leute sich lächerlich machen würden, die ferner von dieser Posse "schwatzen möchten.„ Nun glaubte der leichtsinnige Mensch, jedermann würde schweigen müssen. Aber ein so grober Betrug konnte nicht verborgen bleiben. Anstatt, wie er sich einbildete, seine Ehre gerettet zu haben, beschimpfte er vielmehr sich selbst, indem er so niedrige Mittel brauchte, und eine offenbare Unwahrheit vor einem Notar bezeugen ließ, um eine schlechte Handlung, die er gethan hatte, auch nur halb zu verbergen. Es ward von Jena aus öffentlich in der Litteratur-Zeitung versichert, daß Schlegel, der in Jena studirt hatte, weder Witz noch Bosheit genug habe, um den Bahrdt mit der eisernen Stirn wirklich zu verfertigen. Man kannte in Reval diesen Schlegel, man wußte wie er beschaffen war, sah also deutlich ein, wie tief derjenige gefallen seyn müsse, welcher eine Schrift, die er gemacht hatte, diesem Schlegel aufbürdete, und sich dadurch mit demselben selbst in eine Classe setzte. Es ward in der Altonaer Zeitung erklärt: "Der Mann, welcher fähig war,

"das

"das Pasquill zum Druck zu befördern, oder der "auch nur, wenn es durch seine Hände gieng, den "Druck desselben nicht möglichst zu verhindern suchte, "würde wohl schon darum der allgemeinen Verach= "tung werth seyn. August Kotzebue bekennet sich "öffentlich zu dieser Schandthat, um eine grössere "von sich abzuwälzen; es kann ihm aber völlig er= "wiesen werden, daß er selbst der Verfasser jenes "schmutzigen Products ist — erwiesen durch seinen "eigenhändigen Brief, in Pyrmont geschrieben.„ Nun sah Kotzebue was er gleich hätte sehn sollen, daß er sich durch einen so armseligen Behelf noch verächt= licher gemacht habe. Nun ward von allen Seiten in ihn gedrängt; die gerichtliche Untersuchung, von der er in seinem Briefe an P. S. versichert hatte: "Man "werde sie in Hannover fallen lassen.„ — (Er mußte doch glauben, von daher dergleichen Nachricht zu haben — ob er etwa durch Sie, Herr Doctor, oder durch einen andern — werden Sie am besten wissen.) — Diese, den Verfassern des Bahrdts mit der eisernen Stirn, die so gern verkappt geblieben wären, so be= schwerliche gerichtliche Untersuchung, kam wieder in Gang. Ich weiß nicht, ob Kotzebue einen rechten Grund gehabt habe zu glauben, man wolle in Hannover diese Untersuchung, die so viel Aufsehn gemacht hatte, und dem äussern Ansehn nach so sehr sonderbar war geführt worden, wirklich habe wollen fallen lassen. Merkwürdig war es freylich, daß eine Justizcanzley eine Untersuchung anstellte, um den Verfasser eines Pasquills herauszubringen, daß sie ein ganzes Jahr lang in mehrerer Herren Landen mehrere Personen verhören ließ, und darunter hauptsächlich solche, welche in dem Pasquill angegriffen waren, und diesen zumuthete, sich eidlich zu erklären, ob sie den Ver= fasser der Schrift wüßten, und einem derselben

desfalls Unannehmlichkeiten verursachte. Merkwürdig war es, daß durch diese weitläuftige Untersuchung nichts an den Tag kam, daß aber unvermuthet der Verfasser des Pasquills in den Zeitungen öffentlich genennet wurde. Nun konnte freylich die Justizcanzley zu Hannover dabey nicht ferner schweigen. Nun schrieb sie nach Reval, um den Verfasser herauszubringen, er möchte nun Schlegel oder Kotzebue heissen. Daß die Gerichte zu Reval diese Untersuchung nicht befördert haben, darüber will ich weiter nicht urtheilen. Es giebt aber Bewahrheitungen, Belohnungen und Bestrafungen in den Gesinnungen ehrliebender Leute; und es war sichtlich, daß diese auf Herrn Kotzebue wirkten. Er merkte, daß er fiel, aber entweder, er wollte sich noch wenn es möglich wäre, halten, oder wenn er sich denn nicht mehr halten könnte, sollten Sie, Herr Marcard, als sein Mitschuldiger, auch mit ihm fallen. Er schrieb also ein Brieflein an seine Frau Mama, worin der Herr Sohn "bey Gott, Ehre und Gewissen, (diese durfte unser Herr Kotzebue bey der Mama noch zum Zeugen rufen!!) "bezeugt, daß in dem Pasquill nichts von "dem ehrenrührigen aus seiner Feder geflossen sey,, und zu verstehen giebt: "Ein anderer sey der Ver- "fasser, dessen ihm übersendete Manuscripte er noch "verwahre.,, Die Frau Mama liess schleunigst den Brief in der Litteratur-Zeitung von Jena abdrucken, welchen ihr der Herr Sohn auch wohl zu keiner andern Absicht geschrieben hatte. Sie fügte zu dem Briefe des Herrn Sohnes noch ein Brieflein in ihrem Namen bey, worin sie versicherte: "Daß sie für das "Herz ihres Sohnes Bürge sey, und daß er einen "nicht unedlen Charakter habe.,, Diese guten Meinungen kann man einer Mama eben nicht verdenken, ob einem gleich freylich bey diesem Beweise der

mütter-

mütterlichen Gelindigkeit einfallen könnte, wenn die Frau Mama dem Herrn Sohne in ſeiner Kindheit und erſten Jugend fleiſſiger die Ruthe gegeben hätte; ſo hätte manchem Muthwillen, und der häßlichen Neigung zu perſönlichen Satiren, die er ſchon blutjung, als Gymnaſiaſt in Weimar zeigte, vielleicht noch können geſteuert werden. Etwas unüberlegt aber ſetzte Mama hinzu: "Das Herz jedes Biedermannes "muß nach meiner Ueberzeugung meinen Sohn "ſchätzen, daß er nicht ſo handelt wie ſein falſcher "Freund in Mietau.„ Mama meinte nemlich: Herr P. S. ſey ein falſcher Freund, weil er verrieth, daß ihr Herr Sohn Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen Stirn ſey; hingegen ihr Herr Sohn ſey ein wahrer Freund, weil er den andern — daß heißt Sie Herr Marcard — nicht verrieth, der ihm die Manuſcripte zum Bahrdt mit der eiſernen Stirn überſchickt hatte. Ich ſage, dieſe Aeuſſerung der Frau Mama war etwas unüberlegt, wie Sie, Herr Marcard, mir am erſten zugeben werden. Denn kurz darauf ließ der Herr Sohn eine Erklärung in die Zeitungen ſetzen, worin er berichtete, "was er bisher "gethan„ (nemlich, daß er ſo viele Unwahrheiten und Winkelzüge gebraucht habe) — "ſey geſchehen "um einen Freund zu retten... — (Sie Herr Marcard waren dieſer Freund, Sie zu retten, will er Unwahrheit über Unwahrheit geſagt haben.) — "Er "habe die erſte Idee zu dem Schauſpiel Bahrdt mit "der eiſernen Stirn entworfen, aber ſein Freund "ſey Urheber aller ehrenrührigen Dinge dieſer Schrift, "welche aus ſeinem Manuſcripte wörtlich eingerückt "wären. Er habe dieſem Freund geſchrieben, ohne "Aufſchub ſich ſelbſt zu nennen, weil es ihm wehe "thun würde, ihn nennen zu müſſen.„ Nun werden Sie ſelbſt, Herr Doctor, da ſie ſich gewiß nicht

gern genennt haben, ermessen können, wie viel wahrer und vorzüglicher die Freundschaft sey, welche jemand zwingt, sich wider seinen Willen in öffentlichem Drucke selbst zu nennen, als diejenige, welche jemand wider seinen Willen in einem Privatschreiben nennt, welches doch wenigstens nicht gedruckt werden sollte. Und Herr Kotzebue hatte noch dazu in eben dem Briefe der Mama geschrieben: "Trotz allem was schon in "Deutschland über mich ergangen ist, und vermuthlich "noch ergehn wird, werden Sie mich doch niemals vermögen, als ein Angeber aufzutreten, die "Rolle ist gar zu häßlich. Lieber möge man mich "noch länger in Deutschland zerreissen.„ — Er scheint bald seine Meinung geändert zu haben.

Genug, armer Marcard, nun waren Sie ganz in die Enge getrieben. Sie hätten gern ferner geschwiegen, aber es gieng nicht. Sie hielten zuletzt fürs Beste, die Sache auf Ihre Art öffentlich zu erzählen, damit Kotzebue Sie nicht nennen, und sodann die Sache auf seine Art erzählen möge; aber Ihr Herz kochte vor Unmuth, daß Sie nun aus dem wohlthätigen Incognito herausgezogen wurden, welches Sie so lange gedeckt hatte. Auch dabey handelten Sie mit dem Dünkel und mit der heftigen Leidenschaft, welche Ihnen so gewöhnlich geworden ist, und womit Sie vom Anfange dieser Sache an zu Werke gegangen waren. Hätten Sie nur irgendwo einen vernünftigen Mann gefragt, hätten Sie nur etwa Ihren Freund, den Juristen, zu Rathe gezogen, den man Ihnen bey dem milden Verhöre in Oldenburg zum Commissar gab, so würde dieser oder jeder rechtsverständige Mann Sie abgehalten haben, eine so unschickliche, eine so unerhört unartige Erklärung drucken zu lassen. Er würde Ihnen gerathen haben zu bitten, wo Sie jetzt drohen, Ihr großes Unrecht

zu erkennen, wo sie jetzt mit dem Ihnen zur andern Natur gewordenen stolzen Ton noch thun, als hätten Sie Recht übrig. Sie würden, wenn Sie guten Rath angenommen hätten, nicht getrotzt, sondern sich in die Arme des Publicums und der edlen rechtschaffnen Männer geworfen haben, auf welche Sie, Ihrem Freund, Herrn Zimmermann zu Liebe, ein Pasquill schrieben. Sie würden Vergebung gefunden haben, und ich hätte meine Ermahnungen sparen können, welches mir wirklich sehr lieb gewesen wäre. Ein Mann, wie Sie, hätte billig schon wissen sollen, was ich Ihnen hier zu sagen genöthigt bin. Aber Ihre gewohnte Leidenschaft und der Unmuth Ihrer fehlgeschlagenen Hoffnung machte Sie blind, und Sie ließen folgende Erklärung drucken:

"Fast alle Vorwürfe, die man dem Herrn v. K. "wegen seines Schauspiels, Doctor Bahrdt mit der "eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann gemacht hat, sucht er in seiner Erklärung "auf einen andern zu lenken. Er läßt viele Sachen "darin so unbestimmt, daß man den wahren Zusammenhang der Dinge daraus gar nicht sehen kann. "Er fordert denn aber auch den auf, sich zu nennen, "der ihm gewisse Nachrichten anvertrauet hatte, von "welchen Herr v. K. in seiner Schrift Gebrauch machte. "Es ist wirklich auch die höchste Zeit, für diesen hervorzutreten; denn schon seit etlichen Monaten hat ihm "Jemand die Verfasserschaft der obigen Schrift selbst "aufgebürdet, und dieses Gerücht würde bald allgemein geworden seyn. Der Vorgang muß erzählet "werden; gegen Ende August 1790 sprach ich zufällig mit dem Herrn v. K. mit Heftigkeit über die "Verbündung, die mit unserm Freunde, dem Herrn "Ritter von Zimmermann, auf eine so gottlose Weise, "und eben damahls am allerwütensten haderte, und

"über

"über einzelne seiner Feinde von ihm. Ich gerieth
"damahls immer in Leidenschaft, wenn ich davon
"sprach, und wenn ich davon las, welches fast täg-
"lich geschah. Herr v. K. sagte mir bey dieser Gele-
"genheit, er habe seit einiger Zeit die Absicht, etwas
"für den Herrn v. Z. zu schreiben, nicht aus Rache,
"sondern um dem Lärm ein Ende zu machen. Er
"verlangte von mir als einem vieljährigen vertrauten
"Freunde des Herrn v. Z., Nachrichten von den
"Streitigkeiten und von seinen Widersachern; Nie-
"mand hatte bisher für meinen Freund gesprochen.
"Ich hatte den Gedanken nie gehabt, ihn auf dieselbige
"Weise zu vertheidigen, wie er angefallen wurde;
"obgleich für eine solche Nothwehr, für einen Freund,
"sich unter solchen Umständen etwas sagen ließe.
"Denn wer will behaupten, daß seine Feinde keine
"Züchtigung verdient hätten? Herr v. K. hatte gewiß
"alle Talente dazu; und so berührte seine in sich gute
"Absicht bey mir eine empfindliche Saite. Denn
"ich vermag nicht auszusprechen, wie tief ich die
"Abscheulichkeiten und das Unrecht fühlte, was man
"täglich gegen meinen Freund ausübte, und wie mich
"das Verfahren gegen ihn empörte und zuweilen
"erbitterte. Man übte gegen den Herrn v. Z. aus,
"was Voltaire gegen Rousseau verschlug: il n'y a
"qu'un parti à prendre contre lui, c'est de le
"discréditer de toutes manières, de ne plus lacher
"prise contre lui, de le reduire au point de ne
"plus être cru für rien. Je donnerai l'exemple,
"imitès mes tons. Ich war nie verschwenderisch
"mit Freundschaft, aber Wankelmuth, Lauigkeit
"und Neutralität ist meine Sache nicht, daher habe
"ich auch alte, wahre und warme Freunde. In
"großem und gerechtem Unwillen also über die dama-
"lige beyspiellose Wuth gegen den Herrn v. Z. die

"jedem

"jedem seiner Verfolger ungeahndet hingieng; aufge-
"bracht über die täglichen Ausbrüche des Neides,
"über die unablässigen Neckereyen, Ausfälle und
"Lästerungen gegen diesen vortreflichen mir so lieben
"Mann, habe ich damahls gleich in Vermont, unter
"vielen Zerstreuungen und Geschäften dem Herrn
"v. K, der bald abreisete, auf sein Fragen und
"dringendes Begehren, im Vertrauen und auf
"Discretion, verschiedene Nachrichten, Bemerkun-
"gen und ganz bekannte Anekdoten flüchtig mitgetheilt.
"Ich erfand sie nicht. Von hundert Andern hätte
"er eben dasselbe erfahren können. Im Grunde liegt
"auch nichts daran, von wem man die Dinge weiß,
"die man drucken läßt. Ich theilte sie mit, ohne
"persönliche Feindschaft gegen irgend einen Menschen.
"Ich überließ sie der Klugheit und Vorsicht eines
"Mannes von Ansehn; ich hätte ihm mein Leben
"vertraut. Es waren Schilderungen, Charakter-
"züge, und sie zeigten die Meinung der Welt von
"einigen Feinden des Herrn v. Z., in Summa,
"Notizen für Herrn v. K. Er nahm sie an; ich
"war sehr beschäftigt und sah nichts davon wieder.
"Es wurde kein bestimmter Gebrauch davon durchaus
"nicht verabredet; ich habe wohl nicht einmal dunkel
"daran gedacht, daß man so rohe hingeworfene Dinge
"könne in Druck geben. Man läßt doch nicht
"drucken wie man spricht. Wenn ein Zettel in der
"ersten Person geschrieben war, wie Herr v. K.
"sagt, so ist das möglich; aber ich sehe nicht was
"es beweiset. Meine Anmerkungen waren freylich
"in Worte gefaßt, also kann es wohl seyn, daß vieles
"davon wörtlich gebraucht und eingeschaltet sey,
"aber manches ist ausgemahlt und verstärkt, es sind
"durchaus auch Zusätze hinzugekommen; alles Zoten-
"hafte ist schon nicht von mir. Wenn aber Herr

"v. K. nachher abwesend von mir jene ganz rohe, in
"ein paar Minuten hingeworfene Dinge mit Muße
"und Ueberlegung nach freiem Sinn und Willen in
"sein Schauspiel eingewebt hat, so fällt ein solcher
"unvorsichtiger Gebrauch ihm allein zur Last. Es
"hilft ihm nicht das geringste, zu sagen, von wem
"er sie weiß; von irgend jemand mußte er sie wohl
"erfahren haben. Er hatte es ja in seiner Gewalt,
"einen ganz andern, oder auch gar keinen Gebrauch
"davon zu machen. Wenn ich im Eifer und Unwillen
"heftige und harte Worte gebraucht und Dinge ge-
"sagt hatte, von denen man sonst doch wohl
"spricht, wer nöthigte ihn, sie mir nachzusagen, sie
"für den Dialog zuzustutzen, und sie gedruckt zur
"Schau auszustellen. Es ist ein gewaltiger Schritt
"zwischen Mittheilen an einen sichern nahmhaften
"Mann, und zwischen Einrichten zum Druck, und
"wirklich in den Druck geben, man denkt zum zwei-
"tenmale daran. Herr v. K. sollte nicht sagen, so
"etwas im Vertrauen, und nicht bey kaltem Blute
"eilig mitgetheiltes, sey zum Druck bestimmt. Um
"so etwas zu behaupten, hätte er doch wohl bey
"Dingen, deren Bedeutung er wissen mußte, vorher
"fragen müssen: Soll ich das so, soll ich das auf
"ihre Rechnung drucken lassen? Dergleichen ist durch-
"aus nie vorgefallen. Es ist auch nicht von mir zu
"denken, daß ich mit Ueberlegung eine zwar der
"Umstände halber sehr unartige Neckerey gegen
"meinen Freund Z., mit so fürchterlichen Beleidi-
"gungen hätte erwiedern wollen. Ich sah den Ge-
"brauch nicht, den Herr v. K. von meinen Nachrich-
"ten machte; ich erwartete ihn nicht, und doch will
"er mich wegen der Folgen zur Rechenschaft ziehn.
"Er klagt mich also eigentlich dafür an, daß ich ihm
"auf sein Verlangen einen Brief, und ein paar

ein-

"einzellose Zettel von mir und von einem andern
"fremden Manne in die Hände kommen ließ. Soll
"man denn einen verständigen Mann von einem ge-
"wissen Ansehn und Range in der Welt, und einen
"Rechtsgelehrten behandeln wie ein Kind, dem man
"kein Messer in die Hand geben darf? Die Dinge
"waren ja gut zu wissen, wenn sie auch nicht gut
"waren, wieder zu sagen. Es war an sich unschäd-
"lich, daß Herr v. K. Anecdoten erfuhr, die so viele
"Menschen wußten; er lernte daraus seine Leute
"kennen. — Innigst leid ist es mir indessen, daß
"ich eine Gelegenheits-Ursache zu so vielen Verdrieß-
"lichkeiten eines Mannes war, den eine ursprüng-
"lich gute Absicht irre führte.„

"Das ganze allzuschmutzige Schauspiel selbst
"geht mich übrigens nichts an. Nie ist eine unan-
"ständige Zeile mit oder ohne Namen von mir ge-
"druckt worden, und von allen Unreinigkeiten dieser
"Schrift gehört nicht das Allergeringste auf meine
"Rechnung. Ich sah nichts davon vor dem Druck,
"viele Züge erweckten mir Widerwillen. Ich erschrack
"über das Ganze als ichs sah, und damahls nicht
"mehr erwartete. Aber der Pfeil war abgeschossen.

"Weder der erste Gedanke zu dieser Schrift, noch
"der Plan, noch der Einfall, sie einem fremden Ver-
"fasser unterzulegen, noch die Ausführung rührt von
"mir her; Herr v. K. schrieb sie in weiter Entfernung
"von mir, schaltete selbst auf seine Weise und nach
"seinem Belieben aus meinen Nachrichten die Dinge
"ein, die ihm anstunden, und ließ sodann drucken,
"ohne mich etwas sehn zu lassen. Außer dem Titel,
"und den Personen von denen vorher gesprochen war,
"habe ich keine Zeile von der ganzen Schrift vor dem
"Druck gesehn oder gelesen, und ich stehe daher
"Niemanden für Nichts ein von allem, was sie

"enthält. Herr v. K. hätte nicht sagen müssen, ich "habe die Schrift vor dem Drucke nicht wieder ge- "sehn, sondern ich habe sie nie gesehn. Noch einige "Dinge hätte er in seiner Erklärung nicht sagen "müssen, wenn er die Sachen genau nähme, aber "hier ist kein Raum. Wenn er sagte: Ich hielt ihn "ab hervorzutreten, so vergaß er, daß ich ihn einmal, "Anfangs April v. J., aufs dringendste aufforderte, "sich zu nennen. Weil ich es in Absicht des Herrn "v. Z. für billig hielt, wollte ich den auch, allen- "falls schon vor ihm her sagen, wer ihm Nachrich- "ten mitgetheilt habe. Ich wollte blos dieses des- "wegen thun, damit man nicht meinen Freund Z. "wieder dieserhalb in Verdacht habe; denn einen "andern Grund mich bekannt zu machen, konnte es "gar nicht geben, als meine Freundschaft für den "Herrn v. Z. Niemand anders hatte das Recht "es zu verlangen, am allerwenigsten Herr v. K., "hernach änderten sich die Umstände, und ohne große "Ursache setzt man sich ja nicht gern Streit und Zän- "kereyen aus. Herr v. K. hatte wirklich auch keine "Neigung dazu."

"Es ist wahr, mit canibalischer Grausamkeit, "insofern sie mit Federn auszuüben steht, ist man "gegen den Herrn von Kotzebue, aus Anlaß seines "Schauspiels zu Werke gegangen; viele billige Leute "haben es mit Widerwillen angesehn, und es mag "etwas von seinem Verfahren gegen mich ent- "schuldigen.

"Für einen Umstand ist doch dieser Ausgang der "Sache gut, und freuet mich. Nun fällt denn doch "der schändliche Argwohn gegen die heiligsten Be- "theurungen des Herrn K. v. Zimmermann, daß "er von dieser Sache nichts gewußt habe, weg, und "fällt schwer auf seine Urheber zurück. Um so mehr

"freuet

"freuet mich dieſes, je edelmüthiger Herr v. Z., "ich mag wohl ſagen, mit wahrer Größe der "Seele, auf dieſe Satisfaction, die er fordern "konnte, Verzicht that.„

"Was mich betrift, ſo werde ich nichts leſen "und nichts erfahren von allem, was man aus An= "laß dieſer Sache noch gewöhnlicher Weiſe etwa "wider mich ſchreiben wird, und folglich nicht beant= "worten. Ich zankte nie. Aber erfahren werde "ich, wenn etwas erſcheint, das Antwort erfordert. "Und denn wünſche ich, man möge die Sache ſo "führen, daß ich bey der Mäßigung bleiben "könne, die ich allzeit liebte, und nicht veranlaßt "werde, Dinge klar zu machen, die ich recht gern "unberührt laſſen will.„ Oldenburg, den 28ſten Januar, 1792.

Marcard, Dr.

Nun folgen meine Vermahnungen, geſchrieben am 28. Julii, 1792. Alſo:

Die erſte Vermahnung.

Sie ſagen, lieber Herr Doctor:

"Sie hätten im Auguſt 1790 mit Herrn Kotzebue "mit Heftigkeit über die Verbündung geſprochen, "die mit Ihrem beyderſeitigen Freunde, dem Ritter "Zimmermann auf eine ſo gottloſe Weiſe, und "eben damahls am allerwütendſten haderte. Sie "wären damahls immer in Leidenſchaft gerathen, "wenn Sie davon ſprachen, und wenn Sie davon "laſen, welches faſt täglich geſchahe.„

Meine Vermahnung hierüber muß einige Unterabtheilungen haben; der Text iſt gar zu reichhaltig. Alſo:

1) Daß Sie immer in Leidenschaft gerathen, wenn es nicht so geht wie Sie wollen, besonders aber, wenn man auch die offenbarsten Fehler Ihres Ritters Zimmermann bemerkt, den Sie wie einen Götzen, mit dickem Weihrauch verehren, ist schon von mehrern Leuten bemerket worden, welche Ihnen gar nicht abhold sind, und sie haben es bedauert. Ihr Ritter Zimmermann kommt eben so wie Sie augenblicklich in Leidenschaft, wenn es nicht so gehet wie er will, und besonders wenn jemand ihm widerspricht, oder, selbst den offenbarsten Fehler an ihm rüget. Glauben Sie mir Herr Doctor, diese unbändige Leidenschaft, worin Sie und Ihr Freund bey jeder Gelegenheit gerathen, thut Ihnen bey allen vernünftigen Leuten viel Schaden. Sie beide, Sie und Zimmermann, bilden sich ein, daß Sie viele Feinde und Neider haben. Darin irren Sie sich. Neid können nun eben ihre Talente so sehr nicht erregen, wenn denselben auch jeder billige Mann Gerechtigkeit wiederfahren läßt; vielmehr aber erregt Ihr beiderseitiges Betragen seit einiger Zeit viel Mitleid und Achselzucken. Feinde haben Sie beide, meine großgünstige Herren, mehr nicht als andere Erdensöhne. Aber die große Meinung, die Sie beyde von sich haben, und Ihre unbändige Leidenschaft, in welche Sie beide so leicht gerathen, kann Ihnen nicht Freunde machen. Samuel Johnson, ein Engländer, den Sie vermuthlich kennen, der ein gelehrter Mann war, als Sie und Ihr Ritter, und vor Ihnen beyden den Vorzug hatte, daß er niemahls in unbändige Leidenschaft gerieth, sagt: "Zwischen "einen wohlgezogenen und schlechterzogenen Menschen "ist dieser Unterschied: Jener nimmt uns sogleich für "sich ein, dieser wider sich. Jenen lieben wir so "lange bis wir Ursach finden ihn zu hassen, diesen "hassen wir so lange, bis wir Ursach finden ihn zu "lieben."

"lieben.„ Dieſe Worte möchten Sie Herr Marcard und Ihr Herzensfreund Herr Zimmermann ſich wohl zu Herzen nehmen. Sie beide zeigten ſich ehemals als wohlgezogene Männer, und da wurden auch beide geliebt und geehrt. Nun fieng aber Ihr Herzensfreund Zimmermann an zu ſchreiben was ihm in den Kopf kam, und mitunter gar elendes Zeug. Wenn ihm nun jemand etwas darüber ſagte, ſchimpfte er wie ein Bootsknecht. Sie Herr Marcard, der Sie immer ein demüthiger gehorſamer Diener und Bewunderer Ihres Freundes geweſen ſind, bildeten ſich ein, das ſchlechteſte Zeug was Ihr Herzensfreund ſchriebe, wäre beſſer, als die Schriften der größten Gelehrten, und wenn er wie ein Karrenſchieber ſchimpfte, ſo glaubten Sie, jeder müſte Schimpfworte von einem ſolchen Mann in Demuth annehmen. Als das nun andere Leute nicht ſo gutwillig thun wollten; ſo geriethen Sie in Leidenſchaft und Erbitterung, und ſchrieben ein häßliches Paſquill, welches Ihnen und Ihrem Herzensfreunde Zimmermann viel mehr Schande macht, als denjenigen, wider welche Sie daſſelbe ſchrieben. Seit dieſer Zeit, Herr Marcard, werden Sie beide nicht mehr geliebt und geehrt wie ſonſt. Aber Sie werden auch nicht gehaßt, denn dazu ſind Sie beide nicht wichtig genug; nur werden Sie zum Theil bedauret, zum Theil verachtet, weil Sie ſo gar unwürdig handeln. Ich will Ihnen offenherzig ſagen, woher meines Erachtens das Uebel kommt.

Sie beide handeln ſo wie verzogene oder verwöhnte Kinder. Aerzte, wenn ſie nicht von Natur beſcheiden ſind, werden eher verwöhnt, als andre ehrliche Leute. Ihr Herr Zimmermann iſt von einigen kranken großen Herren verwöhnt worden, welche ſich einbildeten, ſie würden von einem berühmten Arzte ſicherer geheilt als von einem andern. Er durfte ſtolz

gegen solche thun, er durfte seiner Laune freyen Lauf lassen, und sie ertrugen es, wodurch seine Eigenliebe nicht wenig gekützelt ward, so daß er sich einzubilden anfieng, was er sich gegen einige kranke große Herren ungestraft hätte herausnehmen können, dürfe er sich auch gegen Leute seines Gleichen heraus nehmen, die gesund waren. Sie, guter Herr Marcard, möchten nun gar zu gern ein Zimmermann der Zweyte seyn. In allen ahmen Sie ihm nach, in seinen Recepten, in seiner pretiösen Schreibart, in seiner Art den Kopf zu tragen, in seiner Art nervenschwach oder hypochondrisch zu scheinen, um seinen Grillen und üblen Launen einen interessanten Anstrich zu geben; besonders aber ahmen Sie ihm nach in seiner großen Meinung von sich selbst, in seiner Verachtung anderer. St. Paulus sagt: das Wissen blähet auf, aber Sie und Ihr Zimmermann werden sogar von dem aufgebläht, was Sie nicht wissen und glauben, nur Sie beide allein wären etwas werth. Ihr Herzensfreund Zimmermann scheint Ihnen, guter Marcard, so groß, so sehr groß, wie er niemand scheint, bloß weil Sie immer sich in seinem Bilde erblicken. Daher kommt es, wie viele Leute in Hannover, in Pyrmont, in Oldenburg so oft bemerket haben, daß Sie so oft, eben wie Ihr Freund, sich unanständiger Weise Ihren Launen überlassen, daß Sie Ihre Kranken kurz und stolz abfertigen, wenn Ihnen entweder der Kopf nicht recht stehet, oder wenn Ihnen die Kranken nicht vornehm oder nicht reich genug sind. Daher kommt es, daß Sie oft thun was Ihnen einfällt, und wie es Ihnen einfällt, sey es schicklich oder nicht; und daß Sie ganz trocken sich einbilden, jedermann müsse sich gefallen lassen, was Ihnen in den Kopf kommt. Alles recht à la Zimmermann, hinter welchem Sie sich einbilden gleich unmittelbar zu rangiren, so wie

dieser

dieſer Herzensfreund in Ihrer Einbildung, den Rang beynahe gleich hinter dem lieben Gott hat. Sie glauben bey dieſer Ihrer Aufführung mit einer Ihren Verdienſten angemeſſenen Wichtigkeit ſprechen und handeln zu müſſen; aber unpartheiſche Zuſchauer legen Ihnen dieſes für Eigendünkel und Bauernſtolz aus. Damit Sie ſehn, guter Marcard, daß ich hier nichts übertreibe, ſondern Sie nur ſchildere, wie Sie andern Leuten vorkommen, ſo will ich Ihnen hier zu Gemüthe führen, was ein rechtſchaffener Mann, ein geſchickter Mann, vielleicht ſo geſchickt wie Sie, ein Mann, der eben das iſt was Sie ſind, und welchem Sie alſo vorzüglich hätten höflich begegnen ſollen, aus eigner Erfahrung von Ihnen ſchreiben mußte.

Der Herr D. Schmidtmann, ausübender Arzt zu Melle im Osnabrückiſchen, der Sie für einen gültigen Richter in einer verwickelten Krankheit hielt, die er ſelbſt erlitt, und den Sie würklich auch ſchon etwas ſchriftlich verordnet hatten, ſchreibt in Baldingers Magazin für Aerzte, in des XIII. Bandes, erſtes Stück S. 16, folgendes von Ihnen: "Ich reiſete im "Julius 1791 ſelbſt nach Pyrmont, um Herrn Mar"card perſönlich kennen zu lernen, und mich mündlich "mit ihm über meine Krankheit zu unterreden. Aber "wie erſtaunte ich! Welch einen Abſtich fand ich "zwiſchen Marcard dem Schriftſteller und Mar"card dem Arzte, an der Quelle zu Pyrmont. "Jener dringt ſo viel auf gründliche Unterſuchung "einer Krankheit, ehe man zum Verordnen ſchreitet, "predigt Leutſeligkeit, herablaſſende Höflichkeit, und "ſtellt den Stolz am Pranger; dieſer aber, als ich "mich ihm nahte, hielt mich kaum ſeiner Aufmerk"ſamkeit werth, würdigte mich kaum mit mir einmal "die Allee auf- und abzugehn, und mit mir zu "ſprechen. Und das Reſultat unſerer fünf Minuten

"langen Berathschlagung war: ich möchte seine kleine
"neue Piece über Pyrmont lesen, wo er von der
"Wirkung des Wassers in chronischen Koliken spricht;
"eine Zeitlang zu Pyrmont bleiben, und tüchtig Trin-
"ken und Baden. Hiermit war ich verabschiedet;
"und Herr Marcard, welchen sprechen und consultie-
"ren zu können, ich zehn Meilen weit gereiset war,
"schloß sich gleich an die nächste adeliche Dame.
"Auf eine so uncollegialische Art heimgeschickt, suchte
"ich keine zweyte Unterredung."

Sehen Sie! so urtheilte ein unparteyischer redlicher Mann von Ihnen. Dergleichen Zeugnisse könnte ich sehr viele beybringen, besonders aus Hannover und Pyrmont. Sollten Sie daran zweifeln, daß mehrere Leute eben so von Ihnen urtheilen, wie Herr D. Schmidtmann, so kenne ich jemand, der allenfalls eine Subscription eröfnen, und die vielen Kranken, mit welchen Sie, besonders in Pyrmont, zu thun gehabt haben, öffentlich fragen wird, wie es Ihnen mit Doctor Marcard, und allenfalls auch mit Doctor Zimmermann gegangen, und wie manchen begegnet worden sey. Wenn alle aufrichtig ihre Meinung sagen sollten, so würden Sie beide da manche große Wahrheiten hören.

Und denn, allenfalls bey den Kranken gehet den Aerzten noch manches durch. Aber guter Marcard, guter Zimmermann! das Publicum ist nicht krank und verlangt nicht, von Euch geheilt zu werden; aber aus Eurem bisherigen Betragen urtheilt das Publicum, daß Ihr Beide herzlich krank seyd, und daß Ihr Hülfe sehr nöthig habt. Euer beiderseitiger Dünkel macht, daß Euch das Gefühl unerträglich ist, Unrecht gehabt zu haben. Zeigt man Euch dieses Unrecht, so werdet Ihr bitterböse auf jedermann,

der

der es Euch zeigt, nicht aber auf Euch selbst, die Ihr doch ganz allein es begehet.

Sie, guter Marcard, kommen gleich in Leidenschaft, wenn man Ihren Zimmermann nicht so übermäßig und unbedingt verehret, wie Sie ihn verehren. Aber sehen Sie, guter Marcard, wohin die unbändige Leidenschaft führet. Durch diese Leidenschaft erschien das Lustspiel: Bahrdt mit der eisernen Stirn, und Ihre unbesonnene Erklärung darüber. Wenn Sie mir glauben wollen, so hüten Sie sich vor dieser Leidenschaft und vor der Quelle derselben, dem großen Eigendünkel. Halten Sie von sich was recht ist, aber nicht zu viel, und denken Sie fein daran, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen. Wenn ja die Neigung zum Aufbrausen und zur Verachtung anderer, welche sich schon aus Ihnen zeigte, als Sie noch in Göttingen studirten, und seitdem sehr zugenommen hat, Sie etwa wieder antreten sollte, so bedenken Sie fein, welche thörichte und unverantwortliche Dinge Sie in Ihrer heftigen und blinden Leidenschaft im Jahre 1790 gethan haben. Wollen Sie etwa wieder über jemandes Fehler in wilden Zorn gerathen, so denken Sie fein nicht an Anderer Fehler, sondern an Ihre eigene:

Virtus est vitium fugere; & sapientia prima stultitia caruisse.

Wie Freund Horatius sagt, dessen Episteln von Wieland übersetzt, ich Ihnen zum fleißigen Nachlesen wohl empfehle. Es ist manche gute Moral für Sie darin.

2) Sie haben wenig zur Entschuldigung Ihres Betragens anzuführen. Die Leidenschaft, in welcher Sie durch die, Ihrer Meinung nach empörenden Anariffe gegen Ihren Freund gesetzt waren, soll alles entschuldigen. Ich wollte Ihnen verzeihn, wenn

Sie

Sie in der Heftigkeit Ihrer Leidenschaft eine übertriebene lebhafte Vertheidigung Zimmermanns geschrieben hätten. Zorn und Eifer für einen Freund könnten da noch zu einiger Entschuldigung dienen. Aber Herr Doctor, wie offenbarte sich Ihre Leidenschaft? Sie schlichen sich hinter einen andern, damit er ein schmutziges Schauspiel entwarf: Sie eröffneten eine Correspondenz mit einem dritten, um die häuslichen Schwachheiten der Gegner Zimmermanns auszuforschen, damit Sie Materialien zur Bereicherung des schändlichen Schauspiels mit ehrenrührigen Schilderungen sammlen könnten. Ihren Namen hielten Sie aufs äusserste verborgen. Sie ließen geschehen, daß Ihr Mitschuldiger niederträchtiger Weise den Namen eines ehrlichen Mannes auf den Titel dieses Pasquills setzte. Sie ließen geschehen, daß der Verdacht auf mehrere andere fiel. Sie hielten Ihren Mitschuldigen ab, sich zu nennen, damit Sie nur gedeckt seyn wollten. Wie soll man eine Leidenschaft benennen, die so ausbricht? Sollte ein so verborgenes, so schleichendes, so feigherziges Betragen wohl durch Leidenschaft können entschuldigt werden? Legen Sie die Hand aufs Herz, Herr Doctor! Heftige Leidenschaft war bey Ihnen, aber ausser heftiger Leidenschaft auch sonst noch etwas, das unbefangene Leute nicht so leicht entschuldigen, als schnelle Ausbrüche des Zorns.

3) Sie sprechen hier abermals von einer Verbündung wider Ihren Freund Zimmermann. Dies ist, mit Ihrer Erlaubniß, eine tüchtige Unwahrheit. Ihr Freund Zimmermann, der sich für sehr wichtig hält, hat zuerst ausgesprengt, es sey eine Verbündung gegen ihn, und das lallen Sie nach. Aber, guter Marcard, das ist leere Einbildung von Euch beiden Leuten, weil Zimmermann gar nicht begreifen

kann,

kann, daß er Unrecht hat, und weil es ihm unerträglich ist, daß andre es ihm sagen. Zimmermanns neueste Schriften sind oft seicht, ungleich, grob, langweilig, voll Dünkel von seinen eigenen Verdiensten, und voll Verachtung anderer verdienter Männer. Dies haben mehrere Leute gemerkt, und einzeln auf verschiedene Art gesagt. Da bildet sich Zimmermann ein, da bilden Sie sich ein, die Leute hätten dazu eine Verbindung gestiftet, um seine Bücher schlecht zu finden, und seine Einbildung und seine Grobheit zu merken. Nichts weniger als das! Jeder Mensch, der nicht so blind Ihren Zimmermann anbetet, wie Sie, findet, daß seine neuesten Schriften schlecht beschaffen sind, daß sein Betragen gegen andre Gelehrte tadelhaft ist, und daß seine Eitelkeit Demüthigung verdient. Daher urtheilen mehrere vernünftigere Leute auf gleiche Art von dem Mann und von den Schriften. Das ist aber keine Verbindung, sondern es gehet ganz natürlich zu. Nie hat sich irgend einer der Gegner Zimmermanns mit andern gegen ihn verbunden. Eine solche Verbindung aber war zwischen Ihnen und Kotzebue gemacht, um alle Gegner Zimmermanns ohne allen Unterschied aufs ehrenrührigste und pöbelhafteste anzugreifen. Darum ließen Sie auf das Titelblatt der Schmähschrift Ihre Krallen, in einander geschlungen, vorstellen, mit der Ueberschrift: *Vis unita fortior*, zu deutsch: Ehrenrührige Dinge mit Zoten verbunden, machen ein stärkeres Pasquill. Dieß war eine Verbindung, die auf eine gottlose Weise, aufs allerwütendste haderte.

4) Sie sagen: die vermeinte Verbindung der Gegner Zimmermanns habe im August 1790 mit Ihrem Freunde Zimmermann auf eine gottlose Weise am allerwütendsten gehadert. Sie versichern weiter

unten:

unten: "Sie könnten nicht aussprechen, wie tief Sie "die Abscheuligkeiten fühlten, die man täglich gegen "Ihren Freund ausübte... Lieber Herr Doctor, der Zorn ist blind, und Sie waren in den Jahren 1790 und 1791 blind vor Zorn. Ich hoffe, Sie sind es im Jahre 1792 nicht mehr, nach dem Ihnen das Verhör in Oldenburg, zu welchem Sie sich erst nicht persönlich stellen wollten, und sich endlich doch dazu stellen musten; so mild man auch mit Ihnen verfuhr, doch die praktische Lehre gegeben hat, daß Sie nicht alles thun können was Ihnen gefällt, sondern, daß noch jemand über Ihnen ist. Ich hoffe, Ihnen sind nun die Augen etwas geöfnet, und vielleicht auch der Mund. Sie konnten damahls vor Zorn nicht sprechen, wie Sie versichern. Seyn Sie jetzt so gütig, und sagen uns, wie wüthend denn eigentlich — nicht die Verhöhnung — die existirt nur in Ihrem Gehirne und in einem Pasquill — sondern einzelne Schriftsteller wider Ihren Freund Zimmermann eigentlich gehandelt hätten, welche Abscheulichkeiten Sie sich gegen Ihn hätten zu Schulden kommen lassen? Haben diese Böswichter etwan eine Correspondenz erbrochen, um sein häusliches Wesen auszukundschaften, und in dessen häusliche Lebensart einzudringen? Haben sie Fehler, die er etwa in seinem Hause haben könnte, heimtückischer Weise vors Publikum gebracht, und haben sie mit den schwärzesten Farben geschildert? Haben etwa diese niederträchtige Buben die noch grösere Bosheit begangen, ihm Fehler anzudichten, welche im gemeinen Leben verächtlich, und Laster, die hassenswürdig sind? Haben sie diesen berühmten Gelehrten als einen liederlichen, versoffenen, verhurten Menschen dargestellt, der sich im Bordelle in allem Schmutz gleich dem niedrigsten Pöbel herum wälzt? Hätten das Zimmermanns Gegner gegen

Zimmer-

Zimmermann gethan, so wäre es freylich abscheulich, so möchte sich das Herz jedes ehrliebenden Mannes gegen ein solches Verfahren empören. Aber schämen Sie sich Herr Doctor! Eines solchen Verfahrens machten sich die Gegner Zimmermanns nie schuldig, nicht gegen Zimmermann den Schriftsteller, nicht gegen Zimmermann den Menschen. Nein! Eines solchen Verfahrens machten sich die Freunde Zimmermanns, Marcard und Kotzebue, gegen seine Gegner schuldig. Sie machten zu dessen Vertheidigung die Schandschrift, Bahrdt mit der eisernen Stirn, worin sie alles vergaßen, was sie dessen Gegnern als Gelehrten und als ehrlichen Männern schuldig sind. Schämen Sie sich ins Herz, Herr Doctor, daß Sie sich unterstanden, von Abscheulichkeiten zu reden, die nicht existiren, da Sie sich selbst wahrer Abscheulichkeiten schuldig gemacht haben.

Worin haben denn nun, ich möchte es wohl wissen, Zimmermanns Gegner gesündigt? Die Leute haben gesagt, er hätte viel schlechtes, falsches, seichtes Zeug in seinen Schriften geschrieben, und zeige sich darum als ein ziemlich eingebildeter Gecke. Das ist nun freylich leider nicht so ganz unwahr, Ihnen aber scheint es das Abscheulichste, was sich denken lässet, ein Crimen laesi Zimmermanniatus. So abscheulich werden das aber viele andere ehrliche Leute eben nicht finden. Er selbst hat sich ganz andere Dinge gegen seine Gegner erlaubt, als sie gegen ihn.

Es sind übrigens in allen etwa zehn oder zwölf Schriften wider Zimmermann herausgekommen, obgleich Zimmermann sagt, sie wären unzählich, und ob Sie gleich sagen, er wäre täglich angegriffen worden. Sie beide reden gern in Hyperbeln, und Sie beide sehen jede Beleidigung Zimmermanns in eben

dem

dem vergrößernden Spiegel, in welchem Sie Ihre eigene Größe erblicken. So ists auch mit der Wuth, die man gegen ihn soll gezeigt haben. Leider! Er selbst war wütend, wovon unter andern seine Fragmente zeigen; aber die meisten Schriften gegen ihn waren spöttisch; wie denn ohnmächtige Wuth leicht Spott erregt.

Die beiden härtesten Schriften gegen ihn sind zwey. Erstlich: Was Herr Gedicke in der Berlinischen Monatsschrift in Form eines Commentars über einige Horazische Verse gegen ihn sagte. Das war eine etwas bittere juvenalische Satire; nicht unverdient, denn man sehe nur nach, wie pöbelhaft grob Zimmermann vorher die Verfasser der Berlinischen Monatsschrift in den Zeitungen angegriffen hatte, die er noch kurz zuvor seine Freunde nannte. Treffend war diese Satire. Daß sie allzuwütend sey, kann man nicht wohl sagen, denn sie war wirklich etwas lang und allzusinnreich angepaßt. Die Wuth aber fertigt die Sachen gewöhnlich kurz und nicht recht passend ab; dies zeigen Ihre eigene ehrenrührige Charaktere, die Sie zum Bahrdt mit der eisernen Stirne lieferten, welche in großer Wuth, Ihrem eignen Geständnisse nach, von Ihnen aufgesetzt wurden. Die zweite Schrift ist: Bahrdt, deutsch gesprochen mit Zimmermann. Das meiste in dieser Schrift ist wahr, und das meiste grob. Grobheit aber ist nicht Wuth. In der Wuth sagt man nicht solche trockne Wahrheiten, als Bahrdt dem Ritter Zimmermann sagte. Und hatte denn dieser Ihr lieber Ritter den D. Bahrdt, dessen Parthey ich übrigens gar nicht nehmen will, etwa so artig und anständig behandelt, daß ein Mann wie dieser hätte höflich bleiben können? Ob mit Recht oder Unrecht, davon kann die Rede nicht seyn. Ihr

Herr

Herr Ritter kann auf keine Art verlangen oder erwarten, daß man den Ton gegen ihn annehme, welchen er will, daß man gegen ihn annehmen soll.

Zweyte Vermahnung.

Sie sagen ferner:

"Kotzebue habe die Absicht gehabt, etwas gegen Zimmermanns Feinde zu schreiben, nicht aus "Rache, sondern um dem Lärm ein Ende zu "machen."

Das ist ganz sonderbar! Dem Lärm ein Ende zu machen? Das heißt also, Kotzebue wollte alle Gegner Zimmermanns dergestalt mit Koth bewerfen, daß niemand mehr gegen ihn schreiben sollte. Das heißt sich betragen wie ein Stinkthier, nicht aber wie ein rechtlicher Schriftsteller. Bahrdt mit der eisernen Stirn sieht übrigens doch aus, als wär er aus Rache geschrieben. Diese Rache leuchtet besonders aus den erdichteten, scheußlichen Charakteren der Gegner Zimmermanns hervor. Diese Charaktere sind von Ihnen, Herr Doctor, der Sie nach Ihrem eigenen Geständnisse erbittert waren, und auf Erbitterung folgt Rache, ganz natürlich. Sie sagen es selbst, daß Kotzebue die Gegner Zimmermanns und seine Streitigkeiten mit denselben nicht einmal kannte. Er nahm also auf guten Glauben an, was Sie ihm sagten, ohne zu untersuchen ob es wahr sey, ohne zu untersuchen wer Recht oder Unrecht hätte, ohne zu bedenken, ob Ihre Erbitterung Ihnen Ueberlegung genug ließe, Wahrheit und Billigkeit zu beobachten. Es war ihm genug, daß jemand als ein Gegner Zimmermanns von Ihnen angegeben ward, um sogleich ihn als den schlechtesten Kerl im Pasquill auf-

zuführen. Sie waren es also, Herr Marcard, der durch die Hand Ihres Herzensfreundes Kotzebue seine Erbitterung in Rache abkühlen wollte. Also Sie führten sich, nach Ihrem eigenen Geständnisse, schlechter auf als Kotzebue, von dem Sie versichern, er habe keine Rache gesucht. Aber, Herr Doctor, haben Sie wohl bey Ihrer Erbitterung die geringste Ueberlegung angewendet? Wie konnte im Ernste durch ein rachsüchtiges Pasquill, den Stimmen der Gegner Zimmermanns ein Ende gemacht werden, selbst auch wenn diese Unrecht gehabt hätten? schämen Sie sich, Herr Doctor! der ist ein Pfuscher, der ein Fieber mit Arsenik vertreibt.

Dritte Vermahnung.

Sie sagen:

"Die Feinde Zimmermanns hätten eine Züchtigung "verdient, und Kotzebue habe gewiß alle Talente "dazu."

Ob Zimmermanns Feinde, oder Zimmermann selbst und seine zu Pasquillen dienstfertige Freunde, Marcard und Kotzebue, Züchtigung verdienen, bedarf wohl bey dem keinen Zweifel, der alle drei Männer und ihre Gegner kennt. Aber, Herr Doctor, Sie hätten sich wenigstens besser besinnen sollen, was Sie hier schreiben. Ein unbärtiger Jüngling ist nicht derjenige, der Männer züchtigen kann, er braucht selbst Zucht, und muß erst lernen, was weiß und schwarz ist. Hier sagen sie ferner, Kotzebue habe alle Talente, um Zimmermanns Gegner zu züchtigen, kurz vorher hatten Sie gesagt: dieser ungelehrte Knabe habe nicht einmal Kenntnisse von den Streitigkeiten Zimmermanns und von seinen Widersachern gehabt, welche sie ihm

erst

erſt geben mußten. Nun iſt doch wohl, wenn man über gelehrte Streitigkeiten etwas ſchreiben will, das erſte und nöthigſte Talent, etwas von den Sachen zu wiſſen und zu verſtehen, wovon man ſchreiben will. Dieſer Menſch bekennt aber ſelbſt, ſo wenig davon gewußt zu haben, daß er verſichert, er habe alles wörtlich eingerückt, was Sie ihm gegeben hätten. Es blieben alſo für ihn nichts als die Zoten und platte Witzeleyen übrig, wovon das Pasquill voll iſt. Glauben Sie, die Talente, Zoten zu reiſſen und zu witzeln, enthalten alle Talente, die man haben muß, um die Feinde Zimmermanns zu züchtigen? Herr Doctor! halten Sie eine Hand vor's Geſicht, und legen die Linke auf Ihre Bruſt; die Augen dürfen Sie nicht aufſchlagen! —

Sie vergleichen hier ferner Ihren Zimmermann mit Rouſſeau! Ach wie weit iſt Zimmermann unter Rouſſeau an Verdienſten und Energie! Nennen Sie mir ein Buch vom Rouſſeau, das ſo diffus geſchrieben, ſo heterogen zuſammengeſtoppelt iſt, wie das Buch von der Einſamkeit, oder ein ſo verwirrtes, ohne alle Kenntniß der Sachen, und doch mit ſoviel lächerlicher Prätenſion geſchriebenes Buch, wie die Fragmente; alsdenn mögen Sie Zimmermann mit Rouſſeau vergleichen, ohne daß ich etwas einwende. Auſſerdem ward Rouſſeau zwar zuweilen mit Pasquillen, Zoten und platten Witz angegriffen, aber er vertheidigte ſich nicht damit, und hatte nicht Freunde, die niedrig genug dachten, ihn damit vertheidigen zu wollen. Er würde über eine ſolche Vertheidigung ſeinen Abſcheu bezeugt haben. Hat das Zimmermann gethan? Ferner iſt Zimmermanns litterariſches Schickſal gerade das Gegentheil von J. J. Rouſſeau's. Rouſſeau ward einzeln und verbündet, von Neid, Bigotterie, von mächtigen Cabalen verfolgt, und ſo-

gar aus Frankreich vertrieben; aber sein litterarischer Ruhm erhielt sich und nahm zu, jemehr man sich dawider verbündete. Gegen Zimmermann verbündet sich niemand; hingegen ist er der gehorsame Diener aller Großen, der dienstwillige Arzt aller Reichen, sogar der Verfechter der herrschenden Rechtgläubigkeit, befindet sich für seine Person wohl, so sehr wohl, wie sich der arme Johann Jacob nie befunden hat; es ist auch als Arzt keine Cabale gegen ihn, so wenig wie gegen seinen litterarischen Ruhm, der, wie Fallstaff, nur durch eigene Schwere sinkt.

Vierte Vermahnung.

Sie sagen:

"Wankelmuth, Lauligkeit und Neutralität ist meine "Sache nicht, darum habe ich auch alte, wahre "und warme Freunde."

Sie sind nicht für Neutralität? Kann seyn! denn Sie sind für Partheylichkeit! Es heißt bey Ihnen: Il n'y que nous & nos amis qui avons de l'esprit. Der Franzose, der dies zuerst schrieb, wollte doch nur für sich und seine Freunde den Witz; Sie aber wollen Gelehrsamkeit, Verstand, Klugheit, gutes Herz, und was noch mehr, für sich und Ihren Zimmermann monopolisiren; besonders soll, wer sich unterfteht, wider diesen etwas einzuwenden, aller dieser rühmlichen Eigenschaften ermangeln. Die Mittelstraße kennen weder Zimmermann noch Sie. Man muß mit Ihnen seyn, um unmäßig gelobt zu werden; ist man wider Sie, so wird man wie der niedrigste Schuft, oder wie der ärgste Bösewicht behandelt. Immer in der Hyperbel!

You are so very rude, or very civil,
That every man, with you, is God or devil.

Ich

Ich kenne auch die Wohlthat der Freundschaft, und bin nicht so unbillig, daß ich nicht zu würdigen wüßte, was ein Dritter billig derselben zu gute halten muß. Ich weiß sehr wohl, daß Freundschaft gegenseitige Duldung der Schwächen, gegenseitiges Interesse hervorbringt. Aber, daß die Freundschaft zweyer Gelehrten in ein gegenseitiges Schutz und Trutzbündniß ausarten sollte, so daß nur sie beide, und wem sie es sonst etwa zulassen wollen, in der gelehrten Welt Consideration haben sollen, so daß sie mit einer stehenden Armee von Schimpfwörtern, persönlichen Schändungen und Pasquillen, jeden angreifen wollen, der ihre Thorheit nicht für Weisheit hält. — Von solchem lächerlichem Streben nach Universalmonarchie in der gelehrten Welt, ist noch kein Beyspiel da gewesen, als seit Zimmermann hat regieren wollen.

Sie sagen, Sie sind nicht für Neutralität, darum haben Sie warme Freunde. Aber bedenken Sie wenigstens jetzt, da sich Ihre Leidenschaft in etwas abgekühlt haben wird, ob die Gelehrten, welche Sie und Ihr Helfershelfer, Kotzebue, im Bahrdt mit der eisernen Stirn, so unwürdig verläumdeten, nicht auch verdienen warme Freunde, und bessere Freunde als Sie, zu haben? Trauen Sie sich, wenn Ihre Leidenschaft Sie nicht ganz verblendet, diesen verdienten Gelehrten alle edle Gesinnungen, alle gute Eigenschaften des Herzens abzusprechen, welche gute Menschen an gute Menschen binden? Gewiß ist es, daß Ihr Freund Zimmermann zuerst einem Theile dieser Gelehrten Veranlassung gab, seine Gegner zu werden. Wenn nun die Schriften wider Zimmermann, worüber Sie so in Leidenschaft geriethen, auch von Freunden wären, die auch indignirt wären, über das, was sich Zimmermann gegen Ihre Freunde herausnahm? Da

hätten dieſe Freunde ja ähnliche Geſinnungen mit Ihnen. Aber ich ſehe von weitem, Sie fahren auf, hitziger, leidenſchaftlicher Freund! Sie wollen mit Zimmermanns Gegnern keine Geſinnungen gemein haben. Wahr iſt es auch, die Geſinnungen der Freunde der Gegner Zimmermanns haben ſich auf eine ganz andere Art geäuſſert, als die Ihrigen und Ihres eben ſo leidenſchaftlichen Freundes Zimmermanns. Keiner von denſelben hat ein pasquillantiſches Schauſpiel voll ehrenrühriger Schilderungen, oder ein ein und dreyßigſtes Kapitel voll pöbelhafter Schimpfwörter und hämiſcher Verunglimpfungen geſchrieben. Geſetzt aber, ein Gegner Zimmermanns äuſſerte ſich einmal auf ähnliche Art. Geſetzt, es käme ein Zimmermann mit der eiſernen Stirn heraus. Darin müßten ſich, Zimmermann und Hoffmann in Wien, und Marcard und Kotzebue betrinken, im Bordel ſich wälzen, und reden wie Karrenſchieber. Was wollten Sie nun thun, Herr Doctor? Wollten Sie in Leidenſchaft kommen? Wollten Sie aus Ihrem Bambusrohr den verborgenen Degen ziehn, und Ihre Gegner ſchnell Ihrer Wuth aufopfern? Oder wollten Sie ihnen Quaſſia verordnen, wo Glauberſalz nöthig wäre, damit ſie langſam ſtürben? Nicht doch! Ich höre Sie von weitem! Sie ſagen: Solche Leute würde ich verachten. Schön! Aber was verdienten denn die ähnlichen Aeuſſerungen Ihrer Freundſchaft gegen Zimmermann? Schämen Sie ſich! Sie ſelbſt müſſen ſich für verächtlich erklären, wenn Sie ſich in die Stelle von Zimmermanns Gegnern ſetzten. Bahrdt hat eben einen ſolchen Freund gefunden, wie Sie und Kotzebue für Zimmermann ſind. Es war ſein einziger, warmer und nie gegen ihn neutraler Freund, der Zimmermanns Auferſtehung ſchrieb. Aber iſt nicht Bahrdt durch das Schauſpiel, Zimmermanns Auferſtehung

ſtehung, verächtlicher geworden, als durch das Schauſpiel, Bahrdt mit der eiſernen Stirne? Desgleichen möchte auch wohl Zimmermann durch das Schauſpiel, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, verächtlicher geworden ſeyn, als durch das Schauſpiel, Zimmermanns Auferſtehung. Herr Doctor! Ich bitte mir aus, daß Sie gegen mich neutral, oder allenfalls lieber mein Feind ſeyn wollen, als mein Freund. Ihre Freundſchaft iſt wie die des Bären, der ſeinem Freunde die Fliegen abjagen wollte, und ihm den Kopf mit der Tatze einſchlug.

Fünfte Vermahnung.

Sie ſagen:

"Die Anecdoten, welche Sie in groſſem und gerechtem
"Unwillen, über die damalige beyſpielloſe Wuth
"gegen den Herrn v. Z., die jedem ſeiner Verfolger
"ungeahndet hingieng, über die täglichen Ausbrüche
"des Neides, Herrn Kotzebue, flüchtig mitgetheilt
"hätten, wären Wahrheit geweſen.,,

Sie meinen alſo, die Wahrheit dürfe man ſagen, und müſſe man ſagen, ſey ſie auch beſchaffen wie ſie wolle. Sehr wohl! Sie geben dadurch jedermann freye Erlaubniß, alle häusliche Fehler und Schwachheiten auch von Ihnen ſelbſt bekannt zu machen. Beſinnen Sie ſich, ob ſich von Ihren Univerſitäts-Jahren in Göttingen an, bis jetzt, etwan eins oder das andere zugetragen hätte, was Sie doch nicht gern möchten gedruckt ſehen, und wenn Ihnen etwa das Herz dabey klopft; ſo denken Sie künftig: quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Aber, Herr Doctor, ſind denn wohl die ſchmählichen Anecdoten, welche Sie Herrn Kotzebue mittheilten, ſo ſichere Wahrheiten? Sie

sagten kurz vorher: Sie hätten sie "in großem und "gerechtem Unwillen„ niedergeschrieben. Wenn man aber zornig und unwillig ist, so hält man oft etwas für wahr, was es nicht ist. Sine ira & Studio muß man die Geschichte schreiben. Erinnern Sie sich noch, Herr Marcard, daß Ihnen dieses schon auf der Schule zu Stade ist gesagt worden?

Ferner, wenn diese Anecdoten nun so sichere Wahrheiten sind, wie kommt es dann wol, daß Sie sich jetzt hinter die Gelindigkeit der Regierung in Oldenburg stecken, daß Sie sich weigern die Wahrheit, wenn sie bezweifelt wird, (so wie denn die rechtschaffensten Leute einen großen Theil Ihrer scandalösen Anecdoten bezweifeln,) zu beweisen, daß Sie sich weigern, den dritten Mann zu nennen, der Ihnen, Ihrer öffentlichen Erklärung zufolge, auch Anecdoten geschrieben hat, (und zwar, wie viele behaupten wollen, auf Ihr ausdrückliches Verlangen) Wenn es erlaubte Wahrheiten waren, welche sie mittheilten, warum schämen Sie sich jetzt derselben? warum setzen Sie Ihr Licht unter einen Scheffel?

Wenn man, Ihrer Meinung nach, alle Wahrheiten sagen darf und muß, so erlauben Sie mir, lieber Herr Doctor, Sie zu fragen: Warum die Wahrheit, daß Sie der Anecdotenträger bey dem Pasquill, Bahrdt mit der eisernen Stirne, waren, sorgfältig und mühsam verborgen werden mußte, indeß die vermeinten Wahrheiten aus dem häußlichem Leben der Gegner Zimmermanns der Welt mußten vorgelegt werden. Ich stelle mir davon eine Ursache vor, von welcher ich nicht weiß, ob Sie dieselbe richtig finden. Es scheint mir, wenn auch alle die häuslichen Fehler, welche Sie im Bahrdt mit der eisernen Stirn den Gegnern Zimmermanns zuschreiben, auch alle wahr wären; so ist der größte unter diesen Fehlern nicht so schändlich,

als das schändliche Metier, häusliche Fehler auszukundschaften, und sie in ein Pasquill zu bringen. So scheint es mir. Ich wünsche gelegentlich zu erfahren, ob Sie jetzt auch dieser Meinung sind. Der berühmte Heyne, ein Mann dem Sie und Ich nicht zu vergleichen sind, ist dieser Meinung. Er sagte ganz kürzlich von einem Menschen, der, eben so wie Sie, und noch bey weitem nicht so unverantwortlich handelte: "Ad quit censebunt æquissimi quique de eo, "qui vitam domesticam rimatur, arcana familiæ, "quæ sancta & intacta esse ipsa humanitas jubet, in "lucem profert, quæ cum publica vita, cum doctrina "nihil habent commune aut conjunctum! An non "hoc flagitium est compedibus ac flagris vindicandum? An gravius peccat is, qui parietes perfodit, "domum spoliat, furatur, rapit? At qui iste homo "in penetralia domus, in sanctuarium patris-familias "irrumpit, rem omnium pretiosissimam, bonam "famam & existimationem aufert. „

Herr Doctor, erkennen Sie sich und Ihren Mitschuldigen Kotzebue nicht auch in dieser Schilderung?

Uebrigens lassen Sie sich freundlich belehren, daß zwar die Grobheit, der Dünkel und die Verachtung, mit welchen Ihr Freund Zimmermann den verdientesten Gelehrten zuerst begegnete, beynahe beyspiellos ist, aber gar nicht beyspiellos, daß einem groben, und stolzen Mann, auf eine Art geantwortet wird, wie er verdienet. Es ist ein altes Sprüchwort: Auf einen groben Klotz, gehört ein grober Keil. Daß aber Ihr Herr Zimmermann zuerst äußerst grob gegen Andere schrieb, erkennet ganz Deutschland. Ferner lassen Sie sich freundlich belehren, daß wenn man einen Mann, der sich mehr dünkt wie er soll, und dieß gegen andere auf eine beleidigende Art zu erkennen giebt, für einen eingebildeten Gecken hält, und ihn nach Gelegenheit ein wenig

mit seiner Eitelkeit auslacht, dieses weder Wuth noch Verfolgung ist. Endlich lassen Sie sich belehren, daß es einen Theil des Dünkels ausmacht, davon Sie und Ihr Zimmermann so voll sind, daß Sie sich immer einbilden, Ihr Zimmermann würde beneidet. Daß jemand schlechte Bücher schreibt, daß er grob ist, daß er sich mehr einbildet als er soll, und dergleichen, sind Dinge die niemand beneiden kann; und diese Eigenschaften Ihres Zimmermanns sind es ganz allein gewesen, welche ihm die Streitigkeiten zuzogen. Sie haben sich also durch ganz falsche Begriffe zu einer schlechten Handlung bewegen lassen.

Sechste Vermahnung.

Sie sagen:

"Die Nachrichten, Bemerkungen und Anecdoten,
"welche Sie Hrn Kotzebue mitgetheilt hätten,
"wären Schilderungen, Karakterzüge, und hätten
"die Meinung der Welt von einigen Feinden
"Hrn. Zimmermanns gezeigt."

Hier reden Sie 1) unbestimmt, 2) sagen Sie eine grobe Unwahrheit, und 3) da Sie sich billig wegen unverzeihlicher Injurien entschuldigen, und um Vergebung bitten sollten, so sagen Sie eine neue grobe Injurie.

1) Sie reden unbestimmt: Sie geben vor, von einigen Feinden — oder eigentlich Gegnern — Ihres Freundes hätten Sie die Meinung der Welt niedergeschrieben. Sie sagen nicht von welchen, und beleidigen dadurch alle, denn von allen sind die schändlichsten Dinge in dem Pasquill gesagt.

2) Daß dasjenige, was auch nur von einem einzigen Gegner Ihres Freundes in dem Pasquill gesagt ist, die

Meinung

Meinung der Welt sey, ist, mit Ihrer Erlaubniß eine grobe Unwahrheit. Schon daraus erhellt es, daß Sie selbst bekennen, die Charakter dieser Männer mit Unwillen niedergeschrieben zu haben. Die Welt ist aber gar nicht unwillig wider die Gegner Ihres Freundes, und sie urtheilt nicht in Unwillen, sondern kaltblütig und unpartheiisch. Die häuslichen Umstände, welche Sie ans Licht zogen, konnten auch nicht die Meinung der Welt seyn, denn sie waren derselben unbekannt, und hätten derselben billig unbekannt bleiben sollen. Die Lügen, welche von diesen Männern gesagt werden, konnten auch nicht die Meinung der Welt seyn, denn sie sind Erfindungen Ihres Unwillens und des Muthwillens Ihres Helfershelfers. Sie sazen ja selbst, Sie hätten Ihre Nachrichten, Schilderungen und Anecdoten Ihrem Kotzebue im Vertrauen mitgetheilt. Kann man die Meinung der Welt im Vertrauen mittheilen? Das wäre ja ein öffentliches Geheimniß. Weiter unten sagen Sie: "Die Dinge wären gut zu wissen "gewesen, wenn auch nicht gut wiederzusagen." Darf man die Meinung der Welt nicht der Welt sagen? Sie sagen selbst, es wären rohe hingeworfene Dinge gewesen. Die Meinung der Welt pflegt nicht roh zu seyn. Wenn aber ein Mann voll Dünkel im Unwillen schreibt, so glaubt er zuweilen, was ihm die Leidenschäft vorspiegelt, wäre die Meinung der Welt. Hüten Sie sich künftig für einer solchen falschen Ueberredung.

3) Daß Ihre schändlichen Anecdoten von den Gegnern Zimmermanns Meinung der Welt wäre, ist eine neue grobe Injurie, und Sie wollten sich wegen voriger Injurien vertheidigen, wegen deren Sie ein Justizcollegium in Untersuchung bringt, und die Welt verachtet. Lernen Sie doch besser überlegen, was sie schreiben.

Siebente Vermahnung.

Sie sagen:

"Sie hätten mit Kotzebue, keinen bestimmten Ge-
"brauch von diesen Anecdoten und Schilderungen
"abgeredet. „

Aber Sie bedenken nicht was Sie sagen. Oben haben Sie vorgegeben, Ihr elender Kotzebue hätte nichteinmal die Gegner Zimmermanns gekannt, sondern Sie hätten ihn dieselben erst durch die mitgetheilten Nachrichten kennen gelehrt. Sie zeigten ihm also, diese Männer, die er nicht kannte, in Ihren ehrenrührigen Schilderungen nicht nur als Feinde Zimmermanns, sondern auch als nichtswürdige Menschen. Sie schickten ihm also doch die Nachrichten und Schilderungen wenigstens gewiß zu dem bestimmten Gebrauch, daß Kotzebue die Ehre dieser Männer angreifen sollte, denn anders als sehr schlechte Menschen, hatten Sie ihm dieselben nicht kennen gelehrt. Schämen Sie sich ins Herz.

Achte Vermahnung.

Auf die Beschuldigung Ihres Helfershelfers Kotzebue, daß er Ihre Schilderungen, wörtlich in das Pasquill eingetragen habe, erwiedern Sie:

"Meine Anmerkungen waren freylich in Worten
"gefaßt, also kann es wohl seyn, daß vieles davon
"wörtlich gebrauchet und eingeschaltet sey. „

Schämen Sie sich nicht, sich mit einem armseligen Wortspiele entschuldigen zu wollen, bey der ernsthaften Beschuldigung? Zeigen Sie wohl ferner die geringste Empfindung von Ehre und von Ehrliebe, wann Sie hier, ganz kalt, quasi re bene gesta, sagen, vieles in

diesem

dieſem ſcheußlichen Pasquill wäre wörtlich von Ihnen? Kann ein ehrliebender Mann wohl ohne zu erröthen, auch nur eine einzige Seite eines ſolchen Pasquills wörtlich für ſeine Arbeit erkennen? Sie und Ihr Mitſchuldiger wollen ſich durch die elendſten Ausreden helfen. Kotzebue ſagt: Ich habe die ſchändlichen Charaktere nicht gemacht, ſondern ſie wörtlich abdrucken laſſen, wie ſie mir Marcard gab. Marcard ſagt wieder: Ich habe ihm die ſchändlichen Schilderungen und Charaktere gegeben, ohne zu verlangen, daß er ſie wörtlich ſollte abdrucken laſſen, aber ich muß geſtehn, es iſt doch vieles wörtlich abgedruckt. Wozu dieſe elenden Behelfe! Sie können nicht läugnen, daß Sie ehrenrührige Schilderungen und Charaktere in der Abſicht mitgetheilt haben, daß davon ehrenrühriger Gebrauch gemacht werden ſollte; denn anderer Gebrauch war davon nicht zu machen. Dieſes Ihr Betragen iſt genug, daß Sie für keinen ehrliebenden Mann die Augen aufſchlagen dürfen, bis Sie es aufrichtig bereuet und ſich gebeſſert haben.

Neunte Vermahnung.

Sie rühmen ſich:

"Alles Zotenhafte iſt nicht von mir.„

und weiter unten:

"Nie iſt eine unanſtändige Zeile, mit oder ohne "Namen, von mir gedruckt worden, und von allen "Unreinigkeiten dieſer Schrift, kommt nicht das "allergeringſte auf meine Rechnung.„

O! Ihr ſend ein par nobile fratrum, Ihr Herren Marcard und Kotzebue. Marcard ſagt: Ob ich gleich am Bahrdt mit der eiſernen Stirn Antheil habe, ſo bin ich doch ein ſehr ehrbarer Mann; die Zoten und

Unreinig-

Unreinigkeiten dieser Schrift sind nicht von mir, aber freylich die ehrenrührigen Schilderungen sind von mir, und zum Theil wörtlich eingeschaltet. Kotzebue hingegen sagt: die Ehrenrührigkeiten habe ich nur abgeschrieben; die Zoten habe ich freylich hinzugethan, aber was will das sagen, das sind ja nur Possen. Ihr beyde seyd seine Herren mit Euren Entschuldigungen! Ihr kommt mir vor, wie die fromme Aebtissin Andouillets im Tristram Schandy, welche, um die Maulthiere anzutreiben, mit ihren Nonnen, von den kräftigen Flüchen des Fuhrmanns jede Silbe abwechselnd sagte, aus Furcht durch das ganze Wort verdammt zu werden. Zuletzt sprachen sie so schnell, daß sie sich nicht mehr heraus finden konnten, und ich denke Ihr beiden Herren werdet auch nicht mehr herausfinden können, ob nicht derjenige von euch, welcher im Bahrdt mit der eisernen Stirn, das Departement der Ehrenrührigkeiten hatte, auch in seinem Unwillen manche Zote mag gesagt haben, und ob derjenige, der das Departement der Zoten hatte, in seinem Muthwillen auch es mit den Ehrenrührigkeiten nicht so genau mag genommen haben.

Zehnte Vermahnung.

Sie sagen zu Ihrer Entschuldigung:

"Sie hätten Ihre Schilderungen und Anecdoten der "Klugheit und Vorsicht eines Mannes von "Ansehn überlassen. „

Und fügen hinzu:

"Es sey ein verständiger Mann, von einem ge- "wissen Ansehn und Range in der Welt, und ein "Rechtsgelehrter. „

Sie halten etwas viel von Rang und Ansehn, das weiß jedermann, der Sie kennet; und D. Schmidtmann hat

hat es wohl erfahren. Sie neigten sich also für einen Mann der Präsident heißt, und konnten sich Ihn vermuthlich nicht anders als in einem schwarzen seidnen Talar mit dem Mortier auf dem Haupte denken. Dies Costume nimmt sich bey dem Verfasser des Schauspiels, Bahrdt mit der eisernen Stirn, nicht übel aus, und Sie haben den Zeitpunkt recht glücklich gewählt, auf seinen Rang und Ansehn sich zu berufen, indem Sie zugleich berichten, daß er alle Zoten geschrieben habe, von welchen Sie, dem es am Rang und Ansehn fehlt, doch so rein sind.

Was den Verstand, die Klugheit und die Vorsicht Ihres Freundes Kotzebue anbetrift; so müssen Sie vorher schon besondere Proben davon gehabt haben; der Welt ist eben nichts davon bekannt. Die Art mit welcher Sie in Ihrer Erklärung von seinem Benehmen mit Ihren ehrenrührigen Charakteren und Schilderungen urtheilen, scheint fast voraus zu setzen, daß Sie selbst von seiner Klugheit und Vorsicht jetzt sehr geringe Begriffe haben. Von seinem Verstande ist es wenigstens kein Beweis, daß er von Ihnen, Herr Doctor, ehrenrührige Schilderungen annahm, und noch Zoten hinzusetzte.

Auf seinen Charakter als Schriftsteller hätten Sie wohl vorzüglich sehn sollen, da von einer Schrift die Rede war, die er schreiben sollte, und von einer Schrift, welche Sie für so wichtig hielten, daß Sie sich einbildeten Ihr Freund Zimmermann könnte dadurch von allen seinen Gegnern, worunter einige der ersten Gelehrten Deutschlands sind, auf einmal befreiet werden. Ich will Ihnen ganz offenherzig sagen, was ich von Kotzebue als Schriftsteller halte. Schriebe ich in dem Ton, wie Sie, Herr Marcard; so würde ich sagen, meine Meinung wäre die Meinung der Welt. Aber so einen so hohen Ton stimme ich nicht an. Soll ich aber

aus

aus den öffentlichen und Privaturtheilen mancher verständiger Männer einen Schluß ziehn; so möchten meiner Meinung doch wohl viele beytreten.

Kotzebue ist ein mittelmäßiger Schriftsteller überhaupt, und besonders im theatralischen Fache ein Anfänger. Er schoß früh auf, und wird früh verwelken. Er ist arm in der Erfindung, (so arm, daß sogar der Plan zu seinem Nahrdt aus einer französischen Brochüre entlehnt ist) und hölzern in der Ausführung. Er hat nichts als einige schiefe Ideen, auf dem Theater sich wider Convenienzen zu setzen, welche in der Welt unentbehrlich, und zum Theil unmittelbar mit moralischen Gesetzen verbunden sind. Declamation muß bei ihm so oft den Ton der Selbstständigkeit vorspiegeln, und platte Zweideutigkeiten statt Witz dienen. Um seine seelenlose Charaktere in Gang zu bringen, kannt er nicht einmal ihre nothwendigen Nebenbestimmungen, und setzt seine Scenen nach Gutdünken hinter einander her, ohne ihre Absicht und Würkung recht zu wissen. Er stahl seine Gurly aus der jeune Indienne des Champfort, und sah den Charakter nicht einmahl richtig. Er würde Menschenhaß und Reue worin eine Art von Anlage ist, nicht so sehr verhunzt haben, wenn er nicht in der wahren theatralischen Kunst noch so ganz unwissend gewesen wäre, wenn er nur die englische Tragödie Jane Shore gelesen, oder wenn er sie las, verstanden hätte. Er machte einiges Aufsehn, weil unser Theater so gar arm ist, weil unser gutmüthiges Publicum einen Jüngling der einige Hoffnung gab, aufmuntern wollte, und besonders weil Engel ihm sein erstes Exercitium corrigirte, gegen welchen er sich nachher so undankbar bezeigte. Den weisen Correcturen Engels war hauptsächlich der Beyfall des ersten Stücks zuzuschreiben. Als Kotzebue von diesem Beyfalle schwindlich ward, glaubte er auf eignen Füßen stehen zu können,

schwankte

schwankte aber und tammelte, so daß bisher sein neuestes Stück immer das schlechteste gewesen ist; zum sichersten Beweis, daß er allzufrüh aus der Schule lief. Er schändete endlich seinen Ruf durch das niederträchtigste Paßquill, was jemahls in theatralische Form ist gebracht worden. Hiedurch hat er seinen Namen so widrig gemacht, daß, wenn künftig von einem Theater sollte abgekündigt werden:

"Morgen werden wir aufführen N. N., ein "neues Stück vom Herrn Kotzebue,,

viele ehrliebende Zuschauer den Blick wegwenden und bey sich denken werden:

"Ein Stück von dem Verfasser des Bahrdts "mit der eisernen Stirn!,,

Dieser so mittelmäßige Schriftsteller, der noch lernen sollte, ehe er schreiben will, bildet sich sogar ein, er habe einen litterarischen Ruhm. Er bildet sich ein, er könne noch mit dem Publicum rahten, und von dessen Härte und Undank sprechen, weil es ihn deßwegen allgemein verachtet, daß er den Bahrdt mit der eisernen Stirn geschrieben hat. Ich weiß nicht, ob der Jüngling scherzen will, wenn er in dem, in der Litteratur-Zeitung von Jena, gedruckten Briefe an seine Mutter, sich mit Rousseau ganz demüthig vergleichet, welcher gesagt hat: "daß vom Publicum "gekannt zu seyn, eine schwere Bürde sey!,, Sieht er denn nicht, daß Rousseau als ein großer und gemeinnütziger Schriftsteller bekannt war, und er als ein Anfänger, der sich bald auch als ein Paßquillmacher zeigte? Er schreibt auch an die Mama: "Ich ver"kaufe Ihnen heute mein ganz bischen Ruhm für ein "Dutzend Stück milchender Kühe,, Sie mag ihm meinentwegen die Mama von Reimar nach Reval schicken, ich gebe ihm für seinen ganzen litterarischen

Ruhm, kein Kalb, kein Schaf, kein Ferken. Litterarischen Ruhm hat er nicht zu vertauschen, könnte er aber Schaam mit Geld oder mit Vieh abkaufen, so möchte er eine ganze Heerde Hornvieh darum geben, daß er gegen ehrliebende Gelehrte, welche zu schätzen wissen, wie sehr der Mißbrauch der Talente einen Gelehrten erniedrigt, und rechtschaffenen Leuten verächtlich macht, wieder frey die Augen aufschlagen dürfte.

Eilfte Vermahnung.

So ist der Mann als Schriftsteller beschaffen, den Sie sich zum Mitgenossen wählten. Sie sagen von ihm:

"Innigst leid thut es mir, daß ich eine Gelegenheits-Ursache zu so vielen Verdrießlichkeiten eines Mannes war, den eine ursprünglich gute Absicht irre führte."

Was Sie eine ursprünglich gute Absicht nennen, will ich hier nicht näher untersuchen. Kann es aus einer guten Absicht kommen, eine Menge verdienter Gelehrten lächerlich machen zu wollen, die man nicht kennt, bloß weil sie Gegner eines Mannes sind, dessen Speichel man leckt? Indessen ist es gewiß, wenn Kotzebue irre geführt worden ist, so ist er bloß durch Sie irre geführt, indem Sie Ihm ehrenrührige Nachrichten gaben.

Ich billige es, daß es Ihnen leid thut, ihm Verdrießlichkeiten gemacht zu haben. Wer wird irgend einem Menschen, und also auch wer wird Herrn Kotzebue Verdrießlichkeiten wünschen! Aber so viel ist doch auch wahr, daß jedermann die Folgen der Verdrießlichkeiten tragen muß, die er sich selbst verursacht, und die Vorwürfe des eigenen Gewissens, wenn Rachgier

gier und Leidenschaft vorbey ist, sind die gewissesten Folgen.

In den Zeitungen ist geflissentlich berichtet worden: Herr Kotzebue sey wegen des Schauspiels Wahrdt mit der eisernen Stirn frey gesprochen worden. Ich kann zwar nicht recht einsehen, wie jemand könne frey gesprochen werden, wenn noch keine Untersuchung gewesen ist; auch kann ich nicht einsehn, worüber man ihn kann frey gesprochen haben, da er selbst sich als Verfasser erkennt, und da jedes Pasquill, zumal ein so arges Pasquill, strafbar ist. Hat man ihm aber etwan nur von der gerichtlichen Strafe, welche er billig verdient hätte, frey gesprochen, so habe ich nichts dagegen; nur wünsche ich lieber, daß ihn sein Gewissen frey spreche.

Zu dieser Nachricht von seiner Freysprechung ward in den Zeitungen hinzugesetzt: "Er würde eine schöne "und reiche Gräfin heyrathen.„ Dies gönne ich ihm von Herzen. Wer wird es einem Menschen mißgönnen, daß er glücklich werde; sollte er auch eine schlechte Handlung begangen haben. Wenn Kotzebue aber nun in dem glücklichsten Hausstande wäre, wäre ein glücklicher Vater, und geehrt in dem Staate dem er diente, wäre ruhig und zufrieden. Nun käme aber ein Mann, der sich aufs Lauern legte, der expreß Correspondenten anstellte, um jeden seiner geheimen Fehler zu erfahren, der jeden jugendlichen Irrthum aufspürte, der mit hämischer Schadenfreude noch mehr hinzulöge, der daraus eine Schilderung entwürfe im unvortheilhaftesten Lichte, mit den häßlichsten Farben ausgemahlt, schickte sie an einen andern, der eine noch häßlichere Komödie daraus machte, und den verdientesten Geschäftsmann, den ruhigen Hausvater vor aller Welt bloß stellte. Würde da der

bisher glückliche Kotzebue, seine Gemahlin, seine Kinder nicht unglücklich gemacht werden? Freylich, nach dem was vorgefallen ist, würde er an seine Brust schlagen müssen und bekennen: dieser unbillige und hartherzige Mann hat nicht mehr gethan, als ehemahls ich und Marcard, Marcard und ich. Wäre es aber zu verwundern, wenn bey einem solchen unvermutheten Anfalle, wodurch er in der Leute Mäuler gebracht, seine Ehre aufs Spiel gesetzt, und seine ganze Ruhe gestört würde, der bisher ruhige Mann in ein hitziges Fieber verfiele, von Sinnen käme, und so eine ganze Familie unglücklich gemacht würde?

Hier erlauben Sie mir, Herr Doctor, Ihnen vorzustellen, daß es jedermann, der Ihnen noch einige edelmüthige Denkungsart zutraute, nicht wenig befremdend war, in Ihrer Erklärung nicht die geringste Spur zu finden, daß Ihnen das Unrecht einigermaaßen zu Herzen gieng, welches Sie durch Mittheilung falscher und hämischer Schilderungen gethan haben. Noch mehr muste es auffallen, daß Sie hier zwar erklären, es thäte Ihnen leid, daß durch Sie Ihrem Kotzebue Verdrießlichkeit gemacht worden; aber nicht die geringste Reue bezeugen, daß durch Sie so vielen rechtschaffenen Leuten, welche in Ihrer Schmähschrift angegriffen sind, das schreiendste Unrecht erlitten. Hierunter stehet oben an einer der verdientesten Geschäftsmänner Ihres Vaterlandes. Er war ehemahls Ihr Freund, Sie waren sogar sein Arzt, und Sie sind gewiß zu gut unterrichtet, um nicht zu fühlen, daß Sie doppelte Pflicht auf sich haben, was Sie als Arzt erfuhren, nicht öffentlich bekannt zu machen. Gleichwohl haben Sie diesen, als Schriftsteller nicht nur verdienten, sondern auch als Geschäftsmann allgemein geschätzten Mann, durch Mittheilung der schändlichsten, und wie ich gewiß hoffe,

hoffe, meist erdichteten Anecdoten und übertriebenen Schilderungen aufs härteste beleidigt. Dieß ist an sich unverantwortlich, aber doppelt unverantwortlich ist es noch deswegen, weil Sie bey ihm auch sogar nicht, den obgleich so nichtigen Vorwand haben, daß er ein Gegner Ihres Herzensfreundes Zimmermann wäre. — Niemand weiß, daß er jemahls etwas wider Zimmermann geschrieben hätte. — Sie müssen also eine ganz besondere Ursach gehabt haben, diesen Mann in Ihr Pasquill zu ziehn, und denselben sogar noch abscheulicher, als die deklarirtesten Gegner Zimmermanns zu behandeln. Ihr Gewissen wird Ihnen am besten sagen, was Sie zu dieser scheußlichen That bewogen hat, scheußlich an sich, verabscheuungswürdiger noch, wenn man Ihre vorige Verhältnisse mit dem Manne kennt, am verabscheuungswürdigsten durch die traurigen Folgen, die sie gehabt hat. Sie wissen es, daß diesem verdienten, und in so vieler Absicht schätzenswürdigen Manne ihre Schilderung — die ich wohl mit ihrem Worte eine gottlose nennen darf, so zu Herzen gieng, daß die beklagenswürdigste Krankheit die Folge davon war, wodurch seine ganze unschuldige Familie unglücklich geworden ist. Ich hoffe es, und jeder redliche Mann hofft es, diese würdige Familie werde durch die Genesung ihres Hauptes wieder glücklich werden; und ich wünsche es, Herr Doctor, auch Ihrentwegen. Welchen Vorwurf müssen Sie sich machen, wenn die traurigen Folgen Ihrer hämischen Anecdotenträgereien immer eben dieselben blieben, und welchen Vorwurf müßten Sie sich jetzt nicht schon machen! Ich wünsche, daß diese entsetzlichen Folgen einer That, welche Sie gar nicht einmal überlegten, eine heilsame Erschütterung in Ihrem Herzen erregen mögen, damit Sie das große Unrecht erkennen, dessen Sie sich schuldig machten.

Glauben

Glauben Sie mir, es würde Ihnen mehr zur Ehre gereichen, wenn man in Ihrer Erklärung nur die geringste Spur fände, daß Sie erkannt hätten, Unrecht gehandelt zu haben. Ihr Mitschuldiger, Kotzebue, sagt doch wenigstens in seiner Erklärung: "Ich bin weit entfernt, meinen Antheil an dieser "Schrift rechtfertigen zu wollen.„ Das sieht doch aus, als gäbe er einige Reue zu erkennen. Sie aber lassen gar nichts dergleichen merken. Ihre ganze Erklärung scheint vielmehr ganz dahin gerichtet zu seyn, Ihren Antheil an dieser Schrift zu vertheidigen. Mit eben der Leichtsinnigkeit, mit welcher Ihr Freund Zimmermann, Friedrich den Einzigen, entmannte, schneiden Sie Reputationen ab, und denken nicht einmal, daß Sie etwas Unrechtes gethan haben.

Zwölfte Vermahnung.

Sie sagen:

"Das ganze allzuschmutzige Schauspiel geht mich "nichts an. — Ich erschrak über das Ganze, "als ichs sah. — Aber der Pfeil war abge= "schossen.„

Seltsam! Sehr seltsam!

Das allzuschmutzige Schauspiel? Wie schmutzig darf ein Schauspiel denn seyn, wenn es Zimmermanns Gegner daniederschlagen soll? Etwa nur so schmutzig, daß es Ihnen keine Verantwortung bringt? Haben Sie bey Ihrem Gewissen nichts zu verantworten?

Das ganze Schauspiel geht Sie nichts an? Das ist doch sehr sonderbar! Kurz vorher hatten Sie gesagt: Es wäre vieles, was Sie geschrieben, wörtlich darin

darin eingerückt worden. Und das sollte Sie nichts angehen? Aber vielleicht wollen Sie, — wie Sie denn überhaupt hin und wieder etwas grammatisch unrichtig schreiben, nur sagen: Der Schmutz in dem Schauspiele gienge Sie nichts an. Herr Doctor! Die scheußliche Schilderung des obengedachten Mannes, die so traurige Folgen hatte, ist voll des widrigsten Schmutzes, der jedem wohlerzogenen Manne anekelt. Diese unglückliche Schilderung ist ganz von Ihnen, denn Kotzebue sagt ausdrücklich, er habe den Mann nicht gekannt, und das ist ihm zu glauben, denn alle die elenden, obgleich abscheulichen Dinge, woraus diese Schilderung besteht, sind Stadt-Histörchen, an die niemand denken kann, als wer lange in der Stadt ist.

Schämen Sie sich Herr Doctor, daß Sie das so leichtsinnig ableugnen, dessen Sie doch wirklich schuldig sind!

Sie sagen: "Sie erschraken, aber der Pfeil war "abgeschossen.„ — Um Verzeihung! Worüber erschraken Sie?

Sie hatten ihn aufgelegt diesen Pfeil, unbekümmert wie stark er vergiftet sey, und ob er irgend eines rechtschaffenen Mannes Ehre durchlöchern könnte. Der Pfeil war abgeschossen! Erschraken Sie deswegen, weil es Sie geräuete, daß er abgeschossen war? Oder mischte sich etwan in Ihr Erschrecken ein Vergnügen darüber, daß er traf? Prüfen Sie sich. Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig, aber Ihrem eignen Gewissen! Dies mag Sie Lügen strafen, wenn Sie sich eines Edelmuths rühmen wollten, den Sie nicht hätten. Sie werden hoffentlich Ihr eignes Gewissen noch mehr fürchten, als Leute, mit welchen Sie damahls über Bahrdt mit der eisernen Stirne sprachen, —

nicht in dem verächtlichen Tone, in welchem jeder ehrliebende Mann davon sprach, — an welche Sie damahls darüber schrieben, und so viel ich vernahm, nicht mit der Compunction, die man von einem Mann hätte erwarten sollen, der dies schändliche Werk unerkannt veranlaßt hatte.

Der Pfeil war abgeschossen! Die ganze ehrliebende Welt sah ihn fliegen, und hielt denjenigen der ihn unerkannt auf rechtschaffene und verdiente Leute abdrückte, für das — was er ist. — Sie sahen ihn fliegen, Zimmermann sah ihn fliegen, Kotzebue sah ihn fliegen. Was thaten sie drei, welche doch das Pasquill am mehresten angieng, welche dadurch mehr geschändet wurden, als die angegriffenen Personen? Sie hielten sich ganz still, und sagten nicht ein Wort eher bis sie dazu gezwungen wurden, und auch dann sagten sie alle drei fast nicht ein Wort, um ihre Mißbilligung eines so schändlichen Pasquills zu zeigen. Ich enthalte mich aller fernern Bemerkungen hierüber.

Dreyzehnte Vermahnung.

Sie sagen:

"Weder der erste Gedanke zu dieser Schrift noch der "Plan, noch der Einfall, sie einem fremden Ver- "fasser unterzulegen, noch die Ausführung rührt "von mir her. — Ausser dem Titel und den "Personen, von welchen vorher gesprochen war, "habe ich keine Zeile von der ganzen Schrift vor dem "Druck gesehen, und ich stehe also Niemanden "für Nichts ein von Allem was sie enthält."

Es wäre gut für Sie, Herr Doctor, wenn es so wäre. Fast aber kann man dies aus Ihrer eignen Erklärung widerlegen, denn Sie widersprechen sich fast

in

in jeder Zeile, und widersprechen auch dem, was in der Aussage Ihres Mitschuldigen Kotzebue am glaubwürdigsten ist. Dieser sagt in seiner letzten Erklärung: "daß Freundschaft und Dankbarkeit mich verleiteten, "die erste Idee zu einem Schauspiel zu entwerfen, in "welchem Zimmermanns Feinde und Neider lächerlich "gemacht werden sollten, leugne ich nicht. .. Sie sagen in Ihrer Erklärung: "Kotzebue sagte mir, er "habe seit einiger Zeit, die Absicht etwas für Zimmermann zu schreiben. Er verlangte von mir, als einem "vieljährigen Freunde Zimmermanns, Nachrichten "von seinen Streitigkeiten und von seinen Widersachern. .. Er sagte Ihnen also doch, was er schreiben wolte. Er sagte Ihnen doch die erste Idee, das heißt den Plan des schändlichen Schauspiels. Sie haben zwar also den Plan nicht gemacht, aber Sie haben diesen Plan vorher gekannt, der jeden ehrliebenden Menschen anekeln muß, nehmlich: daß Bahrdt ein liederliches Haus halten sollte, wohin alle Feinde oder Gegner Zimmermanns zusammen kommen, und sich viehisch aufführen sollten.

Diese niedrige pöbelhafte Idee billigten Sie doch also, und machten Sie dadurch zu der Ihrigen. Es ist sehr vergeblich, daß Sie nun die Miene annehmen, als hätten Sie Herrn Kotzebue Ihre scandalösen Anecdoten nicht zum Abdrucken gegeben, weil es so rohe Dinge gewesen waren. In einen so rohen pöbelhaften Plan gehören gerade so rohe Dinge, wie Sie schrieben. Sie können nicht leugnen, nachdem es Ihnen Kotzebue vorwarf, daß Ihre Zettel wie Sie es ausdrücken, in der ersten Person geschrieben, oder daß die Personen redend eingeführt waren. Sie setzen mit der vornehmen Miene die Sie in Ihrer ganzen Erklärung annehmen, in welcher Sie so demüthig hätten seyn sollen, hinzu: "Ich sehe nicht was es be-

„weiſet.„ Ich will Ihnen ſagen, was es beweiſet. Es beweiſet, daß Sie die Idee des ſchändlichen Plans, des ſchändlichen Schauſpiels, vollkommen inne hatten, und daß Sie ſelbſt die häßlichſten Scenen dazu dialogirten.

Ferner beweiſet es, daß es unwahr iſt, wenn Sie oben ſagten, Sie hätten die ehrenrührigen Anecdoten ꝛc. Ihrem Kotzebue flüchtig und nicht zu einem beſtimmten Gebrauch mitgetheilet. Nicht flüchtig, ſondern recht bedächtig, führten Sie gleich die Perſonen redend ein, lieſſen die Perſonen alle ſchändliche Dinge von ſich ſelbſt ſagen, damit dieſe Reden gleich zu dem beſtimmten Gebrauch in ein ehrloſes Schauſpiel paſſen ſollten.

Schämen Sie ſich, daß Sie ſich bis dahin erniedrigten, und nun noch leugnen wollen, daß Sie an dem Plan Antheil hatten. Wenn Sie zu dem elenden Erfinder dieſes Plans geſagt hätten: "Unwiſſender "Jüngling! du weißt nicht was du thun willſt. Ich "bin ein ein vieljähriger vertrauter Freund Zimmer- "manns. Ich weiß, er wird auf ſolche pöbelhafte Art "nicht vertheidigt ſeyn wollen, er wird den anſpeyen, "welcher ihn auf ſolche niederträchtige Art vertheidi- "gen will;„ ſo würde dieſer Plan gewiß nicht ausgeführt worden ſeyn. Aber Sie billigten dieſen Plan und compromittirten ſelbſt dadurch Ihren Freund Zimmermann. Denn man ſieht wohl, Sie müſſen doch, nach Ihrer vieljährigen vertrauten Bekanntſchaft, vorausſetzen, daß auch er dieſen Plan billigen würde, und dieſe Vorausſetzung, macht ihm gewiß bey jedem unbefangenen Menſchen Schande.

An der Ausführung wollen Sie keinen Antheil haben? Ihr Mitſchuldiger Kotzebue ſagt: "Alles was "jene Schrift an ehrenrührige Anecdoten — enthält, "alles was den moraliſchen Character der darin auf- "treten-

"tretenden Perſonen antaſtet, alles was die Herren "Klockenbring, Lichtenberg, Käſtner, Mauvillon, "Campe, Trapp, Ebeling ꝛc. betrift, rührt wörtlich "von einem Manne her, der mein Freund war, und "dem es Gott verzeihen möge, daß er mich in dieſe "unangenehme Sache verwickelt hat.„ Sie leugnen nicht, daß Sie dieſe ehrenrührigen Nachrichten gegeben haben, daß vieles was Sie ſchrieben, wörtlich in die Schandſchrift eingerückt iſt; Sie müſſen, wie eben angeführt, geſtehen, daß Sie zu dem ſchändlichen Schauſpiel ganze Scenen dialogirten. Handeln Sie alſo wohl aufrichtig, wann Sie nun vorgeben wollen, Sie hätten an der Ausführung keinen Antheil? Die Ausführung iſt ja durch ſie regiert und ſehr viel tadelnswürdiger geworden, als ſie ohne Sie hätte werden können; durch Sie ſind mehrere Perſonen in das Schauſpiel gekommen, von welchen der in Zimmermanns Streitigkeiten unwiſſende Kotzebue vorher gar nichts wußte. Durch Sie kamen die ſchändlichen Anecdoten hinein, wie Sie ſelbſt geſtehen, und wie auch Ihr Mitſchuldiger Kotzebue verſichert, da er in dem Schreiben an ſeine Mutter ſagt: "Ein zehnjähri"ger Aufenthalt in Rußland habe ihn ſo auſſer aller "Verbindung gebracht, daß er von dem Privatleben "jener Gelehrten überhaupt nichts, am wenigſten "jemals ſcandalöſe Anecdoten erfahren habe.„ Durch Sie ward alſo die Ausführung ehrenrührig gemacht, und der moraliſche Character rechtſchaffener Leute angetaſtet. Sie haben einen, und einen ſehr ſchädlichen Antheil an der Ausführung. Dieſer Antheil muß vermuthlich noch größer ſeyn, als Sie zu geſtehen für gut befinden, denn Ihr Mitſchuldiger Kotzebue, ſagt, wie eben angeführt iſt: "Gott möchte es Ihnen verzeihen, "daß Sie ihn in dieſe unangenehme Geſchichte ver"wickelt hätten.„ Daraus möchte man faſt ſchlieſſen,

daß

daß Sie es eigentlich waren der ihn bewog, etwas zu schreiben, wodurch Zimmermanns Gegner, welche er nicht einmal kannte, und welche Sie ihm erst angeben mußten, sollten lächerlich gemacht werden. Dieß sieht Ihrer Verehrung Zimmermanns nicht ähnlich. Ich lasse es indessen dahin gestellt, bis Kotzebue mehr bekennen will.

Der Einfall, diese Schrift einem fremden Professor unterzulegen, rührt nicht von Ihnen her, sagen Sie. Desto schlimmer für Kotzebue, daß er von ihm herrührt; denn dieser Einfall ist die abscheulichste Beleidigung eines ehrlichen Mannes, und ein noch größeres Verbrechen, als das Pasquill selbst zu schreiben, wie jeder Rechtsgelehrter und jeder ehrliebender Mann erkennen wird. Aber Sie, Herr Doctor, haben diesen verabscheuungswürdigen Einfall gewußt und darin gewilliget; das will ich Ihnen beweisen. Sie sagen selbst, daß Sie den Titel gesehen haben. Auf demselben haben Sie also doch den Namen des Freyherrn von Knigge erblickt. Es war ein ungezogener Jüngling der den Einfall hatte, auf diese Art den Namen eines ehrlichen Mannes zu schänden; Sie aber waren ein Mann, und hätten dem unbesonnenen Burschen sagen sollen, daß es eine höchst strafenswürdige That sey, den ehrlichen Namen eines Mannes auf so unverzeihliche Art zu mißbrauchen. Oben hatten Sie sich zur Entschuldigung, daß Sie sich mit Kotzebue abgegeben hatten, darauf berufen: "daß Sie sich der Klugheit "und Vorsicht eines Mannes von Ansehen und Range, "und eines Rechtsgelehrten anvertrauten." Sie hätten doch schon aus dem boshaften Mißbrauche des Namens des Freyherrn von Knigge sogleich sehen können, wie es mit der Klugheit und Vorsicht Ihres Mitgenossen wohl beschaffen seyn möge. Das ist ein feiner Rechtsgelehrter, welcher nicht nur das schändlichste

lichste Pasquill schreibt, sondern auch die Strafwürdigkeit seines Verbrechens dadurch noch gröſter macht, daß er den Namen eines andern Namens als Verfasser vor dasselbe setzt. Das ist ein feiner Rechtsgelehrter, welcher einen andern zu einem falschen Zeugnisse bereden will, und dazu einen antidatirten Brief zu verschaffen sich anbietet. Er muß wol nie Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, Kreß, Böhmer, Koch, Quistorp gelesen haben, sonst hätte er sich doch erinnert, welche schimpfliche Strafen auf solche Verbrechen in den Gesetzen verordnet sind. Ihre Entschuldigung, Herr Doctor, ist also ganz ungültig. Kotzebue handelte nicht wie ein kluger Mann, und nicht wie ein Rechtsgelehrter; sondern wie ein muthwilliger Knabe, und Sie handelten nie ein Mann, den eine blinde Leidenschaft so sehr eingenommen hatte, daß er alle Gebote der Ehrliebe und der Klugheit vergaß.

Sie sagen: "Sie haben keine Zeile von der Schrift "vor dem Drucke gesehen." Aber Sie gestehen doch, daß vieles von dem was Sie schrieben, wörtlich in der Schandschrift eingerückt ist, und Sie wußten, daß die ehrenrührigen Sachen welche Sie schrieben, zu der Ausführung des ehrenrührigen Plans eines ehrenrührigen Schauspiels dienen sollte. Und nun bilden Sie sich ein: es läme auf Sie an, ob Sie jemand für den Inhalt einer Schrift einstehen wollten, worin vieles wörtlich von Ihnen ist? Davon wollen wir gleich mehr reden.

Vierzehnte Vermahnung.

Ich wiederhole aus dem vorigen, daß Sie sagen:

"Ich stehe also Niemanden für Nichts ein, von
"allem was die ganze Schrift enthält. „

Ferner sagen Sie kurz darauf:

"Ich wollte schon Anfangs Aprils d. J. hervortreten —
"Ich wollte dies bloß deswegen thun, damit man
"nicht meinen Freund Zimmermann dieserhalb in
"Verdacht habe. Einen andern Grund, mich be-
"kannt zu machen, konnte es gar nicht geben,
"als meine Freundschaft für Zimmermann. Nie-
"mand anders hatte ein Recht es zu verlangen,
"am allerwenigsten Kotzebue. „

Guter Marcard! Blos deswegen, weil Sie nicht ordentlich zu schreiben verstehen, sagen Sie wider Ihren Willen eine Wahrheit. Sie schreiben: Sie wollen niemand für nichts stehen; das heißt eigentlich: Sie wollen jedermann für alles stehen was Sie geschrieben haben, und das müssen Sie auch, ob Sie gleich das Gegentheil meinen. Fragen Sie nur darüber einen Rechtsgelehrten, ja nur einen vernünftigen unbefangenen Mann, der mehr für Neutralität, und weniger für Partheilichkeit ist, als Sie. Wenn Sie die Hand der Gerechtigkeit nicht abwenden können, so werden Sie von derselben wohl belehrt werden, wofür Sie stehen müssen. Berger sagt in seinen Responsis P. II. Resp. 190: "Injuriarum tenetur, qui comitia
"in aliquem scripto mandavit, quamvis ipsemet illud
"Scriptum non diuulgauerit. „

Eben so sehr irren Sie, wenn Sie sich einbilden, niemand hätte ein Recht zu verlangen, daß Sie sich nennen sollten, am wenigsten Kotzebue. Lieber Herr Doctor,

Doctor, Sie haben auf alle Weiſe eine gewaltige Einbildung von ſich. Sie glauben thun zu können was Ihnen beliebt, und niemand ſoll Sie fragen dürfen. Sie vergeſſen, daß Sie und Kotzebue ein ſtrafenswürdiges Verbrechen begangen haben. Sie vergeſſen, daß die Obrigkeit nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet iſt, die Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn ex officio herauszubringen und zu ſtrafen, weil ein ſo grobes Pasquill ein delictum publicum iſt. Sie vergeſſen, daß die angegriffenen Perſonen ein Recht haben, auf Ihre und Ihres Mitſchuldigen Beſtrafung zu dringen, und alſo auch alle Mittel anzuwenden, um die eigentlichen Verfaſſer zu erfahren. Daß dieſe edlen Männer nicht ſämmtlich Mittel anwendeten, die Verfaſſer herauszubringen, und nicht auf Beſtrafung drangen, war Gutmüthigkeit und Großmuth; daß aber, Sie, Herr Doctor, ſowohl als Ihr Mitſchuldiger, ſich feigherzig verbargen, wie Verbrecher immer zu thun pflegen, war Ihrer Convenienz gemäß; aber Sie müſſen ſich nicht einbilden, daß es Rechtens wäre. Sie zeigen, wie kurzſichtig Sie ſind, und welche falſche Einbildung Sie haben, wenn Sie vorgeben, Kotzebue habe am wenigſten ein Recht gehabt, zu verlangen, daß Sie ſich nennen ſollten. Wenn Kotzebue als Verfaſſer des Pasquills bekannt wurde, wie er denn, gleich von der erſten Zeit an, deshalb ſehr verdächtig war; ſo wartete Beſtrafung, und wenn man der Strenge nach hätte geben wollen, ſehr harte Beſtrafung auf ihn. Wenn alſo Ihre Mitwirkung ſeine Beſtrafung erleichterte, weil er von Ihnen verführt worden war; ſo hatte er allerdings ein großes Recht zu verlangen, daß ihr Name und ihre Mitwirkung bekannt würde, weil dadurch ſein Verbrechen und ſeine Strafe gemindert ward. Gewiß iſt es immer, daß der härteſte Theil der Schuld auf Sie kommt.

Sie

Sie sind ein gesetzter Mann, jener ist ein unbesonnener Jüngling. Sie hätten seinen schmutzigen Plan nicht billigen, hätten ihm vorstellen sollen, daß ein solcher Plan Ihren Freund Zimmermann schänden würde, anstatt ihn zu vertheidigen. Alsdenn wäre das schmutzige Schauspiel nicht erschienen. Aber Sie billigten nicht allein das Pöbelhafte, das in der ersten Idee lag, sondern fügten auch die ehrenrührigen Sachen hinzu, wodurch dieses Pasquill verabscheuungswürdig geworden ist. Sie waren also unter den Mitschuldigen der Schlimmste. Kotzebue hatte also nicht nur ein Recht zu verlangen, daß Sie bekannt würden, sondern ausserdem hatte er auch die Pflicht, dieses zu bewirken. Oder glauben Sie etwan, daß ein Verbrecher nicht die Pflicht habe, der Obrigkeit, welche sein Verbrechen untersucht, die Wahrheit ganz zu sagen? Auch Ihre Pflicht wäre es gewesen, sich zu nennen, und wenn Sie einigermaßen edle Gesinnung hätten zeigen wollen; so hätten Sie es sogleich thun müssen, damit nicht andere unschuldige Leute in den Verdacht kämen, Verfasser zu seyn, welches, wie Sie sehr wohl wissen, geschah. Und wenn auch nicht von obrigkeitlicher Bestrafung die Rede wäre, so hätte Kotzebue doch ein unstreitiges Recht zu verlangen, daß Sie sich nennen solten. Sein Antheil an dem Pasquill und sein ganzes Betragen ist nicht zu vertheidigen. Aber man muß ihn doch, wie er selbst bemerkt, etwas gelinder beurtheilen, wenn man sieht, daß die ehrenrührigsten Dinge nicht von ihm, sondern von einem gesetzten Mann, und von einem vertrauten Freunde Zimmermanns herrühren, der am besten wissen mußte, was Herrn von Zimmermann gefallen würde. Denn, daß Kotzebue mit seiner Idee alle Gegner Zimmermanns lächerlich zu machen, sich diesem großen Könner empfehlen wollte, fällt in die Augen. Noch mehr hätte er ein

Recht

Recht gehabt zu verlangen, daß Sie ſich nennen ſollten, wenn Sie, wie er Sie beſchuldigt, ihn in dieſe Sache verwickelt, das heißt ihn beredet hätten, eine Schmähſchrift wider alle Gegner Zimmermanns zu ſchreiben, und Sie alſo der erſte Anſtifter dieſer Sache wären. Sie haben dieſer Beſchuldigung nicht geradezu widerſprochen, und ſie hat einige Wahrſcheinlichkeit für ſich. Steigen Sie alſo von Ihrer eingebildeten Höhe herab, Herr Marcard, erkennen Sie endlich, daß Sie in jeder Betrachtung ſehr ſchlecht und unedel handelten, ſowohl, indem Sie Verfaſſer des Pasquills waren, als indem Sie dieſes verheelten. Erkennen Sie endlich, daß Sie ſelbſt das allergrößte Unrecht haben, daß Ihnen aber auf keine Weiſe Unrecht widerfahren iſt. Sie können ſich nicht einmal ein Verdienſt daraus machen, daß Sie ſich nennten. Sie haben ſich feigherzig verborgen, haben geleugnet ſo lange Sie konnten, und ſind eher nicht vorgetreten, als bis Sie ganz in die Enge getrieben, und zum Bekenntniß gezwungen wurden.

Funfzehnte Vermahnung.

Sie ſagen:

"Es iſt wahr, mit cannibaliſcher Grauſamkeit,
"inſofern ſie mit Federn auszuüben iſt, iſt man
"gegen Herrn Kotzebue, aus Anlaß ſeines Schau-
"ſpiels, zu Werke gegangen; viele billige Leute
"haben dies mit Widerwillen angeſehen, und es
"mag etwas von ſeinem Verfahren gegen mich
"entſchuldigen."

Die billigen Leute möchte ich doch wohl ſehen! Es müſſen Leute ſeyn, welche die Neutralität nicht lieben, und daher nur für einen Theil Billigkeit hegen, nicht

aber für den andern. Sie sind es gewohnt, Herr Doctor, vor allen Dingen Ihren Freund Zimmermann, und nach ihm jedermann der ihm angehört, also besonders seine heldenmüthige Vertheidiger, Sie und Kotzebue, für Wesen höherer Art zu halten, welche auch nur unsanft zu berühren, schon Hochverrath ist, dahingegen Sie Ihren Freund Zimmermann und seinen Freunden ein Recht zuschreiben, andere aufs gröbste zu behandeln, ja sogar eigentliche Schmähschriften auf Sie zu machen, welche dies alles in Geduld und Demuth annehmen, und kein Wörtchen darauf erwiedern sollen, sonst nehmen Sie und Ihr Zimmermann es sogleich gewaltig übel. Sie sprechen daher auch hier von cannibalischer Grausamkeit, worüber man nicht weiß, ob man lachen oder seufzen soll, wenn man bedenkt, was Sie und Kotzebue gegen andren gethan haben.

Worin möchten denn wohl die cannibalischen Grausamkeiten bestanden haben, mit welchen man Ihrer Meinung nach gegen Ihren Mitschuldigen, Kotzebue, zu Werke gegangen wäre? Es scheint fast, Sie bilden sich vermuthlich ein, wie Sie denn schon seit langer Zeit gewohnt sind, sich viel wunderliches Zeug einzubilden; es wäre schon cannibalische Grausamkeit, daß man alle rechtmäßige Mittel angewendet hat, um es zur Gewisheit zu bringen, daß er Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stirne sey, weswegen schon von Anfang an ein starker Verdacht wider ihn war. Es scheint fast, daß Sie dies schon für Grausamkeit halten, weil Sie hinzufügen: "Diese "Grausamkeit möge etwas von seinem Verfahren gegen "Sie entschuldigen." Sein Verfahren gegen Sie besteht, soviel ich sehen kann, nur bloß darin, daß er es bereuete, von Ihnen zur Bekanntmachung ehrenrühriger Schilderungen verführt worden zu seyn, und

daß

daß er darauf drang, Sie sollten sich als den Urheber dieser ehrenrührigen Schilderung selbst nennen, weil er Sie sonst nennen würde. Was müssen Sie für Begriffe haben, wenn Sie glauben, hier hätte er etwas gethan, das einer Entschuldigung bedürfe? Indessen auch Ihr Mitschuldiger Kotzebue scheint von Ihrem Freunde Zimmermann und von Ihnen auch den Dünkel angenommen zu haben, daß zwar das Härteste, was er gegen andre sich erlaubt, eine Kleinigkeit, hingegen jede Kleinigkeit anderer wider ihn, das Härteste sey. Auch er redet in seinem Schreiben an seine Mutter, und in seiner letzten Erklärung, als ob man cannibalisch mit ihm umgegangen wäre. Er sagt: "Er wäre in Deutschland zerrissen worden.„ Er sagt: "man habe ungerechterweise seinen guten "Ruf zerfleischt.„ u. dgl. Der gute Mensch ist, so wie Sie, sehr sensibel. Wenn Euch beide Herren nur jemand derb angreift, so glaubt Ihr schon, Ihr würdet zerfleischt; aber wenn Ihr in anderer Leute Haut schneidet und brennet, so thut euch das nicht weh, daher meinet Ihr, es müsse auch den andern nicht wehe thun. Wir wollen doch einmal sehen, wie man denn mit Ihrem Herrn Kotzebue zu Werke gegangen ist.

Das Härteste, was über Herrn Kotzebue, insofern er als Verfasser der Schrift, Bahrdt mit der eisernen Stirn, betrachtet wird, jemals ist gesagt worden, ist folgendes:

Gleich, nachdem die Schandschrift erschienen war, ließ der Freiherr von Knigge, der so unverschämter Weise auf dem Titel als Verfasser genannt worden, folgendes in die Zeitungen setzen:

"Daß ich nicht Verfasser einer elenden Schar-
"teke, Bahrdt mit der eisernen Stirn ꝛc. bin,

"die ein infamer Mensch unter meinem Namen
"hat drucken lassen, zeige ich bloß um derer
"willen an, die mich gar nicht kennen. Wenn
"sein Name, wie man hoffen muß, bekannt
"wird, so soll ihm die Züchtigung werden,
"die für ihn paßt.

Knigge.

Hier wollen wir nun das harte Wort infam betrachten, mit welchem Knigge den ihm, NB. noch unbekannten Verfasser der Schandschrift belegt, für deren Verfasser man ihn ausgegeben hatte. Es ist nicht zu behaupten, daß derjenige als ein ehrliebender Mann handelt, welcher eines andern Namen auf den Titel einer schändlichen Schrift als Verfasser setzt. Ich appellire an Ihr eignes Gefühl. Wenn jemand ein schändliches Pasquill schriebe, und gäbe auf dem Titel D. Marcard für den Verfasser aus, welche Benennung würden Sie ihm wohl geben? Denken Sie sich, wofern Sie noch das geringste Gefühl von Unpartheilichkeit und Billigkeit gegen jemand haben können, welcher nicht zur Clique Ihres Zimmermanns gehört, einmal den Grad der Indignation, welche Knigge empfunden haben muß, als er seinen Namen auf dem Titel einer Schandschrift erblickte, wodurch man ihn für den Verfasser ausgeben wollte, und denn urtheilen Sie einmal selbst, und jeder ehrliebende Mann, ja selbst jeder Rechtsgelehrter urtheile, ob bey ihm nach einer solchen Beleidigung eines Unbekannten, nicht justus dolor da war, der solche Benennung entschuldigen kann.

Wenigstens dürfen Sie, Herr Marcard, am wenigsten wider das Wort infam etwas einwenden; denn Ihr Zimmermann hat es geheiligt. Erinnern Sie sich, daß er es wider Mirabeau und die Berlinische

Monats-

Monatsschrift ohne Bedenken gebrauchte, und das
urch das Signal gab, daß wider ihn mit mehrerer
eftigkeit als sonst geschrieben wurde. Wenn Sie
nicht für cannibalische Grausamkeit halten, daß
hr Zimmermann bey einer geringfügigern Gelegen-
it dieses harte Wort brauchte; so können Sie den
ebrauch desselben hier noch viel weniger cannibalisch
nden. Dies Wort ist aber das härteste, was jemals
er Ihren Kotzebue wegen des Pasquills ist gesagt
orden.

Das zweyte harte Wort, das wegen Bahrdt mit
r eisernen Stirn wider ihn gesagt worden ist, war
lgende Erklärung, im No. 191. des Altonaischen
Mercurius, vom Jahr 1791:

"Der Mann, welcher fähig war, das Pas-
"quill, Bahrdt mit der eisernen Stirn zum
"Druck zu befördern, oder der auch nur, wenn
"es durch seine Hände gieng, den Druck desel-
"ben nicht möglichst zu verhindern suchte, würde
"wohl schon darum der allgemeinen Verach-
"tung werth seyn. Kotzebue bekennt sich
"öffentlich in der gothaischen gelehrten Zeitung
"zu dieser Schandthat, um eine größere von
"sich abzuwälzen; es kann ihm aber völlig er-
"wiesen werden, daß er selbst Verfasser jenes
"schmutzigen Products ist, — erwiesen durch
"seinen eigenhändigen Brief in Pyrmont ge-
"schrieben."

Dies zu sagen, kann nicht cannibalische Grau-
nkeit seyn, denn es ist leider die reine Wahrheit,
e eine Wahrheit, welche damahls nothwendig war,
utlich zu sagen, weil Kotzebue so sehr viele Win-

Kelzüge machte, um sein unverantwortliches Benehmen zu beschönigen, das gröbste Pasquill für eine Posse auszugeben, die niemands Ehre antasten könnte, und sogar einen fremden Menschen, Schlegel, durch sein falsches Zeugniß vor einem Notarius die Verfasserschaft aufbürden wollte, um sich hinter demselben zu verstecken. Ueberdem steht es Ihnen, Herr Doctor, am allerwenigsten an, die Bekanntmachung auch der härtesten Wahrheit mit der Benennung cannibalischer Grausamkeit zu brandmarken. Sie hatten ja kurz vorher Ihr frevelhaftes Unternehmen in Gesellschaft Ihres Freundes Kotzebue häußliche Schwachheiten und Fehler verdienter Gelehrten auf eine pasquillantische Art zu schildern, damit entschuldigen wollen, daß sie Wahrheit wären, daß Sie dieselben nicht erdichtet hätten. Diese Schilderungen waren aber nicht einmal, wenigstens nicht alle, in der Wahrheit gegründet; und wären wirklich einige der Wahrheit gemäß, so waren es gewiß nicht Wahrheiten, welche für das Publicum gehörten. Aber wer die verabscheuungswürdigen Verfasser eines öffentlich bekannt gemachten Pasquills wären, war um so viel nöthiger ins Publikum zu bringen, mit je mehrerer List die Verfasser sich gegen der gerichtlichen Untersuchung zu verstecken suchten. Also, es ist nicht Ihrem Kotzebue, wegen des Schauspiels Bahrdt mit der eisernen Stirn, von irgend jemand mit cannibalischer Grausamkeit begegnet worden, wie Sie in Ihrer Erklärung der Welt vorspiegeln wollen. Glauben Sie mir, es stehet Ihnen sehr schlecht an, von Abscheulichkeit zu reden, mit welcher man Ihren Freund Zimmermann behandelt hätte, oder von Grausamkeit, mit welcher man gegen Ihren Freund Kotzebue zu Werke gegangen wäre; es steht Ihrem Freunde Zimmermann eben so schlecht an, gegen die Wahrheit

in

in einer öffentlichen Erklärung, das blos ihm zu Ehren geschriebene Pasquill betreffend, zu sagen: "Viele deutsche Gelehrten hätten ihm alle Ehre neh-"men, ihn aller Achtung und alles Zutrauens be-"rauben wollen, sogar, alle Kunstgriffe mensch-"licher Bosheit hätten diese gelehrten Herrn gegen "ihn verschwendet.„ Es liegt am Tage, wie grob und pöbelhaft er selbst die verdientesten Gelehrten angriff, deswegen hat doch keiner von seinen Gegnern sich so tief erniedrigt, daß er in seine häuslichen Geheimnisse gedrungen, ein Pasquill auf ihn herausgegeben, noch weniger auf den Titel eines Pasquills gesetzt hätte, Marcard oder ein anderer Freund Zimmermanns wäre der Verfasser dieses Pasquills. Sie aber, Herr Marcard, Sie haben nebst Ihrem Freunde Kotzebue, um alle Gegner Ihres Freundes Zimmermann, (die er sich theils durch ganz falsche Behauptungen, theils durch ganz unverzeihlich stolzes und grobes Betragen zugezogen hatte,) zu beschimpfen, mit Hintenansetzung der Menschlichkeit und Billigkeit, in die Ehre und den guten Namen, in die häusliche Ruhe der rechtschaffensten Männer hineingewüthet, so, daß daraus für eine ganze Familie die traurigsten Folgen erwachsen sind. Ein solches unverantwortliches Betragen von Ihnen Beiden könnte man, wenn man, Herr Doctor, nach Ihrer und Ihres Zimmermanns Art in heftigen Worten reden wollte, mit mehrerm Rechte: "eine cannibalische Grau-"samkeit, insofern sie mit Federn auszuüben "ist„ — "einen Kunstgrif menschlicher Bosheit„ nennen. Aber nichts was man sich gegen Ihre Freunde Zimmermann und Kotzebue erlaubt hat, verdient einen solchen Namen. — Ihnen steht es, ich wiederhole es nochmahls, am wenigsten an, von Grausamkeit zu reden, da man so wohl gegen Sie

als gegen Ihren Mitschuldigen Kotzebue viel mehr nachsichtiger sich beträgt, als Sie beide verdienen, indem Sie durch Ihr Pasquill die härteste Ahndung verdient hätten. Lassen Sie doch einmahl ein wenig übersehn, was Ihnen und Ihrem Kotzebue denn eigentlich wiederfahren ist, nachdem man sie als Verfasser entdeckt hat. Kotzebue hat ja ungestraft dürfen in die Zeitung setzen lassen, er sey losgesprochen. Was er oder einer der Ihn entschuldigen will, losssprechen heißt, bestehet darin, daß man in Reval und in Petersburg nicht auf die hannöversche Requisition in subsidium juris achten, und deshalb keine Untersuchung gegen ihn veranlassen will. Das ist kein Lossprechen von der Schuld, sondern nur von der Untersuchung; und diese sogenannte Lossprechung spricht ihn vor dem ehrliebenden Publicum gewiß nicht los. Aber, rechnen Sie es nicht für große Nachsicht, daß die in dem Pasquill angegriffenen Männer, nebst der durch dasselbe unglücklich gewordenen Familie, nachdem der Verfasser desselben bekannt worden ist, weder in Petersburg noch in Reval den geringsten Schritt zu seiner Bestrafung thun? hätten sie nicht ein vollkommnes Recht dazu? Also gehn die Männer, welche Kotzebue beleidigt hat, mit ihm sehr gelinde, keinesweges aber grausam um.

Prüfen Sie sich, Hr. Doctor, Sie der Sie so geschwind in leidenschaftliche Hitze kommen, wenn Kotzebue ein Pasquill gegen Ihren angebeteten Zimmermann gemacht, wenn er Sie als Verfasser auf den Titel gesetzt hätte, ob Sie ihn wohl nicht gerichtlich und aussergerichtlich bis ans Ende der Erde verfolgen würden. Hier sehe ich Sie aufspringen, leidenschaftsvoller Herr Doctor, hört Sie ausrufen: Du nimst einen unmöglichen Fall an! Wie? Kotzebue sollte auf Zimmermann ein Pas-

quill

quill machen können? Es ſcheint mir, der Fall wäre doch ſehr möglich geweſen. Kotzebue verſichert:

> Aus Dankbarkeit und Freundſchaft gegen Zimmermann,

habe er das Pasquill geſchrieben, um deſſen Gegner lächerlich zu machen, die er nicht einmahl kannte. Geſetzt nun nicht Zimmermann, ſondern ein Gegner deſſelben hätte ſich ihm verbindlich gemacht, hätte ihn umſonſt curirt, hätte ihn hier oder da empfohlen; ſo würde der dankbare Kotzebue gleich bereit geweſen ſeyn, alle ſeine Feinde, ja auch Zimmermannen lächerlich zu machen. Seine Dankbarkeit gehet ja, wie Bahrdt mit der eiſernen Stirne zeigt, weder mit Kenntniß noch mit Billigkeit, noch mit feiner Empfindung im ſchweſterlichem Bunde.

Auch Sie, Herr Marcard, erfahren ſo wie Ihr Freund und Mitſchuldiger Herr Kotzebue, die Nachſicht und Gelindigkeit der Männer, die Sie beleidigt haben. Ihre Freunde in Oldenburg und Hannover thun, wie es der Augenſchein zeigt, was nur möglich iſt, um den unbeſonnenen Schritt, den Sie durch Ihre ſtolze und widerſinnige Erklärung gethan haben, wieder gut zu machen, Ihrem unverantwortlichen Verfahren einen gelinden Anſtrich zu geben, und Sie vor der gerichtlichen Ahndung zu ſichern, welche Sie eigentlich wohl verdient hätten. Es verlautet, daß auch die Juſtiz in Ihrem jetzigen Aufhaltungsorte Oldenburg, ſich bey der von Hannover aus gegen Sie veranlaßte Unterſuchung gegen Sie ſehr gelinde bezeigt. Man verſichert, ſie habe nach Hannover geantwortet: Die Sache qualificire ſich nicht zu eine Unterſuchung ex officio, und man würde nichts weiter in dieſer Sache thun, wenn ſich nicht einer von den Beleidigten

selbst meldete, und gerichtliche Bestrafung verlangte. Auf diese Art wird also freylich zu Ihrem Vortheil, die Sache dort von einer sehr gelinden Seite genommen, und gelinder, als es das strenge Recht zu erfordern scheint. In Hannover hat sich doch wirklich einer der Beleidigten zur Erlangung gerichtliche Untersuchung und Bestrafung des Verfassers des Pasquills gemeldet, und das Ansuchen dieses Beleidigten verdiente um so viel mehr die ernsthafteste Rücksicht, da die Sensation welche dies Pasquill auf den verdienten und unglücklichen Mann machte, für ihn selbst und für seine ganze Familie den traurigsten Erfolg gehabt hat. In solchen Fällen pflegen sonst benachbarte Justizcollegien, wenn Requisitionen in subsidium juris geschehen, Ihre Beihülfe zu Bestrafung solcher Verbrechen nicht zu versagen. Aber selbst daß die Obrigkeiten Privatinjurien, und am meisten einen so argen libellum famosum, ex officio bestrafen können, wird von den berühmtesten Rechtslehrern behauptet. Ich will mich hier nur auf Leyseri Meditt. ad ff. Edit. Guelpherbyt. T. VIII. p. 182. u. s. w. berufen. Um so mehr könnte es auffallen, daß die Justiz in Oldenburg hier sich auf eine nähere Untersuchung eines Verbrechens nicht einlassen will, wo es scheint, nicht bloß auf Privat- sondern auch auf öffentliche Genugthuung ankommen zu müssen. Ich gönne es Ihnen indessen, Herr Doctor, daß diese Gelindigkeit Ihnen zur Verdeckung Ihres Correspondenten, der anderer ehrlicher Leute Häuser auskundschaftete, um Ihrer Leidenschaft zu fröhnen, zur Verdeckung Ihres eigentlichen Antheils an dem Pasquill, zur Befreiung von der verdienten Strafe, zu statten kommt. Aber nun müssen Sie billig auch bekennen, daß man weder mit Ihnen noch mit Ihrem Mitschuldigen Kotzebue grausam, sondern

viel-

vielmehr gegen beide mit unverdienter Gelindigkeit und Nachsicht zu Werke gehe.

Wenn Ihnen aber diese Gelindigkeit und Schonung jetzt wohl thut; so gehn Sie nun auch in sich, und vergleichen Sie einmal unpartheiisch in Gedanken das Betragen der Männer, welche von Ihnen so grob beleidigt wurden, mit Ihrem eigenen Betragen. Als Sie schändliche Anecdoten von rechtschaffenen Leuten zusammen rafften, als Sie noch dazu einen Dritten zu einer Correspondenz verleiteten, wodurch die bürgerliche Ehre verdienter Männer öffentlich sollte beleidigt werden, schnaubten Sie nichts als Wuth und Rache, und kein Gedanke von Verschonung kam in Ihre Seele. Bedenken Sie nur, wie würde es Ihnen gehn, wenn die Männer, welche Sie beleidigt haben, mit eben der Unerbittlichkeit das Recht wider Sie beide brauchte, mit welcher Sie und Kotzebue Unrecht wider diese Männer ausübten. Schämen Sie sich also, Herr Doctor, und suchen Sie nicht der Welt ferner vorzuspiegeln, man handele gegen Sie und Ihren Mitschuldigen grausam, da man sich noch nicht einmal wider beide seines ganzen Rechts bedient.

Sechszehnte Vermahnung.

Sie sagen:

"Nun fällt denn doch der schändliche Argwohn gegen
"die heiligsten Betheuerungen des Herrn von Zimmer-
"mann, daß er von dieser Sache nichts gewußt habe,
"weg, und fällt schwer auf seine Urheber zurück."

Belieben Sie uns unmaßgeblich zu berichten, wie schändlich den eigentlich wohl der Argwohn gegen Zimmer-

mermann sey, daß er von dieser Schrift etwas gewußt habe? Ist etwa die Schrift selbst sogar schändlich, daß es Ihrem Zimmermann schon Schande gewesen seyn würde, nur etwas von einer solchen Schrift zu wissen? Wenn dieses ist, so begreife ich nur nicht recht, wie Sie sich haben vorstellen können, daß eine so schändliche Schrift nicht auch demjenigen zur Schande gereichen müsse, dem allein zu Ehren Sie diese Schrift schrieben.

Aber vielleicht meinen Sie nur, es wäre schändlich, sobald Zimmermann betheuert habe, er wisse nichts von dieser Sache, ihm nicht sogleich auf sein Wort zu glauben. Hiezu würden nun manche Umstände erläutert werden müssen, ehe man genau bestimmen könnte, was davon zu halten sey. Jemanden nicht gleich auf sein Wort zu glauben, nachdem die Umstände sind, würde sehr erlaubt, unter andern Umständen unbillig seyn. Es müßte jemand schon einen unbeschreiblich großen Grad der Glaubwürdigkeit sich erworben, und auch nie das Geringste sich haben zu schulden kommen lassen, wenn man sollte sagen dürfen, es sey schändlich ihm nicht augenblicklich zu glauben, sobald er etwas versichert. Ich will nicht einmal anführen, daß Ihr Freund Zimmermann schon so manche unbesonnene Streiche gemacht, schon seinen Feinden oft auf sehr grobe und ehrenrührige Art begegnet hat, und daß man einige Präsumtion hätte haben können, auch dieser grobe und ehrenrührige Angriff auf seine Gegner würde ihm nicht mißfallen. Ich will nur bloß anführen, daß es, an sich, doch eben nicht wahrscheinlich war, Zimmermann solle von einer Schrift gar nichts gewußt haben, welche — aus gar keiner andern Ursach geschrieben worden, als um ihn zu vertheidigen, und um alle seine Gegner zu beschimpfen. Hiezu kam, daß er in seiner öffentlichen

Er-

Erklärung sich so sehr unbestimmt ausdrückte, daß er über die wesentlichsten Sachen weggieng, z. B. nicht ein Wort davon sagte, was damals die Hauptfrage war: Ob er wisse, wer der Verfasser der Schandschrift sey, oder ob er einige Muthmaßungen deswegen hätte. Denn darüber waren die angegriffnen Männer eidlich befragt worden, die doch wohl weniger schuldig waren, darüber Rechenschaft zu geben, als Zimmermann. Hiezu kam, daß er abermals in seiner Erklärung seinen Gegnern harte, unbestimmte und ganz ungegründete Vorwürfe machte, dagegen über die zu seiner Ehre geschriebene Schandschrift, nicht den geringsten Mißfallen bezeigte. Da nun von dem wahren Verfasser der Schandschrift selbst durch eine Untersuchung, die in vieler Herren Landen getrieben wurde, nichts heraus zu bringen war; so war es, bey solchem wunderlichen Benehmen Ihres Freundes, eben niemand so sehr zu verdenken, wenn er auf das bloße Läugnen desselben ihn nicht augenblicklich ganz lossprechen wollte. Freylich wollte Zimmermann auch einen Eyd, und zwar den schauderhaftesten Eyd schwören. Aber nicht jedermann hat für das Schauderhafte so viel Respeckt als Ihr Freund Zimmermann, und das Unglück war noch dazu, daß er nur an das Schauderhafte bey der Eidesleistung gedacht, und darüber vergessen hatte, den Eyd selbst in völlig bestimmten und nicht ganz unzweideutigen Worten zu fassen. Ich für meinen Theil will z. B. gerne glauben, daß nur die gewöhnliche, nachläßige und unbestimmte Schreibart Ihres Freundes Zimmermann Ursach war, und daß Er kein reservatur mentationem dabey hatte, wenn er sich erbot zu schwören:

"Daß er von dem ganzen Inhalte der Schrift
"nichts wußte, bis er dieselbe gedruckt in seinen
"Händen sah. „

Aber

Aber es war doch jedermann erlaubt, den Gebrauch dieses und anderer unbestimmten Ausdrücke, in einer Erklärung die so sehr bestimmt hätte seyn sollen, seine Gedanken zu haben, und einiges Mißtrauen darauf zu gründen, und ich zweifle sehr, daß die Justizcanzley in Hannover ihm den Eyd auf diese Art würde normirt oder abgenommen haben. Denn es hätte das Ansehn haben können, als wolle Zimmermann nur schwören, er habe nicht den ganzen Inhalt der Schrift, aber doch von einigem Theil davon etwas gewußt. z B. — absit injuria verbis — er habe von den ehrenrührigen Schilderungen etwas wissen können, womit Sie sein Herzensfreund, alle seine Feinde zu Boden schlagen wollten, aber nichts von den Zoten womit Ihr Herzensfreund Kotzebue Ihre Ehrenrührigkeiten verschönerte. Es wäre doch ein möglicher Fall gewesen. Noch mehr Fälle lassen sich denken, und Ihres Freundes unbestimmte Erklärung, gab selbst zum Mißtrauen Anlaß. Da überhaupt gar kein Eyd von Herrn Zimmermann ist geleistet worden, so wird es auch wohl jedermann erlaubt seyn, seine Meinung auf eine oder die andere Art zu fassen, wie es etwa mit dem Eyde würde geworden seyn, wenn Zimmermann ihn wirklich, und zwar, wie es nothwendig hätte seyn müssen, nach vorhergegangener Untersuchung alles dessen, was er etwann von dieser Schrift wissen könnte oder nicht, und alsdenn so, wie ihm die Justizcanzley vorgeschrieben hätte, würde geschworen haben.

Ich sehe schon, wie Sie, leidenschaftlicher Herr Docter, heftig auffahren und ausrufen: Es ist allemal schändlich, wenn man einem ehrlichen Mann nicht gleich auf sein Wort glauben will! Es ist allemal schändlich, wenn man Argwohn hegt! — Sachte! Sachte! Herr Doctor! Die Fälle sind zuweilen so verwickelt, daß, wenn jemand gleich etwa ganz gewiß

ver-

versichert, man doch nicht recht weis, was man glauben soll, ohne daß man deswegen ihm seine Ehrlichkeit abläugnet, und ohne daß man deßhalb schändlich handelt. Zumal ist dieses zu verzeihen, in einer so dunkeln Sache, wie die Untersuchung eines Pasquills ist, davon, wenn sie einmal vor Gerichte schwebet, und wenn dazu schon die öffentliche Indignation wider das Pasquill redet, jeder seinen Antheil oder sein Mitwissen auf alle Weise zu verheimlichen sucht, und wenn er reden muß, unbestimmt, mit Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen redet. Ich will Ihnen ein paar Beyspiele geben. Ich bin weit entfernt, Sie und Ihren Freund Kotzebue nicht für ehrliche Leute zu halten, obgleich Sie beide in Gemeinschaft eine schlechte Handlung begangen haben. Nun drücken Sie sich über Ihren Antheil und Mitwissen von dieser Handlung so aus, daß man nicht weiß, wie man Ihren Behauptungen glauben soll, weil Sie unwahrscheinliche Dinge behaupten, und sich offenbar widersprechen. Sie sagen z. B. "Es sey von den ehrenrührigen Schilderungen, welche Sie ihm mittheilten, "kein bestimmter Gebrauch zwischen ihm und Ihnen "abgeredet worden." Kotzebue sagt hingegen: "Es "sey eine Thatsache, daß Sie das was Sie schrieben, wirklich für den Druck bestimmt hatten." Sie sagen: "Sie hätten Herrn Kotzebue auf sein "Fragen und dringendes Begehren, Nachrichten, "Bemerkungen und Anecdoten flüchtig mitgetheilt — "Sie hätten ihm auf sein Verlangen einen Brief, "und ein paar Zettel von Ihnen, und von einem andern "fremden Manne in die Hände kommen lassen, und "und Sie hätten den Gebrauch nicht erwartet, den "er von Ihren Nachrichten mache." Kotzebue hingegen sagt: "Sie hätten ihn in diese unangenehme "Geschichte verwickelt, welches Gott Ihnen ver-

"zeihen

"zeihen möge.„ Ich muß bekennen, lieber Herr Doctor, daß ich, (der ich, so wie viele mehrere Menschen, mir anfänglich vorgestellt hätte, Sie wären fähig sich so weit zu vergehen, daß Sie wesentlichen Antheil an der Schandschrift genommen hätten,) nachdem verschiedenes öffentlich bekannt worden, jetzt über diese beide Fragen Ihrem Mitschuldigen Kotzebue mehr glaube als Ihnen, ob ich ihm gleich nicht ganz glaube. Ich bekenne, daß ich den Argwohn gegen Sie habe, Sie wären hier nicht ganz aufrichtig in Ihren Behauptungen. Ich glaube, dieser Argwohn ist gar nicht schändlich, und nichts was schwer auf mich zurückfallen könnte. Mein Argwohn kommt daher, weil Sie sich beinahe eben so wunderlich benehmen, als Ihr Freund Zimmermann, weil Sie die Sachen unbestimmt und im Dunkeln lassen, so wie er. Wenn Sie darauf dringen werden, daß Kotzebue alle von Ihnen mitgetheilte Nachrichten öffentlich bekannt macht, und wenn dann diese Manuscripte nicht wider Sie zeugen, so wird aller Argwohn verschwinden; bis dahin ist er erlaubt, nicht aber schändlich. Niemand kann weiter urtheilen, als er die Acten vor sich liegen hat, und daher kann auch niemand völlig gewiß seyn, ob Ihr Freund Zimmerman vorher irgend etwas von einer Schrift oder Schauspiel gewußt habe, worin "alle seine Feinde sollten lächerlich gemacht, "und dem Lärm dadurch ein Ende gemacht werden;„ wie sich Freund Kotzebue soll ausgedrückt haben. Jedermann wird also hierüber wohl glauben dürfen, was er für das Wahrscheinlichste hält.

Hören Sie das zweyte Beyspiel: Ihr Freund Kotzebue hatte geradezu behauptet: Schlegel sey Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stirn, und hatte dieses gar vor einem Notarius bezeugen lassen. Es war gleich der allgemeine Argwohn, daß dies, ungeachtet

geachtet des feyerlichen Zeugnisses, und des Herrn Kotzebue eigener Erklärung, eine Unwahrheit sey. Man hatte Ursache zu diesem Argwohn, bey welchem man sich freylich auch noch hätte irren können; der Erfolg hat aber genugsam gezeigt, wie sehr er gegründet gewesen ist. Ist denn der Unterschied zwischen Ihrem Freunde Zimmermann, und Ihrem Freunde Kotzebue, so unendlich groß, daß Argwohn, der gegen diesen erlaubt war, bey jenem aber gleich durchaus schändlich werden mußte?

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß es erlaubt sey, Argwohn zu hegen, so lange eine Sache noch nicht aufgeklärt ist, und besonders, wenn sich merken läßt, daß diejenigen, welche sie am leichtesten aufklären könnten, nichts zur Aufklärung thun. Wenn also jemand von Ihrem Freunde Zimmermann, auch nach seiner öffentlichen Erklärung etwa geglaubt haben mag, er könne doch wohl etwas von dieser Sache gewußt, und besonders, er möchte wohl die Verfasser gekannt haben, so that er nichts schändliches, und Sie Herr Doctor hätten ein solches Wort nicht brauchen müssen.

Am allerunbegreiflichsten ist mir, daß Sie vorgeben:

> "Da nunmehr die Sache den Ausgang genommen hat, daß Sie und Kotzebue als Verfasser "des Bahrdt mit der eisernen Stirne bekannt "geworden sind; so fiele nun der Argwohn weg, "daß Zimmermann etwas von dieser Sache gewußt hätte."

Es scheint mir, wenn jemand sonst dieses hat glauben wollen; so kann er es, ohngeachtet der Bekanntwerdung der Verfasser, nicht allein noch immer ferner glauben, sondern selbst die Entdeckung, daß

Sie Beide die Verfasser sind, kann dem Argwohn sehr vieler Personen, daß auch Zimmermann von dem saubern Werke dieser Verfasser etwas gewußt haben möchte, eher mehrere Nahrung geben. Sie sagen selbst, daß Sie der vieljährige vertraute Freund Zimmermanns sind. Es ist bekannt, daß, ob Sie gleich immer in gehöriger demüthiger Entfernung von Ihrem Freunde bleiben, dennoch Ihr wechselseitiges Vertrauen so groß ist, daß sonst Zimmermann für Sie, und Sie für Zimmermann keine Geheimnisse haben. Es bleibt also eher wahrscheinlich, daß Sie, sein ganz innig vertrauter Herzensfreund, ihm auch eine Schrift nicht verhehlet haben, welche ihn so nahe angieng, als das Gegentheil. Es ist eben kein Grund einzusehn, warum Sie und Kotzebue ihm nicht sollten haben wissen lassen, daß Sie Beide eine Schrift herausgeben wollten, wodurch alle seine Gegner so glorreich sollten zu Boden gestreckt werden. Sie, Herr Doctor, haben mit Zimmermann im Jahre 1790 gesprochen, wenigstens gewiß damahls und nachher noch bis jetzt beständig fast pöstlich korrespondirt. Kotzebue hat sich, sichern Nachrichten zufolge, in diesem Jahre zwischen der Zeit, da er von Ihnen in Pyrmont zum ersten Entwurf der Schandschrift die ehrenrührigen Schilderungen erhielt, und da er in Weimar die Schandschrift zum Druck fertig machte, einige Tage lang in Hannover aufgehalten, und ist täglich, fast den größten Theil des Tages, in Zimmermanns Hause gewesen. Es kann, bey allen diesen Wahrscheinlichkeiten für den Argwohn, dennoch möglich seyn,

daß

daß Sie beide Herren Ihrem Gönner Zimmermann von der Schrift, ehe Sie gedruckt worden, nichts gesagt, ihm die Absicht und den Inhalt ganz oder zum Theil verheelt haben. Aber wenigstens ist dieses nicht sehr wahrscheinlich, gewiß nicht so sehr überwiegend wahrscheinlich, daß, da Sie als Zimmermanns vertrautster Freund, und Kotzebue als dessen Client, die Anstifter und Verfasser der Schandschrift sind, deswegen alle Ursache zum Argwohn wegfallen müßte, daß Zimmermann auch etwas davon gewußt hätte! Beides kann ja sehr wohl mit einander bestehen.

Indessen, wir wollen annehmen, daß Zimmermann wirklich von der Schandschrift nichts bekannt war, bis er sie gedruckt erblickte, und sogar, daß er auch alsdenn gar nicht gewußt habe, woher sie käme, und daß ihn seine beiden vertrauten Freunde damit hätten erfreuen wollen. Ich will es zur Ehre Zimmermanns als wahr voraussetzen. Ich will sogar zur Ehre Zimmermanns glauben, daß er der, sonst über sein Lob sich eben nicht zu betrüben, und über keine pöbelhafte Ausfälle gegen seine Gegner zu erschrecken pflegt, dennoch seiner Versicherung nach: "mit Schrecken und Betrübniß den Inhalt der Schandschrift erfuhr." Was folgt nun daraus?

Bloß deswegen konnte doch Zimmermann nur wegen dieser Schrift in Unwissenheit geblieben seyn, weil Sie Herr Doctor und Kotzebue diese Schrift für allzugrob, für allzupöbelhaft, für allzuschmutzig (welches letztere Wort Sie jetzt selbst brauchen) gehalten, als daß Sie sich getraut hätten, Herrn

Zimmermann das geringste merken zu lassen, ob Sie gleich sonst mit Ihm so vertraut umgiengen. O! meine witzige und spaßhafte Herren, die Sie Ihre Einfälle und Schilderungen zu einem Pasquille amalgamirten: — Wenn Sie selbst fühlten, daß Sie mit Ihren ehrenrührigen Zoten, und mit Ihren zotenhaften Ehrenrührigkeiten sogar Ihrem Gönner Zimmermann nicht gefallen würden, wem glaubten Sie denn sonst gefallen zu können? Doch ich irre mich — Sie haben wirklich dem Herrn Professor Aloysius Hofmann in Wien gefallen, welches freylich fast eben so viel ist, als ob Sie Zimmermanns Beyfall selbst erhalten hätten. Dieser Herr Hofmann ist nebst Ihnen beiden der Dritte, dem alles, was Zimmermann gethan hat, wohl gefällt, wie er denn ihm und seinen Freunden auch in manchen Stücken ähnlich ist. Z. B. Er haßt die Aufklärer, wie Zimmermann, und schlägt sie mit eben den Waffen zu Boden, die Kotzebue und Marcard gegen Zimmermanns Gegner gebrauchten. Es scheint freylich einiger Trost, daß der arme Zimmermann, der in seiner Noth von jedermann verlassen wird, und den niemand, der die Feder führt, weiter vertheidigen will, doch Sie drey noch hat. Wenn es nur helfen wollte! Zimmermann kommt mir vor wie Hiob der Geplagte, und seine drey Freunde, Kotzebue von Reval, Marcard von Oldenburg, und Hofmann von Wien, aus den äussersten Enden deutschredender Länder, kommen mir vor, wie Eliphas von Theman, Bildad von Suah, und Zophar von Naema, welche "kämen, jeglicher aus seinem Orte,

"Hiob zu klagen und zu tröſten." Und Hiob ſagte zuletzt: "Ihr ſeid allzumal leidige Tröſter!"

Siebenzehnte Vermahnung.

Sie ſagen etwas, was wohl auſſer Ihnen niemand würde gedacht haben, nemlich:

"Um ſo mehr freuet es mich, daß der Argwohn
"wider Herrn Zimmermann wegfällt, je edel-
"müthiger Herr Zimmermann, ich mag wohl
"ſagen, mit wahrer Gröſſe der Seelen, auf
"Satisfaction, die er fordern konnte, Verzicht
"gethan hat."

Nun wünſchte ich auch, daß Sie uns näher erklären möchten, worin denn eigentlich die Satisfaction beſteht, die Herr Zimmermann hätte fodern können, und wie ſich dabey an ihm ein Edelmuth gezeigt hätte, der ſogar Gröſſe der Seelen genannt zu werden verdient? Ich ſinne hin und her, und weiß nur ganz ſchwache Vermuthungen zu finden, was Sie wohl könnten gemeint haben.

Am wahrſcheinlichſten möchte ich es gern finden, daß Sie zur Erkenntniß gekommen wären, und glaubten, Zimmermann habe ſich gegen Sie und Kotzebue edelmüthig bewieſen, daß er Ihre ſo ſchlechte Vertheidigung, vermittelſt eines Pasquills, welches ihm zur Schande gereicht, beſonders, wenn man argwöhnen möchte, er habe etwas davon gewußt, Ihnen mit wahrer Gröſſe der Seele verziehen hätte. Wenn Sie dieſes aber Ihrem Freund

Zimmermann zur Edelmuth anrechnen wollten, so müßten Sie es noch vielmehr den vielen rechtschafnen Männern, die Zimmermann in seinen Schriften mit groben Anzüglichkeiten, und allen denen, die Ihr Pasquill ehrenrührig angriff, zum Edelmuth und zur Größe der Seelen anrechnen, daß sie auf die Satisfaction, welche Sie ganz ohnstreitig von ihnen allen dreyen fodern konnten, bisher Verzicht thaten, auch nachdem es bekannt worden, wer die Verfasser des Pasquills sind. Ueberhaupt scheint es aus andern Stellen Ihrer Erklärung noch eben nicht als ob Sie, Herr Doctor, in der Selbstkenntniß und in der Billigkeit so weit fortgerückt wären, als ich gern vorausetzen möchte.

Es scheint also das Wahrscheinlichste, daß Sie auf den litterairischen Beweis zielen, welche der Herr Oberstlieutnant Mauvillon hat drucken lassen, daß Zimmermann selbst der Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stirn sey. Sie können fast nichts anders gemeint haben. Wenn Sie sich aber einbilden, daß Zimmermann, nachdem nun bekannt worden; daß Sie und Kotzebue Verfasser des Pasquills sind, von Mauvillon eine Satisfaction fodern könnte, so irren Sie sich sehr. Erlauben Sie, daß ich Sie hierüber etwas näher belehre.

Ich setze voraus, daß Sie von einer gerichtlichen Satisfaction reden, denn sollten Sie etwan gemeint haben, es wäre wahre Größe der Seele von Ihrem Freunde, daß er Verzicht darauf gethan hätte, den Herrn Oberstlieutenant auf Pistolen zu fodern; so kann ich freylich dazu nichts sagen, und Sie müssen

als sein vertrautester Herzensfreund freylich wohl am besten wissen, ob solcher Verzicht von Ueberfluß des Edelmuths oder von Mangel des Muths herrühre. Was aber gerichtliche Satisfaction betrift, so lassen Sie sich belehren, Herr Doctor, daß man keine gerichtliche Satisfaction von jemand fodern kann, bey dem kein animus injuriandi vorhanden gewesen ist, der läßt sich aber nicht denken bey einer Schrift, welche in dem ruhigsten Ton abgefaßt ist, und eine Meinung mit Gründen vorträgt. Erlauben Sie mir also, Sie zu erinnern, daß Sie sich würklich lächerlich machen; indem Sie Ihrem Freunde sehr pathetisch eine wahre Größe der Seelen zuschreiben, weil er Verzicht thut auf eine Satisfaction, welche er nie verlangen kann.

Sie hätten sich auch erinnern sollen, daß der Herr Oberstlieutenant Mauvillon seine Meinung über den Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stirne, nicht aus eigenem Antriebe aufsetzte und mit Gründen ausführte, sondern dies geschah auf Requisition der Justizcanzley zu Hannover, zu Folge welcher er von seinem Landesherrn befehligt ward:

"Requirirtermaaßen seine in Ansehung der pas-
"quillantischen Schrift qu. hegende[] gründliche
"Vermuthungen und schon gesammelte Data
"umständlich und solchergestalt wie er es mit-
"telst körperlichen Eides zu bekräftigen sich ge-
"traue, ad protocollum ohnweigerlich anzu-
"geben."

Es scheint zwar freilich ziemlich sonderbar, daß überhaupt in diesem Processe bloß diejenigen über den

Verfaſſer der Schmähſchrift ſind befragt worden, welche in der Schmähſchrift waren angegriffen worden, und gar nicht derjenige, dem zu Gunſt die Schmähſchrieft geſchrieben war, wovon ſich wohl in keinem ähnlichen Proceſſe ein Beyſpiel finden möchte. Auch iſt es dem Anſcheine nach etwas befremdend, daß man von Hannover aus nicht alle die, welche angegriffen waren, hat vernehmen laſſen, ſondern ſich nur einige ausgeſucht hat, und ſie noch dazu endlich vernehmen laſſen wollte; dagegen man Herrn Zimmermann weder im geringſten befragt, noch auf ſeinen angebotenen Eyd Rückſicht genommen, vielmehr ihm eine ſchriftliche Reſolution gegeben hat, es wäre nicht nöthig, daß er ſchwöre. Doch hiezu läßt ſich eine juriſtiſche Urſache denken; aber daß dieſe Reſolution, Herrn Zimmermann betreffend, ſogar, wie verſichert wird, nach Braunſchweig, denjenigen Herrn welche man durch Requiſition hatte vernehmen laſſen, beſonders dem Herrn Oberſtlieutenant Mauvillon, inſinuirt ward, ſcheint allen Perſonen welche davon gehört haben, unbegreiflich. Dieſe Herren hatten ja keinen Proceß mit Herrn Zimmermann, vielmehr ſchien es ſchon ein wenig hart zu ſeyn, daß man Sie und mehrere in der Schmähſchrift angegriffene Perſonen, wider ihren Willen, durch die, Ihnen zugemuthete endliche Bekanntmachung deſſen, was Sie von dem Verfaſſer wiſſen möchten, zu Angebern machen, und Sie dadurch in dieſen Proceß verwickeln wollte, welches ihre Abſicht nicht war, ſonſt würden Sie ja ſelbſt ſich als Kläger gemeldet haben. Das allerauffallendſte iſt, daß man lauter auswärtige Perſonen,

hin-

hingegen keinen einzigen aus dem Hannöverschen hat vernehmen lassen; obgleich die Untersuchung, auf Instanz eines Hannöverschen Unterthanen, Herrn Klotzenbring, der Justizkanzley war aufgetragen worden. Soviel ich gehört habe, hat man bloß in der Ferne, die Herren Mauvillon, Campe und Trapp in Braunschweig, Herrn Nicolai in Berlin, und Herrn Ettinger in Gotha gerichtlich nöthigen wollen, alles anzuzeigen, was ihnen von dem Verfasser des Pahrdts mit der eisernen Stirn bekannt sey; hingegen die Herren Kästner, Lichtenberg, Klügge ꝛc. die man in der Nähe hatte, hat man gar nicht befragt. Indessen, so fremd dieses scheinen möchte, so wird doch die Justizkanzley zu Hannover unfehlbar besondre gegründete Ursachen gehabt haben, warum sie gerade so handelte.

Vermuthlich wird das Publicum diese Ursachen erfahren, wenn einmal dieser, dasselbe so sehr interessirende, Proceß durch eine Sentenz geendigt ist, und die Acten dem Publicum gedruckt vorgelegt werden. Denn daß man im Hannöverschen diese Sache werde ganz fallen lassen, wie Herr Kotzebue in seinem Briefe aus Pyrmont an Herrn P. S. schrieb, konnte Kotzebue wohl wünschen, aber es ist eben nicht zu vermuthen; wenigstens würde es, bey der sehr fremden Wendung welche diese Sache angenommen hat, nicht einen vortheilhaften Eindruck machen. Denn nach dem gewöhnlichen Gange des Rechts ist bis jetzt nicht zu begreifen, wie die Justizkanzley in Hannover darauf kam, diejenigen Personen welche in der Schmähschrift angegriffen waren, sogar eydlich, über die Data befragen zu lassen, welche sie zur Kenntnis des Verfassers haben

möchten. Es wär doch nicht rechtlich zu präsumiren, daß Sie etwas davon wissen müßten, und wenn Sie auch etwas wußten, konnten Sie gar nicht verbunden seyn, ihre Meinung hierüber dem Gerichte, und noch dazu eydlich, anzuzeigen, wodurch Sie sich, (wie auch geschehen ist) neuen Unannehmlichkeiten aussetzen könnten. Daß man auf den von Herrn Zimmermann angebotenen Eyd damahls nicht Rücksicht nahm, ist zu begreifen. Denn einen Eyd ohne alle Untersuchung der Sache schwören zu lassen, ist wohl in Gerichten nicht üblich. Hätte Herr Zimmermann sich recht benehmen wollen, so hätte er sich zur strengsten Untersuchung, in wie fern er von der Sache etwas gewußt, nicht aber zum bloßen Eyd erbieten sollen, um so mehr, da sein angebotener Eyd ein Purgatorium gewesen seyn würde, welches schon voraussetzt, daß man sehr gravirt gewesen sey, welches ja Herr Zimmermann nicht auf sich wird kommen lassen. Aber viel unbegreiflicher scheint es, daß man Herrn Zimmermann, dem zu Ehren die Schmähschrift ganz allein geschrieben wär, von dem also rechtlich präsumiret werden konnte, er werde von dem Verfasser, und von allen dieselbe betreffenden Umständen Kenntniß haben, und der hierüber gewiß Rechenschaft zu geben schuldig war, ganz und gar nicht vernommen hat, auch soviel man höret, noch jetzt nicht, nachdem seit sechs Monaten bekannt ist, daß sein vertrautester Herzensfreund der Verfasser ist. Doch wie gesagt, ich setze als gewiß voraus, daß die hannöversche Regierung wichtige Ursachen gehabt haben muß, von dem gewöhnlichen Gange so abzugehen, und dieselben auch zu seiner Zeit dem Publicum mittheilen wird.

Genug,

Genug, Herr Mauvillon hat aus Achtung für die Requisition eines benachbarten Justizcollegiums, und aus Gehorsam gegen den Befehl seines Landesherrn, seine auf Gründen beruhende Vermuthungen von dem Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stinn aufgesetzt; wer aber aus Gehorsam gegen seinen Landesherrn, und aus Achtung gegen die Justiz handelt, von dem kann niemand sagen, er habe unrecht gethan, folglich kann auch niemand von ihm Satisfaction fodern, oder von sich rühmen lassen, daß er auf eine eingebildete Satisfaction Verzicht gethan habe.

Sie werden aber vielleicht sagen: Wenn Mauvillon die Aussage bloß vor dem Gerichte gethan hätte; so möchte es ohne Satisfaction hingehen, aber da er sie hat drucken lassen, so muß er Zimmermann dafür Satisfaction geben. Lesen Sie aber nur Herrn Mauvillons Vorrede. Da werden Sie gegründete Ursachen finden, besonders daß er nicht die niedrige Rolle eines geheimen Angebers spielen, sondern offen zu Werke gehen wolte. Lesen Sie am Ende der Schrift S. 107., so werden Sie finden, daß er den Druck Alich aus der edlen Absicht veranstaltete, daß Sie zu keinem juristischen Beweise nutzen, sondern ad acta reponirt werden möchte.

Lesen Sie S. 4., die Schrift des Herrn Mauvillon, so werden Sie finden, daß derselbe auch deswegen die Schrift drucken ließ, weil es seinem Stande als Officier, und der Denkungsart gemäß, welche allgemein unter Officieren herrscht, nicht gemäß ist, Gerichte und Regierungen mit Ihren Streitigkeiten zu

behelligen. Diese Delikatesse kann ihm niemand verargen, welcher nur einige Billigkeit hat. Hier möchte ich aber bitten, daß Sie, Herr Doctor, ein wenig in sich gehen, und auf sich selbst zurückgehen möchten, Sie, der Sie mit so freigebiger Hand, Schande über Zimmermanns Gegner ausschütten, und von denselb n lauter Gottlosigkeit, Abscheulichkeit und wüthenden Haber gesehen zu haben vorgeben, Sie, der Sie der Meinung sind, daß Ihr Herzensfreund und Vorbild Ihrer Nachahmung, Zimmermann, lauter vortrefliche Eigenschaften an sich habe, und ihm hier einen Edelmuth und eine Größe der Seele zuschreiben, woran ganz und gar nichts ist. Es wird sich oft zeigen, daß Ihr Freund Zimmermann, und seine mit einander verbundeten Herzensfreunde so handeln, wie Sie es von dessen Gegner vorgeben, und dessen Gegner umgekehrt. Denken Sie einmal ein wenig über die ebenerwehnte allgemeine Sitte und Denkungsart der Officiere nach, daß es denselben zur Last gelegt wird, wenn Sie Gerichte mit ihren Streitigkeiten behelligen. Denken Sie einmal nach, welche Satisfaction, der allgemeinen Denkungsart zufolge, sich Männer vom Militärstande, wenn sie persönlich gröblich beleidiget werden, zu nehmen pflegen. Denken Sie einmal nach, mit welchen gröblichen persönlichen unverzeihlichen Beleidigungen Sie zwey würdige Officiere, besonders den Herrn Oberstlieutenant Mauvillon (welches Ihnen Ihr Mitschuldiger Kotzebue gedruckt in's Gesicht sagt,) in Ihrer Schmähschrift angegriffen haben. Denken Sie mal ein wenig nach, wenn Sie einmal diesen beyden Herren wieder vors Gesicht kämen, und diese

wären

wären nur halb so sehr in Leidenschaft als Sie, Herr Marcard, bey viel geringfügigern Gelegenheiten zu seyn pflegen, welche unangenehme Folgen könnten wohl für Sie entstehen, wenn nun einer dieser Herren von Ihnen, für Ihre grobe Beleidigung, Satisfaction nähme. Mich dünkt ich sehe von hier, daß Ihre Wangen die Farbe verändern. Ich kann nicht recht sehen; ob sie roth oder blaß werden. Aber fürchten Sie nichts. Es sind edelmüthige Männer. Nur allein fühlen sie, daß solche Beleidigungen nicht werth sind, darüber in Hitze zu gerathen, sondern sie respectiren auch an Ihnen, Herr Doctor, die Qualität eines Gelehrten, den Sie, unedler Mann, selbst nicht respectirten. Diese würdigen Officiere bedauren bloß, daß sie jetzt einen Gelehrten verachten müssen, welchen sie sonst aus so manchen Ursachen zu schätzen Ursach fanden. Erkennen Sie, Herr Marcard, daß eine solche Denkungsart wahrer Edelmuth ist, nicht leere Rodomontaden, und schämen Sie sich. Ich hoffe, daß Sie es noch können.

Endlich müssen Sie sich erinnern, daß Herr Mauvillon auch nichts mehr als bloße Vermuthungen über den Verfasser des Bahrdts mit der eisernen Stirn auf dem Titel seines Aufsatzes zu geben versprochen hat, welche damals für ihn moralisch überzeugend waren. In Vermuthungen aber, die man ohne einige schlimme Absicht hegt, und mit Gründen unterstützt, darf man ungestraft irren, und jeder vernünftige Mensch wird sie verlassen, wenn stärkere Gründe das Gegentheil bezeugen. Aber, hat denn wirklich sich Mauvillon in seinen Vermuthungen so sehr geirrt?

Er

Er schloß aus der Uebereinstimmung der Schmähschrift mit Zimmermanns vorherigen Schriften, der so oft seine Gegner geschmähet, und ihnen so viel anzügliches gesagt hat, das mit der Schmähschrift übereinkommt, daß Zimmermann selbst der Verfasser der Schmähschrift sey. Er war es nicht, aber Märcard sein Herzensfreund, und man möchte beynahe sagen, sein andres Ich. Mauvillon schoß nicht ins schwarze, aber er traf doch die Scheibe. Das nennt man schon einen guten Schützen. Er hatte auch schon den Fall als möglich angesehen, daß ein anderer als Zimmermann der Verfasser der Schmähschrift seyn könne. Er hatte S. 64. Bedingungen angegeben, unter welchen er einen andern Verfasser annehmen würde, welche alle auf Sie passen. Er würde wahrscheinlich auch auf Sie, und nicht auf Zimmermann gerathen haben, wenn damals von Ihnen bekannt gewesen wäre, daß Sie eben so pöbelhaft, und noch pöbelhafter schimpfen könnten als Zimmermann. Seyn Sie unbesorgt, daß Ihrem Herzensfreunde Zimmermann jemals wieder das Unrecht wiederfahren möchte, daß man Arbeiten, welche etwan künftig noch dem Bahrdt mit der eisernen Stirne ähnlich sehen möchten, für die seinige hielte. Man wird nunmehr dergleichen Geistesproducte, Ihnen eher zutrauen als ihm. Wenn denn jemand in einer solchen Schrift eine große Aehnlichkeit mit dem Bahrdt mit eisernen Stirne zeigen konnte; so werden Sie, wenn Sie auch nicht der Verfasser wären, sondern nur etwa einer Ihrer Herzensfreunde solche Schandschrift geschrieben hätte, wirklich keine Größe der Seele zeigen, wenn Sie sich die

Miene

Miene geben wollten, auf eine Satisfaction Verzicht zu thun, welche Sie nicht erhalten könnten.

Achtzehnte Vermahnung.

Sie sagen:

"Ich werde nichts lesen, und nichts erfahren von
"allem was man etwa aus Anlaß dieser Sache,
"wider mich schreiben wird, und folglich nicht
"beantworten. — Aber erfahren werde ich wenn
"etwas erscheint, das Antwort erfodert.„

Daß Sie nichts weiter über diese Sachen lesen wollen, ist ein gutes Hausmittel. Sie haben aus der Erfahrung, wie es Ihnen gieng, als Sie vor zwey Jahren, nach Ihrem eignen Berichte täglich lasen, was wider Ihren Freund Zimmermann geschrieben war. Wagen Sie es nicht nochmals darauf. Man siehet, daß Sie etwas gallichter Natur sind, und Sie können manche Prise Glaubersalz oder Rulands geheedeyetes Wasser sparen, wenn Sie nichts lesen, was in dieser Sache wider Sie geschrieben werden möchte. Es wird nicht sehr erfreulich, weder für Sie noch für Ihren Freund Zimmermann seyn. Darüber würden Sie nach eigenem Bekenntniß in heftige Leidenschaft kommen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß Ihre Natur in solchen Fällen Erleichterung haben muß. Wenn Sie so denn nicht zur Erleichterung Ihrer Galle wieder einen Bahrdt mit der eisernen Stirne schreiben könnten, welches Sie doch nicht werden thun wollen; so würden Sie viele resolventia

und

und evacuantia brauchen, allenfalls wegen des zähen Glasschleims, der aus den von alten Zeiten her eingewurzelten Selbstgenügsamkeit, bey Ihnen so leicht erzeugt werden mag, der Kämpfschen Visceral-Methode sich bedienen müssen. Dieß können Sie alles sparen, wenn Sie lieber die unerfreulichen Dinge nicht lesen, die man wider Sie schreiben möchte. Indessen wünschte ich, daß Sie wenigstens diese meine Vermahnungen lesen; da sie auch eine Art von Arzeney sind. Es ist manches darin, was Ihnen sehr nützlich seyn würde, wenn Sie es recht erwägen wollten!

Aber wie Sie es machen werden, daß Sie nichts von allem erfahren, was man wider Sie schreiben wird, und folglich nicht antworten, und dennoch dasjenige erfahren, das Antwort verdienet, und folglich, wie man aus den folgenden Zeilen sieht, doch antworten wollen, würde zu den vielen Geheimnissen gehören, die in dieser Sache sind, wenn man nicht glauben müßte, Sie hätten gedacht wie Sancho: Ich verstehe mich nicht eben Gott verstehet mich. Meine Vermahnung hierüber ist nur ganz kurz: Verlernen Sie nicht ganz, correct deutsch zu schreiben. Sie verstanden doch ehemals etwas davon.

Neunzehnte Vermahnung.

Sie sagen:

„Ich zankte nie.„

Aber lieber Herr Doctor, Sie haben ehrenrührige Schilderungen gemacht, die häusliche Ruhe gestört, und

und wie der niedrigste Pöbel geschimpft, und das ist schlimmer als zanken. Thun Sie sich selbst die Wohlthat, das ferner nicht zu thun, denn Sie würden keine Ehre davon haben.

Zwanzigste Vermahnung.

Sie sagen zu Ende Ihrer Erklärung:

"Wenn etwas wider mich erscheint, das Antwort er-
"fordert, so wünsche ich, man möge die Sache so
"führen, daß ich bey der Mäßigung bleiben
"könne, die ich allezeit liebte, und nicht veran-
"laßt werde, Dinge klar zu machen, die ich
"recht gern unberührt lassen will.,,

Herr Doctor! Herr Doctor! Sie hätten allezeit die Mäßigung geliebt? — Und sagten doch oben selbst, Sie wären immer in Leidenschaft gerathen, wenn Sie etwas wider Zimmermann lasen! — Sie haben alle ehrenrührige Schilderungen im Bahrdt mit der eisernen Stirn geschrieben, nebst allen was darinn den moralischen Charakter ehrlicher Leute antastet! — und hätten immer Mäßigung geliebt? — Lieber Herr Marcard! Nosce te ipsum! — Geben Sie dieser wohlmeinenden Ermahnung Platz! Wenn Sie derselben folgen, so wird es der Anfang zu vielem Guten seyn.

Sie sagten eben: Sie hätten nie gezankt, aber hier drohen Sie, wenn man nicht wider Sie schreibt, so wie es Ihnen gelegen ist, so wollen Sie künftig

zanken, und dergestalt unmäßig zanken, daß dagegen alles, was Sie im Bahrdt mit der eisernen Stirn geschrieben haben, noch der Mäßigung gemäß scheinen soll, welche Sie versichern, immer geliebt zu haben.

Lieber Herr Doctor, — ich, der ich's recht gut mit Ihnen meine, sonst würde ich Sie nicht vermahnen, sondern mit Ihnen zanken, oder etwan einen Marcard mit der eisernen Stirn auf Sie schreiben — je mehr ich die Lage, in welcher Sie sich befinden, überlege, desto weniger kann ich finden, daß es sich für Sie schickt, jetzt zu drohen. Demüthig hätten Sie sich bezeugen sollen. Lieber Herr Doctor, recht sehr demüthig hätten Sie seyn sollen, und gar nicht so trotzig, wie Sie in Ihrer ganzen Erklärung sich anstellen, und am allerwenigsten sollten Sie drohen. Dazu ist jetzt wirklich gar nicht Zeit. Wenn auch Sie und Ihr Mitschuldiger Kotzebue der verdienten gerichtlichen Strafe entgehen sollten, welches die von Ihnen so grob beleidigten Männer großmüthig genug sind, Ihnen zu gönnen, so müssen Sie doch die vernünftige Welt nicht dadurch noch wider sich aufbringen, daß Sie drohen wollten. Sie könnten doch durch solche unziemliche Drohungen endlich machen, daß einem oder mehrern von den beleidigten Personen die Geduld risse, und sie machten nur eine Verbindung wider Sie, nicht etwan um ein Pasquill zu schreiben, sondern um vereint Sie bey Ihrer ordentlichen Obrigkeit in Oldenburg injuriarum zu belangen. Wenn nun diese neue Ver-

bündung,

bündung, welche die Gerechtigkeit vor ſich haben würde, ein Mittel fände, die Stimme der Gerechtigkeit bis vor den Thron der großen Catharina zu bringen, welche die Gerechtigkeit ſo ſehr liebt. Wenn nun durch die Hand der Gerechtigkeit Kotzebue genöthiget würde, von ſeiner ganzen Verbündung mit Ihnen, und auf welche Art Sie ihn, ſeiner Verſicherung nach, in dieſe unangenehme Geſchichte verwickelt haben, ganz genaue Rede und Antwort zu geben; wenn er genöthiget würde, alle die berufnen Manuſcripte voll ehrenrühriger Schilderungen herauszugeben, welche er von Ihnen und von der Hand eines dritten Mannes erhalten hat, den Sie ſo ſorgfältig verbergen, von welchem man aber ziemlich zu wiſſen glaubt, daß er in dem hannöverſchen Lande wohnt, und es Ihnen auch wenig Dank weiß, von Ihnen in eine häßliche Geſchichte verwickelt zu ſeyn. Wenn nun alle dieſe Manuſcripte, welche wahrſcheinlich ſehr hart wider Sie zeugen würden, der Regierung zu Oldenburg, und ſogar vielleicht Ihrem vortreflichen Fürſten vorgelegt würden, welcher Gerechtigkeit ſo ſehr als biedere Geſinnung und Edelmuth ſchätzet. — — Wenn nun dieſes alles geſchehen ſollte, was meinen Sie wohl, was die Folge davon ſeyn würde? Sie müſſen wohl ſelbſt glauben, daß für Sie eben nicht viel angenehmes daraus entſtehen könne, weil Sie, ſo wie man hört, ſo viel möglich zu vermeiden ſuchen, daß die Sache bey den reſpectiven Gerichten nicht ganz deutlich zur Sprache komme. Die von Ihnen beleidigten Perſonen werden

Ihnen dieses sehr gern gönnen, denn ich glaube nicht, daß einer darunter ist, welcher einen Groll auf Sie hat. Aber Sie müssen auch nicht durch Drohungen und Trotzen die Sache auf's höchste treiben. Die stärkste Geduld kann so weit gedehnt werden, daß sie endlich zerreißt. Ich kenne die von Ihnen beleidigten Herrn nicht alle, aber einige kenne ich in so fern, daß sie eine Sache zwar sehr wohl unterlassen können, aber wofern sie genöthigt werden, etwas anzufangen, so ruhen sie auch eher nicht, bis sie dasselbe ganz ausgeführt haben.

Dies sage ich Ihnen, Herr Doctor, in der besten Meinung. Jeder vernünftige Mensch, der einigermaaßen die Lage übersieht, in welche Sie sich muthwilliger Weise gesetzt haben, wird gestehen, daß ich Ihnen wie ein guter Freund rathe, und Sie selbst werden es einsehen, wenn der Dünkel, durch welchen Sie sich schon manches Mißvergnügen zugezogen haben, Ihnen ein wenig vergangen seyn wird, und wenn die Augen Ihres Geistes nicht mehr werden durch Leidenschaften geblendet seyn.

Was in aller Welt wollen Sie, lieber Herr Doctor, mit diesen unzeitigen Drohungen aber eigentlich sagen? Im Anfange Ihrer Erklärung beschuldigten Sie Ihren Freund Kotzebue, er lasse viele Sachen unbestimmt in den Vorwürfen, die er Ihnen machte. Er hatte Sie doch sehr bestimmt angeklagt: daß Sie alle ehrenrührige Schilderungen, welche in der Schmähschrift stehen, wörtlich, so wie sie

ſie abgedruckt ſind, geſchrieben hätten. Das war doch eine ſehr beſtimmte Beſchuldigung, und eine beſtimmte Beſchuldigung, worwider Sie ſich ſehr unbeſtimmt vertheidigt haben. Nun am Ende drohen Sie noch dazu unbeſtimmt, ohne anzuzeigen, wem Sie drohen, und womit Sie drohen. Lieber Herr Marcard, wer beſtimmt beſchuldigt, erſcheint wenigſtens nicht in einem ſo verächtlichen Lichte, als derjenige, der unbeſtimmt droht. Dieſer erſcheint wie ein Feigherziger, der Schnipchen in der Taſche ſchlägt. Womit Sie drohen, mögen Sie wohl ſelbſt ſo ganz genau nicht wiſſen; und wem Sie drohen wollen, kann auch keiner von Ihren Leſern errathen. Man kann dieſe Drohungen gegen Leute von ſehr verſchiedner Art deuten. Ich will mit Ihnen von beiden Deutungen reden, und ich denke, Sie werden finden, daß in beiden Fällen es für Sie nicht klug war, zu drohen.

1) Die Drohung könnte wider Ihren Freund und Mitſchuldigen Kotzebue gerichtet ſeyn. Alsdann ſetzen Sie durch dieſe Drohung ſo wohl ſich ſelbſt als Ihren Mitſchuldigen in ein ſehr verächtliches Licht. Soll ſie dieſen gelten, ſo liegt darein das Bekenntniß, daß er dieß und jenes wohl von Ihnen wiſſen möchte, welches Sie eben nicht gern öffentlich bekannt gemacht wünſchten; und eine Erinnerung an Ihn, er möchte gewiſſe Dinge nicht bekannt machen, weil Sie auch gewiſſe Dinge von Ihm wüſten, und ſodenn, "aus Ihrer Mäßigung herausgehn, und "gewiſſe Dinge klar machen würden, welche Sie

"gern unberührt lieſſen.„ Geht Ihre Drohung gegen Kotzebue, ſo erhellt daraus ferner, daß weder Sie noch er gegen das Publikum aufrichtig geweſen ſind, und es gewinnt die Meinung einiger Perſonen, daß bey dieſer berüchtigten Schmähſchrift das Geheimniß der Boßheit viel tiefer liege, als man es ſiehet, neuen Grund. Wenn es ſo iſt, ſo thut es mir leid um Sie, Herr Doctor, daß Sie es durch Ihre unüberlegte Drohung ſelbſt vor dem Publicum an den Tag gelegt haben, bey welchem Sie wahrlich nicht nöthig haben, noch tiefer herabgeſetzt zu werden. Würde es nicht viel zweckmäßiger geweſen ſeyn, dieſe Drohung in einem Privatbriefe an Kotzebue ergehn zu laſſen, als ſich durch dieſelbe ſelbſt vor dem Publicum noch mehr zu compromittiren? Ich kenne zwar Ihre beiderſeitige geheime Verbündung nicht genau, aber Sie hätten vielleicht auch wohl nicht zu beſorgen, daß dieſer Mann weiter etwas wider Sie ſchreiben möchte. Er zieht ſich gar zu jämmerlich zurück, und iſt froh, wenn man ihn nur nicht mehr fragt. Er wird auch wohl das Patrocinium ſeines großen Gönners Zimmermann dadurch nicht ganz völlig verſcherzen wollen, daß er deſſen Freund Marcard unſäuberlich behandelte. Und ich wenigſtens wünſche auch nicht, daß er Ihnen und Sie ihm noch mehr öffentliche Vorwürfe hierüber machen möchten. In ſo fern die Sache nun einmal vor ein Juſtizcollegium gebracht iſt, iſt es die Pflicht deſſelben, alles bis auf den Grund zu unterſuchen. Ein Juſtizcollegium muß unerbittlich ſeyn, Unrecht zu unterſuchen

ſuchen und Recht zu ſprechen. Aber der wohldenkende ruhige Gelehrte, und der, welchem Gelehrſamkeit Seelengenuß iſt, hat nicht die Pflicht der Unerbittlichkeit. Er kehrt die Augen ab und denkt: Die Geheimniſſe, welche Ihr beyde Herren noch über den ſchmutzigen Bahrdt mit der eiſernen Stirn habt, möchten immer in der Dunkelheit verborgen bleiben, wohin alle ſolche Werke der Finſterniß gehören, weil ſie die Menſchheit und die Gelehrſamkeit ſchänden.

2) Ihre Drohung kann auch wider die Männer gehn, welche durch Ihre ehrenrührige Schmähungen beleidigt wurden, und welche Sie in dieſer Erklärung abermals beleidigen, indem Sie ſo unvernünftiger Weiſe darin ſagen: Ihre ehrenrührige Schilderungen wären die Meinung der Welt. Es iſt einigermaaßen wahrſcheinlich, daß dieſe Männer durch Ihre Drohungen gemeint ſeyn ſollen. Sie fühlen wohl, nachdem Sie aus Ihrem dunkeln Loche ſehr wider Ihren Willen, ſind hervorgezogen worden, nachdem Sie es ſelbſt nicht haben vermeiden können, ſich als den Verfaſſer einer der ſchändlichſten und ehrenrührigſten Schriften zu nennen, daß Sie nun frey und offen da ſtehn und Ihr Schickſal erwarten müſſen. Sie ſind geneigt andere nach ſich zu beurtheilen, und ſo mögen Sie wohl fürchten, die von Ihnen beleidigten Männer möchten Ihnen nun eben ſo begegnen, wie Sie denſelben begegnet haben. Dieſe Geſinnungen, wenn ich dieſelben bey Ihnen vorausſetzen darf, würden bey Ihnen auf der einen Seite die feige Denkungsart aufdecken, welche die Folge einer entdeckten, mit Trotz

verübten Uebelthat zu seyn pflegt, und von der andern Seite würde daraus erhellen, daß Sie die Denkungsart der Männer, welche von Ihnen sind beleidigt worden, gar wenig kennen. Sie haben eine Anzahl rechtschaffener Gelehrten in Ihrer Schmähschrift mit Bahrdt in Verbindung gebracht. Aber Bahrdt hatte in seiner Denkungsart nichts mit den wackern Männern gemein, welche Sie ihm zugesellten. Bahrdt würde sich durch Ihre Drohung wohl nicht haben abhalten lassen, wenn es ihm sonst eingefallen wäre, nach seiner plumpen Art Mit Marcard deutsch zu sprechen oder Marcards Auferstehung zu schreiben. Die andern wackern Männer aber halten sich gewiß für zu gut, um so wie Kotzebue oder Bahrdt zu handeln.

Bedenken Sie überdieß nur, daß Ihre Drohung, wenn sie wider die von Ihnen beleidigten Männer gehn soll, Ihnen bey vernünftigen Leuten mehr Schande macht, als jedes Pasquill was man etwa wider Sie schreiben könnte, und auf das Urtheil der Vernünftigen sollten Sie doch wohl billig am meisten achten. Ich will hier übergehn, was schon oben angemerkt ward, daß es lächerlich ist, wenn Sie sagen, daß Sie allezeit die Mäßigung liebten. Aber was soll denn nun geschehen, wenn nun solche Schriften wider Sie geschrieben werden, wodurch Sie aus der Mäßigung, deren Sie sich so unzeitig rühmen, heraus gebracht werden? Antwort: "Sie wollen "Dinge klar machen, welche Sie recht gern unberührt "lassen.„ Herr Doctor, es müßte sehr stinkender

Koth

Koth seyn, welchen Sie in der Leidenschaft, in welcher Sie die schändlichen Schilderungen zum Behuf des Bahrdts mit der eisernen Stirn schrieben, nicht hätten berühren wollen. Ach! Was haben Sie da nicht berührt! Schon durch das womit Sie sich dort besudelten, haben Sie sich einer Schande ausgesetzt, der sich noch kein deutscher Gelehrter, dem noch litterarische Ehre werth ist, ausgesetzt hat, und Sie wollten nun sich selbst drohen, daß Sie sich noch mehr Schande machen wollten? Was wollen Sie denn eigentlich klar machen? Wollen Sie noch mehr ehrenrührige Sachen schreiben? Wollen Sie ausser Ihrem unbekannten dritten Mann, noch einen vierten und fünften aufstellen, der in den Häusern nach scandalösen Anecdoten herumspühre, oder ohne viele Mühe, dergleichen geradezu erdichten, wie sie der Verfasser eines Pasquills braucht? Soll über scandalöse Erdichtungen und Vorwürfe noch ein verdienter Mann, der nicht darauf gefaßt war, von Buben an den Pranger gestellt zu werden, ein hitziges Fieber bekommen? Soll noch eine Familie den Hausvater beweinen, und dem Böswicht fluchen, der ihn in den traurigsten Zustand versetzte? Wollen Sie noch nicht aufhören, in Ihrer blinden Leidenschaft sich mit Schande zu überhäufen, und da Sie schon im Bahrdt mit der eisernen Stirn schändliche Dinge erdichteten, unter dem Vorwande Dinge klar zu machen noch mehr erdichten? Wollen Sie, da Sie schon so tief sanken, noch tiefer sinken?

Ich rede ernsthaft und stark mit Ihnen, Herr Doctor; aber man muß stark mit Ihnen reden, wenn

es Wirkung thun soll, und ich wünschte, daß meine Vermahnungen Wirkung bey Ihnen hätten, und zwar eine heilsame Wirkung.

Nutanwendung.

Hierzu will ich einen besondern Text wählen, das Urtheil eines wackern und unbefangenen Mannes über Sie, ehe er Sie, als Verfasser des Pahrdts mit der eisernen Stirn kannte. Der Verfasser eines vortreflichen Aufsatzes, über Urbanität, im neuen deutschem Museum vom März 1790., kommt auch auf das allerunurbanste Werk unsers Zeitalters, auf Pahrdt mit der eisernen Stirn, und sagt davon, was jeder rechtschaffene Mann sagt: "Keine Schrift be-"leidigt mehr Urbanität, Sittlichkeit und Policey, "als das Drama, Pahrdt mit der eisernen Stirn.„ Darauf redet er auch von dem Verfasser, und fährt fort: "Soviel ich bin und her denke, begreife ich "nicht, wem ich es wagen darf eine solche Erscheinung "beizumessen.„ — Ach! er dachte wohl nicht, daß es möglich sey, ein sonst rühmlich bekannter Schriftsteller könne der Hauptverfasser der Schandschrift seyn!

Von diesem ihm unbekannten Verfasser, sagt er S. 285. "Wer ist so rasend, und was kann zu dem "Grade der Raserey bringen, vor der ganzen Welt "seine Wuth gegen Männer auszulassen, die zu den "Kapacitäten von ganz Deutschland gehören? und in "dieser Wuth eine Schwäche und Verderbenheit zu "zeigen, die dem Unsinnigen doch auch nicht einen "Freund,

"Freund, nicht Eine mitleidige Seele zu Beweinung "der Thorheit übrig läßt.."

So urtheilt von Ihnen ein Mann, der nach seinem Aufsatz zu urtheilen ein Mann ist, in dem sich Cultur und Edelmuth vereinigen, und ein treflicher Schriftsteller. Er hat die Abscheulichkeit Ihrer That, und die beklagenswürdige Lage in welche Sie sich gesetzt, nach dem Leben geschildert. Sie haben aber noch einen Freund an Zimmermann, Gott gebe es, daß er Ihre Thorheit mit der seinigen, welche dazu Anlaß gab, beweinen möge. Wollen Sie auch mich noch als einen Freund ansehen? Diese meine Schrift hat die beste Absicht gegen Sie. Ich beklage Ihre Thorheit, noch mehr, ich sage Ihnen zu Ihrem Besten offenherzig die Wahrheit. Thut Ihnen dieselbe weh, so ist es Ihre Schuld, nicht der Wahrheit. Ich hielt es für nöthig sie zu sagen, des deutschen gelehrten Publicums wegen, aber auch Ihretwegen. Die schmutzige Schrift schändete die deutsche Gelehrsamkeit, und die verdientesten deutschen Gelehrten auf eine bisher noch nie erhörte Weise. Die gerichtliche Untersuchung, um die Verfasser zu erforschen ist löblich, insofern sie zeiget, daß die Obrigkeit aufmerksam ist, die bürgerliche Ehre, die häußliche Ruhe und das öffentliche Ansehn rechtschaffener Männer nicht ungestraft angreifen zu lassen; aber die Gelehrten mögen ihre Streitigkeiten so wenig vor Gericht bringen, als die Officiere. Herr Klockenbring, den Sie nicht als Gelehrten, nicht als Gegner Zimmermanns, sondern — Sie werden am besten wissen warum — heimtückischer Weise, in seiner häuslichen

lichen Ruhe und in seinem Amte als Geschäftsmann angriffen, hat auch nur in dieser Rücksicht, nicht aber als Schriftsteller, die Schmähschrift bey der hohen Landesregierung in Hannover angezeigt. Das Gute hat die gerichtliche Untersuchung immer veranlaßt, daß ohne dieselbe, die Verfasser wohl so geschwind nicht würden genöthiget worden seyn, sich zu nennen. Aber nun warten die Gelehrten auch nicht auf gerichtliche Strafen. Im Publicum wohnt ein Sensus honesti, den gelehrte Pasquillanten eben so sehr fürchten müssen, als Geldstrafen und Fesseln. Dazu ist Publicität nützlich. Es war also nöthig, laut und ernsthaft wider die Schmähschrift und wider deren Verfasser zu reden, und gerechte Indignation dawider zu zeigen, damit die deutsche Gelehrsamkeit nicht ferner durch solche schmutzige Producte geschändet werde. Aber auch zu Ihrem eigenen Besten war es nöthig, ein Wort ernsthaft mit Ihnen zu reden, und Ihnen Ihr ungebührliches Betragen vorzuhalten, damit Sie in dem Dünkel, welcher Sie schon so sehr irre geführt hat, nicht ferner blieben. Es mußte deutlich mit Ihnen geredet werden, damit Sie eben so wie Ihr Freund Zimmermann, der sich auch durch ungebührliches Betragen so tief herabgesetzt hat, ferner dergleichen ungebührliche Dinge sich nicht erlauben möchten. Er war gewohnt, immer von seiner Höhe herabzureden, und andere Gelehrte, auch die verdientesten, anzusehn, als ständen Sie tief unter ihm. Daher konnte es nicht fehlen, daß sich die Stimme anderer Gelehrten erhob und ihm zeigte, was er war, und wie viel ihm

fehlte,

fehlte, das zu seyn was er sich dünkte. Jetzt ist Zimmermann ziemlich an den Ort gestellt, wohin er gehört. Sie wollten durch ehrenrührige Schilderungen und pasquillantische Abscheulichkeiten, andere hindern, über ihn zu sagen, was jedem Gelehrten erlaubt ist. Daher mußte Ihnen gezeigt werden, wie lächerlich und verabscheuungswürdig Sie sich dadurch machten. Auch dies ist freundschaftlich gegen Sie gemeint. Der Wundarzt, der ein tiefliegendes verborgenes Geschwür aufschneidet, wenn er gleich Schmerzen verursacht, handelt doch freundschaftlich. Ich bin der, welcher Ihre Thorheit nicht nur mitleidig beklagte, sondern sich auch entschloß, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfang vorzulegen, damit ein Mann wie Sie, der sonst so gute Einsichten hat, sie erkenne. Ich bin es, der Ihnen die Hand bieten wollte, damit ein Mann von wahren litterarischen Verdiensten, sich aus der Classe der elenden Scribler und der verabscheuungswürdigen Pasquillanten, in welche er so tief gesunken war, wieder erheben möge. Ihre im trotzigen und gefühllosen Ton abgefaßte Erklärung zeigte, daß Sie nicht im Stande sind, sich ohne fremde Beihülfe aus dem Schmutz zu erheben, in welchem Sie so tief steckten. Folgen Sie meinen wohlgemeinten Ermahnungen. Legen Sie die Selbstgenügsamkeit und den Dünkel ab, welcher bisher verursachte, daß Sie sich selbst und andere nicht kannten, welcher Sie hinderte, das was Sie und andere thun, nach seinem wahren Werth zu würdigen. Suchen Sie Selbstkenntniß zu erlangen, so werden Sie Ihre eignen Fehler bemerken, und gegen

die

die Fehler anderer Leute toleranter werden. Sie kamen bisher, sobald es nicht nach Ihrem Sinne ging, gleich in Leidenschaft. Solche Leidenschaft machte Sie theils lächerlich, theils wurden Sie dadurch zum Bösen geführt; suchen Sie also ihre Leidenschaft zu bezähmen, wie dies ohnedem einem vernünftigen Mann wohl anstehet. So wie Sie bisher im Umgang und in Schriften stolz und wegwerfend sprachen, so befleißigen Sie sich nun künftig, vorzüglich höflich, gefällig, nachgiebig und zuvorkommend zu werden, indem es die beste Art ist, Untugenden zu verbessern, wenn man sich der entgegengesetzten Tugenden befleißigt. Sie haben nicht nur einen großen Fehler, sondern ein wirkliches Verbrechen begangen, daß Sie gegen die rechtschaffensten Männer ein ehrloses Pasquill schrieben. Erkennen Sie diesen großen Fehltritt, und bereuen ihn herzlich. Dies wird Ihnen sehr schwer werden, so lange Sie noch den großen Dünkel von sich, und so wenig Selbstkenntniß haben; aber sehr leicht, wenn Sie anfangen bescheiden von sich zu denken, und sich selbst in allen verschiedenen Falten Ihres Herzens und Ihrer Leidenschaften zu erkennen suchen. Daher wiederhole ich meine Ermahnung, daß Sie ja des Dünkels sich entschlagen, und sich der Selbstkenntniß befleißigen wollen.

Ich hoffe Ihre Besserung, doch freylich weil wir Menschen alle schwach sind, nicht auf einmal. Vielleicht übertreffen Sie meine Hoffnung. Sie haben so viele natürliche Einsicht, und sonst so manches Gutes in Ihrem Charakter, daß vielleicht eben derselbe

leb-

lebhafte Sinn, welcher Sie auf eine unglaubliche Weise zum schlechten Trieb, nun, nachdem Ihnen das Schlechte in seiner ganzen Niedrigkeit ist vorgestellt worden, Sie auch eben so schnell wird im Gut n steigen lassen. Ich würde davon die angenehme Ueberzeugung erhalten, wenn Sie freywillig thäten — was ich nicht wage Ihnen zu rathen — wenn Sie vor dem Publicum Ihre Fehler freymüthig gestehn, und demselben, und den Männern welche Sie beleidigten, diese Beleidigungen öffentlich abbitten wollten. Dies würde Ihnen wahre Ehre machen, und es kann geschehen, ohne daß Sie sich kriechend und wegwerfend bezeigen dürfen. Es giebt einen bescheidnen männlichen Ton, in welchem ein gutdenkender Mann seine Fehler bekennen und bereuen kann, der ihn nicht erniedrigt, sondern vielmehr das Herz eines jeden gutdenkenden Mannes ihm wieder näher bringt. Sobald Sie erst vor dem Publicum selbst erkennen würden, daß Sie unverzeihlich handelten, so würde Ihnen das Publicum verzeihen. Sobald man überzeugt wäre, daß Sie selbst die Größe Ihres Fehlers völlig erkennten; so würde Ihnen der nachsichtigen Beurtheilern desselben, sodann auch Ihre Leidenschaft und Ihre Freundschaft gegen Zimmermann zu einiger Entschuldigung zu statten kommen können, und Ihre wahren Verdienste, welche Sie durch diesen großen Fehltritt so sehr verdunkelt haben, würden wieder im vollem Lichte erscheinen. Das Publicum ist nicht unversöhnlich gegen Gelehrte, welche ihre Fehler erkennen und bessern, edle Männer sind nicht hartherzig, und unter den Männern,

welche

welche Sie beleidigten, und deren Vergebung Sie nöthig haben, sind die edelsten Gelehrten Deutschlandes.

Die Fassungskraft und die Einsicht der Menschen ist verschieden. Ich glaube zwar in den obigen zwanzig Vermahnungen alles von allen Seiten so genau aus einander gesetzt, und so völlig in seinem wahren Lichte gezeigt zu haben, daß es meines Erachtens hätte deutlich werden müssen; indessen könnte es wohl seyn, daß ich Sie, zumal da Sie gewohnt sind, diese Dinge so lange von einer ganz andern Seite, und — mit Ihrer Erlaubniß — nach Vorurtheilen anzusehn, nicht ganz überzeugen könnte. Gesetzt also, Sie glaubten, ich hätte in manchen Dingen geirrt; so lassen Sie sich doch durch irgend einen meiner Irrthümer, selbst wenn Sie glaubten, mich desselben überweisen zu können, nicht abhalten, meinen darauf gegründeten Vermahnungen, besonders denen in dieser Nutzanwendung kurz wiederholten, zu folgen.

Felix est error, quo decipimur in melius.

Beiſpiel

einer

Erſcheinung

mehrerer

Phantasmen

nebſt einigen erläuternden Anmerkungen.

Vorgeleſen

in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin

den 28. Hornung 1799

von

Friedrich Nicolai.

Berlin.

Die Philoſophen theilen das Weſen des Menſchen in Leib und Geiſt, weil die Beobachtungen, welche wir an uns machen, von ſo verſchiedener Art ſind, daß wir dadurch genöthigt werden, den Menſchen ſowohl in Abſicht auf die körperlichen als auf die geiſtigen Funkzionen beſonders zu betrachten. Es hat auch Philoſophen gegeben, welche es beſſer zu machen glaubten, wenn ſie den Menſchen aus Leib, Seele und Geiſt zuſammenſetzten. Allerdings läßt ſich auch dieß thun; ja es ließen ſich noch mehr Eintheilungen erfinden. Nur haben dieſe Philoſophen nicht daran gedacht, daß die willkührlichen ſyſtematiſchen Eintheilungen keinesweges Erforſchung der Natur ſind, und daß ſehr oft die Philoſophie deſto ungewiſſer wird, je ſcharfſinniger ſie zu unterſcheiden glaubt, je mehr ſie abſondert, was die Natur innig vereinte. In der Spekulazion ſind freilich die Abſonderungen unentbehrlich, gleich den Rainen an den Aeckern; beide aber an ſich ſelbſt bringen wenig hervor, und jemehr man ſie vervielfältigt und ausdehnt, deſto mehr wird der Fruchtbarkeit entzogen.

Ich muß meinerseits bekennen, daß ich nicht weiß, wo im Menschen das Körperliche aufhört und das Geistige anfängt; ob ich gleich diesen Unterschied annehme, indem die beiden äußersten Verschiedenheiten deutlich erkannt werden können. Die Schwierigkeiten werden so wenig ganz gehoben, wenn man den Menschen in drei Theile eintheilt, als wenn man mit den neuesten Philosophen das denkende Subjekt allein als Ich ansehen will, und alle äußere Erscheinungen nur in so fern betrachtet, als sie Ideen sind. Die größten und die eigentlichen Schwierigkeiten der philosophischen Kenntniß des menschlichen Wesens liegen eben darin, daß es uns noch nie hat gelingen wollen, die innige Verknüpfung der auffallenden Verschiedenheiten, welche wir in unserm Wesen wahrnehmen, ganz deutlich einzusehen. Noch bis jetzt hat weder die feinste Physiologie, noch die feinste spekulative Philosophie diese Vereinigung erklären können. Es steht dahin, ob die Bemühungen der neuesten deutschen Physiologen, die sich auf die neuere Spekulazion und auf die neuere Chemie zugleich stützen, glücklicher seyn werden. Wenigstens ist große Vorsicht nöthig, damit man, wenn man etwa durch lange Uebung mit gewissen hypothetischen Ideen über das Unbekannte allzu bekannt wird, nicht glaube, man habe dadurch auch das Unbekannte selbst kennen

lernen, und ſo von dem wirklich noch immer Unbekannten aufs Bekannte ſchließe. Es iſt zu fürchten, daß die Hypotheſen und Poſtulate der Spekulazion hier nicht viel leiſten werden. Sie mögen ſehr inkonſequent und einleuchtend ſcheinen, wenn man ſich in einen gewiſſen angenommenen Geſichtspunkt ſtellt. Hingegen möchte uns wohl die Aufmerkſamkeit auf geprüfte Erfahrungen, wodurch uns ſowohl die körperlichen als auch die geiſtigen Funkzionen von mehrern Seiten, und zwar von ſolchen gezeigt werden, die wir durch bloße Spekulazion nicht erblicken können, dem Ziele näher bringen, welches ganz zu erreichen vielleicht nie möglich ſeyn wird. Der Ausſpruch des philoſophiſchen Dichters wird ewig wahr bleiben:

Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt;
Zu glücklich, wenn ſie ihm die äuſſre Schale weiſ't!

Doch wird die Bemühung, ins Innere der Natur zu dringen, dem menſchlichen Geiſte immer wohlthätig ſeyn, ſo lange man ſich nicht vermißt, es erforſcht zu haben, ſo lange man, in der unabläſſigen Bemühung es zu erreichen, beſtändig geprüfte Erfahrung mit reifer Betrachtung verbindet.

Da man vergaß, daß dasjenige, was die Philoſophie abſondert, deßhalb nicht in der Natur abgeſondert iſt, da man von den älteſten Zeiten her den

Geiſt und den Körper des Menſchen iſolirt betrachtete; ſo entſtanden eine Menge Fragen, welche viel Streit veranlaßten, ohne genugthuende Antwort. Zum B.: Ob nach dem Tode des Körpers der Geiſt ohne Körper fortdaure? Ob der Geiſt ohne Körper wirken könne, und wie? Und endlich auch, da man ſich den vom Körper abgeſchiedenen Geiſt nicht nur als vereinzelt fortexiſtirend, ſondern auch als unter uns fortexiſtirend und fortwirkend dachte, fragte man: Ob nicht ein bloßer Geiſt nebſt ſeinen Wirkungen auch durch unſere Sinne möchte erkannt, ob nicht die Geſtalt eines Geiſtes (ſonderlich eines Verſtorbenen) möchte geſehen, und ſeine Stimme, oder auch ſein Poltern — wie neulich in Tegel *) — gehört werden können? Auf dieſe beiden Sinne ſchränkte ſich ein, was man von einem abgeſchiedenen Geiſte zu erfahren für möglich hielt; denn, ſo viel ich weiß, iſt bisher der Teufel allein im Beſitze, beim Abſchiede auch gerochen zu werden.

Ueber die abſolute Möglichkeit, einen Geiſt zu erblicken, läßt ſich um ſo viel weniger ſtreiten, da ja der Begriff Geiſt ſo undeutlich und ſchwankend iſt, da die Worte Geiſt und Körper bei Betrachtung des Menſchen in der That nichts als

*) Man ſ. Berl. Blätter, 1797 Novemb. Nr. 6.

blos relative Begriffe anzeigen. Daß dieſe von uns, blos zum Behufe der Unterſuchung des empiriſch erkannten Weſens Menſch genannt, angenommenen Beziehungen auch eben ſo in der Natur iſolirt wirklich exiſtiren ſollten, würde allen uns bekannten Naturgeſetzen widerſtreiten. Es bleibt daher, bei den ſogenannten Erſcheinungen körperloſer Geiſter immer der Verdacht der Täuſchung oder des Betrugs. Aber damit ſind die nicht zufrieden, welche Geiſter ſehen und hören wollen. Sie berufen ſich auf die Erfahrung, wider welche allerdings kein von vorn angenommener Satz gelten kann; nur muß freilich die Erfahrung richtig ſeyn.

Diejenigen, welche Geiſter wollen geſehen und gehört haben, laſſen ſich nicht ausreden, daß ihre Erſcheinungen ihnen von ihren Sinnen wären gegeben worden. Dagegen ſetzt man den oft geſpielten Betrug und die eigene Täuſchung, da man z. B. ein vom Monde beleuchtetes Hemd für eine Leichengeſtalt anſehen kann. Man giebt den Rath nach den Geſpenſtern zu greifen, wo ſich dann freilich oft findet, daß ſie ſehr körperlich ſind. Man beruft ſich auch auf die Selbſttäuſchung, indem viele Leute ſich einbilden etwas zu ſehen und zu hören, wo weder etwas geſehn noch gehört wird. Die Möglichkeit, daß die Einbildungskraft uns ſelbſt auf

dieſe Art täuſche, kann kein vernünftiger Mann läugnen, wenn er einigermaßen ihre Wirkungen kennt. Indeß wollen die, welche das Wunderbare lieben, dieſen Einwürfen nichts einräumen, ſondern nennen ihre Einbildungen Wirklichkeit. Man kann deshalb nicht etwa genug genaue Erfahrungen ſammlen und bewahrheiten, welche zeigen, wie leicht die Einbildungskraft uns auf falſche Begriffe führt, wie leicht ſie nicht blos Verrückten, ſondern auch Perſonen bei völlig richtigem Bewußtſeyn, ſolche Geſtalten vorgaukelt, die kaum von der Wirklichkeit zu unterſcheiden ſind. —

Eine ſolche Erfahrung, welche mir ſowohl in pſychologiſcher als in mediziniſcher Rückſicht höchſt merkwürdig ſcheint, habe ich ſelbſt gemacht. Ich ſah nehmlich, bei vollem Verſtande, und (nachdem der erſte Schreck nebſt der unangenehmen Empfindung vorüber war) ſogar in voller Gemüthsruhe, beinahe zwei Monate lang faſt beſtändig, und zwar unwillkührlich, eine Menge menſchlicher und anderer Geſtalten; ich hörte ſogar ihre Stimmen, und dennoch war alles dieſes nichts als die Folge angeſpannter oder widernatürlich gereizter Nerven und einer unrichtigen Zirkulazion des Bluts.

Die nähere Veranlaſſung, dieſen ſonderbaren Vorfall jezt der Akademie mitzutheilen, giebt mir

Herr Hofrath Hufeland in Jena. Derſelbe hat in ſeinem „Journal der praktiſchen Arzneikunde“*) dieſe Geſchichte bekannt gemacht **), welche ich ihm erzählte, als ich das Glück hatte, mit dieſem großen Arzte vorigen Sommer in Pyrmont einige angenehme Tage zuzubringen. Es ſind aber in Hrn. Hufelands Erzählung einige nicht unbeträchtliche Unrichtigkeiten eingefloſſen, weil er deſſen, was ganz zufällig, vielleicht auch nicht mit allen Nebenumſtänden erzählt ward, ſich nicht ganz genau erinnerte. Bei einer ſolchen Geſchichte aber iſt faſt noch mehr als bei irgend einer andern nöthig, Alles genau zu beobachten und treu und beſtimmt anzuzeigen. Ich werde daher nichts übergehen, deſſen ich mich ſicher erinnere. Es ſcheinen mir verſchiedene mit den Erſcheinungen verknüpfte Vorfälle, die man für Nebendinge anſehen könnte, ſehr merkwürdig; und es iſt auch nicht zu beſtimmen, wie wichtig ein noch ſo geringfügig ſcheinender Umſtand werden mag, wenn künftig einmal — im Fall mehrere ähnliche Erfahrungen ſicher bekannt würden — einige Muthmaßungen oder Schlüſſe gemacht werden ſollen über die Entſtehungsart ſolcher Phantasmen, und über irgend ein Geſetz der Aſſoziazion der Ideen, wo-

*) Bd. VI. St. 2, S. 205 folgg.

**) Dieß iſt auch die Urſache, dieſe Vorleſung jetzt abdrucken zu laſſen. R.

durch ſie modifizirt werden, oder auf einander folgen. Ich war auſſerdem in dem ſeltenen Falle, mich ſelbſt mit Ruhe beobachten zu können; ich ſchrieb das Wichtigſte ſogleich kurz nieder, und erzählte es ſogleich und nachher mehrern Perſonen Mein gutes und ſicheres Gedächtniß hat überdieß, jeden auch den geringſten Umſtand, verwahrt: um ſo mehr, da dieſe Geſchichte, ſowohl in Abſicht meines eigenen Zuſtandes, als der pſychologiſchen Folgen überhaupt ſehr oft der Gegenſtand meiner unpartheiiſchen Erwägung geweſen iſt. — Hoffentlich wird die Wahrheit dieſer Geſchichte von meiner Seite weiter keiner Verſicherung bedürfen, da unſer Mitglied, Herr Geheimerath Selle, welcher als mein Arzt täglich von mir vernahm, was vorging, ein noch lebender und unverwerflicher Zeuge iſt.

Es würde höchſt unſchicklich ſeyn, in einer Verſammlung, wie dieſe, viel von ſich ſelbſt zu reden; nur in dem einzigen Falle kann es, hoffe ich, entſchuldigt werden, wenn es zum Behufe der mehrern Sicherung einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung geſchieht. Ich bitte daher um Erlaubniß, Verſchiedenes anzuführen, was mit mir kurz vorher vorgegangen war, ehe mir die Phantasmen erſchienen, in ſo fern es etwa auf meine damaligen körperlichen und Gemüthsumſtände einigen Einfluß gehabt haben könnte.

Ich hatte in den zehn letzten Monaten des Jahrs 1790 verschiedene betrübte Vorfälle erlebt, die mich sehr erschütterten; besonders seit dem September des gedachten Jahres, folgten sich fast ununterbrochen Begebenheiten mancherlei Art, welche mir bittern Kummer verursachten. Ich war sonst gewohnt gewesen, jährlich zweimal zur Ader zu lassen. Dies war am 9. Julius 1790. einmal geschehen, aber zu Ende des Jahrs unterlassen worden. Im Jahr 1783 hatte mich plötzlich ein heftiger Schwindel überfallen, welches der Arzt Verstopfungen in den feinern Gefäßen des Unterleibes zuschrieb, die durch sitzende Lebensart und vieljährige starke Anstrengung des Geistes zuletzt entstanden. Diese Beschwerden wichen durch eine fortgesetzte Kur, und eine verbesserte und über drei Jahre lang sehr strenge Diät. Besonders wirksam war dabei gleich anfänglich die Ansetzung der Blutigel am After gewesen, welche seitdem jährlich zweimal auch wohl dreimal geschah, wenn ich starke Kongestionen nach dem Kopfe verspürte. Damal waren den 1. März 1790 zuletzt Blutigel angelegt worden. Also sowohl der Aderlaß als die Entladung der feineren Blutgefäße durch die Igel war im Jahr 1790. weniger geschehen als sonst Ich fand mich indeß seit dem September noch ausser der obengedachten kummervollen Lage, beständig mit sehr anstrengenden Arbeiten

beſchäftigt, welche durch öfteres Unterbrechen noch beſchwerlicher wurden.

In den beiden erſten Monaten des J 1791 ward ich noch durch verſchiedene mir höchſt unangenehme Vorfälle ſehr gekränkt. Mit denſelben war am 24. Februar ein äuſſerſt heftiger Verdruß verknüpft. Vormittags um 10 Uhr befand ſich meine Frau bei mir, um mich zu tröſten, und noch eine Perſon. Ich war in allzuhertiger Gemüthsbewegung über eine Reihe von Vorfällen, die mein ganzes moraliſches Gefühl empört hatten, und woraus ich keinen vernünftigen Ausgang ſah. Plötzlich ſtand, ungefähr zehn Schritte entfernt, eine Geſtalt vor mir, die Geſtalt eines Verſtorbenen. Ich wies darauf, fragte meine Frau, ob ſie die Geſtalt nicht ſähe? Sie ſah natürlich nichts, nahm mich äuſſerſt erſchrocken in ihre Arme, ſuchte mich zu beſänftigen, und ſchickte nach dem Arzte. Die Geſtalt blieb wohl eine halbe Viertelſtunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe, und, da ich äuſſerſt erſchöpft war, fiel ich nach einiger Zeit eine halbe Stunde lang in einen unruhigen Schlummer. Man ſchrieb das Geſicht der ſtarken Gemüthsbewegung zu, und glaubte, nunmehr würde Alles vorbei ſeyn; allein die heftige Bewegung hatte meine Nerven in irgend eine widernatürliche Lage geſetzt. Davon entſtan-

den noch weitere Folgen, welche eine genauere Beſchreibung verdienen.

Nachmittags nach vier Uhr erſchien die Geſtalt wieder, die ich Vormittags geſehen hatte. Ich war allein, da es geſchah; und da mir dieſes, wie leicht zu begreifen iſt, ſehr unangenehm war, ging ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber auch hier erſchien die Geſtalt. Zuweilen war ſie da, zuweilen war ſie weg, immer ſtehend. Ungefähr nach ſechs Uhr erſchienen auch verſchiedene wandelnde Geſtalten, welche mit der ſtehenden Figur nichts gemein hatten. Ich weiß keine andere Veranlaſſung, als daß ich, obgleich ſehr viel ruhiger, dennoch den mich kränkenden bittern Verdruß nicht ſogleich ganz vergeſſen konnte, und über die Folgen nachgedacht hatte, um ſie, wenn es möglich wäre, abzuwenden; und daß dieſes drei Stunden nach der Mittagsmahlzeit geſchah, zu der Zeit, wo gerade die Verdauung anfängt.

Ich beruhigte mich endlich mehr über den unangenehmen Vorfall, welcher die erſte Erſcheinung veranlaßt hatte. Aber, obgleich dienliche Arzneien genommen wurden, und ich mich ſonſt ganz wohl befand, verminderten ſich die erſcheinenden Geſtalten nicht, ſondern vermehrten und veränderten ſich auf die ſonderbarſte Weiſe.

Da mich, nachdem das erste Entsetzen vorüber war, diese Erscheinungen nicht sonderlich erschütterten, da ich sie für das hielt, was sie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit; so suchte ich um so mehr Besonnenheit zu behalten, um in recht deutlichem Bewußtseyn dessen, was in mir vorging, zu bleiben. Ich beobachtete diese Phantasmen sehr genau, und dachte sehr oft nach über meine eigenen vorherigen Gedanken, um irgend ein Gesetz der Assoziazion der Vorstellungen zu finden, nach welchem etwa gerade diese oder jene Gestalten sich der Einbildungskraft darstellen möchten. Zuweilen glaubte ich etwas zu finden, sonderlich in der letztern Zeit; aber im Ganzen war zwischen meinem Gemüthszustande, zwischen meinen Beschäftigungen und übrigen Gedanken, und zwischen den mannigfaltigen mir vorkommenden und wieder verschwindenden Gestalten, gar kein Zusammenhang zu entdecken. Nach oftmaliger genauer Beobachtung und ruhiger Prüfung und Ueberlegung, konnte ich über die Entstehung und die Folge dieser oder jener Gestalten weiter keinen Schluß ziehen als: Wenn einmal das Nervensystem so sehr angespannt *), so sehr schwach,

*) Man wird mir wohl zutrauen, daß ich durch die Worte angespannt u. s. w. nicht die Entstehungsart solcher Vorstellungen oder die Beschaffenheit der Nerven dabei bestimmen will; sondern daß diese Worte

kurz so verſtimmt iſt, daß dergleichen Geſtalten erſcheinen können, als würden ſie geſehen und gehört, ſo folgten bei mir dieſe Blendwerke keinem bekannten Geſetze der Vernunft, der Einbildungskraft, und der ſonſt gewöhnlichen Aſſoziazion der Ideen; und ſo iſt es auch wohl bei andern Menſchen, ſoviel man aus den wenigen bekannten Beiſpielen ſchließen kann. Im Innerſten der Seele hat die Entſtehung der jedesmal vorkommenden individuellen Bilder gewiß ihren Grund, der aber wohl immer eben ſo unerforſchlich bleiben wird, als die Entſtehung des Denkens und Vorſtellens ſelbſt.

Die Geſtalt des Verſtorbenen erſchien nicht mehr nach dem erſten erſchütternden Tage, hingegen kamen ſehr deutlich viele andere Geſtalten zum Vorſchein: zuweilen Bekannte, aber meiſtens Unbekannte. Unter den Bekannten waren Lebende und Verſtorbene, mehrentheils erſtere: nur bemerkte ich, daß Perſonen, mit denen ich täglich umgieng, mir nicht als Phantasmen erſchienen, es waren jederzeit Entfernte. Auch verſuchte ich, nachdem

nur überhaupt anzeigen ſollen, daß irgend etwas Widernatürliches in den feinſten Theilen der Organiſazion des menſchlichen Körpers vorgehen müſſe, wenn das sensorium commune, es ſei nun was es wolle, auch von außen ſo irrig afficirt wird. M.

dieſe Erſcheinungen einige Wochen gedauert hatten, und ich mich dabei ganz ruhig befand, Phantaſmen von mir bekannten Perſonen ſelbſt hervorzubringen, welche ich mir deshalb ſehr lebhaft vorſtellte; aber vergeblich. So beſtimmt ich mir auch die Bilder ſolcher Perſonen in meiner ſehr lebhaften Einbildungskraft dachte, ſo gelang es mir doch nie, ſie auf mein Verlangen außer mir zu ſehen, ob ich ſie gleich ſchon vor einiger Zeit unverlangt als Phantaſmen geſehen hatte, und ſie ſich auch wohl nachher unvermuthet mir wieder auf dieſe Art darſtellten. Die Phantaſmen erſchienen mir ſchlechterdings unwillkührlich, als würden ſie mir von außen dargeſtellt, gleich den Phänomenen in der Natur, ob ſie gleich gewiß blos in mir entſtanden; und dabei konnte ich, ſo wie ich überhaupt in der größten Ruhe und Beſonnenheit war, jederzeit Phantaſmen von Phänomenen genau unterſcheiden, wobei ich mich nicht ein einzigmal geirrt habe. Ich wußte genau, wann es mir blos ſchien, daß die Thüre ſich öffnete und ein Phantom hereintrat, und wann die Thür wirklich geöffnet ward und jemand wirklich zu mir trat.

Uebrigens erſchienen mir dieſe Geſtalten zu jeder Zeit und unter den verſchiedenſten Umſtänden gleich deutlich und beſtimmt: wenn ich allein und in Ge-

ſellſchaft war, bei Tage und in dunkler Nacht, in meinem Hauſe und in fremden Häuſern; doch waren ſie in fremden Häuſern nicht ſo häufig, und wenn ich auf offener Straße ging, ſehr ſelten. Wenn ich die Augen zumachte, ſo waren zuweilen die Geſtalten weg, zuweilen waren ſie auch bei geſchloſſenen Augen da. Blieben ſie aber alsdann weg, ſo erſchienen nach Oeffnung der Augen wieder ungefähr die vorher geſehenen Figuren. Ich ſprach zuweilen mit meinem Arzte und mit meiner Frau über die Phantaſmen, welche eben um mich herumwandelten; denn überhaupt erſchienen dieſe Bilder mehr wandelnd als in Ruhe. Immer waren ſie nicht da. Oft blieben ſie ganz weg; und kamen wieder auf kurze Zeit oder auf längere, einzeln oder mehrere zugleich, doch gewöhnlich erſchienen mehrere zuſammen. Meiſt ſah ich menſchliche Geſtalten beiderlei Geſchlechts: ſie giengen gewöhnlich durch einander, als hätten ſie nichts unter ſich zu verkehren, ſo wie etwa auf einem Markte, wo ſich Alles nur fortdrängt; zuweilen ſchienen ſie Geſchäfte mit einander zu haben. Einigemal ſah ich unter ihnen auch Perſonen zu Pferde, deßgleichen Hunde und Vögel. Dieſe Geſtalten alle erſchienen mir in Lebensgröße, ſo deutlich, wie man Perſonen im wirklichen Leben ſieht: mit den verſchiedenen Karnazionen der unbekleideten Theile des Körpers, und mit allen verſchiede-

nen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes, sie waren weder schrecklich, noch komisch, noch widrig; die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm.

Ueberhaupt: je länger es währte, desto mehr häufte sich die Anzahl der Phantasmen, und die Erscheinungen kamen öfter. Nach etwa vier Wochen, fing ich auch an reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich, mehrentheils aber ward ich angeredet. Diese Reden waren meist kurz, und hatten nie etwas Unangenehmes; mehrmal erschienen mir verständige und von mir verehrte Freunde und Freundinnen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschmunden seyn konnte, tröfteten. Diese Reden hörte ich doch mehr, wann ich allein war; indeß auch zuweilen mitten in Gesellschaft, mitten unter dem Reden wirklicher Personen: oft nur in einzelnen Phrasen, zuweilen auch zusammenhangend.

Obgleich während dieser Zeit sowohl mein körperlicher als mein Gemüthszustand ganz erträglich war; ob ich gleich mit diesen Phantasmen so bekannt

ward, daß ſie mir zuletzt nicht die geringſte unangenehme Empfindung verurſachten, daß ich mich ſogar nicht ſelten mit der Betrachtung derſelben amüßirte, und mit meiner Frau und mit meinem Arzte darüber ſcherzte; ſo wurden doch, beſonders da dieſer Zuſtand merklich zunahm, und mich oft ganze Tage lang und auch Nachts, wann ich aufwachte, die Geſtalten nicht verließen, verſchiedene Arzeneien gebraucht, und endlich ward beliebt, wieder Blutigel an den After zu ſetzen.

Dies geſchah den 20. April Vormittags um eilf Uhr. Ich war mit dem Wundarzte allein; aber während der Operazion wimmelte das Zimmer von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich durch einander drängten. Dieſes dauerte ununterbrochen fort, bis ungefähr um halb zwölf Uhr, gerade wieder um die Zeit der anfangenden Verdauung. Da bemerkte ich, daß die Geſtalten anfingen ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben nach und nach bläſſer zu werden; ſie nahmen mit jeder halben Viertelſtunde immer mehr ab, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Etwa um halb ſieben Uhr waren alle Geſtalten ganz weiß, und bewegten ſich nur ſehr wenig, doch waren die Umriſſe noch ſehr beſtimmt; nach und nach wurden ſie merklich unbe-

ſtimmter, ohne daß ihre Anzahl abgenommen hätte, wie ſonſt oft der Fall geweſen war. Die Geſtalten gingen nicht weg, ſie verſchwanden auch nicht, welches gleichfalls ſonſt ſehr oft geſchehen war. Jetzt zerfloſſen ſie gleichſam in der Luft. Von einigen ſogar waren eine Zeitlang einzelne Stücke zu ſehen, die nach und nach auch vergingen. Ungefähr um acht Uhr war gar nichts von den Geſtalten mehr da. Nie habe ich wieder dergleichen geſehen. — Vielleicht zwei- oder dreimal ſeitdem habe ich dazu einen Anſatz verſpürt, wenn ich ſo ſagen mag; nehmlich eine Empfindung, als ſähe man etwas, was in dem Augenblicke wieder weg iſt. Dieſe Empfindung überraſchte mich auch, indem ich obige Nachrichten jetzt niederſchrieb, und zu dieſem Behufe die Papiere vom J. 1791. genau durchſah und mich aller damaligen Umſtände wieder deutlich erinnerte. So wenig iſt man zuweilen, auch bei der größten Gemüthsruhe, Herr ſeiner lebhaften Imagination.

Dies iſt die treue Erzählung der an mir beobachteten krankhaften Erſcheinung. Ich will noch einige Bemerkungen hinzufügen, um theils die Entſtehung derſelben aus andern Beobachtungen an mir ſelbſt einigermaßen zu erläutern, theils wenigſtens einige pſychologiſche Folgerungen von weitem anzudeuten, welche aus dieſem merkwürdigen Falle zu ziehen ſeyn möchten.

Die Erfahrung zeigt, daß wir auf vielerlei Art uns einbilden können Gestalten zu sehen, auch wohl zu hören, welche nicht außer uns vorhanden sind.

Zuerst und gewöhnlich geschieht dies im Traume. Die Art des Träumens ist bei jedem Menschen verschieden, und beruhet wohl in der Mischung der Verstandes- und der sinnlichen Kräfte des Menschen, insofern sie durch seinen jedesmaligen körperlichen Zustand modificirt werden. Ich habe selbst einige nicht unmerkwürdige Beobachtungen über die Beschaffenheit meiner Träume gemacht, und sie mit einigen Bemerkungen verglichen, welche ich von Andern erfuhr.

2) Im Wahnsinne, und in allen Graden desselben, bis zur gänzlichen Verrückung des Verstandes.

3) In hitzigen Fiebern, welche eine kurze Zeit hindurch, oder in gewissen wiederkehrenden Perioden, den Verstand verwirren.

4) In der bloßen Einbildungskraft, ohne hitzige Krankheit, bei übrigens gesundem Verstande. Hier ist die Wahrheit am schwersten

zu erfahren; es wäre denn, daß genauer Beobachtungsgeist mit reiner Wahrheitsliebe verbunden wäre.

Die Fälle sind sehr häufig, wo man sich nicht durch Einbildungskraft, sondern, ich möchte sagen, auch durch den irre geführten Verstand betrügen läßt. Sehr viele Leute lieben das Wunderbare, und dünken sich besonders Etwas, wenn sie von sich selbst recht viel Wunderbares erzählen können. Wenige suchen sich von Vorurtheilen zu befreien; Wenige suchen ihre Einbildungskraft zu zähmen; und noch Wenigere sind genau in Beobachtungen, vorzüglich in den Beobachtungen an sich selbst; sehr Wenige haben dabei Entäußerung genug, um streng bei der Wahrheit zu bleiben. Also, wenn jemand einen fremdscheinenden Vorfall erzählen will, nimmt er ab und setzt hinzu; ja man bildet sich wohl ein, sich etwas eingebildet zu haben, das man doch in dem Augenblick des Erzählens erst erfindet. Dies Letztere entsteht aus dem Eigensinne, vermöge dessen viele Menschen nicht Unrecht haben wollen; daher erzählen sie oft, um nur zu unterstützen, was sie einmal behauptet haben, mehr als sie verantworten können. Bei den berühmten Visionen Em. Swedenborgs scheinen alle vorher erwähnte Umstände zusammen gekommen zu seyn. Er hatte Lust an

Spekulation und myſtiſcher Theologie. Er hatte ſein Syſtem, wozu er Geiſter brauchte, und er ging darauf aus, dieſes wunderbare Syſtem durchzuſetzen. Es kann wohl ſeyn, daß er Phantasmen geſehen hat, umſo mehr, da er viel ſtudierte und ſtarke Mahlzeiten liebte *) Aber er ſtutzte ſeine Viſionen, worüber er dicke Bücher ſchrieb, um ein Wundermann zu ſcheinen, durch neue Einbildungen auf, ſo wie ſie ihm ſein Syſtem eingab.

Endlich machen ſich oft die, welche am meiſten mit dem Wunderbaren zu kramen haben, ihre Viſionen nicht einmal deutlich. Dieſes habe ich erſehen aus dem Umgange mit manchen ſonſt wackern Leuten, welche in die ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften verliebt waren, und ſie bis auf einen Grad trieben, wovon ſich freilich in einer Akademie der öffentlichen Wiſſenſchaften nicht wohl ein Begriff geben läßt. Ich habe mich z. B. über Geiſter und Geiſterſehen mehrmal mit Je-

*) Man ſehe über alles dieſes eine intereſſante Rezenſion von Swedenborgs Schriften in der Allg. Deutſchen Bibliothek Bd. CVII. S. 15. und folgg. Da iſt auch die Uebereinſtimmung Swedenborgs mit den Träumereien eines deutſchen Schwärmers Johann Tennhart auseinandergeſetzt, der auch ein ſtarker Eſſer war.

mand unterhalten, der in der geheimen Weisheit gar hoch gestiegen, sonst aber von sehr beschränkter Einsicht, und in allen Wissenschaften, welche den Verstand aufklären können, ziemlich unwissend war. Dieser Mann sagte unter andern: Er würde höchst unglücklich seyn, wenn er nicht beständig in Gesellschaft von Geistern wäre. Da ich mir immer die deutliche Entwickelung menschlicher Meinungen wenn sie auch noch so verkehrt scheinen, zum angenehmen Geschäfte gemacht habe, so war ich begierig zu erfahren, wie er die Geister sähe und mit ihnen in Gesellschaft käme? Da wollte er nichts von erscheinenden körperlichen Formen wissen. Er versicherte: man sähe die Geister mit den Augen des Geistes. „Denn," sagte er ganz ernsthaft: „gleich„wie die menschliche Seele Näphäsch oder ein ab„genommener Zweig ist, so sind alle Geister „abgezweigt von dem höchsten Geiste, als er in der „zusammenziehenden Bewegung sein Wesen zusam„men drückte." Bei näherm Befragen bemerkte ich wohl, daß er eine verwirrte kabalistisch spinozistische Ontologie im Kopfe hatte, und alle Kräfte in der Natur sich als Geister dachte. Also wollte er eigentlich sagen: er würde sich unglücklich dünken, wenn er in einer ganz todten Natur lebte, wenn er nicht Alles um sich her in beständiger Wirkung und Gegenwirkung der

Kräfte dächte. Daher bevölkerte er alles, was um ihn her war, mit Geistern; so wie etwa die alte Mythologie die Wälder mit Dryaden und Hamadryaden. — Zwar, alles wohlüberlegt, möchte vielleicht über meinen Kabalisten nicht allzulaut zu lachen seyn; denn, im Grunde ist doch das Wort Kraft dem Philosophen nur eben das, was dem Mathematiker das x: und wenn ich nicht ganz irre, so weiß der Mathematiker durch sein x mehr deutliche Wahrheiten herauszubringen, als der Philosoph durch das Wort Kraft. Kann eine angenommene Kraft nicht dergestalt der Rechnung unterworfen werden, daß sie wie Newton's Kalkul mit der Erfahrung genau übereinstimmt; so wird durch das bloße Wort eben nicht mehr bestimmt oder erklärt, als durch das Wort Geist. Selbst die neue sinnreiche Kantische dynamische Naturwissenschaft, welche alle Körper zu bloßen Agregaten von Kräften macht, möchte wohl den Knoten mehr zerhauen als auflösen.

Es ist nicht so ganz ungewöhnlich, daß durch irgend ein Misverhältniß der körperlichen Kräfte, auch ohne Wahnsinn und hitzige Krankheit, dem Auge Erscheinungen von außen vorkommen, welche blos innerhalb der Einbildung erzeugt werden. Diese Erfahrung kann uns die Toleranz

lehren, guthmüthige Leute, welche glauben, dieſe oder jene Erſcheinungen geſehen zu haben, nicht geradezu für Betrüger zu halten. Aber, indem mehrere Erfahrungen zeigen, wie weit die menſchliche Einbildungskraft gehen kann in Vorſtellungen von Bildern außer uns; ſo können dieſe gutmüthigen Leute auch lernen, ihren Einbildungen keine Art von Wirklichkeit zuzuſchreiben, noch weniger die Wirkungen verſtimmter Nerven für Beweiſe zu halten, daß Geiſter um uns herum ſpuken. Der berühmte Juſtus Möſer glaubte öfter Blumen zu ſehen; ein anderer mir wohl bekannter Mann ſieht eben ſo zuweilen mathematiſche Figuren, als Zirkellinien, Vierecke u. ſ. w. in verſchiedenen Farben. Mehrere Beiſpiele werden ſich vielleicht in Moritzens Magazin, oder in Krügers Experimentalſeelenlehre, und in Bonnets pſychologiſchen Schriften finden. — Der Fall, daß jemand Töne hört, iſt wohl ſeltener. Mein verewigter Freund, Moſes Mendelſohn, hatte ſich im Jahr 1772. durch ſtarke Anſtrengungen des Geiſtes eine Krankheit zugezogen, welche auch voll ſonderbarer pſychologiſcher Erſcheinungen war. Ueber zwei Jahre durfte er gar nichts thun, gar nichts leſen, über gar nichts nachdenken, keine lauten Töne hören. Wenn jemand im geringſten lebhaft mit ihm redete, oder er ſelbſt nur ein wenig lebhaft ward, ſo ſtel er Abends in

eine höchſtbeſchwerliche Art von Katalepſie, worin er alles ſah und hörte, was um ihn vorging, ohne ein Glied bewegen zu können. Hatte er dann am Tage lebhafte Reden gehört, ſo rief ihm, während des Anfalls, eine Stentorſtimme die einzelnen mit einem hohen Akzente ausgeſprochenen oder ſonſt laut geredeten Worte und Sylben wieder einzeln zu, ſo daß ihm auf eine ſehr unangenehme Art die Ohren davon gellten.

Eben ſo ſelten iſt der Fall, daß jemand menſchliche Geſtalten zu ſehen glaubt; doch ſind Beiſpiele davon vorhanden. So erblickte ein durch viele Verdienſte um die Botanik verehrungswerthes Mitglied dieſer Akademie, wider deſſen Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit Niemand etwas einwenden kann *), einſt in eben dem Saale, wo wir jetzt verſammelt ſind, das Phantasm des geweſenen Präſidenten Maupertuis. Ein mir wohl bekannter glaubwürdiger Mann, der zwar kein Gelehrter, aber geſetzt und von Vorurtheilen frei iſt, war nach einem ſtarken Nervenfieber zwar in der Beſſerung, aber noch ziemlich ſchwach. Er lag Nachts im Bette, ſich vollkommen bewußt, daß er wach war. Es ſchien die Thüre aufzugehen, und die Geſtalt einer Weibsperſon hereinzutreten, wel-

*) Es war der verſtorb. Gleditſch. B.

che bis zum Bette kam; er sah es eine Weile an, da ihm aber der Anblick unangenehm ward, kehrte er sich um und weckte seine neben ihm liegende Frau auf. Nun war die Gestalt weg. Aber ein Beispiel, daß jemand, so wie ich, beinahe zwei Monate lang, fast beständig dergleichen Blendwerke vor Augen hatte, und sogar zu hören glaubte, ist mir weiter nicht bekannt, als daß mir von den Erscheinungen, welche zwei junge Frauenzimmer sehr oft sahen, manches glaubwürdig erzählt worden ist.

Ein gewisses Gefühl der Unschicklichkeit, in dieser Versammlung viel von mir selbst zu reden, verläßt mich wahrlich nicht. Da es aber blos in wissenschaftlicher Absicht geschieht, um einen Beitrag zur Kenntniß der Wirkungen der menschlichen Einbildungskraft zu liefern; so muß ich schon dieses Gefühl unterdrücken. Ich darf von Kennern und Verehrern alles dessen, was die menschlichen Kenntnisse erweitern kann, Vergebung hoffen, wenn ich noch mehr von mir selbst erzähle, blos in der Absicht, um besonders durch die Darlegung der Beschaffenheit meiner Einbildungskraft und anderer Erscheinungen in einer vorhergegangenen Krankheit, die Erscheinungen, welche der Gegenstand dieser Vorlesung sind, in einer minder wunderbaren Ansicht zu zeigen, und dadurch vielleicht zu einiger Erläu-

terung dieſes ſonderbaren Vorfalls etwas beizutragen.

Ich muß bemerken, daß meine überhaupt ſehr lebhafte Einbildungskraft alles leicht in Bilder bringt. Ich habe z. B. eine Menge Plane zu Romanen und zu Schauſpielen in der Idee gemacht, obgleich von den wenigſten etwas aufgeſchrieben; weil es mir nicht um das Ausführen derſelben, ſondern ums Erfinden zu thun war. Ich kam auf ſolche Plane, wenn ich gutes Muths einſam ſpazierte, oder wenn ich auf Reiſen im Wagen ſaß und mich nur mit mir und meiner Einbildungskraft beſchäftigen konnte. Jedesmal und noch bis jetzt, ſtehen die verſchiedenen Perſonen, die ich zum Behufe eines ſolchen Plans mir ſchaffe, ganz lebhaft und deutlich in meiner Einbildung, nach ihrer Figur, ihren Geſichtszügen, ihrer Bewegung, Kleidung, Farbe u. ſ. w. So lange ich an einen beſtimmten Plan denke und ihn nachher ausführe, bleiben mir, ſelbſt wenn ich mehrmal darin unterbrochen werde, und zu ganz verſchiedenen Zeiten wieder darauf komme, alle die handelnden Perſonen immer in eben der Geſtalt gegenwärtig, worin ſie ſich die Einbildungskraft zuerſt ſchuf. — Ich bin ferner ſehr oft in einem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen, in welchem ſich eine Menge Bilder von aller Art, oft die ſeltſamſten Geſtalten, zeigen,

ſich ändern, und verſchwinden. Im J. 1778 hatte ich ein Gallenfieber, das zuweilen, doch ſelten, bis zum Phantaſiren ſtieg. Gegen Abend kam täglich der Fieberanfall. Wenn ich zu der Zeit die Augen geſchloſſen hatte, ſo konnte ich den Anfang der Kälte des Fiebers, ſelbſt ehe die Empfindung des Froſtes merklich ward, daraus ſpüren, daß kolorirte Bilder in weniger als halber Lebensgröße, wie in einen Rahm gefaßt, ſich mir deutlich zeigten. Es waren Arten von Landſchaften, mit Bäumen, Felſen u. ſ. w. vermiſcht. Behielt ich die Augen geſchloſſen, ſo änderte ſich nach einer Minute immer etwas in dieſer Vorſtellung, einige Figuren verſchwanden und andere erſchienen. Oeffnete ich aber die Augen, ſo war alles weg; ſchloß ich ſie wieder, ſo war eine ganz andere Landſchaft da. Alſo war es hier anders, als nachher im J. 1791., da durch die Oeffnung und Schließung der Augen die erſcheinenden Geſtalten nicht geändert wurden. Ich habe während der Fieberkälte zuweilen, der Beobachtung wegen, in jeder Sekunde die Augen geöffnet und geſchloſſen; und jederzeit erſchien ein anderes Bild voll mannichfaltiger Gegenſtände, welche mit denen, die vorher erſchienen waren, gar nichts gemein hatten. Dieſe Bilder zeigten ſich ununterbrochen, ſo lange die Kälte des Fiebers dauerte; ſie wurden ſchwächer, ſobald die

Hitze anfing, und wann ſie völlig eintrat, waren alle Bilder weg. War der Fieberanfall ganz vorüber, ſo erſchienen auch keine Bilder mehr; ſah ich hingegen am folgenden Tage mit geſchloſſenen Augen wieder Bilder, ſo konnte ich ſicher ſeyn, daß die Kälte des Fiebers heranrückte. — Noch muß ich anmerken, daß mir mitten im Nachdenken oder emſigen Schreiben, beſonders wenn ich mich eine Zeitlang etwas angeſtrengt habe, ein Gedanken, welcher mit der vorliegenden Arbeit gar nicht zuſammenhängt, wenn ich ſo ſagen ſoll, quer durch den Kopf gehet, und nicht ſelten ſo lebhaft, daß ich glaube in mir ſelbſt reden zu hören.

Dieſe in mir natürlich vorhandene Lebhaftigkeit macht es etwas begreiflicher, daß mir nach einer heftigen Gemüthsbewegung mehrere Wochen lang eine Menge Bilder als Blendwerke vorkommen konnten. Daß ſie nach angeſetzten Blutigeln auf einmal weggblieben, zeigt deutlich, daß eine unordentliche Bewegung des Bluts mit der Erſcheinung dieſer Phantasmen verbunden geweſen iſt, ob es gleich vielleicht allzuſchnell geſchloſſen ſeyn würde, darin ganz allein die Urſache zu ſuchen. Merkwürdig ſcheint mir auch, daß ſowohl der Anfang der Erſcheinungen, nachdem die Gemüthsbewegung vorbei war, als auch die Veränderung beim

gänzlichen Aufhören, gerade auf die Zeit der anfangenden Verdauung trafen. Eben so sonderbar ist es, daß die Blendwerke, ehe sie ganz wegblieben, die bunten Farben verloren und weiß erschienen, und daß sie nicht wie ehemal verschwanden, oder sich veränderten, sondern nach und nach gleichsam zerflossen.

Hätte ich die Phantasmen von den Phänomenen gar nicht unterscheiden können, so wäre ich wahnsinnig gewesen. Wäre ich schwärmerisch und abergläubisch, so würde ich mich vor meinen eigenen Phantasmen entsetzt haben und vermuthlich ernsthaft krank geworden seyn; liebte ich das Wunderbare, hätte ich gesucht de me faire valoir, so hätte ich sagen können: Ich habe Geister gesehen! und wer hätte es mir abstreiten dürfen? Im Jahr 1791 wäre vielleicht die Zeit gewesen, solche Erscheinungen geltend zu machen. Hier zeigte sich aber der Nutzen einer gesunden Philosophie und einer ruhigen Beobachtung. Beide hinderten, daß ich weder wahnsinnig noch ein Schwärmer ward. Bei so sehr gereizten Nerven und bei so flüchtigem Blute, wäre sonst beides sehr leicht gewesen. Aber ich sah die mir vorschwebenden Blendwerke für das an was sie waren, für Krankheit; und ich nützte sie zur Beobachtung: weil ich Beobachtung und Reflexion darüber für den Grund aller vernünftigen Philosophie halte.

Unſere neuere deutſche Philoſophie will nicht, daß Beobachtung zur theoretiſchen Philoſophie gehöre. Daraus entſtand Kants tranſcendentaler Idealismus, welcher endlich in den plumpen ſchwärmeriſchen Idealismus ausartete, der ſich in Fichtens neueſten Schriften findet, indem dieſer Philoſoph alle Dinge außer uns für „unſere eigenen Produkte" ausgiebt, „die wir für von uns unabhängige Dinge halten, unſere eigenen „Geſchöpfe fürchten, bewundern, begehrten, „und unſer Schickſal von einem Scheine abhängig „glauben, den ein einziger Hauch eines freien „Weſens zerſtören ſollte." Dies ſind Herrn Fichte's eigene Worte *).

Die bloße Vorſtellung im Gemüthe, ohne äußere Erfahrung, würde uns aber wohl nie überzeugen können, ob wir Phänomene oder Phantasmen vor uns hätten. Sagen die kritiſchen Philoſophen: die aus der Beobachtung entſpringende Erkenntniß wäre nur empiriſch, alſo nicht ſicher; ſo kann es gar wohl ſeyn, daß uns von der Natur nicht größere Sicherheit unſerer Begriffe zugeſtanden iſt. Allein, würden wir uns denn ganz feſt unſerer Vernunftmäßigkeit bewußt ſeyn, wenn nicht die äußern Erſcheinungen, welche Geſetzen folgen, die nicht von den

*) Man ſ. Fichte's Appellazion, S. 44.

Vorstellungen in unserm Gemüthe abhangen, beständig mit unsern Vorstellungen übereinstimmen: Haben wir ein anderes Kennzeichen? Schließt nicht der größte theoretische Philosoph, wenn er alles gelb sieht, er habe die gelbe Sucht, und wenn ihm alles schwarz vor den Augen flimmert, sein Gehirn sey gedrückt; und trauet also nicht seinen bloßen Vorstellungen?

Ich will hierauf die Betrachtung der Blendwerke, welche ich sah, anwenden. Ich weiß wohl, daß aus einem einzelnen Falle keine allgemeinen Schlüsse zu ziehen sind. Aber doch kann eine einzige Erfahrung, genau beobachtet und treu aufbehalten, Hypothesen zerstören, welche lange mit dem Namen der Systeme sind beehrt worden.

Nach Fichte wären also, während meines oben beschriebenen Zustandes, sowohl alle Personen, die wirklich um mich waren, als die Blendwerke, die ich bei übrigens ganz gesundem Verstande sah, Eins so wie das Andere, meine Produkte, meine Geschöpfe gewesen. Warum wären denn meine Geschöpfe beiderlei Art so wesentlich verschieden? Mein beurtheilender Verstand ließ mich dieses deutlich einsehen, durch Schlüsse, welche auf eine fortdauernde Beobachtung gegründet wären. Die Erg-

ſten neuern Idealiſten, welche ſich auf die Verwirrung, worein ſie ſich durch die vermeinte Höhe ihrer Spekulazion *) ſetzen, ſo viel zu Gute thun, werden doch gewiß nicht behaupten, beiderlei Vorſtellungen wären von einerlei Art geweſen? Oder ich hätte ihre Verſchiedenheiten nicht unterſuchen ſollen? Wodurch konnte aber dies letztere geſchehen? Ich beobachtete, daß wirkliche Perſonen den äußern von mir nicht abhangenden Geſetzen in beſtimmter Ordnung folgten, in einer Ordnung der ich ſelbſt beſtändig folgen mußte, wie dieſes aus meinem Bewußtſeyn erhellte. Ich konnte die wirklichen auch greifen, ſo wie mich ſelbſt. Beides war bei den Blendwerken keineswegs der Fall; dieſes hatte ich in der beſtändigen Beobachtung meiner ſelbſt, der Erſcheinungen außer mir, und in meinem eigenen Bewußtſeyn immer ſo gefunden. Beide, ſowohl die Phantasmen als die Phänomene, lagen in meiner Vorſtellung; das war gewiß. Aber dieſen mußte ich nothwendig eben die Realität zuſchreiben, welche ich mir ſelbſt zuzuſchreiben genöthigt bin: nehmlich etwas das nicht bloß allein in meiner Vorſtellung liegt, irgend etwas, das auch außer meiner Vorſtellung da iſt, irgend Etwas das außer meinem Ich die Art meiner Vorſtel-

*) Man ſ. Fichte's Recenſion, S. 91.

lung bestimmt, etwas was mir sonst auch das Ding an sich nannten, ehe die kritische Philosophie die unschuldige Benennung so hoch verpönte. Diese Realität konnte ich hingegen jenen Blendwerken nicht zuschreiben; ich konnte nicht anders schließen als daß sie bloß allein aus meinem innern Ich kämen, und zwar, wie ich wieder aus der Beobachtung meiner selbst und der Phänomene um mich herum richtig schließen konnte, aus einem kranken Ich. Beides, die Phänomene und die Phantasmen, existirten in meiner Vorstellung. Hätte ich beiderlei nicht unterscheiden können, so wäre ich wahnsinnig gewesen. Wodurch konnte ich sie unterscheiden, wenn ich nicht jenen die Realität beilegte; und daß sie Realität hätten, folgerte ich aus meiner Beobachtung.

Fichte will aber schlechterdings nicht, daß aus der Beobachtung der Sinnenwelt ihre Realität soll gefolgert werden. Er hat einen viel höhern Gesichtspunkt, auf welchem aber vielleicht nur Er und der Engel Gabriel stehen können. Weil er alle Dinge außer uns für unsere eigenen Geschöpfe ausgiebt, und doch eine Ursache angeben will, warum wir sie für etwas mehr halten, sagt er am zuerst angeführten Orte: „Das Uebersinnliche, dessen Wiederschein in uns unsere

„Sinnenwelt iſt — dieſes iſt es, welches uns hält, „und zwingt, auch ſeinem Wiederſcheine Reali„tät beizumeſſen.“ Zum Ueberſinnlichen rechnet er in ſeiner kauderwälſchen Sprache beſonders ſeine pflichtmäßige Geſinnung oder eine moraliſche Weltordnung, die ſich in ſeinem Innern finden ſoll, und die er auch Gott nennet. Dieſe überſinnliche Philoſophie iſt ſo gründlich, daß er von ſeiner Weltregierung, die er auch eine unmittelbar in ihm ſelbſt aufgeſtellte Heilsordnung betitelt, folgendes ſagt *): „Ich „kann daran nicht zweifeln. Es iſt ſo, es iſt „ſchlechthin ſo, es iſt ohne allen Beweis „ſo; ich weiß es unmittelbar, ſo gewiß als „ich irgend etwas weiß, ſo gewiß als ich von „mir ſelbſt weiß.“ Aus dieſer Heilsordnung nun, die ohne Beweis und unmittelbar in ihm liegt, folgert er alſo die Realität der Sinnenwelt; wie ſie aber daraus folgen ſoll, ſagt uns dieſer tiefſinnige Philoſoph nicht. **) Ich will daher, bis er dieſes einmal deutlicher erklärt, bei

*) S. Fichte's Appellazion, S. 35.

**) Kant hat ſich über die Realität deſſen was außer uns iſt, ganz anders und genugthuend erklärt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, S. XL. XLI. N.

meiner nähern Erkenntniß der Wirklichkeit der Sinnenwelt stehen bleiben. Ich behaupte nemlich: die obigen Geschöpfe meines Ich's, welche zwar auch in meiner Vorstellung enthalten sind, so wie die Vorstellung des Hrn. Prof. Fichte, wenn er vor mir steht, die ich aber mit sechs Blutigeln an der meinem Kopfe entgegengesetzten Seite angelegt vertilgen kann, haben nicht die Realität des empirischen Ich's dieses jetzt wegen seiner Träumereien verfolgten Philosophen. Ich schließe dies daraus, weil ich an Hrn Fichte mir auch etwas denken muß, was nicht allein in meiner Vorstellung liegt; und finde den Schluß bündiger, als wenn ich nur von einer Heilsordnung in meinem Innern auf die Existenz der Phänomene außer mir schließen wollte: welche ich sodann von Phantasmen, deren Realität sechs Blutigel aussaugen können, gar nicht würde zu unterscheiden wissen.

Ueber die Art

wie

vermittelst des

transscendentalen Idealismus

ein

wirklich existirendes Wesen

aus Principien konstruirt werden kann.

Nebst

merkwürdigen Proben der Wahrheitsliebe, reifen Ueberlegung, Bescheidenheit, Urbanität und gutgelaunten Großmuth des Stifters der neuesten Philosophie,

von

Friedrich Nicolai.

Es ist gar kein Irrthum mehr möglich; denn die Anschauung irret nie. Fichte, im sonnenklaren Berichte über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. S. 196.

Ich bin jeden Augenblick bereit, mich feyerlich zu verbinden, daß ich ewig verdammt seyn will, wenn ich je auch nur innerlich zurücknehme, was ich an meiner Wissenschaftslehre wirklich weiß, und als durchaus evident ansehe. Fichte, im Antwortschreiben an Reinhold. S. 69.

Eine Beylage zum LXI. Bande der N. Allg. D. Bibl.

Berlin und Stettin. 1801.

Es hat Herrn Professor Fichte gefallen, einige Bogen zu schreiben, unter dem Titel:

Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Ein Beytrag zur Literargeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts, von J. G. Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1801. gr. 8.

Hr. Schlegel, der Herausgeber, sagt in der Vorrede: »Der Verfasser dieser Schrift hatte anfänglich die Absicht, »sie unter seinen Augen dem Drucke zu übergeben. »Da hierbey zufällige Hindernisse eintraten, und der »nächste Zweck derselben durch die Unterhaltung, welche »er bey ihrer Abfassung gefunden, und seinen Freunden »durch die Mittheilung verschafft hatte, eigentlich schon »erreicht war: so wollte er von keiner weitern Bemühung damit etwas wissen, und zog seine Hand gänzlich »von ihr ab. Das Manuskript kam im Kreise seiner »Freunde auch an mich; ich bin durch keine Bevorwortung des Verfassers bey dem Gebrauche, den ich etwa davon möchte machen wollen, eingeschränkt, und so gestehe »ich, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dies »se bündige und erschöpfende Charakteristik eines in »seiner Art merkwürdigen Individuums dem Publikum vorzuenthalten. Der Würde Fichte's wäre es vielleicht angemessener, sein bisheriges verachtendes Stillschweigen auch jetzt nicht zu brechen; allein da er einmal »die gutgelaunte Großmuth hatte, so viel Worte und »Federzüge an Nicolai zu wenden: so muthe ich ihm auch »die zweyte «! — (nämlich die zweyte gutgelaunte Großmuth) — » zu, die Welt seine ausgeübte Herablassung »erfahren zu lassen.«

Nach einigen Zeilen setzt er hinzu: »Was könnte N. »Glorreicheres begegnen, als daß Fichte auf ihn als auf ein

» wirklich existirendes Wesen, sich förmlich einläßt, ihn » aus Principien konstruirt, und ihn wo möglich sich selbst » begreiflich macht? «

Zum Verständniß dieser letzten Stelle muß man sich erinnern, daß Hr. Fichte ein Idealist ist; daß er daher weiß, — so gewiß, wie er von sich selbst weiß, und gewisser nicht, — daß kein Ding außer Ihm wirklich existirt; sondern daß alle Dinge seine eigenen Produkte sind, welche er vermittelst der intellektualen Anschauung in seinem reinen Ich konstruirt und producirt. Daß er auch, nach Hrn. Schlegels Versicherung, mich mir selbst begreiflich machen will, ist eine besondere gütige Auszeichnung, indem er diese Herablassung andern von ihm konstruirten Personen nicht wiederfahren läßt. Ich werde nachher das Principium, woraus mich Herr Fichte als sein eigenes Produkt konstruirte, darstellen, und einige Proben von der Konstruktion selbst vorlegen.

Vorher aber will ich meinen Lesern die eigentliche Ursache entdecken, warum diese Schrift nicht unter Herrn Fichte's Augen gedruckt werden konnte; welche Herr Schlegel unter der Benennung zufälliger Hindernisse zu verbergen für gut gefunden hat.

Herr Fichte wohnt jetzt in Berlin. Er begab sich dahin von Jena, nach einer bekannten Beschuldigung wider ihn, wovon er wenigstens wähnte: » daß dadurch seine ganze fernere Wirksamkeit, seine ganze bürgerliche Sicherheit sich in Gefahr befinde. « *) Er hat seit zwey Jahren in Berlin bürgerliche Sicherheit genossen, hat ferner durch Schriften und durch Reden ungestört gewirkt.

In Berlin aber darf nichts ohne Censur gedruckt werden, deren Verfassung durch ein besonderes königl. Censuredikt bestimmt ist. Alle Fichtesche in Berlin unter seinen Augen gedruckte Schriften sind ordnungsmäßig censirt worden. Als er aber diese Schrift dem königl. Oberkonsistorium zur Censur vorlegte, ward die Erlaubniß zum Drucke, durch folgendes Dekret des gedachten hohen Landeskollegiums, versagt:

» Das

*) Man sehe Fichte's Appellation gegen die Anklage des Atheismus, S. 15.

» Das Manuſcript der Schrift des Prof. Fichte, be» titelt:

» Nicolai und ſeine ſonderbare Meinungen ꝛc.

» wird uncenſirt zurückgegeben, mit dem Bedeuten, » daß ein Landeskollegium nicht befugt ſey, einer in einem » ſo höchſt injuriöſen Ton abgefaßten Schrift das » Imprimatur zu geben; da ohnedem das Cenſuredikt vom » 19. Dec. 1788 ausdrücklich folgende auf dieſe Schrift » anwendbare Stellen enthält:

» » Die Abſicht der Cenſur iſt keinesweges, eine anſtän» » dige, ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der » » Wahrheit zu hindern; ſondern nur dem zu ſteuern, » » was zur Kränkung der perſönlichen Ehre und » » des guten Namens Anderer abzielet. « «

» Ob wie auch in dem Eingange des Edikts ausdrücklich » erinnert wird:

» » daß die verſtattete Preßfreyheit nicht zur Befrie» » digung von Privatleidenſchaften, welche die » » Ruhe guter und nützlicher Staatsbürger ſtöre, auch » » ihre Achtung vor dem Publikum kränke, gemißbraucht » » werden ſolle. « «

Eine ſolche von der verordneten Cenſurbehörde verſagte Erlaubniß des Drucks würde ein jeder Anderer ein weſentliches, nicht mit Herrn Schlegel ein zufälliges Hinderniß, benennet haben. Aber Herr Schlegel hat nun einmal, gleich Hrn. Fichte ſelbſt und allen neueſten Philoſophen, ſeine ganz beſondere neueſte Terminologie, worin die Worte völlig andere Bedeutungen haben, als in der übrigen ganzen Welt.

Man ſollte denken, ſo lange Herr Fichte im preußiſchen Staate Schutz finden will, hätte er die Pflicht auf ſich, die Geſetze dieſes Staats zu beobachten; um ſo mehr, da er in demſelben in derjenigen bürgerlichen Sicherheit lebt, deren er, ſeinem eigenen Vorgeben nach, in andern Staaten nicht gewiß zu ſeyn ſich einbildete. Es ſollte überdieß eine redliche Beobachtung der Geſetze, welche die erſte Pflicht jedes rechtſchaffenen Mannes iſt, von einem Philoſophen, und noch um ſo viel mehr von einem Manne erwartet wer-

den, welcher von sich selbst öffentlich rühmte*): »Ergehe »es mir auch wie es wolle, ich will meine Pflicht thun, »um mir nichts vorzuwerfen zu haben.«

Gleichwohl gewinnet es allerdings das Ansehen, als müßte sich Herr Fichte hier etwas vorzuwerfen haben, wenn man ihn an die strenge Beobachtung der Pflicht: nicht wider die Gesetze des Landes zu handeln, in welchem er Schutz und Sicherheit genießt, erinnern wollte. Es gewinnt allerdings das Ansehen, als hätte Herr Fichte die Schrift in höchst-injuriösem Ton, welche er selbst, wegen des ausdrücklichen Verbots der Censurbehörde, unter seinen Augen nicht drucken lassen durfte, in fraudem legis durch Herrn A. W. Schlegel herausgeben lassen. Doch dieß ist eine Sache, welche in Herrn Fichte's Gewissen — das er selbst als mit der moralischen Weltordnung, d. h. mit der unmittelbar in seinem Innern aufgestellten Heilsordnung, **) als innig verknüpft, und vielleicht gar als identisch damit vorstellt — am zuverlässigsten entschieden werden kann. Auch Hr. Schlegel ist sehr gewissenhaft; denn er versichert, er würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, diese Schrift nicht drucken zu lassen. Dieser gewissenhafte Mann hat noch oben drein zu Bezeichnung oder zu Verbergung des Verhältnisses, in welchem er mit seinem Freunde Fichte in Absicht des Manuscripts stand, wovon dieser seine Hand soll gänzlich abgezogen haben, nachdem er es in seines Freundes Schlegel Hände abgeliefert hatte, ein ganz neues Wort, Bevorwortung, erfunden. Vermuthlich nur er und Hr. Fichte mag es ganz verstehen. Es wird daher wohl am besten seyn, die Beurtheilung dieser scheinbaren Irregularität dem zarten Gewissen der beyden Herren von der einen Seite, und von der andern Seite dem Zartgefühle unbefangener Leser zu überlassen.

Nun zu Hrn. Fichte's Schrift selbst. Ich finde für nöthig, einen Theil derselben näher auseinander zu setzen, weil so Manches darin einer deutlichen Erörterung bedarf, um dem unbefangenen Leser zu zeigen, wie es eigentlich zwischen Hrn. Fichte und mir stehe? Welcher von uns beyden redlich und offenherzig zu Werke gegangen sey? Ob etwa Einer von uns beyden in Schimpfwörter und Grobhei-

ten

*) Man sehe Fichte's Appellation, S. 28.
**) Ebendas. S. 33.

ten verfallen sey, welche zeigten, daß ihn blinde Leidenschaft bis in die unterste Hefe des Pöbels habe sinken lassen? Wer sich so hätte erniedrigen können, würde bloß Verachtung verdienen. Oder, ob sich Einer von uns beyden nicht nur hämische Verdrehungen; sondern sogar, nebst wissentlich falschen Darstellungen auch Verfälschungen und Erdichtungen von Thatsachen habe zu Schulden kommen lassen, um nur den Andern in ein gehässiges Licht zu setzen? Dergleichen künstliche Unwahrheiten können nicht ohne Antwort bleiben; denn sonst würden dem Publikum Unwahrheiten aufgebürdet. Aber sie können nicht anders als durch Nebeneinanderstellung und vollständige Entwicklung des Wahren und Falschen, die Schritt vor Schritt fortgehet, in ihrer ganzen Nichtigkeit vor Augen gestellt werden. Ich muß daher meine Leser im Voraus um Verzeihung bitten, wegen einer Ausführlichkeit, welche Manchem unnöthig scheinen möchte; aber es wirklich nicht ist, wenn Hr. Fichte und sein Benehmen gegen mich, der wahren Beschaffenheit nach, deutlich erscheinen sollen. Einige Beyspiele seiner Höflichkeit und über den Pöbel erhabenen Gesinnung werden dem Leser beyläufig auch nicht vorenthalten werden. Ich habe meine gegenwärtige Schrift dem LXIsten Bande der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek beygelegt, weil Hr. Fichte's Anfall auf mich durch diese Zeitschrift veranlaßt wurde. Doch ist diese Antwort auf seine Anklage auch besonders zu haben.

Auf der ersten Seite versichert Hr. Fichte: Ich hätte seine persönliche Ehre angegriffen.

Diese Beschuldigung allein bewog mich, ausführlich meine Meinung über seine Schrift zu sagen, welche ich sonst keiner Antwort würde gewürdigt haben, da, in ihrer ganzen Anlage und in dem darin herrschenden Tone, der Charakter der Verwerflichkeit eben so sehr als der Unbedeutsamkeit offenbar ist. Aber ich glaubte es mir schuldig zu seyn, die Unwahrheit solcher Beschuldigung deutlich aus einander zu setzen. Es kömmt dabey auf Verdrehung dessen an, was ich von Hrn. Fichte oder von Andern schrieb. Leser, welche Hrn. Fichte keine Verfälschungen des Sinnes zutrauen, werden glauben, ich hätte das wirklich gesagt, was er mich sagen läßt; und selbst Wenige von denen, welche bald merken, daß wohl nicht alles so genau richtig seyn möchte, werden Lust

und Geduld haben, die Stellen nachzuschlagen, zu vergleichen, und sorgfältig zu entwickeln, was darin Falschheit und was Wahrheit sey? Man muß aber in der That Hrn. Fichte genau auf die Finger sehen; wie sich weiter unten zeigen wird.

Mein vermeintlicher Angriff auf Hrn. Fichte's persönliche Ehre soll, seiner Erklärung nach, in einer Anzeige von Hrn. Schellings Streit mit der Allg. Literaturzeitung zu Jena geschehen seyn, welche in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek in des LVisten Bandes 1. St. S. 142 bis 206 steht, und worin beyläufig auch etwas über die Thorheiten und Widersprüche der neuesten Philosophie der Herren Fichte und Schelling gesagt wird. Daß ich, setzt Hr. Fichte hinzu, »Verfasser dieser Anzeige sey, leide keinen Zweifel.« Das haben auch mehrere Personen gesagt, welche nicht so ungünstig von mir und diesem Aufsatze dachten, wie Hr. Fichte; und ich habe es nie geleugnet. Ich bin der Verfasser dieser Anzeige. Ich machte sie, weil ich sie nöthig fand, einen Streit, welcher in der neuesten deutschen Literatur in mancherley Rücksicht interessant war, der Wahrheit gemäß zu schildern, und weil ich für die Literatur nützlich hielt, den Dünkel, den Trotz, die Inkonsequenz und die Lächerlichkeit eines Zirkels von sechs oder acht Leuten zu zeigen, welche die verdienstvollsten Schriftsteller unserer Nation, sobald sie nicht in ihren Ton einstimmen, aufs verächtlichste behandeln, ja sich es zum Ruhme anrechnen, von gelehrten Männern wie von einfältigen Schulknaben *) zu sprechen; sich aber selbst und ihre paar Genossen mit der lächerlichsten Arroganz als die einzigen Besitzer des Wissens, als die einzigen Philosophen ankündigen; welche alle andere philosophische Gedanken, die nicht die ihrigen sind, ausrotten wollten; welche die wichtigste Revolution in der Philosophie, in der Naturwissenschaft und Poesie zu Stande gebracht hätten, oder in Kurzem zu Stande bringen würden, indem, nach ihrer kindischen Voraussagung, durch ihre neueste Wissenschaftslehre, die größte Veränderung nicht nur in allen Wissenschaften; sondern sogar in der Staatsverwaltung und in der Erziehungskunst erfolgen

*) Dessen rühmt sich Hr. Fichte ausdrücklich. Man s. in dessen vorliegenden Schrift S. 87 in der Note unten.

gen müsse. *) Gegen diese Leute, deren Scharfsinn in leere Spitzfindigkeit ausartet, welche bald, mit Fichte, vorgeben, das sittliche Verhältniß verwandle sich, durch das Gewissen, in die Körperwelt, und diese werde erst dadurch producirt; bald, mit Schelling, eben so gedankenleer vorgeben, der Organismus sey die produktive Anschauung in der zweyten Potenz, u. dgl. m., welche mit größtem Ungestüm diese ihre scholastische Phantasieen, dieses dialektische Spiel mit leeren Worten für das einzige Wissen ausgeben, und doch selbst nicht unter einander einig sind, habe ich in dem gedachten Aufsatze, so wie immer, die gesunde Vernunft nebst der Freyheit der Untersuchung und des eigenen Urtheils, welche sie unterdrücken wollen, vertheidigt.

Schon

*) Leset, welche die Schriften des Hrn. Fichte, so wie die seiner nächsten Jünger, nicht kennen, möchten leicht glauben, daß ich hier etwas übertreibe; da ich doch eigentlich noch zu wenig von den sinnlosen Prätensionen gesagt habe, welche Hr. Fichte mit seiner Wissenschaftslehre macht. Um sich einigermaaßen davon zu überzeugen, bitte ich nur, in Hrn. Fichte's Schrift: Sonnenklarer Bericht über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie; ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen, S. 186 ff. die sechste Lehrstunde zu lesen, welche bloß darauf gerichtet ist, seine neueste Philosophie im Voraus (da er doch selbst sagt, sie sey noch nicht vollständig da, und werde bis jetzt fast von Niemand verstanden) in solchem Tone der ungeheuersten Selbstgenügsamkeit anzupreisen, daß man wirklich zuweilen an seiner richtigen Besinnung zweifeln möchte; wenigstens wohl behaupten darf, daß ihm die Wissenschaftslehre kein Gran Bescheidenheit zurückgelassen hat. Z. B. S. 190: »Die Wissenschaftslehre »erhebt aus dem Grunde, daß sie durchaus kein Hülfsmittel, keinen Träger ihrer Anschauung hat, als die Anschauung selbst, den menschlichen Geist höher, als es keine »Geometrie vermag.« S. 191: »Es kommt dazu noch, »daß, indem sie alle Gegenstände des menschlichen Wissens »bis in den Mittelpunkt verfolgt, sie das Auge« — (nämlich das reine Ich Auge des Anschauers) — »gewöhnt, »in allem, was ihm vorkommt, auf den ersten Blick den »eigentlichen Punkt zu treffen.« — (Dazu ist also Hr. Fichte gewohnt, wovon er in der vorliegenden Schrift notable Beweise giebt!) S. 192: »Mit einem Worte: durch die »Wissenschaftslehre kommt der Geist des Menschen zu sich »selbst, und ruht von nun an auf sich selbst, ohne fremde »Hülfe.« — »Diese Selbstständigkeit des Geistes führt »auch zur Selbstständigkeit des Charakters.« S. 194: »Jenes System erschöpft alles mögliche Wissen des endli-

Schon die ungeheure Anmaßung, daß diese Leute aus eigener Inspiration, der Menschheit und der ganzen Natur Gesetze vorschreiben wollen, ohne auf Beobachtung oder Erfahrung, ohne auf die Beurtheilung Anderer die geringste Rücksicht zu nehmen, hemmt eigentlich alles Philosophiren. Man soll nämlich Fichtens sogenannte Wissenschaftslehre, Schellings sogenannte Naturwissenschaft ohne den geringsten Widerspruch, d. h. ohne alle Untersuchung annehmen; wir sollen, wie durch einen Blitz, der unsere Finsterniß auf Einmal durchleuchtet, *) das Fundament dieser Philosophie

» chen Geistes seinen Grund-Elementen nach, und stellt die» se Grund-Elemente für alle Ewigkeit hin.« S. 196: » Es ist gar kein Irrthum mehr möglich; denn die Anschau» ung irret nie.« S. 200: » Die Staatsverwaltung wird, » sobald nur die Wissenschaftslehre verstanden und ange» nommen ist, eben so wenig als andere Künste und Wissen» schaften blind herumtappen und Versuche machen; son» dern unter feste Regeln und Grundsätze kommen.« — » Jeder, der selbst die Wissenschaft besitzt« — (versteht sich Hrn. Fichte's Wissenschaft der Wissenschaft, die keine nie irrende Anschauung) — » wird den Staatsverwaltern sagen können, » was sie zu thun hätten; und wenn sie es doch nicht thun: so » werden sie offenbar vor aller Welt da stehen, als solche, » die des guten Willens ermangeln.« Von dem Letztern haben wir jetzt schon ein betrübtes Beyspiel. Es ist über acht Monate, daß Hr. Fichte den Staatsverwaltern ein ihnen höchst nöthiges Buch unter dem Titel: der geschlossene Handelsstaat, in die Hände gegeben hat, worin er ihnen sagt, was sie thun sollen. Von dessen überaus großer Wichtigkeit darf man nur die Erlangische Literaturzeitung nachschlagen, welche sich, seitdem der berühmte Hr. Prof. Wiehmel darin allein präsidirt, unter allen gelehrten deutschen Zeitungen am besten auf die Vortrefflichkeit der Fichtischen Wissenschaftslehre, und der von der entgegengesetzten Anschauung ausgehenden, aber eben so untrüglichen Schellingischen Naturwissenschaft unterrichtet ist. Was thun indeß die Staatsverwalter und alle Geschäftsleute? Sie schütteln den Kopf zu dem geschlossenen Handelsstaat; sie sind der Meinung, Hr. Fichte wisse selbst nicht, was er wolle, verstehe vom Handel, vom Gelde und dessen Cirkulation gar nichts, und habe nichts gezeigt, als seine gänzliche Unfähigkeit, über diese Gegenstände auch nur etwas Leidliches zu schreiben. Dafür stehen sie aber auch vor aller Welt da, als solche, die des guten Willens ermangeln!

*) Hr. Fichte behauptet dieses ausdrücklich vom Fundamente seiner Philosophie, in Fichtens und Niethammers Journal vom J. 1797. 5. St. S. 116.

ſophie erkennen, gegen die alle andere Philoſophie nur Geſchwätz ſeyn ſoll. Daß ich ſolche verkehrte Anmaaßungen in hellem Lichte zeigte, mag Hrn. Fichte, Hrn. Schelling, Hrn. Schlegel, und ihren hochtrabenden ſeelenloſen Nachbetern wohl nicht lieb geweſen ſeyn; denn der Weinhändler, dem man den Krätzer vorſetzt, welchen er für Hochheimer verkauft, macht ein ſaures Geſicht, und möchte uns gern einbilden, ſein Wein ſchmecke nicht ſo herbe. Das iſt aber nicht meine Schuld; ſondern die Schuld der neueſten Philoſophen ſelbſt, deren ungeheure Anmaaßungen ich in ihrer wahren Geſtalt zeigte. Aber indem ich von literariſchen Thorheiten redete, habe ich Niemand perſönlich an ſeiner bürgerlichen Ehre angegriffen. Dieß wird ſich unten deutlich zeigen, wenn ich Hrn. Fichte's Gewebe von Vorſpiegelungen werde auseinander gewickelt haben.

Daß es überhaupt nicht zu meiner Art zu handeln gehört, in literariſche Unterſuchungen ſolche Beſchuldigungen einzumiſchen, welche ins bürgerliche Leben greifen, darüber darf ich mich wohl auf meine ganze literariſche Laufbahn, auf alle meine Schriften berufen, worin ich mich ſo oft wider ehemalige und jetzige literariſche Thorheiten und Schädlichkeiten erklärte, und vielleicht zur Verminderung mancher derſelben nicht wenig beytrug. Seltſame Träume und Widerſprüche, welche für hohe Weisheit ausgegeben werden, in ihrer Verkehrtheit und Lächerlichkeit zeigen und auslachen, heißt nicht, diejenigen, welche ſich dergleichen Anmaaßungen erlauben, perſönlich angreifen. Am wenigſten kann dieſe Beſchuldigung da ſtatt finden, wo die Abſicht, den Fortgang der Wiſſenſchaften zu befördern, und die geſunde Vernunft zu vertheidigen, nicht zu verkennen iſt.

Ich darf bey dieſer Gelegenheit auch den unbefangenen Leſer wohl erinnern, wie ich mich gegen Hrn. Fichte in Abſicht auf ſeine bürgerliche Exiſtenz ſchon bey einer andern Gelegenheit benahm. Im Jahre 1799, wenige Wochen nachdem Hr. Fichte des Atheismus wegen angeklagt war, und da man noch nicht wußte, welchen Ausſchlag die Sache für ſeine Perſon nehmen möchte, konnte ich nicht umhin, in meiner Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung ꝛc. auch über Herrn Fichtens idealiſtiſche Philoſophie und philoſophiſche Theologie, die ich beyde für ganz ungegründet, ja ſogar für ungereimt halte, meine Meinung

nung ohne Hehl zu ſagen. Ich konnte nicht umhin, dabey ſein gewöhnliches Schimpfen und Toben wider ſeine Gegner, ſeine Intoleranz gegen diejenigen, die anders über Gott denken als er, nebſt manchen ſeiner andern auffallenden literariſchen Thorheiten freymüthig zu rügen; aber ich vertheidigte mit eben der Freymüthigkeit, und gerade in dieſem für ihn kritiſchen Zeitpunkte, ſeine Perſon, und ich darf ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß dieſes, an verſchiedenen Orten, eine für ihn vortheilhafte Wirkung hatte. Ich ſagte z. B. *): »Herr Fichte hat in ſeiner Appellation die unſchuldige »Seite ſeiner Lehre in ein helles Licht geſetzt, — Er zeigt »deutlich, daß er nicht Gottloſigkeit; ſondern ein moraliſches »Leben lehrt. Er erklärt ſich in dieſer Abſicht ſo »ernſthaft und genugthuend, daß man mit ihm, nach »meiner Ueberzeugung — in ſofern er als ein guter Bürger und Unterthan und als ein ehrlicher Mann zu »betrachten iſt, zufrieden ſeyn kann.« Ferner **): »Ich »kann auf keinerley Art einſehen, daß ſeine Vorſtellungen »von der Pflicht, die er eine moraliſche Weltregierung, »und dieſe Idee Gott, den Regenten der Welt, nennt, ob »ich ihm gleich nicht beyſtimmen kann, gefährlich, noch »weniger daß ſie gemeinſchädlich ſeyn ſollte.« Ich behauptete ***): »daß der Streit über dergleichen Subtilitäten nicht ſo leicht dem Staate gefährlich werden werde.« Ich ſagte ****): »Es mag Herrn Fichte verdammen wer »will; ich kann es nicht.« Ich behauptete †): »Eine »Regierung, welche Leute wie Fichte etwa nicht mehr zu »Lehrern der Jugend brauchbar finde, ſolle ſie billig deswegen nicht durch Entziehung ihrer Einkünfte, oder ſonſt durch »Schmälerung ihrer bürgerlichen Exiſtenz beſtrafen,« u. a. Stellen mehr ††).

Eben die Geſinnungen hatte ich auch noch, als ich den Hrn. Fichte ſo anſtößigen, in der N. Allg. D. Bibl. abgedruckten Aufſatz ſchrieb. Es iſt darin bloß von literäriſchen Gegenſtänden die Rede, und eben ſo wenig Hr. Fichte als ſonſt Jemand perſönlich angegriffen. Dieß wird hoffentlich in

*) Ueber meine gelehrte Bildung, S. 200.
**) Daſelbſt, S. 201.
***) Daſelbſt, S. 206.
****) Daſelbſt, S. 209.
†) Daſelbſt. S. 238. 239.
††) Z. B. Daſ. S. 243. 247. 249.

in Absicht auf Hrn. Fichtens erste Beschuldigung gegen mich jeder unbefangene Leser deutlich einsehen, wenn die Worte, welche ich brauchte, in ihrem ganzen richtigen Zusammenhange werden dargelegt werden; aus welchem sie freylich Hr. Fichte unredlich herauszureissen, und sie dadurch in ein falsches Licht zu stellen für gut gefunden hat. Ich bitte nochmals meine Leser wegen der Ausführlichkeit dieser Zusammenstellung und Entwicklung um Vergebung. Ohne dieselbe würde nicht deutlich genug in die Augen fallen, wie Hr. Fichte mit mir und der Wahrheit umgeht.

S. 82 sagt er: »Nachdem Nicolai die Herren Schelling und Schlegel beschuldigt, daß sie günstige Beurtheilungen ihrer Schriften in die Jenaische Literaturzeitung zu bringen gesucht, fährt er (S. 159 der oben angeführten Anzeige) so fort: »»Es ist der Schule der Ich-Philosophen schon länger«« (dem Zusammenhange nach früher, ehe die Obengenannten gethan, dessen Nicolai sie beschuldigt, und ehe sie zu dieser Schule zu rechnen gewesen) »»eigen gewesen, daß sie, wenn es nicht anders zu »»beschicken*) war, für ihren transscendentalen Idealismus »»Anpreisung zu erschleichen suchte +). Sie affektirten »»zwar

*) Im Abdrucke in der N. A. D. B. steht, durch einen Druckfehler, beschaffen. Darüber macht Hr. Fichte die weise Anmerkung: »Welch ekelhaftes Geschäft, dergleichen Schreiberey abschreiben zu müssen!« Der Ausdruck: etwas beschaffen, als ein Zeitwort gebraucht, wo es so viel als bewirken bedeutet, ist zwar in einigen deutschen Provinzialdialekten eben nicht ganz ungewöhnlich, wenigstens gewiß weder so ekelhaft undeutsch, noch so völlig undeutlich, als der Ausdruck Verunwortung, dessen sich Hr. Schlegel in der Vorrede zu Hrn. Fichtens Schrift bedient, gerade an einer Stelle, wo Deutlichkeit vorzüglich erforderlich gewesen wäre. Aber ich hatte geschrieben, wenn es nicht anders zu beschicken wäre. Sollte Hr. Fichte etwa auch dieses Wort nicht kennen: so kann er, auf dem kürzesten Wege, in Adelungs deutschem Wörterbuche finden, daß es, wenn gleich eben nicht oft gebraucht, doch gutes Hochdeutsch ist, und also nicht, wie er aus Unkunde der Sprache sich etwa einbilden möchte, irgend eine Schreiberey ekelhaft machen kann; daß es in Luthers deutscher Bibelübersetzung vorkommt, welcher bekanntlich klassisches Ansehen gebührt, und daß dieses Wort so viel als verrichten, zu Stande bringen, bedeutet, und also von mir gerade am rechten Orte gebraucht ward.

+) Hier hat Hr. Fichte, ohne es im Geringsten, auch nur etwa durch

» » zwar bey aller Gelegenheit, die allgemeine deutsche Bi-
» » bliothek zu verachten, aber arbeiteten nicht wenig unter
» » der Hand, sie sich geneigt zu machen. Sie versuchten,
» » Mitarbeiter anzubieten, welche eben Hrn. Fichte's Schu-
» » le verlassen hatten; und da dieses nicht gieng: so suchten
» » sie durch einen Mitarbeiter der allgemeinen deutschen
» » Bibliothek, der gar nicht im philosophischen Fache arbei-
» » tete, unverlangt solche Recensionen einzuschicken, wie
» » sie ihren Absichten dienten, die, wie allenfalls durch ge-
» » wisse Kennzeichen zu zeigen wäre, aus Jena kamen.
» » Die damalige Direktion der neuen deutschen Bibliothek
» » war auf solchen unartigen Schleifweg nicht gleich auf-
» » merksam genug, u. s. w. Man sehe nun also wirklich in
» » der neuen deutschen Bibliothek XVIII. B. S. 355. ei-
» » ne solche heimlich eingeschwärzte Recension von Fichte's
» » Grundriß der gesammten Wissenschaftslehre, in welcher
» » ein in die allgemeine deutsche Bibliothek sich unverlangt
» » eingeschlichner Fichtianer schlau so anhebt, « « u. s. w.

Wegen dieser Stelle behauptet nun Hr. Fichte, mit der ihm gewöhnlichen Heftigkeit (S. 84): »Ich wolle insinui-
» ren, daß er an der Spitze der vorgegebenen geheimen
» Machinationen gestanden, oder wenigstens an ihnen
» Theil genommen. — Hätte ich nicht gewollt, daß jene
» Beschuldigung auf ihn bezogen würde; hätte ich nur über-
» haupt in das blaue Feld *) hin, so daß kein bestimmter
» Mensch getroffen würde, beleidigen wollen: so hätte ich
» ausdrücklich erklären müssen, daß ich ihn nicht meine;
» daß ich keinen Grund habe zu glauben, daß er für seine
» Person an jenem Betreibe Theil genommen, von dem-
» selben gewußt habe, u. s. w. Das habe ich nicht ge-
» than; ich habe sonach gewollt, daß die Beschuldigung auf
» ihn bezogen werde;« und um sich wider diesen eingebil-
deten Angriff zu vertheidigen, sagt er sehr wortreich, daß er, um Lob zu erschleichen, die angezeigte Recension nicht eins

gesens

durch einen Querstrich, anzudeuten, eine ganze Stelle aus-
gelassen. Und doch ist diese zum richtigen Zusammenhange
durchaus nothwendig.

*) Man sagt wohl, ins Blaue schießen, d. h. ohne zu zielen oder zu treffen; aber ins blaue Feld schießen oder beschuldi-
gen, ist wohl eine Redensart, welche Hr. Fichte zuerst brauch-
te, und die vermuthlich Niemand nach ihm brauchen wird.
Was ist das blaue Feld?

gesendet habe, und S. 88: »daß die Beschuldigung rein er»dichtet ist.« Freylich seine Beschuldigung, daß ich ihn und ihn allein beschuldigt hätte, ist rein erdichtet.

Fürs Erste kann ich ihm mit Recht im Gegensatze antworten: da ich nicht an ihn besonders dachte, wie ich wirklich ihn gar nicht im Sinne hatte: so habe ich auch nicht daran denken können, ihn besonders auszunehmen; und er hat gar keine Ursache, das, was ich im Allgemeinen sagte, besonders auf sich zu ziehen. Sieht denn Hr. Fichte nicht, daß jeder Student aus seiner ehemals in Jena zahlreichen Schule mich auf diese Art anklagen könnte, ich hätte gewollt, daß die Beschuldigung auf ihn — den Studenten, — gezogen würde, weil ich ihn nicht namentlich ausgenommen hätte? Wenn man im Allgemeinen von einer gewissen Schule etwas sagt: so darf dieß Niemand aus dieser Schule, der sich rein weiß, besonders auf sich beziehen; noch weniger seine eigene persönliche Ehre dadurch beleidigt finden. Hamlet sagt: Wen es juckt, der kratze sich! Ein Mann, der besser seine Würde zu beobachten wüßte, als Hr. Fichte, hätte bloß gesagt: »Eine solche Beschuldigung trifft mich »nicht, und kann mich nicht treffen,« hätte nicht eine Deutung erzwingen wollen, daß sie ihn treffen müßte. Ein ganz gutes Sprichwort sagt von solchen Fällen: Qui s'excuse s'accuse. Die Leute, denen Hr. Fichte eine so ungeheure Meinung von dem Werthe seiner Wissenschaftslehre beygebracht hatte, sind beständig enthusiastisch dafür gewesen, sie fortzupflanzen; und daher suchten nicht wenige derselben öffentliches Lobpreisen dieser neuen einzigen Philosophie — welche in der ganzen philosophischen Welt eine allgemeine Revolution erregen sollte, und außer in Hrn. Fichte's Hörsale in Jena, kaum bemerkt ward, — durch alle Wege und auch durch Schleichwege. Davon sind mir viele Proben bekannt; worüber ich mich hier nicht ausbreiten mag. Die vor Augen liegenden Thatsachen, wie Schelling, Schlegel, Tieck, in der Allg. Literaturzeitung Lob vorherbereiten, d. h. erschleichen wollten, liegen deutlich am Tage; und daß dieß nicht das erstemal gewesen seyn möchte, wo unter dergleichen, von dem Werth ihrer revolutionären Philosophie so eingenommenen Leuten, sich einige fanden, welche Lob vorzubereiten suchten, kann man schon an sich vermuthen, wenn man es auch sonst nicht genug gemerkt hätte.

Aber Hr. Fichte will mich nicht nur etwa bloß beschuldigen, daß ich unter der Schule der Ich-Philosophen ihn auch mit gemeint hätte; sondern er will erzwingen, daß ich ihn allein gemeint hätte, damit er hieraus den Vorwurf erpressen kann: ich hätte seine Ehre beleidigt. Hierzu braucht er die seltsamste Sophisterey. Er ergreift das Wörtlein länger, womit ich sagen wollte, und ganz natürlich sage: »Auch schon vor der Zeit, als Schelling, Schlegel »und Tieck Lob zu erschleichen suchten, (von welchen ich eben geredet hatte,) »d. h. vor dem Jahre 1799, höchstens »1798, hätten die Ichphilosophen sich aufs Loberschleichen »zu legen gewußt,« und ich führe nun das einzelne Beyspiel einer im J. 1795 in die A. D. B. unverlangt eingesendeten Recension an. Statt des Worts länger setzt Hr. Fichte aus eigener Machtvollkommenheit das Wort früher; fügt S. 83, wider den Augenschein, hinzu, ich müsse offenbar um ein Beträchtliches früher gemeint haben. Dieß verdolmetschet er, eben so willkührlich, es sey früher gewesen, als Schelling und Schlegel zur Ichschule gehört hätten; und nun fragt er mich S. 84 triumphirend: »Weiß »Nicolai aus diesem Zeitalter irgend einen Schriftsteller mir zu nennen, der sich für das System der Wissenschaftslehre erklärt hätte, außer mir selbst? Kann er »aus jenem Zeitpunkte irgend Jemand zu seiner Ichschule »rechnen, außer mir und meinen Zuhörern, deren keiner Schriftsteller war, und die wohl nur durch mich »literarische Connexionen hätten erhalten können?« Das heißt wohl recht, wenn ich eine Fichtische Redensart brauchen möchte, ins blaue Feld hin beschuldigen, oder, wenn ich deutsch reden soll, einen blauen Dunst vormachen. Ich habe ja nie von einem frühern Zeitpunkte, noch weniger von einem Zeitalter (wozu die Ichphilosophie auch in der That viel zu jung ist) gesprochen! Ferner: hatte ich denn irgendwo gesagt, daß Schriftsteller sich der A. D. B. zugedrängt hätten? War etwa Hr. Steffens, als er sich zu einer lobpreisenden Recension von Schellings Naturwissenschaft in die A. L. Z. eindrängen wollte, schon ein Schriftsteller? Er war ein Zuhörer und ein Schüler. Wie konnte ich wissen, ob der Verfasser der in die A. D. B. schon im Jahre 1795 unverlangt eingesendeten Recension ein Schüler Fichte's war oder nicht? Genug er war sein blinder Anhänger. Wäre es denn ganz unmöglich,

daß

daß auch einige von Fichte's eigentlichen Zuhörern zum Lobe seiner Wissenschaftslehre, die sie seinem hochmeisterlichen Befehle zufolge als das Erste und Einzige, was Noth ist, betrachteten; gegen welche eingebildete Wissenschaft sie, wie ganz Jena weiß, alle andere wissenschaftliche Kenntnisse öffentlich und mit dem plumpesten Stolze verachteten, sich als Recensenten in der A. D. B. hätten anmelden wollen? Dieß will Hr. Fichte durch den Zusatz widerlegen: »Daß »seine Zuhörer wohl nur durch ihn literarische Connexio»nen hätten erhalten können.« Hr. Fichte überlegte wahrlich nicht, was er hier schreibt! War es etwa seine Art, diesen jungen Burschen literarische Connexion zu machen? Oder hatte er sie so an sich gebunden, daß sie sich nicht hätten unterstehen dürfen, etwas zu thun, ohne sein Wissen und seine Bewilligung? Hatte er wirklich einen so starken Einfluß auf sie gesucht? oder hatte er ihn nur von Ungefähr erhalten?

Hr. Fichte nimmt übrigens die Miene an, als wäre es ganz unmöglich, daß seine Anhänger sich an die A. D. Bibl. anschmiegen möchten, die er, als allen Ichphilosophen höchst verächtlich vorzustellen, fast nicht Worte genug finden kann,*) wobey er sogar S. 87 versichert, »ich würde »nim-

*) S. 88 f. S. 101. 116. Er geräth S. 101 so in Eifer, daß er versichert, nicht nur die A. D. B. sey ein an sich widersinniges Unternehmen; sondern auch jedes allgemeine Recensionswerk. Davon nimmt er aber S. 103 einzig und allein die Erlanger Literaturzeitung aus. Er versichert: »Die »Redaktion derselben leiste in einer neuerlichen Ankündi»gung Versprechungen, eine Gesellschaft von Männern zu »verbinden, die im Stande wären, auf dem Wege des Re»censirens in das Zeitalter einzugreifen, so daß sich billiger»weise annehmen lasse, sie sey im Besitze des Mittels, diese »Versprechungen zu halten; auch berechtige der Anfang zu »immer grössern Hoffnungen auf die Zukunft.« Diese Ausnahme zu Gunsten der Erlanger Literaturzeitung, muß für eine große Naivetät gelten, wenn man überlegt, daß neuerlich in der beliebten Erlanger Literaturzeitung der Anfang gemacht worden ist, Hrn. Fichte's und Schellings Schriften aufs höchste zu preisen, und sogar von Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue ohne Schaam zu sagen: »Sie sey »ein Denkmal, nicht für den Augenblick errichtet; sondern »das auch dann noch als Vorbild und Muster genannt »werden wird, wann der Gegenstand, dem es gewidmet ist,

» nimmermehr andere philoſophiſche Rezenſenten bekommen, » wenn ich auch wollte!« Da muß ich ihm denn doch berichten, daß, ältere Vorfälle mit Ichphiloſophen ungerechnet, im Anfange des Oktobers 1800, da es kaum einige Wochen öffentlich bekannt ſeyn konnte, daß ich die A. D. B. wieder übernommen hätte, ſich einer ſeiner treueſten und ſtärkſten Anhänger, ein Mann, welchem er ſelbſt das Zeugniß gab, daß er die Wiſſenſchaftslehre vollkommen

» zuſammt ſeinem Schickſale, längſt vergeſſen iſt.« Das heißt ins Zeitalter eingreifen! Ein ſolcher Anfang kann Herrn Schlegel und Fichte ſchon, da jetzt ihr Anſehen ſo ſichtlich ſinkt, größere Hoffnungen für die Zukunft geben! — Da aber doch nöthig iſt, daß man erfahre, »was in jedem Fache Neues erſchienen, und welches der Inhalt deſſelben ſey:« ſo gebietet Hr. Fichte S. 113 hinzu: »Dieſer Vortheil ſoll beybehalten werden; nur die unbefugte » Richterey und Urtheilerey ſoll wegfallen;« — vermuthlich doch mit Ausnahme der Erklärer Elementarzeitung, da ſie Hoffnung macht, ins Zeitalter einzugreifen! — Hr. Fichte fügt mit der ihm gewöhnlichen Würde noch den Befehl hinzu: »Wie man Peterſilie, Pilze und Bücklinge auf den » Straßen ausruft, eben ſo ſollen auch die Bücher ausgeboten werden; nicht durch die erſten Erzeuger, wie ſich » verſteht, ſondern durch die Verkäufer, die Buchhändler,« und denen erlaubt er S. 114: »alle Bücher mit vollen » Backen zu loben.« — Freylich, die Wiſſenſchaftslehre iſt nicht in die Klaſſe der Peterſilien, Pilze und Bücklinge zu ſetzen, wie etwa Wielands, Garvens, Engels oder ſonſt dergleichen mittelmäßige Schriften; höchſtens möchten vielleicht nach einigen Jahren in viele für die Wiſſenſchaftslehre geſchriebene Bogen, z. B. in den Verſuch, die Leſer zum Verſtehen zu zwingen, u. dgl. Peterſilien, Pilze und Bücklinge eingewickelt werden. Vielmehr iſt ſie jetzt allerdings, wegen der Wunder, welche ſie, nach Hrn. Fichte's poppha ſten Vorausſagungen, im ganzen menſchlichen Geſchlechte wirken ſoll (Man ſ. oben, S. 9), zu der zahlreichen Klaſſe der Wunderbalſame und Orvietane zu rechnen. Daher hat auch ihr Erzeuger ſelbſt die Mühe übernommen, ſie auf den Straßen auszurufen, wozu er große Gaben zu beſitzen ſcheint. Nie iſt wohl ein Rinaldo Rinaldini, oder eine Eliſa, das Weib, wie es ſeyn ſollte, oder eine verſiegelte Anweiſung, eine neuerfundene Tabacksbrühe zu machen, von den Verlegern ſo arg, mit vollen Backen, nicht nur ausgerufen; ſondern auch geprieſen worden, als die noch erſt zu vollendende Wiſſenſchaftslehre von Hrn. Fichte ſelbſt, in ſeiner Ankündigung derſelben in der Stuttgardſchen allgemeinen

Zei-

men verſtehe; den er alſo nicht verachten darf, ſo gelänſa ihm auch das Verachten iſt, ſich mir freywillig zum Mitarbeiter an der A. D. B. anbot. Der gute Mann muß doch wohl die A. D. B. nicht für verächtlich gehalten haben, da er ihr, unaufgefordert, die Ehre erweiſen wollte, Theil daran zu nehmen! Er möchte es wohl mit derſelben, eben ſo wie mit der einzigen Philoſophie, mit der Wiſſenſchaftslehre, recht gut meinen, daß er dieſe in die A. D.

Zeitung, (Beylage Nr. 1. von 1801) und noch mehr in ſeinen, auf der eben bemerkten Seite angeführten Ausgelaſſenheiten in ſeinem Berichte von dem Weſen der neueſten Philoſophie.

Eine ſeiner Stellen über die verächtliche A. D. B. iſt ſo poſſierlich original, daß ſie wohl verdient ausgezeichnet zu werden. Hr. Fichte ſagt S. 87 88: »In der Gegend, in »welcher ich damals mich aufhielt, und in dem noch ſüdlichern Deutſchlande, iſt die Verachtung gegen die allgemeine deutſche Bibliothek, ſelbſt bey den gemeinſten Leſern, ſogar zum Vorurtheile geworden; ſieht man ſie ja »noch an: ſo thut man es in den Stunden der Verdauung, »um ſich an den wunderlichen Wendungen und Renkungen »der Trivialität und Nullität, die es ſelbſt zu merken anfängt, daß ſie Nullität iſt, zu beluſtigen. Wer in jenen »Gegenden lebt, hält ein Lob in dieſer Bibliothek für eine »ſchlechte Empfehlung. Auf dieſes Blatt giebt man nur »noch in einigen finſtern Provinzen Deutſchlands etwas, »wo man im Ganzen noch auf der Stufe der Bildung ſteht, »auf welcher wir vor 40 Jahren ſtanden, und noch aus dem »Grundtexte berichtet zu ſeyn wünſcht, ob in einer Stelle »des Neuen Teſtaments vom Teufel wirklich die Rede ſey, »oder nicht; oder gegen die Furcht vor dem Umſturze der »theuren proteſtantiſchen Denkfreyheit durch die Machinationen der Jeſuiten Beruhigung ſucht.«

Hr. Fichte hat nicht für gut gefunden, uns zu ſagen, wo er damals lebte? ob bereits in Jena? oder etwa im Frickthale? oder in der Grafſchaft Veldenz? oder in der Herrſchaft Brochenzell? Auch hat es ihm nicht gefallen, uns zu entdecken, welches denn die finſtern Provinzen Deutſchlands ſind, wo man noch etwas auf die A. D. B. hält! Armes finſteres Hamburg, Göttingen, Berlin, Breslau, Wien! Ja, ſogar du, finſteres Jena, wo man wirklich noch auf der alten Stufe der Bildung ſo tief ſteht, zu glauben, daß Semler und Griesbach, daß Mendelsſohn und Garve und Klügel und Engel, daß Wieland und Reinhold noch etwas werth wären; ja wo man ſogar die A. D. B. noch außer den Stunden der Verdauung lieſet!

D. B. bringen, und durch dieselbe fortpflanzen wollte. Ich stand mir freylich so sehr im Lichte, daß ich seine philosophische Recensionen verbat. Ich bin noch so verblendet, daß mich dieses noch jetzt nicht gereuet, zumal da ich nachher die eigenen Schriften des Mannes näher habe kennen lernen.

Hr. Fichte, der dieses und so manches andere nicht wußte, macht hier mit seiner Verspiegelung, daß den Jchphilosophen, als höhern Eingeweihten, die A. D. B. verächtlich wäre, nicht die beste Figur. Dagegen findet sich, zu meiner Verwunderung, daß er, wie er S. 91 sagt, von Ungefähr von der obengedachten im J. 1795 in die A. D. B. eingeschwärzten lobpreisenden Recension seines Grundrisses der gesammten Wissenschaftslehre, mehr weiß, als ich davon weiß und zu wissen verlange. Er weiß sehr ausführlich: »Daß ein Gelehrter, der ihn nie persönlich gekannt, diese Anzeige ohne alle Bestellung irgend eines »Redakteurs, lediglich aus Interesse für die Sache, und »in der gutmüthigen Meinung, daß dieser durch eine Recension nachgeholfen *) werden könnte, abgefaßt

*) Die Wissenschaftslehre hat übrigens dergleichen Nachhelfens wohl nöthig; welches aus Hrn. Fichte's eigener wiederholter bitterer Klage erhellet, daß das größere Publikum gar nicht darauf merken will, daß sie bisher fast Niemand verstand, ja sich auch nur darum bekümmern mochte. Dieß sagt er selbst in seiner schon gedachten pomphaften Ankündigung einer neuen Darstellung dieser Wissenschaft der Wissenschaften (Man s. N. A. D. B. LVIII. Bd. S. 164 ff.). Auf solches Nachhelfen deutet noch mehr Hrn. Fichte's neueste Schrift: Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen, woraus ich oben S. 9 einige kräftige Stellen mitgetheilt habe, aus welchen man sieht, wieviel Heil fürs ganze menschliche Geschlecht Hr. Fichte davon im Voraus verspricht. Ich rathe allen seinen Lesern, so viel er deren etwa haben möchte, sich ja zum Verstehen zwingen zu lassen; sonst wird er böse. Er sagt S. 230 des eben gedachten Berichtes: »Es ist jetzt das drittemal, daß ich Bericht über die Wissenschaftslehre abstatte. »Ich möchte nicht gern genöthigt seyn, es zum viertenmale »zu thun; und ich bin es müde, meine Worte von Mund »zu Mund so herabdudeln zu lassen, daß ich sie bald selbst »nicht mehr erkenne. — Ich werde daher diese Schrift eben »so wenig, wie meine künftigen wissenschaftlichen, ihrem »Schick-

» faßt und ſie zuerſt an eine andere wirklich gangbare Zeit-
» ſchrift eingeſendet; daß ſie von da aus, etwa weil man
» ſie für einen bloßen trockenen Auszug gehalten, zurück-
» geſendet worden, und nun erſt an die N. A. D. B. ge-
» kommen, bloß damit ſie nicht vergebens geſchrieben
» wäre; daß er von dieſem letztern Schickſale jener An-
» zeige durchaus vorher nichts gewußt oder erfahren, und
» mit Befremdung ſie in der N. A. D. B. abgedruckt ge-
» funden habe.« Dieß alles mag ſeyn oder nicht ſeyn; mich gehet es weiter nichts an. So viel weiß ich, daß der Redakteur der N. A. D. B. dieſe Recenſion nicht beſtellt hat; daß ſie unverlangt eingeſendet worden, und daß der Verfaſſer dieſer lobpreiſenden Recenſion dem Herausgeber der A. D. B. vorher ganz unbekannt war. Dieß weiß ich nicht durch Korreſpondenz, wie Hr. Fichte träumt; ſondern von dem damaligen Herausgeber, welcher mir es ſagte, mit dem Beyfügen, daß er vor dergleichen Einſchleichungen ſich künftig werde zu hüten ſuchen. Daß der Verfaſſer dieſer Recenſion lediglich aus Intereſſe für die Sache ſie eingeſchickt habe, will ich gar nicht in Abrede ſeyn. Habe ich denn je geſagt, daß die Jchphiloſophen aus perſönlichem Intereſſe für Hrn. Fichte hätten Lob für die neueſte Philoſophie allenfalls auch erſchleichen wollen? Hr. Fichte ſelbſt preiſet ja ſeine Wiſſenſchaftslehre in ungeheurem Maaße, doch wohl nicht ſeinetwegen — dazu würde er ja viel zu beſcheiden ſeyn! — ſondern, um dem Wiſſen nachzuhelfen, davon das große und kleine Publikum ſo wenig wiſſen will; dem er aber ſo eifrig zugethan iſt, daß er eher ewig verdammt ſeyn will, *) ehe er ſein

Wiſſen

» Schickſale überlaſſen; ſondern über die Aeußerungen, die
» ſie erregen, wachen und dieſelben in einer fortlaufenden
» Zeitſchrift beobachten.« Dieß wird ohnfehlbar eine wirklich gangbare Zeitſchrift werden, in welcher das Nachhelfen der Mühe werth iſt. Falſtaff wollte auch, im Schwimmen, ſich nachhelfen; aber vergebens! Er hatte a damn'd alacrity of sinking!

*) Wegen dieſer auf dem Titel angeführten Stelle Hrn. Fichte's iſt noch zu bemerken, daß er in dem Antwortsſchreiben an Hrn. Reinhold (S. 60), woraus ich ſie genommen habe, in Parentheſe hinzufügt: »Um mich einer Kantiſchen Wendung zu bedienen.« Ich bin in Hrn. Kants Schriften ziemlich beleſen; wüßte aber wirklich nicht, wo er ſich einer

Wissen ändert. Ferner will ich gar nicht in Abrede seyn, daß diese Recension in der gutmüthigen Meinung eingeschickt ward, um der Sache nachzuhelfen. Hr. Steffens ist auch ein außerordentlich gutmüthiger junger Mann in Absicht des Nachhelfens der etwas stockenden Schellingischen Naturwissenschaft; er wollte ihr durch eine lobpreisende Recension in der A. L. Z. nachhelfen. Nur, daß der Ungenannte eine so gutmüthige Recension des Fichtischen Grundrisses unverlangt und unvermerkt gerade in eine solche Zeitschrift einschickte, wo bisher die neueste Philosophie von einer ganz andern Seite war untersucht worden, giebt der Sache eine planmäßigere Wendung. Es führt auf die Vermuthung, der Verfasser oder Einsender habe unvermerkt und wahrlich auch unverlangt veranlassen wollen, daß nun die berühmte Wissenschaftslehre allenthalben Huldigungen empfange; daß sie selbst in der — gleichsam itzt bekehrten — A. D. B. gelobt werde, welche bisher sie noch als etwas eben so Unbedeutendes als Verkehrtes angesehen hatte.

Aber was dem Einschwärzen dickbesagter Recension in die N. A. D. B. noch ein viel sonderbareres Ansehen giebt, ist das Geständniß, welches Hrn. Fichte (S. 91 unten) entwischt, daß besagte Recension auf sein eigenes Anrathen aus besagter wirklich gangbaren Zeitschrift abgewiesen worden. Wer hätte wohl vermuthet, daß diese lobende Recension sogar in Hrn. Fichte's eigenen Händen gewesen wäre, ehe sie in die A. D. B. eingeschwärzt wurde!! Auf eben derselben Seite hatte er oben gesagt: »Durch ein Ungefähr wäre er hierin besser unterrich»tet als ich.« Nun ist also das Ungefähr nicht ein Ungefähr! Hr. Fichte ist, wie es scheint, von den Herausgebern der ungenannten gangbaren Zeitschrift über seine eigene Schriften zu Rathe gezogen worden. Verlangte Hr. Fichte das; oder kam es auch von Ungefähr? Es ist ja beynahe eben so, wie es Hr. Schelling und Hr. Schlegel mit der A. L. Z. halten wollten. Ich merke, Hr. Fichte hat mit den übrigen Ichphilosophen wenigstens das gemein, daß er sich immer das Ansehen giebt, als bekümmere er sich gar nicht

solchen Wendung sollte bedient haben. Dergleichen Vethenrung sieht ihm, wenigstens seiner sonstigen Art zu schreiben nach, nicht ähnlich. Er ist gewöhnlich so ruhig, als Hr. Fichte stürmisch ist.

nicht um Recenſionen, da er ſich doch in der That mehr darum bekümmert, als er gern geſtehen möchte. Was weiß er nicht Alles, wie nun aus ſeiner eigenen Erzählung erhellet, von dieſer ihn lobpreiſenden Recenſion! Er weiß ihre Entſtehung von Anfang an. Er hat ſie in Händen gehabt, und Rath darüber gegeben. Er weiß ſogar: »Daß ſie an »die A. D. B. gekommen, bloß damit ſie nicht vergebens »geſchrieben wäre.« Er muß alſo ſich nachher noch um dieſe verzweifelte Recenſion ſehr genau bekümmert haben, von der er vorher und nachher Alles wußte; nur nicht das Mittlere, daß dieſe nachhelfende Recenſion in die verächtliche A. D. B. ſollte eingeſendet werden, wo er ſie mit Befremden gefunden haben will, und wo er ſich alſo doch nach den Beurtheilungen ſeiner Schriften umſieht. Es iſt ſonderbar, daß es ſo ſoll zugegangen ſeyn; indeß mir iſt es einerley; denn als ich die Stelle in der N. A. D. B. S. 159 ſchrieb, worüber Hr. Fichte ſo ſehr in Harniſch gerathen iſt, dachte ich, ich wiederhole es nochmals, gar nicht an Hrn. Fichte's Perſon, und hätte mir damals nicht vorgeſtellt, daß Hr. Fichte ſo ſehr viel von einer Recenſion vorher und nachher gewußt hätte, welche ſeine Träumereyen als die wichtigſte Sache preiſet, und die unverlangt in die A. D. B. eingeſendet ward.

Schon aus allem Obigen erhellet deutlich, daß Hrn. Fichte's erſte Beſchuldigung gegen mich:

> »Daß ich ihn und ihn allein hätte beſchuldigen wollen,
> »als ich von Erſchleichungen des Lobes ſeiner Wiſſen»ſchaftslehre redete, und daß ich, da ich dieſes nicht be»weiſen könnte, ſeine perſönliche Ehre angegriffen »hätte,«

bloß durch allerley Winkelzüge iſt erkünſtelt worden. Aber noch offenbarer wird dieſes, wenn ich nun meinen Leſern ſagen muß, daß Hr. Fichte die Stelle meines Aufſatzes, worüber er mich anklagt, S. 82 ſeiner Schrift verſtümmelt anführt, und ihr dadurch einen ganz falſchen Zuſammenhang giebt; welches Betragen nothwendig den Verdacht einer wiſſentlichen Unredlichkeit auf ihn werfen muß. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn er für ein ſo unwürdiges Benehmen irgend eine gültige Entſchuldigung finden könnte; denn es muß ihn in den Augen eines jeden unbe-

fangenen Mannes tief herunter ſetzen. Selbſt die wüthende Leidenſchaft, worin er, wie man leider! nur allzu deutlich ſiehet, während der Abfaſſung ſeiner ganzen Schrift war, kann ihm ſchwerlich zu ſtatten kommen. Er ſagt: »daß er die Stelle ſelbſt abgeſchrieben habe.« Alſo mußte er doch im Abſchreiben das vor ſich ſehen und leſen, was er wegließ, um zu beſtimmen, wo er wieder anfangen wollte abzuſchreiben. Da aber konnte ihm unmöglich entgehen, daß aus der von ihm ausgelaſſenen Stelle noch viel klärer erhelle:

daß ich nicht ihn, und noch viel weniger ihn allein könne gemeint haben, und daß alſo ſeine ganze Beſchuldigung nichtig werde befunden werden, wenn dieſes Ausgelaſſene auch geleſen würde.

Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt:

In der Stelle, ſo wie ſie Hr. Fichte S. 21 ſeiner Schrift hat abdrucken laſſen (ſ. oben S. 13), iſt in der erſten Zeile von der Schule der Ichphiloſophen die Rede. Nun kann alſo — nach Hrn. Fichte's verſtümmeltem Abdrucke — das Wort Sie, welches oben S. 13 nach dem Zeichen + ſtehet, auf nichts als auf die Worte Schule der Ichphiloſophen gehen. Daraus folgte zwar immer noch gar nicht, daß ich Hrn. Fichte und zwar ihn allein gemeint hätte. Aber es war wenigſtens noch möglich, daß Hr. Fichte die Beſchuldigung ſcheinbar erkünſteln konnte, daß unter der Schule nothwendig der Meiſter mit gemeint ſey; wobey er zugleich durch eine neue Künſteley, vermöge des mir untergeſchobenen Wörtchens früher einen Beweis zu erzwingen ſuchte, daß in einer frühern Zeit, von welcher ich geredet haben ſollte, aber keinesweges geredet habe, er allein die Schule der Ichphiloſophen ausgemacht hätte. Er mag die Leſer um Verzeihung bitten, daß ich durch Aufdeckung ſeiner Sophiſtereyen ſo weitläuftig zeigen mußte: daß ſelbſt dann, wenn ich ſo geſchrieben hätte, wie Hr. Fichte mich ſchreiben ließ, ſeine Beſchuldigung nicht Statt haben könnte; ſondern ſchon an ſich auf alle Weiſe ganz nichtig ſey. Ich komme nun auf ſeine unwürdige wiſſentliche Verfälſchung des Sinnes meiner Worte (anders weiß ich es nicht zu nennen), und die Leſer werden ſehen, daß hiedurch der ganze Charakter

des

des Fichteſchen Buches gegen mich, einen weſentlichen und ſehr bedeutenden Zuſatz erhält.

Es ſtehen nämlich nach dem Zeichen † in der A. D. B. LVI. 1. S. 160 noch folgende Worte: »Die allgemeine »deutſche Bibliothek hat bekanntlich, während des ganzen »Treibens mit der neuen und neueſten Philoſophie, ſich durch »das Lobhudeln der Modephiloſophie, deſſen ſich faſt alle »für die neue und neueſte Weisheit gewonnene Journale »und Flugblätter ſchuldig machten, nicht hinreiſſen laſſen, »weder das Neue blind anzunehmen, weil es neu war, noch »das Neue zu verachten, weil es nicht alt war. Sie blieb »vielmehr bey einer weiſen Oppoſition, welche nicht nachbe»tete; ſondern die Gegengründe ins Licht ſtellte; wodurch »gewiß der ächten Philoſophie, d. h. dem philoſophiſchen »Nachdenken und dem Unterſuchen, eher der Weg gebahnt »wird, als durch das ehrfurchtsvolle Anpreiſen oder Nachbe»ten eines neu aufgeſchoſſenen Syſtems, dem viele Jour»nale nicht zu widerſprechen ſich getrauten, weil ſie ſonſt »für altmodiſch hätten paſſiren mögen. Die A. D. B. war »daher auch den neuen, beſonders aber den neueſten Phi»loſophen, den Fichteſchen, immer vorzüglich im Wege. »Sie konnten nicht ausſtehen, daß ſich Stimmen hören »ließen, welche ihren vermeinten neuen Erfindungen mit »Gründen widerſprachen, und oft als Träumerey zeigten, »was dieſe neueſten Philoſophen nicht nur für wichtige; »ſondern ſogar ſchon für die einzige Wahrheit ausgaben.« — Und nun folgen erſt die Worte: »Sie affektirten« u. ſ. w.

Ich erſuche meine Leſer, die eben abgedruckte Stelle oben S. 13 nach dem Worte ſuchte einzuſchalten, und ſo die Stelle im wahren Zuſammenhange zu leſen. Hier zeigt ſich für Jeden, der verſtehen kann: 1) Daß ich nicht bloß von den Ichphiloſophen, ſondern viel allgemeiner rede; daß ich auch von den neuen Philoſophen, d. h. von den Kantiſchen rede, welche ſich auf mancherley Weiſe Zudringlichkeiten gegen die A. D. B. erlaubt hatten. Dieß übergehe ich aber, und rede nur hauptſächlich von den neueſten Philoſophen, welche ich ausdrücklich die Fichteſchen nenne. Wenn nun Jemand ausdrücklich von den Fichteſchen Philoſophen, d. h. von den Anhängern Fichte's, etwas behauptet: ſo iſt doch wohl ganz offenbar, daß er

nicht von Hrn. Fichte selbst, am wenigsten von ihm allein und von sonst Niemand anders redet. Wenn Jemand sagte: die Kantischen Philosophen haben viel ungereimtes Zeug behauptet; haben das kaiserliche Reichs-Post-Regal aus den Grundsätzen der kritischen Philosophie beweisen wollen; haben die katholische Kirche in der reinen Vernunft aufgesucht; haben sich die A. D. B. unter der Hand geneigt zu machen getrachtet; haben dahin unverlangt lobpreisende Recensionen eingeschickt, wie sie ihren Absichten dienten, u. dgl. m.; kann es denn wohl einem vernünftigen Menschen einfallen, denjenigen, der dieses schrieb, zu beschuldigen: Er habe Hrn. Kant selbst damit gemeint, und habe Kants persönliche Ehre dadurch angegriffen?

Wie steht nun Hr. Fichte mit seiner ganz erdichteten Beschuldigung gegen mich in der armseligsten Blöße da! Was sollen nun rechtschaffene Leute von der Wahrheitsliebe eines Mannes denken, der ein Philosoph und der einzige Philosoph seyn will; der sich aber nicht entblödet, wissentlich den Sinn meiner Worte zu verfälschen, um nur mit dialektischer Spitzfindigkeit die Beschuldigung wider mich erkünsteln zu können: Ich hätte seine persönliche Ehre angegriffen? Was sollen sie von den sittlichen Gesinnungen und der Redlichkeit eines Mannes denken, welcher uns so oft hören läßt, seine einzige Philosophie beruhe auf der Pflicht, auf dem Gewissen, auf dem in ihm wohnenden Sittengesetze, und doch, ohne Scheu, bloß zur Befriedigung niedriger Rachbegierde, weil ich seine Hirngespinnste nicht für die einzige Philosophie erkennen mag, aus der von ihm ausgekünstelten Beschuldigung, die gehässigsten Verunglimpfungen meines eigenen sittlichen Charakters zieht? Er sagt S. 89 seiner Schrift mit seiner gewöhnlichen Plumpheit: »Es ist jetzt an den Lesern, Nicolai'n zum öffentlichen Beweise seiner Beschuldigung anzuhalten. Ich weiß sicher, daß er nichts als »Erdichtungen und Lügen wird vorbringen können; und »diese werden hoffentlich von der Art seyn, daß man, »ohne sich vor dem Publikum mit ihm abzugeben, ihn vor »dem bürgerlichen Gerichtshofe belangen, und diesem »das Urtheil überlassen kann.« Hr. Fichte hat die Stirn, dieses in einer Schrift zu sagen, welcher eine hohe Landesbehörde die Erlaubniß zum Drucke versagte;

weil

weil auf dieſe Schrift das Geſetz, welches die Kränkung perſönlicher Ehre verbietet, anwendbar iſt.

Dieß hat er die Stirn in einer Schrift zu ſagen, wegen welcher man ihn noch jede Stunde vor dem bürgerlichen Gerichtshofe belangen könnte, wenn man nicht ſeine Verläumdungen und Grobheiten viel zu verächtlich fände, und wenn man es nicht unter der Würde eines Gelehrten hielte, wegen literariſcher Streitigkeiten, ſelbſt wenn ſie mit der Ungezogenheit eines Fichte geführt werden, vor einem bürgerlichen Gerichtshofe zu klagen.

Ich komme zu Hrn. Fichte's zweyter Beſchuldigung wegen eines von ihm vorgegebenen ehrenrührigen Angriffs. Dieſe iſt offenbar eben ſo ungegründet, als die erſte.

Ich hatte in dem Aufſatze im LVI. Bande der N. A. D. B. von dem ungebührlichen Dünkel geſprochen, der in allen Schriften des Hrn. Fichte, ſo wie auch des Hrn. Schelling und der übrigen Idealiſten herrſcht; und S. 176 zu verſtehen gegeben, daß beſonders Hr. Fichte, welcher nicht den geringſten Widerſpruch vertragen kann, gleich in heftige Leidenſchaft geräth, und dabey in niedrige, einem Gelehrten unanſtändige Ausdrücke, ja oft in die pöbelhafteſten Schimpfwörter ausbricht. Unter mehrern Beyſpielen führe ich daſelbſt an, daß Hr. Fichte gegen einen ſeiner Gegner, Hrn. Heuſinger, »weil er Fichten zeigte, was offenbar aus deſſen Sätzen folgt,« die eben ſo pöbelhafte als ehrenrührige Worte Schurkerey und Büberey gebraucht hat. Nun ſoll mein ehrenrühriger Angriff darin beſtehen, daß ich geſagt habe: »Heuſinger habe das gezeigt, was offenbar aus Fichte's Sätzen folge.« Jeder vernünftige Menſch muß einſehen, daß dieß eine Sache des Verſtandes und der Beurtheilung iſt, und daß ſelbſt, wenn Hr. Heuſinger und ich uns in unſerm Urtheile geirret und falſche Folgerungen für richtige angeſehen hätten, kein ehrenrühriger Angriff daraus gemacht werden kann. Ohne übrigens im Geringſten Antheil an dem Streite Hrn. Heuſingers mit Hrn. Fichte zu nehmen, bin ich noch jetzt der Meinung, Hr. Heuſinger habe gezeigt, was, nach einer richtigen Logik, offenbar aus Hrn. Fichte's Sätzen folgt, beſonders aus dem Satze, den Hr. Fichte einen verkürzten nennt, und wegen deſſen er eigentlich gegen Hrn. H. mit

Schur-

Schurkerey und Bäuberey um ſich warf. Ich glaube, Hr. Heuſinger habe dieß in ſeiner zweyten Schrift, worin er auf Hrn. Fichte's Grobheiten antwortet, noch deutlicher gezeigt. *)

Zwar will ich gern eingeſtehen, daß nicht nur die Materie, welche den eigentlichen Gegenſtand des Streites ausmachte, ſehr ſubtil und ſpitzfindig iſt; ſondern daß auch Hr. Fichte, der häufig genug einen eben nicht beſtimmten oder wenigſtens, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, oft »ſolchen Ausdruck braucht,« daß es ſelbſt einſichtsvollen Männern ſchwer werden kann, »weſentliche Punkte in den Zuſammenhang hineinzudenken, aus welchem ſie in Hrn. Fichte's Denken hervorgiengen,« **) ſeine Worte in der von Hrn. Heuſinger beurtheilten Stelle ſo geſtellt hatte, daß er ihnen allenfalls auch eine andere Auslegung geben könnte. Deſto weniger kann, bey ſolcher Subtilität und unbeſtimmten Schreibart, zugleich irgend eine Auslegung für ehrenrührig ausgegeben werden.

Wenn es aber vollends wahr ſeyn ſollte, was Hr. Schad, einer der eifrigſten Anhänger Fichte's, ſagt: daß die bisherige Logik nichts taugt; daß ſie vielmehr das größte Hinderniß der Fichteſchen Philoſophie iſt; daß ſie einer totalen Reform bedarf, um die Fichteſche Philoſophie zu befördern, weil die bisherige Logik bloß an das Sinnliche gefeſſelt iſt, und nicht bis an das Gebiet des Ueberſinnlichen reicht; daß es daher zufolge der Behauptung des gedachten Hrn. Schad, den Hr. Fichte ſelbſt für ſeinen würdigen Schüler erkennt, kein Einwurf wider den Geiſt der Fichteſchen Philoſophie iſt, daß man, nach der logiſchen Anſicht betrachtet, Widerſpruch darin findet †) — ſo bin ich um ſo mehr entſchuldigt, daß ich Hrn. Heu-

*) Man ſ. Heuſingers Antwort auf Hrn. Fichte's Erwiederung meiner Einwürfe gegen ſeine Religionstheorie. Gotha, 1800. 8. S. 57 bis 64.

**) Dieß verlangt Hr. Fichte im Ernſte von ſeinen Leſern. Man ſ. die vorhabende Schrift, S. 40.

†) Die unſinnigen Dinge, welche die Fichteſchen Idealiſten vorbringen, ſind ſo arg, daß viele Leſer zweifeln könnten, ob man ſie auch richtig vortrage. Das Obige behauptet Hr. Schad in der Vorrede einer höchſt ſeltſamen Schrift: Geiſt der Philoſophie unſerer Zeit (nämlich der Fichteſchen Philoſophie, mit welcher nach der Verſicherung der Herren Gebrüder Schlegel und des Hrn. Tieck die neue Zeit angegangen iſt). Man ſ. die N. A. D. B. LVII. 1. S. 131 u. 163.

Heußingers Folgerungen aus Hrn. Fichte's Sätzen nach der gemeinen Logik beurtheilte; sogar, wenn nach derselben mein Urtheil irrig wäre. Denn da diese gemeine, an das Sinnliche gefesselte Logik doch der Wissenschaftslehre wegen ganz abgeschafft werden muß: so kann ja nunmehr, wenn anders Hrn. Schads Versicherung richtig ist, gar wenig daran gelegen seyn, ob man nach einer solchen abgenutzten Logik richtig oder irrig über Hrn. Fichte urtheilt. Ich bin selbst immer der Meinung gewesen, daß die bisherige Logik das größte Hinderniß der Wissenschaftslehre sey, und daß entweder die eine oder die andere fallen müsse. Hr. Fichte hat wirklich unrecht gethan, daß er gleich mit der erhabenen Wissenschaftslehre anfieng, und nicht vorher eine übersinnliche Logik herausgab. Denn nun haben wir nicht die rechte Logik, um ihn zu beurtheilen; und er hat es sich in der That selbst zuzuschreiben, daß man die menschenbeglückende Wissenschaftslehre, seiner öftern Klage zufolge, nicht verstehet. Es kann dieß, wie ich zu merken anfange, nicht anders seyn. Denn das ganze menschliche Geschlecht beurtheilt immer noch das Verständliche der Wissenschaftslehre nach den Gesetzen der bisher gewöhnlichen Logik, findet da lauter Widersprüche, und bildet sich nun einfältiger Weise ein, der ganze transscendentale Idealismus nebst Hrn. Schellings neuerfundener Naturwissenschaft, die »eine totale Reform des jetzigen Naturstudiums herbeyführen muß,« so wie die Wissenschaftslehre die totale Reform der Staatsverwaltung, bestünden aus vernunftwidrigen Träumereyen, oder glichen höchstens glänzenden Dichtungen von einem Feenlande, wo immer alles vorhanden ist, ohne daß man weiß, wie es dahin kommt. Daher können dem guten Fichte alle ängstliche Berichte über die Wissenschaftslehre, alle mühsamen Versuche, zum Verstehen der neuesten Philosophie zu zwingen, *) nichts helfen. Die Logik muß erst abgeschafft wer-

*) Hr. Fichte sagt in diesem Buche S. 3 zu seinem Leser: »Du »mußt mit deinem Verstande nun wirklich herausrücken, »und ihn dem meinigen zum Kampfe gegenüber stellen, — »hältst Du ihn an Dich: so habe ich die Wette verloren.« Aber was kann das helfen, wenn der Verstand des Lesers die Verständlichkeit nur nach den Gesetzen der bisherigen Logik beurtheilet? Wenn der Leser nun, weil er selbst in diesem Berichte nach seiner Logik — Widerspruch auf Wi-

der-

werden! Hr. Fichte siehet ja selbst, daß Hr. Schad, und Hr. Steffens, und Hr. Forberg, und der Hr. Special Jäger zu Waiblingen, und Hr. Prof. Mehmel zu Erlangen, und der Hr. Prof. Cramer zu Zürich, und sogar Hr. Tieck und Hr. Bernhardi, welche sonst sämmtlich keine sonderliche Helden sind, den Geist der Philosophie unserer Zeit, in seinen Schriften, und selbst in Schellings Naturwissenschaft, ja sogar in Franz Bääders Quadraten, worin er etwas schwerfällig wehet, mit bewunderswürdiger Leichtigkeit fassen; daß sie in das Gebiet des Uebersinnlichen, bis zum Schwindeln, sich emporschwingen können. Warum? Bloß, weil sie über die gewöhnliche Logik erhaben, und mit der übersinnlichen Logik begabt sind, wovon wir andern armen Stümper noch nichts wissen. Nach derselben mögen wohl aus seinen Sätzen ganz andere Folgerungen zu machen seyn, als Hr. Heusinger und ich daraus glaubten machen zu dürfen; es mögen auch dort wohl die Ausdrücke Büberey und Schurkerey und andere Hrn. Fichte so geläufige Ehrentitel seiner Gegner weiter nichts bedeuten, als etwa Barbara und Darapti.

Aber Hr. Fichte, um die Bosheit, welche ich seiner Meinung nach mit Hrn. Heusinger theilen soll, noch boshaftiger zu machen, giebt S. 95 zu verstehen, Hr. Heusinger habe aus seinen Sätzen die Folgerungen, die er zog, gezogen: »in der lautzugestandenen Absicht, einer Anklage, »durch welche ein unauslöschliches Brandmark auf »Hrn. Fichte's Charakter gebracht werden sollte, und durch »deren Erfolg er aus seiner Laufbahn geworfen »worden, die öffentliche Beystimmung zu verschaffen.« Und er fragt sodann: »Wird man dieses Benehmen an»ders bezeichnen können, außer durch die Benennungen der »Lüge, der Schurkerey und Büberey?«

Daß Hr. Heusinger dergleichen Absicht laut zugestanden hätte, ist eine von den vielen Unwahrheiten — Hr. Fichte sieht, daß man ein niedrig grobes Wort vermeiden und eben so

derspruch, Erschleichung auf Erschleichung bemerken muß, gar keine Lust hat, sich auf die menschenbeglückende Wissenschaftslehre einzulassen, und die pomphaftesten Versprechungen, welche Hr. Fichte zuletzt macht, (wovon ich oben S. 9 einige der kräftigsten angeführt habe) für Ausbrüche des lächerlichsten Dunkels hält!

ſo deutlich ſeyn kann — die Hr. Fichte ſich nicht ſelten erlaubt, weil er ſogleich in heftige Leidenſchaft kommt, und dadurch gehindert wird, die wahre Beſchaffenheit der Gegenſtände unparteyiſch zu betrachten. Hr. Heuſinger ſagt vielmehr in ſeiner oben angeführten Antwort, S. 51: »Es »iſt mir, was die Sache ſelbſt betrifft, in der That vollkom»men einerley, ob Hrn. Fichte's Lehre Atheismus heiſſen »ſoll oder nicht. Ich ſpreche nicht als Konſulent einer »Regierung; ſondern nur als Philoſoph von der Sache, »und denke daher bey dieſem Namen eben ſo wenig etwas »Schlimmes, als bey den Worten: Idealismus, Realis»mus, Dogmatismus und Empirismus.« Dieß ſchon zeigt, daß die Sache ein anderes Anſehen hat, als Hr. Fichte vorgiebt; und er ſieht daher vielleicht jetzt ein, daß es möglich geweſen ſeyn könnte, andere Benennungen für Hrn. Heuſingers Benehmen zu finden.

Aber geſetzt, und nicht zugegeben, Hr. Heuſinger habe dieſe Abſicht gehabt, wie kann daraus wider mich gefolgert werden, daß ich die Abſicht gehabt hätte, Hrn. Fichte an ſeiner perſönlichen Ehre anzugreifen? Ich habe ja nirgends eine Abſicht, auf die Anklage gegen Hrn. Fichte Bezug zu nehmen, im geringſten ſpüren laſſen; habe bloß von Fichte's Grobheit und von Heuſingers Folgerungen geredet. Eine boshafte Abſicht wird überhaupt nicht präſumirt; und am wenigſten kann mir die Abſicht beygemeſſen werden, durch die Beſchuldigung des Atheismus ein unauslöſchliches Brandmark auf Hrn. Fichte's Charakter zu bringen; denn ich habe, gerade zu der Zeit, wo man ihn wegen des Atheismus am ſtärkſten in Anſpruch nahm, in unmittelbarer Rückſicht auf ihn, ausdrücklich behauptet, *) daß der theoretiſche Atheismus nicht ſo ſchrecklich geachtet werden müſſe, wie man ſich gewöhnlich einbildet, und habe eben ſo behauptet, daß Hrn. Fichte's Lehre mehr ſpitzfindig ſubtil als gefährlich ſey. Ich habe ausdrücklich geſagt, ſeine Meinung von einem innern Regenten der Welt, den er Gott nennet, ſey zwar verwirrt und inkonſequent, aber gutgemeint; ich könne ihn deshalb nicht verdammen; er könne, nach ſeiner Erklärung über den eigentlichen Sinn ſeiner Lehre, ein guter Bürger und

Un-

*) Man ſ. die Schrift: Ueber meine Bildung ꝛc. S. 200. 203. 209. Man ſ. auch oben S. 12.

Unterthan und ein ehrlicher Mann seyn und bleiben, u. s. w. Ich kann also unmöglich die Absicht gehabt haben, seinen Charakter zu brandmarken, wenn ich auch mit Hrn. Heusinger in Allem übereinstimmte; welches nicht einmal der Fall ist. So muß man wenigstens nach der bisherigen, nach Hrn. Schads Ausspruch, an die Sinne gefesselten Logik schließen. Sollte etwa, nach der übersinnlichen Logik aus meinem vorigen und jetzigen Benehmen etwas anderes zu folgern seyn: so wird Hr. Fichte doch, wenn er mich, seinem Versprechen nach, wegen meiner Bosheit vor den bürgerlichen Richterstuhl ziehen will, in seiner Klagschrift mit Schlüssen aus seiner übersinnlichen Logik nicht kommen dürfen; denn unsere Gerichtshöfe urtheilen noch nach der bisherigen gewöhnlichen, und nach einem Rechte, das ganz und gar nicht aus der intellektualen Anschauung hergeleitet ist. Eben so urtheilt auch das unbefangene Publikum. Freylich »wenn erst die Wissenschaftslehre wird »verstanden und angenommen werden; wenn die Staatsverwaltung erst unter Hrn. Fichte's feste Regeln kommen wird; wenn erst Hr. Fichte den Staatsverwaltern »sagen wird, was sie zu thun haben,« *) dann wird es ganz etwas anders seyn, und ich werde alsdann Hrn. Fichte möglichst aus dem Wege gehen.

Jetzt aber nehme ich es noch wohl mit ihm auf, und unterstehe mich zu fragen: wenn es denn, nach seiner eigenen Behauptung, ein unauslöschliches Brandmark auf einem Charakter ist, ein Atheist zu heißen; warum brachte er denn, in seiner Appellation, wo ihm nichts oblag, als bloß sich und seine Lehre zu vertheidigen, dieses unauslöschliche Brandmark nicht nur auf seine Gegner; sondern auch im Grunde beynahe auf alle Menschen, außer ihm und seinen sechs Wissenschaftsverständigen, und den paar hundert Studenten, welche ihn in Jena mit offenem Munde anbeteten? Warum nennt er denn alle diejenigen Atheisten und Götzendiener, welche aus der Weisheit und Schönheit der Sinnenwelt auf die Existenz Gottes schließen und glauben, die Verehrung des höchsten Wesens führe zur Glückseligkeit? Durfte Er willkührlich so brandmarken?

Noch

*) Man s. oben S. 10, wo diese Stelle aus Hrn. Fichte's Berichte über die neueste Philosophie schon angeführt ist.

Noch mehr! Warum machte er von dem Religionssyſteme, dem viele Tauſend der edelſten und vernünftigſten Menſchen aus Ueberzeugung ergeben ſind, und zugleich von der Religion des Landes, worin er Schutz und Sicherheit genoß, folgende Schilderung: »In dieſem Syſteme wird Gott ohne »Unterlaß gelobt und geprieſen, wie kein rechtlicher »Menſch ſich ſelbſt möchte preiſen laſſen. Da iſt nur »immer die Rede von ſeiner Güte, und wieder von ſeiner Güte, und ſie können nicht müde werden, dieſer Güte »zu gedenken, ohne auch nur einmal ſeine Gerechtigkeit zu erwähnen. Da iſt ihm alles einerley; er »läßt ſich alles gefallen, und muß ſich alles gefallen laſſen; »und was die Menſchen auch thun mögen, er iſt mit »ſeinem Segen immer hinter drein. Und was noch das »Heilloſeſte dabey iſt, ſie glauben es ſelbſt nicht, indem ſie es ſagen; ſondern meinen nur, daß das ihr Gott »gern höre, und wollen ihm nach dem Munde reden.« Iſt es Wahrheit, was hier Hr. Fichte ſagt? Nein! es iſt das Gegentheil. Das Wort Lüge iſt ein grobes Wort; aber wenn es irgendwo gebraucht werden dürfte: ſo wäre hier der Fall; denn Herr Fichte mußte doch ſehr wohl wiſſen, daß es gar kein Religionsſyſtem giebt, das ſo beſchaffen wäre, wie er vorſpiegelt, und am wenigſten ein chriſtliches Religionsſyſtem. Und die Abſichten, warum Hr. Fichte dieſes alles ſagte? Sie waren nicht löblich, ſein Benehmen war nicht löblich; das kann man ſicher ſagen. Worte, wie Schurkerey und Büberey, würde ich nie in literariſchen Angelegenheiten brauchen, ſelbſt wenn die lautzugeſtändene Abſicht da wäre, auf den Charakter einer groſſen Menge von Menſchen ein unauslöſchliches Brandmahl zu bringen; ſelbſt, wenn die niederträchtige Abſicht nicht zu verkennen wäre, die Religion vieler tauſend Menſchen, wider beſſeres Wiſſen, ganz falſch und zugleich als höchſt unvernünftig zu ſchildern, und alle diejenigen, welche daran glauben, ohne Unterſchied für Heuchler auszugeben. Ich ſage hier bloß:

Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum!

Zuletzt wird mir Hr. Fichte noch erlauben, zu bemerken, daß es eine Unwahrheit iſt, daß er durch den Erfolg der Anklage des Atheismus wäre aus ſeiner Laufbahn geworfen worden; welches er ſo hinwirft, um der, Hrn. Heu-

ſinger und mir zugeſchriebenen Abſicht eine recht gehäſſige Wendung zu geben. Nichts als Hrn. Fichte's eigenes, aus ſeinem unverzeihlichen Stolz entſpringendes Benehmen warf ihn aus ſeiner Laufbahn. Seine nur allzugütige Obrigkeit wollte ihn, der Anklage ungeachtet, in ſeiner Laufbahn erhalten; wollte ihm nur einen wohlverdienten Verweis geben, und mehreren Anſtand und Ueberlegung empfehlen. Aber Hr. Fichte, dem ſein Gewiſſen wohl ſagen mochte, es könne ohne Verweis nicht abgehen, wollte dieß durch Drohungen verhindern. Er behauptete im Voraus: »ſein »Benehmen ſey nicht nur tadellos, ſondern preiswür»dig.« *) Er drohte ſeinem Vorgeſetzten: »er werde ei»nen öffentlichen und gerichtlichen Verweis durch Abge»bung ſeiner Dimiſſion beantworten.« Seine Eitelkeit bildete ihm ein, die Univerſität Jena könne ohne ihn nicht beſtehen. Er drohete daher ferner: »mehrere ihm »gleich geſinnte Freunde, welche man als bedeutend für »die Univerſität anerkannt habe, hätten ihm ihr Wort ge»geben, falls er durch einen Verweis gezwungen würde, »Jena zu verlaſſen, ihn zu begleiten, ſeine fernern Unter»nehmungen zu theilen, und ein neues Inſtitut zu er»richten, wo ſie die Achtung finden würden, welche man »ihm im Fall eines Verweiſes in Jena verſagt haben »würde.« Er ſetzt hinzu: »ſie hätten ihn berechtigt,« ſeinem und ihrem Vorgeſetzten »dieß bekannt zu ma»chen;« und ſo glaubte er zu erzwingen, daß die Regierung ſich nicht unterſtehen würde, ihm einen Verweis zu geben, aus Furcht, die Univerſität Jena verlaſſen zu ſehen, wenn das angedrohete neue Inſtitut zu Stande käme. Aber Hr. Fichte hatte, wie es ihm oft begegnet, ohne Wirth gerechnet. Die Staatsverwaltung der ſächſiſchen Herzogthümer kannte ihre Pflicht, ſich nicht von dem einzigen Wiſſenſchaftslehrer vorſchreiben zu laſſen, was ſie thun ſollte. Sie ſah beſſer ein, als es Hrn. Fichte's Dünkel und Kurzſichtigkeit einzuſehen vermochte, daß ſeine Unbedachtſamkeit und Intoleranz, — weit gefehlt, preiswürdig zu ſeyn, — vielmehr höchſt tadelnswürdig ſey. Sie gab Hrn. Fichte den verdienten Verweis, und erklärte zugleich: »da ihm dieſer Verweis zuerkannt wer»den

*) Man ſ. die Aktenſtücke über die Anklage gegen Fichte in den Rintelnſchen theologiſchen Annalen. 1799. I. Band; wo man dieſe und die folgenden Stellen wörtlich finden wird.

» den müſſen: ſo habe ſie die Entſchlieſſung gefaſst, die » anerklärte Abgebung ſeiner Dimiſſion ſofort anzu» » nehmen. « Sie befehle zugleich zu erklären, » Wie ſie auch » denjenigen, die ihm, ſeinem Anführen nach, zu folgen » gedächten, die Entlaſſung vorzuenthalten nicht gemeint » ſey. « Das war ein pſychologiſcher Donnerſchlag, über den die transſcendentale Anſchauung erblindete! Hr. Fichte [illegible]te nun, mit einer ihm ſonſt ganz ungewöhnlichen Gelaſſe[illegible]heit und Ergebung, in einer authentiſchen Erklä» rung ſeiner Drohung, er wünſche doch in Jena zu bleiben: » Einen *Point d'honneur* der Eitelkeit, der um höherer » Zwecke willen nicht eine kleine Demüthigung ertragen » könne, habe er nicht, noch habe er ihn affektiren wollen, » welches ja ein kleinlicher Trotz wäre! « Ich weiß nicht, ob die Regierung geglaubt hat, es möchte doch wohl viel Trotz in der perſonificirten Wiſſenſchaftslehre verborgen liegen; oder ob ſie ſich überzeugt hielt, die Wiſſenſchaftslehre, das Einzige, worauf Hr. Fichte trotzen zu können vermeint, ſey der Univerſität Jena ſehr entbehrlich; — genug, ſie verlangte nicht, Hrn. Fichte zu behalten, ungeachtet der demüthigen authentiſchen Erklärung ſeines Trotzes. Herr Fichte verließ Jena. Niemand folgte ihm; ſelbſt die bedeutenden gleichgeſinnten Freunde Fichte's, Niethammer und Schelling, ſind noch bis jetzt in Jena; und das neue Inſtitut blieb bloß in Hrn. Fichte's Felleiſen.

Es ſcheint wirklich nöthig zu ſeyn, unſern Hrn. Fichte von Zeit zu Zeit recht ausführlich und deutlich an ſeine auffallendſten Thorheiten zu erinnern, um ſeiner hohen Weisheit, wegen welcher er ſich immer überheben wird, ſo lange er Fichte iſt, ein kleines memento mori vorzuhalten, auf daß ſie ſich wenigſtens ferner nicht erlaube, Erfolge, die bloß er ſelbſt durch ſeine unauslöſchliche Thorheit und Eitelkeit herbeyführte, der Bosheit derjenigen zuzuſchreiben, welche ſeine blinde Leidenſchaft gern für Buben und Schurken erklären möchte.

Hr. Heuſinger hat, ich wiederhole es nochmal, in ſeiner Widerlegung von Fichte's Hirngeſpinnſten, eben ſo wenig aus den hämiſchen Abſichten gehandelt, die ihm Fichte Schuld giebt, als eine ſolche Schuld auf mich gebracht werden kann. Hr. Heuſinger und ich könnten aufs Höchſte in unſern Folgerungen aus Hrn. Fichte's Sätzen geirret ha-

ben: aber Irrthum der Beurtheilungskraft zeigt weder Bosheit noch persönliche Beleidigung an. Keine menschliche Einsicht darf sich von der Möglichkeit zu irren frey sprechen, außer Hrn. Fichte's intellektuale Anschauung. »Bey der,« sagt er selbst, »ist kein Irrthum möglich; »sie irret nie.« Sollte also bey ihm irgendwo ein auffallender Irrthum angetroffen werden, und zwar unter solchen Umständen, daß offenbar erhellet, er sey in einen solchen Irrthum entweder mit Wissen und Willen, oder durch einen unverzeihlichen Leichtsinn verfallen: so müßte man allerdings schließen, es könne sich in Hrn. Fichte's reinem Ich, mit der Anschauung, die nicht irren kann, irgend eine leichtsinnige Anschauung, eine hämische Anschauung, oder sonst eine Irrthum-produktive Anschauung innig vereinigen; und dann wäre man doch mit Hrn. Fichte übel berathen, und wüßte nicht, ob man bey dem, was er zu wissen versichert, vor Irrthum sicher sey. Es wäre sonach mit der nie irrenden Anschauung eben wie mit dem Kuhpocken-Eiter, dessen Einimpfung sonst auch nie verfehlen soll, die Menschen vor der Pockenkrankheit zu sichern; von welcher aber Hr. V. Macdonald neulich öffentlich berichtete, wenn dieser Kuheiter durch ein menschliches Geschöpf gegangen sey, welches die Pocken schon gehabt habe: so sichere seine Einimpfung keineswegs mehr vor der Ansteckung der Pocken. Man kann es aber leider keinem Eiter, selbst wenn er aus England verschrieben würde, ansehen, ob eins von den menschlichen Geschöpfen, durch die er selbst in England etwa gegangen seyn kann, schon vorher die menschlichen Blattern gehabt habe? Daher wird schon hiedurch die Behauptung, daß durch die Einimpfung der Kuhpocken die menschlichen Blattern könnten ausgerottet werden, sehr ungewiß. Um nun wegen der Kuhpocken und wegen der Wissenschaftslehre ganz sicher zu seyn, müßte sich theils jede Dorf- und Stadtgemeinde eine oder ein paar beständig kränke Kühe halten, von denen unmittelbar der Sicherheits-Eiter gezapft würde; theils müßte, zum Behufe der von Hrn. Fichte so höchst nöthig gefundenen allgemeinen Annahme der Wissenschaftslehre, in jeder Stadt ein beständig reiner Fichteischer Philosoph auf öffentliche Kosten gehalten werden, der beständig in reiner Anschauung, im Wissen lebe, ohne daß sein Wissen je durch eine Meinung, durch eine

Neigung, durch eine Leidenſchaft, am wenigſten durch irgend ein hämiſches Weſen hindurch gegangen, und damit vereinigt worden wäre. Nur durch einen ſolchen könnte dann die Wiſſenſchaftslehre Jedem angemuthet, d. h. unmittelbar rein eingeimpft, und ſo alle andere philoſophiſche Meinungen ausgerottet werden. Ohne zwey ſo nöthige Polizeyanſtalten wird ſchwerlich jemals dem Pockengifte und dem Meinen zu ſteuern ſeyn!

Es wird daher die wichtige Beantwortung der wichtigen Frage: Kann man Hrn. Fichte's Wiſſen unbedingt trauen? abermals ſehr problematiſch, wenn man ſieht, daß er ſo oft irret, und noch dazu auf ſolche Art, daß man nicht bloß Irrthum des Verſtandes oder der Beurtheilungskraft findet; ſondern daß leider! beynahe keine andere Vorausſetzung übrig bleibt, als hämiſche Abſicht oder unverzeihlicher Leichtſinn. So iſt es beſchaffen mit folgendem Ausfall gegen mich, S. 38 ſeiner Schrift, und in einer (S. 39) dazu gehörigen Note. Es ſey nun dieſer Ausfall Irrthum oder Betrug, Leichtſinn oder wiſſentliche Verunglimpfung: ſo kann Hrn. Fichte's Benehmen gegen mich auch hier ohne wörtliche Anführung der Stellen, worauf er ſich beruft, ohne deutliche und genaue Auseinanderſetzung, nicht in ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen. Hr. Fichte mag auch hier die Leſer um Verzeihung bitten, daß er mich, durch ſeine unerhörte Dreiſtigkeit, alle Thatſachen, worauf es ankommt, falſch anzugeben, zu einer Ausführlichkeit in der Widerlegung nöthigt, die ich ſelbſt ſehr gern vermieden hätte. Hr. Fichte ſagt S. 38:

» Jacobi, als er als Schriftſteller auftrat, eben ſo die » transſcendentalen Idealiſten, waren jünger als Nicolai; » und in Rückſicht des jungen Anwuchſes hatte unſer » Held die Maxime, ſie ſcharf zu züchtigen, damit er in » ihren reifern Jahren Ehre und Freude an ihnen erlebe. » Daher war Jacobi einer jener mittelmäßigen Köpfe, » die alles drucken laſſen, was ſie etwa im Diſcours ge» hört haben, oder vielmehr halb gehört haben, um ſich » ein Anſehen zu geben; ein Mann, der ſeine Materie nie » recht durchdacht hatte, der nicht einmal ſchreiben » konnte. «

Dazu macht Hr. Fichte S. 39 folgende Anmerkung:

» In dem von ihm herausgegebenen Lessingischen Briefwech-
» sel mit Ramler, Eschenburg, Ihm, (bey Ihm 1794) sagt
» Nicolai in der Vorrede, nachdem er beklagt, daß Mendels-
» sohn Lessings Charakteristik nicht herausgegeben, — woran
» bekanntermaaßen diesen Freunden Lessings zufolge
» Jacobi's Notiz über Lessings wahres speculatives
» System ihn verhindert haben sollte: »» Dieß ist nicht der
»» erste Schaden, den die in Deutschland so übliche Aneke-
»» dotenjägerey — oder vielmehr Klatscherey «« » (gab
» es in Deutschland wohl je eine ärgere Klatsche, als der Ver-
» fasser der bekannten Reisen?)« — »» angerichtet hat, da sie
»» der mittelmäßige Kopf, was er etwa im Discourse
»» hört, — oder halb hört, gleich drucken läßt — um ««
(» Nicolai's bekannte pragmatische Methode «) »» sich ein
»» Ansehen zu geben. «« » Jacobi eben sollte nur halb
» gehört haben; er war es, durch dessen Druckenlassen die
» allein heilbringende Philosophie *) so aufgebracht war.
» Er war dieser Eine unter den mittelmäßigen Köpfen. «

» Armer Wicht! Ahndete dir denn gar nicht von den
» Versuchungen des Teufels, als du diese Stelle nieder-
» schriebst? Hattest du denn gar keinen Freund, der dir in
» die Ohren geraunt hätte, daß, wenn die Geisteskraft dies
» ses mittelmäßigen Kopfs, Friedrich Heinrich Jacobi,
» unter zehnmal zehnmal zehn Nicolai zu gleichen Theilen
» vertheilt würde, jeder dieser Nicolai seinen Kopf doch noch
» mit weit mehr Ehre durch die Welt tragen würde, als du,
» allererbärmlichster Friedrich Nicolai? «

Ich erstaunte nicht wenig, als ich diese Stelle las. — Ich sollte » Herrn Jacobi einen mittelmäßigen Kopf « genannt

*) Weder Mendelssohn noch ich haben je unsere Philosophie für die allein heilbringende ausgegeben. Mendelssohn sagt in der Vorrede zu seinen Morgenstunden: »Ich weiß, daß »meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten »ist. Die Meinige hat noch allzusehr den Geruch der Schu»le, in welcher ich mich gebildet habe, und die in der ersten »Hälfte des Jahrhunderts vielleicht allzu eigenmächtig herrsch»te. Despotismus jeder Art reizt zur Widersetzlichkeit.« So ist es mit dem Despotismus der Kantischen und noch mehr der Fichteischen alleinwissenden und auch alleinheilbringenden Schule gegangen, welche ein Anhängsel der ersten ist; aber, bey weit weniger Verdiensten, den Despotismus bis zum Ausrotten treibt.

genannt haben? Ich konnte mich nicht erinnern, daß ich je über Hrn. Jacobi's Talente öffentlich geurtheilt hätte, und wußte wenigstens gewiß, daß, so sehr ich auch in vielen Meinungen von ihm unterschieden bin, ich ihn nimmermehr einen mittelmäßigen Kopf könne genannt haben. — Ich sollte »Hrn. Jacobi unter die Anekdotenjäger gerechnet »haben?« — Welcher nur einigermaaßen vernünftige Mensch, selbst wenn er von Hrn. J. Talenten und übrigem Benehmen eine noch so ungünstige Meinung haben sollte, könnte ihm diese Beschuldigung machen? — Ich sollte vorgegeben haben: »Herr J. hätte Lessingen nur halb gehört?« Nämlich in dem Gespräch mit Lessing über Spinoza — dieß war mir nie eingefallen, konnte mir nie einfallen! Ich hatte weder geleugnet, daß Lessing ein solches Gespräch mit Hrn. J. geführt habe, wie es Hr. J. erzählt, noch hatte ich je gesagt, Hr. J. hätte ihn nur halb gehört, und am allerwenigsten, Hr. Jacobi habe sein Gespräch mit Lessing drucken lassen, um sich ein Ansehen zu geben. Ich hielt mich nur überzeugt, Hr. Jacobi habe in sofern Lessingen mißverstanden, daß er glaubte, dasjenige, was Lessing im Gespräch mit ihm über Spinoza's System disserirte, sey Lessings eigenes System. Dieses Mißverstehen entstand, meiner Meinung nach, nicht aus halbem Hören, indem Hr. Jacobi aufmerksam genug gewesen seyn mag; sondern (wie ich es öffentlich deutlich genug gesagt habe*), nur daher, daß ihm Lessings Manier, nicht nur bloß philosophische und theologische Materien; sondern auch Gegenstände aller Art**) in Gesellschaft zu behandeln; Lessings Art, das Für und Wider in Absicht jeder Frage im Gespräche aufzunehmen, nicht genug bekannt war, so daß man, weil Lessing entweder Gründe für eine Meinung im Gespräche vorbrachte, oder scharfsinnige Gründe für eine Meinung unwiderlegt ließ, ***) bloß daraus noch ganz und

gar

*) Man s. A. D. B. LXV. B. S. 627 und: Ueber meine Bildung, ꝛc. S. 42.

**) Man s. Lessings Korrespondenz mit mir, S. 382 u. 382.

***) Moses Mendelssohn sagt daher in seiner letzten Schrift an die Freunde Lessings (Berlin 1786) sehr treffend: »Les»sing kann an dem Scharfsinne Vergnügen gefunden haben, »mit welchem Hr. Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen »und zu vertheidigen wußte. Unser Freund fand mehr Ver»gnügen, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, »als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Er spiel-

gar nicht schließen konnte, dieses wäre nun seine eigene Meinung. Es war mir, der ich mit Lessing so viele Jahre in dem vertrautesten Umgange gelebt hatte, und seine eigene Meinung über das System des Spinoza und über alle andere spekulative Systeme genau wußte, wohl zu verzeihen, daß ich glaubte, dieß am gewissesten behaupten zu können. Indeß, gesetzt, daß ich mich auch hierin geirret hätte; gesetzt auch, daß in den letztern Jahren Lessing Spinoza's Begriff von Gott zu seinem eigenen gemacht hätte: so kommt es hier darauf nicht an, sondern nur: ob ich wirklich vorgegeben hätte, Hr. J. habe Lessingen nur halb gehört — und dieß ist eine grobe Unwahrheit. — Endlich sagt Hr. Fichte dreist: »Moses Mendelssohn und mir zufolge, sollte Jacobi's Notiz über Lessings wahres spekulatives System »jenen verbindert haben, Lessings Charakteristik her»auszugeben.« Und er hat noch die Stirn hinzuzusetzen, dieß sey bekanntermaaßen unsere Meinung gewesen; gerade, als wüßte dieß Jedermann, und es bedürfe keines fernern Beweises! Wenn und wo hätte denn Moses Mendelssohn oder ich so etwas gesagt, ja nur sagen können? Hrn. Jacobi's Schrift über Lessing und Spinoza kam wenige Monate vor Mendelssohns Tode im J. 1786 heraus; und Moses Mendelssohn hatte, gleich nach Lessings Tode, im J. 1781, den Gedanken, über Lessings Charakter ein Buch zu schreiben; entsagte aber, nicht so gar lange nachher, so viel ich nachrechnen kann, schon ungefähr im Jahr 1783 diesem Gedanken.

Wie kommt denn nun Hr. Fichte dazu, alles hierüber so grundfalsch vorzustellen? O! Fürs Erste sagt er mir ja in der Note auf den Kopf zu: ich hätte es selbst gesagt! Hrn.

»te daher vollkommen den aufmerksamen Schüler, wider»sprach nie, stimmte in alles mit ein, und suchte nur den »Discours, wenn er ausgeben wollte, durch Witzeley wieder »in Gang zu bringen.« Daß dieß Lessings Art war, werden die wenigen vertrauten Freunde Lessings, die noch leben, gewiß bezeugen. Aber auch Mendelssohn beschuldigt Hrn. Jacobi keinesweges, er habe Lessingen halb gehört; sondern nur, Lessing habe in diesem Gespräch weniger gesagt, als er wohl unter vertrauten Freunden würde gesagt haben. Mendelssohn erklärt S. 15 ausdrücklich: »Hrn. Jacobi's bekannter Rechtschaffenheit nach, könne man sicher voraussetzen, »daß die Hauptsache, worauf es ankommt, in seiner Abkürzung der Unterredung nicht gelitten habe.«

Hernach sagt er mir auch ins Gesicht, wo ich es gesagt habe, nämlich in der Vorrede zu dem von mir selbst herausgegebenen Lessingischen Briefwechsel. Ich werde also wohl wider mich selbst zeugen müssen; und, wofern Hr. Fichte das, was er mir zuschreibt, aus meiner gedachten Vorrede richtig ausgezogen hat, alle die hämischen Folgerungen verdienen, welche Hr. Fichte aus meinen angeblichen Behauptungen ziehet.

Aber wie? wenn Hr. Fichte etwa mich ganz etwas anders hätte sagen lassen, als ich gesagt hätte, und doch meine Vorrede keck citirte? Wie? wenn in der gedachten Vorrede von Hrn. Jacobi ganz und gar nicht die Rede wäre? Wie? wenn ich das, was Fichte aus meiner Vorrede herauszieht, von ganz andern Leuten gesagt hätte, und Hr. Fichte gäbe nur wissentlich vor, ich hätte es von Hrn. Jacobi gesagt? Und Hr. Fichte hätte zugleich aus diesem falschen Vorgeben die hämischen Folgerungen gezogen, die man oben gelesen hat? Welche Benennung würde alsdann wohl ein solches Benehmen verdienen? O, wird der Leser sagen: das ist ja wohl nicht möglich! So etwas läßt sich von einem ehrlichen Manne gar nicht denken! — Wir wollen sehen.

Ich sage in der von Hrn. Fichte citirten Vorrede S. V, VI, VII folgendes: »Nach Lessings Tode kam unser beyderseitiger Freund Moses Mendelssohn auf den Gedanken, ein Büchlein über Lessings Charakter zu schreiben. »Dazu verlangte er von mir Lessings sämmtliche Briefe an »mich, die ich ihm natürlicherweise mit Vergnügen gab. »Er las sie auch durch, und wir sprachen mehrmal von dem »zu schreibenden Buche über Lessing. Aber dennoch unterblieb die Ausführung, wegen verschiedener Verbindungen, und besonders aus Verdruß, daß in den Gothaischen gelehrten Zeitungen von einem Ausspäher die »Nachricht war eingerückt worden, daß Moses ein solches »Buch unter der Feder habe; daher ihm darauf die beständigen Anfragen der Neugierigen, und die Muthmaaßungen, was es enthalten würde, überlästig wurden. Der Schaden für unsere Literatur, daß Moses dieses Buch nicht schrieb, ist sehr wichtig, und es ist nicht der »erste, den die in Deutschland so übliche Anekdotenjägerey oder vielmehr Klatscherey angerichtet hat, da jeder

» mittelmäßige Kopf, was er etwa im Discourse hört, » oder nur halb hört, gleich drucken läßt, um ſich ein » Anſehen zu geben. «

Wie nun? iſt hier im geringſten von Hrn. Jacobi die Rede? Kann von ihm die Rede ſeyn? Ich ſpreche von einer Nachricht in den Gothaiſchen gelehrten Zeitungen, welche, ſo viel ich mich erinnern kann, ungefähr im Jahre 1783 höchſtens 1784 in dieſe Zeitung eingerückt ward. Ich ſage, ſie ſey von einem Ausſpäher eingerückt worden. Iſt es möglich, da ich niemand bezeichne, bey einer ſolchen Benennung an einen Mann, wie Hr. Jacobi iſt, zu denken? Ich rede darauf ganz im Allgemeinen » von der in Deutſchland ſo üblichen Anekdotenjägerey, « die leider von mittelmäßigen Köpfen noch bis jetzt bis zum Ekel getrieben wird. Und dadurch ſoll ich ganz ſpeciell, Hrn. Jacobi einen mittelmäßigen Kopf genannt haben? Ich ſage hier ausdrücklich: Moſes habe das Buch über Leſſings Charakter wegen verſchiedener Verhinderungen, (die nämlich in häuslichen- und Handlungsgeſchäfften und in ſeiner Kränklichkeit lagen,) beſonders aber deswegen nicht herausgegeben, weil auf die in die Gothaiſchen gelehrten Zeitungen eingerückte Nachricht, meinem Freunde » die beſtändigen Anfragen der Neugierigen, und die Muthmaaßungen überläſtig wurden. « Und Hr. Fichte, welcher dieſe Stelle vor Augen hatte, verändert ſie willkührlich und wiſſentlich dahin: » daß, bekanntermaaßen dieſen » Freunden Leſſings zufolge « (er kann hier niemand anders als mich und Moſes Mendelsſohn ſelbſt meinen,) » Jacobi's Notiz über Leſſings wahres ſpekulatives Syſtem ihn » verhindert haben ſollte. « Ich habe ſchon oben bemerkt, daß kein vernünftiger Menſch dieſe Meinung von Hrn. Jacobi's Notiz von Leſſing haben kann, da ſie erſt kurz vor Mendelsſohns Tode erſchien. Aber man ſiehet wohl, die Einſchaltung des Wortes: » bekanntermaaßen, « dieſe weſentliche Veränderung deſſen, was ich wirklich geſagt hatte, machte Hr. Fichte offenbar nur deswegen, um hier Hrn. Jacobi's Namen zu nennen, und ſo deſto leichter vorzuſpiegeln, meine gleich hinterher angeführten Worte hätten auf denſelben geben ſollen.

Auch mein verewigter Freund Moſes Mendelsſohn hat die den Gedanken geäußert, Hr. Jacobi habe ſeinen Vorſatz, die

die Charakteristik Lessings zu schreiben, ausgespähet, oder sey die Ursache, daß sie nicht sey geschrieben worden. Man lese seine Schrift an die Freunde Lessings, S. 5. Da erzählt er: »Hr. Jacobi habe von einer Freundinn vernommen: Mendelssohn sey im Begriff, über Lessings Charakter zu schreiben, und habe sich bey ihr erkundigt, wie viel oder wenig Mendelssohn von Lessings religiösem Charakter bekannt worden.« Von demjenigen, von welchem man erzählt, er habe ohne eigene Veranlassung, eine Nachricht von einer Freundinn erfahren; ist man weit entfernt zu glauben, er habe sie ausgespäht. Auch sagt Mendelssohn nicht mit Einem Worte, und konnte es nicht sagen, diese Erkundigung und was darauf folgte, habe ihn abgehalten, sein Buch über Lessing zu schreiben. Eben so wenig ist es meinem verewigten Freunde je eingefallen, Hrn. Jacobi für einen Anekdotenjäger zu halten. Im Gegentheil, S. 9 des angeführten Buchs redet er von reisenden Anekdotenjägern, welche »ein halbverstandenes Wort von Lessing könnten vernommen und zum öffentlichen Druck befördert haben.« Aber mit diesen mittelmäßigen Köpfen setzt er S. 11 Hrn. Jacobi ausdrücklich in Gegensatz, indem er seiner Einsicht in die Philosophie des Spinoza Gerechtigkeit widerfahren läßt; so wie nachher S. 15 seiner Rechtschaffenheit.

Was denken nun die Leser von Hrn. Fichte's Ehrlichkeit im Citiren? von seinem Gewissen? von seiner edlen Denkungsart? Es ist jetzt das zweitemal, daß ich ihm offenbare wissentliche Verfälschung des Sinnes meiner von ihm angeführten Worte beweise; wobey seine Absicht, mir einen bösen Leumund zu machen, gar nicht zu verkennen ist.

Aber noch nicht genug! Hr. Fichte sagt auch in seinem Text: »ich hätte Hrn. Jacobi für einen Mann ausgegeben, »der seine Materie nie recht durchdacht hätte, der nicht »einmal schreiben könnte.« Hierzu macht er S. 39 folgende Anmerkung: »Man s. Jacobi wider Mendelssohns »Beschuldigungen, ꝛc. (Leipzig, bey Gößchen 1786, eine »Schrift, deren Inhalt noch immer zur Tagesordnung gehört) S. 99, wo Jacobi die A. D. B. LXV. B. 2. St. »S. 630 citirt. — Eben daselbst sind die Beschuldigungen »nachgewiesen, daß Jacobi nicht schreiben könne, seiner Materie nie mächtig sey, u. s. w.« Ich schlage also die

die citirte Schrift des Hrn. Jacobi und die A. D. B. nach. In der letztern sagte ich: »Hr. J. schrieb, vielleicht ehe er »die Materie genug durchdacht hatte, ein Buch über Les»sing und Spinoza.« Hr. J. läßt zwar in der citirten Stelle seiner Schrift mein milderndes vielleicht weg, und sezt etwas schärfer, ich hätte gesagt: »Er habe seine Materie »nicht recht durchdacht;« *) aber er ist ein viel zu rechtschaffener Mann, um mir Schuld zu geben, ich hätte gesagt: er habe nie seine Materie recht durchdacht. Die abermalige Verfälschung, hier anstatt nicht das ganz etwas anders sagende nie unterzuschieben, konnte sich nur ein Mann von Fichte's Charakter erlauben.

Und wie ist es damit, daß ich von Hrn. Jacobi gesagt haben soll: »Er könne nicht einmal schreiben,« welche Beschuldigung, Hrn. Fichte's Nachricht zufolge, Hr. Jacobi auf eben der Seite 99 seiner Schrift nachgewiesen haben soll? — Hr. Jacobi sagt auf der gedachten Seite nicht ein Wort davon, daß ich ihm je eine solche Beschuldigung gemacht hätte! Hr. Fichte ist also überwiesen, daß er sowohl von mir als auch von Hrn. Jacobi wissentlich Unwahrheiten sagt. Darf Hr. Fichte, nachdem er solches Benehmens ist überwiesen worden, wohl noch jemals verlangen, daß man ihm auf sein Wort glaube? Daß man von ihm die Meinung habe, er liebe Wahrheit und Pflicht über alles?

Auf welche Art Hr. Fichte S. 98, 99 seiner Schrift Stellen aus Lessings Briefen an mich verdrehet, um heraus zu bringen: »Lessing habe meine Person und ganzes »Werk und Wesen verachtet,« nebst noch vielen andern ähnlichen Verdrehungen, hier alles einander zu setzen, wäre wohl überflüssig, nach demjenigen, dessen Hr. Fichte nun schon überwiesen ist. Eben so verdienen seine kindischen Urtheile über Lessing (S. 14, 15) **) und über Moses Men-

delss-

*) Hr. Jacobi sagt auch auf der citirten Seite, das Epigramm:

Es ist ein Gott, das sagte Moses schon;
Doch den Beweis gab Moses Mendelssohn.

sey von mir. Es ist aber nicht von mir; welches ich hier beyläufig bemerke. Ich weiß nicht anders, als daß es von Kästner ist.

**) z. B. »Daß Lessing damals in der Unendlichkeit seines Wes»sens

delsohn (S. 14 u. 97) nichts als ein mitleidiges Achselzucken.

S. 71 seiner Schrift sagt Hr. Fichte folgendes von mir: »Wer den andern bloß darum anhört, um ihm zu widersprechen, dem ist es immer Hauptangenmerk, die Dinge »nicht in dem Lichte zu sehen, in welchem der andere sie »zeigen will; denn dann dürfte er einig mit ihm seyn; sondern in dem, in welchem sie der andere nicht zeigen »will; sonach alles zu verdrehen, aus seiner natürlichen Lage zu richten und auf den Kopf zu stellen. Wer »dieses Handwerk eine Zeitlang treibt, dessen Sehe-Organe wird durch die beständige schiefe Richtung, die man »ihm giebt, diese Richtung endlich natürlich: sein Auge »wird zum Schalke. Er will nicht mehr verdrehen und »schief sehen; es stellt sich ihm schon von selbst alles »verkehrt, verdreht und auf dem Kopfe stehend dar.«

Ob etwa meine Leser, nach allem dem, was oben von Hrn. Fichte deutlich ist bewiesen worden, der Meinung seyn möchten, er habe anstatt mich zu schildern, ohne es zu merken, sich selbst nach dem Leben geschildert? Wenigstens scheint dieß eine treue Schilderung der Gemüthsbeschaffenheit zu seyn, in welcher er sich hinsetzte, mein Leben zu schreiben. Es mag wohl seyn, daß er nicht aus Bosheit alles, was mich betrifft, verdrehet und falsch vorstellet. Es mag wohl seyn, daß er nicht, absichtlicher Verläumdung wegen, meine Worte, die er anführt, so häßlich verstümmelte und verfälschte. Sein Auge ward zum Schalke. Er sah nicht, was auf dem Blatte stand; sein reines Ich hatte eine Anschauung, und zwar eine produktive, welche ganz andere Worte producirte, als die da standen, und so producirte seine Anschauung endlich mein ganzes Leben; freylich nicht so, wie es wirklich war; sondern wie nur eine Anschauung es produciren konnte, die ursprünglich und vermöge ihrer reinen Thätigkeit, »von selbst alles verkehrt, »verdreht und auf dem Kopfe stehend darstellt.«

Aber

»sens noch nichts Bestimmtes zu ergreifen und festzuhalten »vermochte.« — O! wenn doch Lessing lebte, und könnte seine Gedanken äußern über die von Hrn. Fichte gepredigte Unendlichkeit des reinen Ichs! Da würde die Wissenschaftslehre in Lessings Anschauung derselben eine Figur machen, deren sich Hr. Fichte nicht freuen würde!

Aber wie geht es zu, daß Hrn. Fichte's produktive Anschauung so viele Mißgeburten producirt, und besonders, wie kam er darauf, von mir eine so verkehrte Schilderung zu machen, wo gemeiniglich der Kopf da steht, wo die Füße stehn sollten? Auf irgend eine Weise muß er wohl übel berathen seyn!

Herr Walter Shandy *), ein Mann, der in der intellektualen Anschauung der Sinnenwelt noch weiter gekommen zu seyn scheint, als Professor Fichte oder Doctor Schad **) in eigener intellektualer Anschauung des reinen Ichs, macht die Bemerkung, »daß von dem Augenblicke an, da die Frau »vom Hause von ihrer weiblichen Bürde entbunden wird, »jedes weibliche Geschöpf im Hause, von der ersten Kammer»jungfer an bis zum untersten Aschenbrödel, sich einen Zoll »länger dünkt, und sich über diesen Einen Zoll mehr Air's »giebt, als über alle ihre übrigen Zolle zusammen genom»men.« Eben so ist es mit den Spekulationen und mit den Spekulanten selbst.

Ein neuerfundenes System ist einem spekulativen Philosophen wie ein erstgebornes Kind. Es wird mit Wollust empfangen, wird lange im Innersten getragen und dann endlich mit Schmerzen geboren. Der Philosoph gleicht der Kindbetterinn, freuet sich der vollendeten Geburt, und ist ruhig. Hat er aber Wartfrauen und Aufwäscherinnen — wie es den Erfindern neuer Systeme an dergleichen Bedienung nicht zu fehlen pflegt — so machen diese nicht geringen Lärmen im Hause: denn sie meinen auch mit geboren zu haben!

So gieng es mit dem berühmten Kant. Derselbe gebar die Kritik der reinen Vernunft, — und Deutschland hat seit einigen zwanzig Jahren gesehen, wie stolz dessen Hausgesinde über diese Geburt gewesen, und wie es sich wegen der-

*) Man s. Tristram Shandy. T. III. (Altenburgh Edit. S. 66.)

**) Ich traue mich nicht, diesen beyden berühmten neuesten Philosophen auch Hrn. Prof. Schelling beyzufügen; denn Hr. Fichte, indem er bitterlich klagt, daß seine Grundlegung der Wissenschaftslehre seines Wissens gar nicht verstanden werde, »will es dahin gestellt seyn lassen, ob es Hrn. Prof. »Schelling gelungen sey, der transscendentalen Ansicht Ein»gang zu verschaffen,« dagegen er Hrn. Schad angesteht, daß er das System der Wissenschaftslehre getreu dargestellt habe. Man s. N. A. D. B. LVIII. 1. S. 165. 166.

derſelben nicht nur eines Zolls, ſondern wohl eines Hauptes länger dünkt, als alles philoſophiſche Volk.

Unter Kants Gefolge iſt bekanntlich Fichte derjenige, welcher das Haupt am höchſten emporhob, und zuletzt glaubte, Er ſey es eigentlich, der geboren habe. Seine Jünger ſagten geradezu — und Fichte widerſprach nicht, — Kants Geburt wäre todt, wenn nicht Fichte's Geiſt in ſie führe. Und doch iſt gewiß, daß der arme Mann nie auf den eccentriſchen Weg der Philoſophie gerathen ſeyn würde, auf den er ſich — als wäre er der einzige und von ihm ſelbſt gefundene Weg, — ſo gewaltig viel einbildet; wenn er nicht auf dem von Kant erfundenen und gebahnten Wege Schritt vor Schritt in deſſen Fußſtapfen getreten, und wo Kant ſtille ſtand, einige Schritte weiter zu gehen verſucht hätte; wodurch er aber ſehr bald ins ſumpfigte Dickicht gerieth, wohin ihm eben niemand nachzufolgen Luſt hat. Auch will Kant ſelbſt Fichten keine philoſophiſche Geburt zugeſtehen; ſondern hat öffentlich geſagt, Fichte habe nur um Kants Kind eine neue Bedeckung geworfen; ob einen Leibrock oder eine Windel, iſt noch nicht ausgemacht.

Indeß iſt Hr. Fichte zärtlich verliebt in das, was er für ſeine philoſophiſche Geburt hält; und herzt und küßt das Windelchen ſeiner intellektualen Anſchauung des reinen Ichs, als läge wirklich ein lebendes philoſophiſches Kind darin. Es giebt freylich eine Menge Biedermänner, Kant mit eingerechnet, welche an dieſer neuen Geburt gar kein philoſophiſches Leben erkennen wollen. Aber Hr. Fichte, der Wiſſer, weißgewiß, daß in ſeiner Windel Leben iſt, und in ihr allein das philoſophiſche Leben. Er weiß nicht nur, daß ſeine Philoſophie lebt; ſondern, daß nur ſie allein lebt, ja daß durch ſie alle bisherige Philoſophie todt iſt. Er weiß dieß ohne Beweis; er weiß es ſo gewiß, wie er von ſich ſelbſt weiß, ſo gewiß wie er weiß, daß nur er und ſeine Brüder Idealiſten etwas wiſſen, *) daß alle andere

*) Aber Hr. Fichte giebt eine ſonderbare Beſchreibung ſeines Wiſſens. Er ſagt: »Was durch das Wiſſen, und aus dem »Wiſſen entſteht, iſt nur ein Wiſſen. Alles Wiſſen aber »iſt nur Abbildung, und es wird in ihm immer etwas ge»fordert, das dem Bilde entſpreche. Dieſe Forderung kann »durch kein Wiſſen befriedigt werden; und ein Syſtem

»des

dere Menschen nur meinen; daß bey ihm und den Seinigen für die Wissenschaft, und bey allen Philosophen, die ihm nicht uneingeschränkten Beyfall geben, nur Unwissenheit ist, *) eben so gewiß wie er weiß, daß keine Sinnenwelt unabhängig von seiner Vorstellung wirklich existirt; sondern daß alle Gegenstände außer ihm seine eigenen Produkte sind, durch die Anschauung producirt. Er weiß, daß dabey »gar kein Irrthum mehr möglich ist: »denn die Anschauung irret nie.« Darüber dünkt er sich nun nicht nur einen starken Zoll höher zu seyn, und giebt sich über diesen Einen Zoll mehr Airs als über alle andere Zolle zusammengenommen; gerade wie Walter Shandy's Aufwärterinnen. Der Leser wird aber leicht ermessen, daß wer dergleichen Anschauung zu haben sich einbildet, der muß wohl »das Handwerk des Schiefanschauens so lange getrieben »haben, daß diese Richtung endlich natürlich wird.« **) Desgleichen wird der geneigte Leser leicht einsehen, welche Vermessenheit es von mir war, zu meinen, daß bey Kants Geburt dasjenige, wegen dessen Hr. Fichte sich so viel Airs giebt, höchstens die todte Nachgeburt Kants seyn möchte! Bedenkt man endlich, daß bey der unbeschreiblich hohen Meinung des Hrn. Fichte von seiner neuesten Philosophie, eine unbeschreiblich heftige, weder durch philosophische Gleichmüthig-

»des Wissens ist nothwendig ein System bloßer Bilder, »ohne alle Realität, Bedeutung und Zweck.« (Man s. Fichte's Bestimmung des Menschen, S. 176.) Wenn es mit seiner neuesten Wissenschaft so beschaffen ist, daß sie nur aus Bildern ohne Bedeutung und Zweck besteht: so darf sie ihm wohl niemand beneiden. Das Wissen, sagt er hier, besteht blos aus Bildern ohne Realität, ist nur Abbildung: und doch sagt er in eben dem Buche auch vorher S. 138: »Wissen ist selbst das Ding, und es giebt kein anderes.« Es ist wahrlich allenthalben schwer, sonderlich, wenn man Hrn. Fichte's nach einander aufgestellte Behauptungen unter sich vergleicht, »sich in den Zusammenhang der wesentlichsten »Punkte hineinzudenken, aus welchem sie in seinem Denken »hervorgehen,« welches (nach S. 40 der Fichteschen Schrift wider mich) selbst Jacobi bis jetzt nicht vermögend ist. Fast sollte man denken, Träumereyen giengen ihm ohne Zusammenhang aus dem Denken hervor, eben wie Träume!

*) Dieß sagt er selbst, in der Ankündigung seiner neu herauszugebenden Wissenschaftslehre, zur Vertheidigung seiner Arroganz und Unhöflichkeit. Die merkwürdige Stelle ist ausgezogen in der N. A. D. B. LVIII. 1. S. 167.

**) Man s. oben S. 45.

müthigkeit, noch auch nur durch gute Lebensart gezähmte Leidenſchaft wohnt, die noch bis jetzt immer bey dem geringſten Widerſpruche aufs wildeſte ausbrach: ſo iſt ziemlich erklärt, warum von ihm meine Perſon und meine Schriften ſo gar ſchief angeſchauet werden.

Doch iſt noch eins zu erwägen. Es iſt bekannt, daß Hr. Fichte weiſt, daß keine Gegenſtände außer ihm exiſtiren; ſondern daß ſie ſein reines Ich durch ſein abſolutes Handeln aus ſich ſelbſt producirt. Es findet ſich, daß er des Gewiſſens wegen glauben *) und annehmen muß, daß auch andere Weſen exiſtiren, damit die moraliſche Weltordnung, d. h. die in ihm wohnende Heilsordnung, auf andere ſittliche Weſen thätig ſeyn könne. Nun ſollte man freylich denken, bloß des Gewiſſens halber dürfte Hr. Fichte ſehr viele äußere Gegenſtände gar nicht annehmen, oder als exiſtirend glauben. Z. B. den Rheinwein, den er, und den Thran, den der Laxpländer trinkt, womit doch ſein Gewiſſen ſo wenig in ein ſittliches Verhältniß kommen kann, als mit den Gletſchern und den Erdbeben, oder mit den Pflanzen, welche Alexander von Humbold tief unter der Erde entdeckte, oder mit dem ſich von Erde nährenden Volke, welches derſelbe in Südamerika fand. Hr. Fichte glaubt doch gewiß, daß dieſe Gegenſtände außer ihm exiſtiren, und nach ſeinem Syſtem, ohne alle Nothwendigkeit. Wenn ihm nun ſein Syſtem Freyheit läßt, willkührlich Exiſtenz zu geben: ſo mag er ſie auch eben ſo nehmen können. Man möchte, zu ſeiner Beruhigung, beynahe glauben, er hätte gar nicht nöthig, an die Exiſtenz einer A. D. B. zu glauben, die ihm ſo gewaltig viel Pein verurſacht, und einen Fr. Nicolai außer ſich anzunehmen, der nichts ſo macht, wie es die intellectuale Anſchauung haben will. Er hat ſchon einmal zu verſtehen gegeben: **) »daß unſere »re eigene Produkte, unſere eigene Geſchöpfe ein Schein »ſind, den ein einziger Hauch des freyen Weſens zerſtören ſollte.« Warum zerſtörte denn mein Schöpfer Fichte mich — Schein — nicht geradezu durch einen Hauch

*) Dieß iſt auseinander geſetzt in Fichte's Beſtimmung des Menſchen, im dritten Theil: Glauben.

**) Man ſ. Fichte's Appellation, S. 44.

Hauch des freyen Wesens? Warum bedurfte er erst, zur Zerstörung, sich die unselige Mühe zu geben, mein Leben zu schreiben, wobey doch, wie man aus allem wohl merket, sein Blut gewaltig in Wallung gerieth? Es möchte sonach scheinen, er habe sich ganz unnöthige Mühe gemacht. Aber diejenigen, welche so urtheilen, verstehen die Wissenschaftslehre nicht. Es findet sich, daß der Idealist nicht produciren kann, was und wie er will; sondern daß er an gewisse Gesetze gebunden ist. Z. B. wenn ein Idealist in Jena in einem Schaafstalle stehet, hängt es ganz und gar nicht von ihm ab, ob er durch die erste Potenz seiner produktiven Anschauung einen Schaafstall oder den Pallast zu Kaserta produciren oder konstruiren, in der zweyten Potenz ein Schaaf oder einen Professor Niethammer organisiren will; sondern er muß hervorbringen, was die Gesetze des produktiven Anschauens ihm vorschreiben. Man sollte sonach denken, es wäre mit dieser Philosophie eben Niemand geholfen, und der Idealist wäre nicht besser daran, als wir Andern, die wir unsern Sinnen trauen und deren Eindrücken folgen. Ja, man sollte beynahe denken, es wären diese vermeinten Gesetze nichts anders, als die Eindrücke der Sinne auf das empirische Ich. Wenigstens läßt sich kaum einsehen, wie, ohne philosophische Taschenspielerey, bey der angenommenen reinen Anschauung auf dergleichen Gesetze zu kommen ist. Es ist eine der vielen Unbegreiflichkeiten in der neuesten Philosophie, wie das reine Ich, welches die ganze Außenwelt aus freyer Thätigkeit producirt, dennoch beständig durch Gesetze gezwungen wird, dieß oder jenes zu produciren. Und das Schlimmste ist, daß das reine Ich eben so auch zum Zerstören gezwungen ist; denn der Tod ist ja auch ein Produkt der reinen Intelligenz, welches sie keinen Augenblick aufschieben kann, wenn es die Gesetze ihrer Anschauung erfordern. So lange man noch nicht von dem Blitz gerührt ist, wodurch man zum Verstehen der Wissenschaftslehre kommt, muß man bey allem diesen freylich glauben, der transscendentale Idealismus sey ein leeres Spiel mit Worten. Aber genug! dergleichen Zwangsgesetze sind da, und bleiben immer da, selbst wenn wir die Wissenschaftslehre verstehen und annehmen, und besonders wenn das Wunder vorgeht, daß sich das Gewissen, nach nachzuweisenden Gesetzen, in eine Körperwelt

welt

welt verwandelt. *) Hr. Fichte wird uns ja in ſeiner angekündigten neuen Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre beſagte Geſetze wohl genau nachweiſen! Gott gebe, daß dieſe Nachweiſung richtiger ſey, als das, was er mir aus einer Schrift von Jacobi nachweiſen wollte!

Indeß ſehen wir aus dem Obigen, daß Hr. Fichte nicht umhin konnte, nach gewiſſen Geſetzen, meine Exiſtenz anzunehmen, und durch einen bloßen Hauch des freyen Weſens mich nicht zu zerſtören. Dieß leitet uns darauf, daß wir nun ſchon zuerſt die Geſetze aufſuchen müſſen, nach welchen Hr. Fichte mein Leben und meine Meinungen erſt mühſam producirte, um mich nach eben dieſen Geſetzen deſto ſicherer zu zerſtören. Hier kommt uns Hrn. Schlegels Vorrede zu Hülfe, worin uns berichtet wird, daß Hr. Fichte »mich aus Principien konſtruirt habe.« In der That findet ſich gleich im Erſten Kapitel S. 9 das Principium, wovon er in Abſchilderung meines Charakters ausgieng:

»Höchſter Grundſatz, von welchem alle Geiſtes-
»Operationen unſers Helden ausgegangen ſind.«

»Unſer Held war ſeit ſeinen reifen Jahren der feſten
»Meinung, daß alles mögliche menſchliche Wiſſen in
»ſeinem Gemüthe umfaßt, erſchöpft und aufbewahrt
»ſey; daß ſein Urtheil über die Anſicht, die Behandlung,
»den

*) Ich bitte nicht zu lachen! Hr. Fichte ſagt es ausdrücklich. M. ſ. deſſ. Appellation, S. 45: »Der unmittelbare Ausſpruch meines Gewiſſens, was meine Pflicht ſey, auch »wenn ich nicht auf ihn höre, beſtimmt mir mein Verhältniß in der Reihe anderer ſittlicher Weſen: und dieſes »Verhältniß allein iſt es, welches meinem ſinnlichen Auge »nach nachzuweiſenden Geſetzen ſich in eine Körperwelt »verwandelt.« Man ſollte denken, ein Verhältniß könne ſich nicht verwandeln; höchſtens könne ſich ein ſittliches Verhältniß nur auf etwas Sittliches beziehen, ſo wie in der Mathematik die Quantitäten erſt gleichartig müſſen gedacht ſeyn, um in Verhältniß gebracht zu werden. Aber im Idealismus iſt es anders. Hrn. Fichte's ſittliches Verhältniß verwandelt ſich in alle Gegenſtände der Forſtwiſſenſchaft und Botanik, von der Ceder bis zum Pfyr! Elephanten und Kamele, Schlangen und Mücken, A. W. Schlegel und Tieck, ſind ſämmtlich ſolche Verwandlungen!

» den Inhalt und den Werth aller Wissenschaft untrüglich
» und unfehlbar sey, und dem Urtheile aller andern ver-
» nünftigen Wesen zur Richtschnur und zum Kriterium
» ihrer eignen Vernünftigkeit dienen müsse; mit einem
» Worte, daß er alles, was in irgend einem Fache richtig
» und nützlich sey, gedacht habe, und alles dasjenige unrich-
» tig und unnütz sey, was er nicht gedacht hätte, oder nicht
» denken würde. «

Sonderbarer Fichteſcher höchſter Grundſatz des Pro-ducirens, der meinen wirklichen Grundſätzen ſo unähnlich iſt! Das ſieht vielmehr ſo aus, als hätte Hr. Fichte ſeinen eigenen höchſten Grundſatz ſchildern wollen, von dem er bey ſeiner Geiſtesoperation der Wiſſenſchaftslehre ausgegangen iſt. Dieſe ſetzt er als untrüglich und unfehlbar, als allen vernünftigen Weſen zur Richtſchnur und zum Kriterium ihrer eigenen Vernünftigkeit. So etwas habe ich nie gethan; denn nie iſt mir eingefallen, alle Gedanken, die nicht die meinigen ſind, auszurotten; auch maaße ich mir keinesweges eine Anſchauung an, die nicht irren kann.

Aber ich bemerke, Fichte, mein Schöpfer, hat mich nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen. Es kann auch nicht anders ſeyn. Ich bin ja nichts, als ein Wiederſchein des Ueberſinnlichen in ihm.*) Der Wiederſchein mußte alſo wohl ihm ähnlich werden, ſonderlich im Ueberſinnlichen, im Wiſſen! Ich bin ja, vermöge der preiswürdigen Wiſſenſchaftslehre, nicht etwa ich ſelbſt, nicht etwa Ich an ſich; ich exiſtire ja nicht etwa außer Hrn. Fichte's Vorſtellung; ſondern bin nichts als eine Modifikation ſeines innern Ichs. Wir ſehen alſo durch dieſen Grundſatz nur bloß, wie Hrn. Fichte's Ich, das in ſich ſelbſt hineinſchaut, durch Vorſtellung irgend eines Friedrich Nicolai iſt modificirt worden, der ſeine tiefe und hohe Philoſophie für ſcholaſtiſchen Wuſt hält, und über die darauf gelegte Wichtigkeit lacht. Man ſieht, gedachter Grundſatz trifft mich nicht, in ſofern ich etwa etwas mehr als eine Modification der Vorſtellungen des Hrn. Fichte wäre; etwas mehr wäre, als ein Theil der Sphäre der Thätigkeit ſeines reinen Ichs! Eben ſo wenig trifft mich dieſer Grundſatz, wenn ich, wider alle Gebote der Wiſſenſchaftslehre, mich unter

*) Man ſ. Fichte's Appellation, S. 44.

unterſtände, ganz unabhängig von der Vorſtellung des Hrn. Fichte zu exiſtiren, ja ſogar, ehe er noch »in der »Nothwendigkeit war, ſich als geboren zu erſcheinen,« *) und alſo, ehe er ſich ſelbſt anſchauen, folglich ehe er auch mich produciren konnte! Ich geſtehe, es war eine Verwegenheit von mir, ſogar zu exiſtiren, zu einer Zeit, da Fichte's Vorſtellung ſelbſt noch nicht exiſtirte, von der ich doch nur eine kahle Modifikation bin; zu exiſtiren, ehe ſein noch nicht exiſtirendes Gewiſſen ſich in mich verwandeln konnte, ehe er noch in irgend ein ſittliches Verhältniß mit mir zu kommen wußte. Ach, wie ſittlich iſt dieſes nun ſchriftlich ausgedruckte Verhältniß! Ich bekomme dadurch eine ganz andere Geſtalt! Hrn. Fichte's innere Heilsordnung hat mich, ſeitdem ich eine Modifikation ſeiner Vorſtellung geworden bin, von ihm wiedergebären laſſen; ich bin nun ein ganz neuer Menſch, von Hrn. Fichte aus Principien konſtruirt.

Indeß bin ich nun einmal ein Fichteſcher Menſch, ohne mein Verſchulden, ich kann es nicht ändern! Laß uns ſehen, was ich auf fichtiſch bin? Hr. Fichte wird es am beſten wiſſen! Wiſſen, ſage ich! Ein nachdrückliches Wort, ganz etwas anders als Meinen. Das Wiſſen muß ſogar auch einen ganz andern Vortrag haben, als das Meinen. Wir wollen auch darüber Hrn. Fichte hören.

Er ſagt in ſeiner ſchon oben mehrmal angeführten Ankündigung ſeiner neuen Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre: **)

»Man hat bey dem Vorwurfe der Arrogant, den »man mir und andern Vertheidigern der Wiſſen»ſchaftslehre ſo häufig gemacht, gerade den allerſchlimm»ſten Punkt unſrer Anmaaßungen überſehen; den, daß »wir in allem Ernſte Anſpruch machen, Wiſſenſchaft — »ich

*) So drückt die neueſte Naturwiſſenſchaft des Hrn. Schelling ſehr ſcientifiſch die Zeit der Geburt aus. (Man ſ. N. A. D. Bibl. LVI. 1. S. 184.) Ob der Homunculus Schelling auch »in der Nothwendigkeit war, ſich als empfangen zu »erſcheinen?« Ich dächte nicht! Ein ſolches hohes Weſen kann nicht abgeleitet ſeyn, muß wohl urſprünglich und durch eigene Thätigkeit ſich ſelbſt producirt haben!

**) In der Beylage Nr. 1. zu der Stuttg. allgem. Zeitung von 1801 S. 4.

» ich sage Wissenschaft, zu besitzen und zu lehren. Die» jenigen, die einander ihre Meinungen erzählen, müssen » gegenseitig tolerant und höflich seyn, und sich bescheiden, » daß die Meinung des Andern wohl eben so viel » werth seyn möge, als die ihrige. Es heißt bey ihnen: » leben, und leben lassen; wähnen, und wähnen lassen. Sie » müssen in der äußern Form bescheiden seyn, weil sie » im wesentlichen durchaus arrogant sind; denn, es ist die » ungeheuerste Arrogans, zu glauben, daß den Andern » daran liege, zu wissen, was wir meinen.

Also Toleranz und Höflichkeit ist von Hrn. Fichte, dem Wisser, nicht zu erwarten! Er wird auch nicht einmal in der äussern Form bescheiden seyn! Hingegen werden wir doch nun zuverlässig erfahren, was er von mir, der Modifikation seines Willens, wirklich weiß; was er so gewiß weiß, als er von sich selbst weiß. Nichts anders wird er uns von mir sagen. Denn es würde ja, nach seiner eigenen Versicherung, » von ihm die ungeheuerste » Arrogans seyn, zu glauben, daß den Andern daran » liege, zu wissen, was er von mir meint!« Hätte er ja von mir seine Meinung sagen wollen, dann hätte er, nach seiner eigenen Forderung, müssen tolerant, höflich und bescheiden seyn. Das ist er aber nicht; also muß das, was er von mir sagt, reines Fichtesches Wissen seyn!

Ich will nun die hauptsächlichsten recht kräftigen Beyspiele dieses untoleranten, unhöflichen, unbescheidenen Wissens von mir, den Lesern mittheilen. Hr. Fichte weiß sonst freylich von mir noch viel mehr. Das mag aber Jeder, dem diese Proben nicht genügen, in dessen Schrift selbst nachlesen.

Man merke auf! Hr. Fichte spricht S. 3: » Das vol» lendetste Beyspiel einer radikalen Geisteszerrüttung » und Verrückung war mir, seitdem ich ihn gekannt ha» be — ich lernte ihn in dem Streite zwischen Mendelssohn » und Jacobi kennen *) — Friedrich Nicolai.«

S. 4:

*) In diesem Streite habe ich nur ein paar Zeilen geschrieben. Man s. oben S. 38. Daselbst und auf den folgenden Seiten kann man näher erkennen, wie durch Hrn. Fichte's Gewissen sein sittliches Verhältniß zu mir, sich bey ihm schnell in meine radikale Geisteszerrüttung und Verrückung verwandelte.

S. 4: »Als Objekt aber, als vollendete Darstel»lung einer absoluten Geistesverkehrtheit ist N., mei»nes Erachtens, dem Literarhistoriker und Pädagogen nich»tig, und so interessant, als dem Psychologen ein originel»ler Narr, oder dem Physiologen eine seltene Mißge»burt nur immer seyn kann.«

S. 5: »Ich werde meine Ueberzeugung, daß N. für »seine Person sein ganzes Leben hindurch nie etwas Klu»ges, sondern eitel Verkehrtes und Thörichtes ange»fangen habe, und daß auf ihm nicht das mindeste Ver»dienst, sondern eitel Schuld ruhe, weder verleugnen, noch »sie zu begründen vergessen.«

Ebendaselbst: »Ich ersuche die Stimmführer der Mit»telmäßigkeit bey dieser Gelegenheit, sich zugleich vor sich »selbst die Frage zu beantworten, welche Geisteskraft oder »welches Talent sie denn etwa Hrn. N. in einem vorzügli»chen Grade zuschreiben möchten, ob Phantasie, oder Witz, »oder Scharfsinn, oder Tiefsinn, oder, ich sage nicht eine »vorzügliche, sondern auch nur richtige Schreibart; ob sie »irgend etwas Eigenthümliches an ihm finden, als ein un»versiegbares Geschwätz, und die Kunstfertigkeit, alles, »was ihm unter die Hände kommt, zu verdrehen?«

S. 15: »Die allgemeine deutsche Bibliothek ent»stand; schon an sich ein widersinniges Unternehmen, »verderblich durch die Art, wie es ausgeführt wurde, am »allerverderblichsten für den Urheber selbst.«

S. 20: »Theils nach den öffentlichen Handlungen »und Aeusserungen unsers Helden, theils nach mehrern »Anekdoten, die zu seiner Zeit im öffentlichen Umlaufe »waren, schrieb er sich selbst ausschliessend die Fähigkeit zu, »alle Gegenstände des menschlichen Wissens musier»mäßig zu bearbeiten. Er pflegte, so oft in seiner Ge»genwart das Gespräch auf irgend einen solchen Ge»genstand fiel, nur das zu beklagen, daß seine übrigen Ge»schäfte ihm nicht Zeit ließen, ein Muster der Behand»lung desselben zu liefern.«

S. 43: »Wir theilen Nicolai's Witz trichotomisch ein, »und finden an ihm eine vollständige Symbesis. Die »erstere Art ist der repetirende Witz; wenn am Markte »einer aus dem Pöbel, vor dem ganzen herumstehenden

» Haufen einer Hökerinn ſagt: du biſt eine Diebinn; und » dieſe ſich zu dem Haufen wendet, und ſchreit: » » Ich bin » » eine Diebinn, ſagt er: « « « Abſolute Theſis des Wi» tzes. Mit dieſer Art pflegte unſer Held ſeinen Widerſa» chern die tiefſten Wunden zu ſchlagen, und die Schule der » tranſcendentalen Philoſophen ſoll allein daran ſich zu To» de geblutet haben. — Die zweyte Art des Witzes iſt die » der einfachen Retorſion; wenn Jener ſein Wort: « » « du biſt eine Diebinn, « « « wiederholt, und die Höke» rinn ihm nun antwortet: « » » nein du, du biſt ein Dieb: « « » Antitheſis des Witzes. Auch dieſe Art wußte unſer Held » vortrefflich zu handhaben, und bediente ſich derſelben häu» fig. Endlich die dritte Sorte iſt die der ſpöttiſchen Re» torſion; wenn unſer Mann ſein Wort nochmals wieder» holt, und die Hökerinn ihm antwortet: « » » ja du wärſt » » mir der Rechte, daß du mir das ſagen ſollteſt, du ſähſt » » mir ſo aus, du hätteſt es auf dem Leibe! « « » Syn» theſis des Witzes. Man muß es unſerm Helden zum » Ruhme nachſagen, daß M. dieſer letzten beißenden Sorte, » ohnerachtet er auch ſie ſehr geſchickt zu behandeln verſtand, » ſich doch nur ſelten, und nur gegen ſehr eingewurzelte Schä» den bediente. Dieß war der Umfang ſeiner Schalkheit, » und andere Sorten haben in ſeinen zahlreichen Schriften » ſich nicht gefunden. «

S. 51: » Reſpekt für das Alter! heißt es unter allen » alten Schriftſtellern des Nicolaiſchen Kreiſes; ſogar, wenn » der alte Mann ein alter Narr iſt, — «

S. 55: » Nicht lange nachher begegnete M. ein Ver» druß mit ſeiner Bibliothek. Sie ſollte, — welches, daß » ich es im Vorbeygehen ſage, nur zu wahr, offenbar und » klar iſt, — ſie ſollte ein der Religion gefährliches Werk » ſeyn. Das war ihm zu hoch. «

Ueber dieſen Gegenſtand erklärt ſich Hr. Fichte S. 121 noch ausführlicher, in einer beſondern Beylage folgender» geſtalt: » Die A. D. B. war allerdings ein der Religio» oſität der Nation höchſt ſchädliches Unternehmen. » Religioſität iſt Tiefe des Sinns, und geht aus ihr her» vor; die ganze Tendenz jenes Unternehmens geht auf Ober» flächlichkeit, Religion [illegible] auf das überſinnliche, » höhere Leben; der ganze Zweck jenes Unternehmens iſt » unmit-

» unmittelbare Brauchbarkeit und Nützlichkeit für
» das Gröbſte dieſes Lebens. Die von dieſer Klike ha-
» ben die Religionsaufklärung und einen Volkslehrer ſatt-
» ſam gelobt, wenn ſie erzählt haben, daß die Bauern
» weniger Prozeſſe führen, ſich ſeltner betrinken, und
» die Stallfütterung eingeführt haben. «

» Doch was ſoll ich hier noch viel Worte über dieſen
» Gegenſtand machen? Jene Appellation an das Publi-
» kum ꝛc, die Nicolai'n auch ſo zuwider iſt, und von der
» N. glaubt, daß ſie nur im Zorne geſchrieben ſeyn könne,
» (der arme Mann!) redet, indem ſie von wahren Got-
» tesleugnern, Götzendienern, Dienern eines böſen
» Weltgeiſtes ſpricht, ganz eigentlich von Nicolai und
» denen, die ihm gleichen. Wem dieſe nicht bewieſen hat,
» was hier zu beweiſen wäre, für den iſt jeder andere Be-
» weis verloren. «

S. 58: » N. kam in ſeinen letzten Tagen nach dem
» Jahre 1803 *) ſo herab, daß jeder Muthwillige, der ge-
» rade keinen ſpaßhaftern Zeitvertreib hatte, den alten
» Steinbock zu Berlin neckte und am Barte zupfte, um
» ſich an ſeinen Capriolen zu beluſtigen. «

S. 63: » Ein Narr war N. freylich; denn es iſt oh-
» ne Zweifel eben ſo närriſch, wenn ein einfältiger unſtu-
» dirter Buchhändler, der nie eines ſyſtematiſchen Unter-
» richts genoſſen, und nie die entfernteſte Idee davon
» gehabt, was eine Wiſſenſchaft ſey, ſich für den erſten
» aller Gelehrten; ein geborner ſtumpfer Kopf, der es
» nie dahin bringen können, auch nur einen Perioden
» ſprachrichtig und logiſch zu ſchreiben, ſich für einen
» Mann von allgemeinem und außerordentlichem Ta-
» lent, und ein ausgemachter Berliner Badaud und
» ungezogener tölpelhafter Schwätzer ſich für einen
» großen Weltkenner und Weltmann hält; als es när-
» riſch

*) Der witzige Gedanke, daß ich nach dem J. 1803 geſtorben ſey, und daß Hr. Fichte mein Leben bis an meinen Tod beſchreibt, bedurfte einer beſondern Erklärung, welche Hr. F. S. 19 ſeiner Schrift giebt, um zu zeigen, wie es ſich damit verhalte. Ich erſuche Jeden, der etwa zweifeln könnte, daß Hr. Fichte in eben dem Maaße ein geiſtvoller Mann iſt, als ein wiſſender Philoſoph, dieſe Erklärung zu leſen.

» risch ist, wenn ein armer Schuhflicker sich für den » König von Jerusalem ansieht. Aber in dieser Ver- » rücktheit blieb er sich so unerschütterlich gleich, und alles » sein Handeln, Glauben und Denken stimmte mit ihr, und » unter sich so wohl überein, daß, wenn man die reine Aeuf- » serungen unter einander verglich, und mit der ungeheu- »ren Falschheit der ersten Voraussetzung nicht be- » kannt war, man bis an sein Ende nicht die geringste » Spur einer Verstandesverwirrung an ihm entdecken » konnte. «

S. 65: » Sein Protestantismus war die Protesta- » tion gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben » wollte; gegen alles Uebersinnliche und alle Religion, » die durch Glauben dem Disputo ein Ende machte. Nach » ihm war das eben der Zweck der Kirchenverbesserung, » jeden Layen in den Stand zu setzen, über religiöse Ge- » genstände ins Unbedingte hin und her zu disputi- » ren, wie ein allgemeiner Bibliothekar; keinesweges » aber irgend etwas gläubig zu ergreifen und in diesem » Glauben zu handeln. Ihm war alle Religion nur Bil- » dungsmittel des Kopfs zum unversiegbaren Geschwätz; » keinesweges aber Sache des Herzens und des Wan- » dels. Seine Denkfreyheit war die Befreyung von » allem Gedachten; die Ungezähmtheit des leeren Den- » kens ohne Inhalt und Ziel. Freyheit des Urtheils » war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und » Ignoranten, über alles sein Urtheil abzugeben, er » mochte etwas davon verstehen oder nicht, und was er vor- » brachte, mochte gehauen seyn oder gestochen. So fragt N. » in jener berühmten Akte *) Schellingen, der sich über die » Aufnahme zweyer ungeschickten Recensionen einer seiner » Naturphilosophischen Schriften in die Jenaische gelehrte » Zeitung beschwerte: « » » ob denn der Mann gar keinen » » Begriff von der Freyheit des Urtheils der Gelehrten ha- » » be? « « » Wohl mochte Schelling und alle seines Glei- » chen gar keinen Begriff haben von der Unverschämtheit, » mit welcher jeder Stümper in Dinge hineintappte, von » welchen er recht wohl wußte, daß er sie nie gelernt » hätte, und jeder Esel seinen Mund zur Antwort öffne- » te, ohne gefragt zu seyn. « S. 76.

*) Hr. Fichte nennt meine Recension im LVI. Bande in der N. A. D. B., die ihn so sehr in Eifer brachte, S. 29, recht witzig, eine Besitz-Ergreifungs-Akte.

S. 76: »Es iſt zu beklagen, daß N. nicht unmittelbar »darauf, als er dieſe Widerlegung *) zu Ende gebracht »hatte, aufgehenkt worden, damit er im Bewußtſeyn »dieſes glorreichen Arguments ſeine ſpekulative Laufbahn »beſchloſſen hätte, und die Nachkommen hiebey ſeiner ge»denken möchten.«

S. 78: »Es iſt ihm während ſeines Lebens ſehr häu»fig vorgeworfen worden, daß er alles, was er unter »die Hände bekäme, hämiſcher Weiſe verdrehe, und »ſchmutziger Weiſe beſudele. Wir nehmen ihn gegen »dieſe Beſchuldigung in Schutz. Es war ſehr wahr, daß »aus ſeinen Händen alles beſchmutzt und verdreht her»ausging; aber es war nicht wahr, daß er es beſchmutzen »und verdrehen wollte. Es ward ihm nur ſo durch die »Eigenſchaft ſeiner Natur. Wer möchte ein Stinkthier »beſchuldigen, daß es boshafter Weiſe alles, was es zu ſich »nehme, in Geſtank, — oder die Natter, daß ſie es in »Gift verwandle. Dieſe Thiere ſind daran ſehr unſchul»dig; ſie folgen nur ihrer Natur. Eben ſo unſer Held, »der nun einmal zum literariſchen Stinkthiere und der »Natter des achtzehnten Jahrhunderts beſtimmt war, »verbreitete Stank um ſich, und ſpritzte Gift, nicht aus »Bosheit; ſondern lediglich durch ſeine Beſtimmung getrie»ben.«

S. 78. 79: »Wir würden ein großes Mißtrauen in »die Penetration unſers Leſers ſetzen, wenn wir nöthig »fänden,

*) Hr. Fichte nennt nämlich dasjenige, was ich in der Recenſion im LVI. Bande der N. A. D. B. über einige in die Augen fallende Thorheiten und Verkehrtheiten ſeines Idealismus beyläufig ſage, eine Widerlegung. Ich habe ihn daſelbſt nicht widerlegen wollen, wozu dort der Ort nicht war; auch wären wenige Seiten nicht hinlänglich geweſen, ſein ganzes ſpitzfindiges Syſtem aus einander zu wikeln; daher kann er S. 72 ff. ſeiner Schrift, leicht ſeinen Leſern verſpiegeln, ich hätte ihn nicht verſtanden und unrichtig beurtheilt. Ich wollte am a. O. in der N. A. D. B. nur mit wenigem zeigen, daß der erſte Grund dieſer mit vollen Backen ausposaunten neueſten Philoſophie auf leeren Worten, auf ganz willkührlichen Annahmen und auf Trugſchlüſſen beruhet, und daß Hr. Fichte ſeine Sprünge im Schließen und die argen Widerſprüche ſeines Idealismus nie rettet: ſondern durch das leere Rufen: man verſtehe ihn nicht, und durch Grobheiten, die Unterſuchung zu hemmen ſucht.

» fänden, nach allem Gesagten hinzuzusetzen, daß wir Frie-
» drich Nicolai für den einfältigsten Menschen seines
» Zeitalters halten, und nicht glauben, daß irgend etwas
» recht Menschliches an ihm gewesen, außer der
» Sprache. «

» Daß er nun von dieser seiner großen Geistesgebrechlich-
» keit selbst durchaus nichts gespürt, und mit der Meinung
» aus der Welt gegangen, er, der Allereinfältigste, sey gera-
» de der Allerklügste, ist kein Wunder; denn diese Meinung
» von sich selbst, und diese totale Unerschütterlichkeit durch
» irgend ein fremdes Urtheil, folgte aus seiner extremen
» Dummheit selbst, und er hätte um ein gutes Theil we-
» niger dumm seyn können, ehe er begriffen hätte, daß er
» dumm sey. «

» Aber er hat auf seine Zeitgenossen gewirkt, und ist,
» zwar nicht öffentlich anerkannt; aber, wie der unparteyische
» Forscher gestehen wird, wirklich und in der That, der Ur-
» heber eines großen Theils des Meinungssystems gewesen,
» welches in seinem Zeitalter die Mittelmäßigkeit zu dem
» ihrigen gemacht hat. « —

» Wie in aller Welt gieng es nun zu, daß diesmal die
» Armuth ihr Eigenthum beym Bettel, die Einfalt ihre
» Weisheit bey der Dummheit, die Schielenden ihre Ein-
» sichten beym Steckblinden holten, da sie doch dieses alles
» auf eigenem Boden, und durch ihre eignen Augen weit
» besser hätten erzeugen können? «

» Den Menschenkenner kann dieß sonderbare Phäno-
» men nicht befremden, wenn er nur weiß, daß unser Held
» bey seiner extremen Dummheit, zugleich einer der Rühri-
» gsten und der Allerunverschämteste unter seinen Zeit-
» genossen war. «

S. 80: » Es ist kein Zweifel, daß auch ein Hund,
» wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und
» Schrift beybringen könnte, und die Nicolaische Unver-
» schämtheit, und das Nicolaische Lebensalter ihm garan-
» tiren könnte, mit demselben Erfolge arbeiten würde,
» als unser Held. Möchte man sich immer anfangs an sei-
» ner Hunde-Natur stoßen, wie man sich eben auch an
» die Nicolai-Natur unsers Helden stieß. Wenn er sich
» nur nicht irre und schüchtern machen ließe, dieser Hund;

» wenn er nur das Gesagte immer wieder sagte, und fest da-
» bey bliebe, und unermüdet schrie und schriebe, er habe doch
» Recht, und alle Andern hätten Unrecht; wenn er sich wohl
» gar noch durch den Gedanken begeistern liesse, und sich da-
» mit brüstete, daß er schon als ein blosser unstudirter
» Hund dieß einsähe, wie Nicolai sich auch immer damit
» gebrüstet, daß er als ein unstudirter Bürgersmann
» alles dieß wisse: so wäre uns gar nicht bange, daß nicht
» dieser Hund sich einen sehr verbreiteten Einfluß
» verschaffen sollte. Seine Theorien würden das Zeitalter
» ergreifen, ohne daß man sich eben erinnerte, daß sie von
» unserm Hunde herkämen; es würde eine Aesthetik entste-
» hen, nach welcher jeder Spitz die Schönheit einer Emi-
» lia Galotti kunstmäßig zerlegen, und die Fehler in Herr-
» mann und Dorothea so fertig nachweisen könnte, als es
» jetzt nur Gottfried Merkel vermag; und die Bibel wür-
» de endlich von allem noch übrigen Aberglauben gereinigt,
» und so ausgelegt werden, wie ein aufgeklärter Pudel
» sie verständig finden, und wie er selbst sie geschrieben ha-
» ben könnte. «

S. 116: » Nicolai war und ist eigentlich seines Zei-
» chens ein ausgemachter Berliner *Badaud*, so sehr er
» sich auch für einen Weltkenner hält. Es gehört eben mit
» zum Charakter eines Badaud, daß er sich für einen Welt-
» kenner halte. Ein Berliner Badaud, habe ich gesagt;
» nicht, als ob man nicht eben sowohl ein Wiener, oder Pa-
» riser, oder auch ein Golitzer und Kohlgartenscher Badaud
» seyn könnte, oder als ob die Berliner mehr Hang hätten,
» es zu seyn, als die Bewohner andrer grossen Städte; son-
» dern weil der Badaud, von welchem ich hier rede, nun ein-
» mal aus Berlin ist. Ein Badaud ist nämlich ein Mensch,
» der, um ganz populär davon zu sprechen, nie hinter sei-
» nem Backofen hervorgekommen ist, daher sich einbil-
» det, es müsse allenthalben in der Welt so aussehen,
» wie hinter seinem Backofen, und wenn er doch ein-
» mal hervorkommt, alles, was er erblickt, maulauf-
» sperrend bewundert. Mein Dictionnaire übersetzt dies
» ses Wort durch Maulaffe. Nicolai's ganze Reise ist die
» Reise eines solchen Maulaffen. Alles, von den hei-
» ligen Bildern an bis zu den geflochtnen Zöpfen der Tübin-
» ger Mädchen, begaffte er voll Verwunderung. Und le-

» dig-

»diglich aus dieser bewundernden Gasserey des Ber»liner *Badaud* entstand das Geschrey über Katholicis»mus, und hinterher, da seine Bibliothek angefoch»ten wurde, über Kryptokatholicismus.«

S. 120: »Halte doch Nicolai sich nicht so sehr auf über »den Abt Barruel. Die Jacobiner-Kircherey ist das »ächte Gegenstück zur Jesuiten-Kircherey; und Barruel »ist in der erstern ganz dasselbe, was Nicolai in der zweyten war.«

Ich habe nun einen großen Theil dessen, was Hr. Fichte von mir weiß, meinen Lesern vorgelegt. Er hat es, wie dem Wissen gebührt, ohne alle Toleranz, Höflichkeit und Bescheidenheit vorgetragen; welches der Leser vermuthlich wird bemerkt haben. Hr. Fichte vereinigt in der That in sich allein, was Klotz, Stark, Haschka, Aloysius Hoffmann, der Professor Robison, der Abt Barruel und der Ritter Zimmermann, nebst so manchen wissenden Ungenannten von mir wußten, und hat sich zugleich ihre Art und Kunst ganz zu eigen gemacht. Eben so wenig, wie ich verlegen war wegen der Bilder gleicher Art, welche jene Herren von mir entwarfen, eben so getrost stelle ich mich neben das Bild, welches jetzt Hr. Fichte von mir macht. Der Leser, welcher mich und meine Schriften kennt, mag urtheilen, ob es mir gleiche? Ob es nach Hrn. Schlegels Versicherung in der Vorrede: »eine bündige und erschöpfende Charakteristik meiner, des in seiner Art merkwürdigen Individuums, sey?« Ob etwa Buch und Vorrede merkwürdige Materialien darbieten zur Charakteristik eines neuesten erhabenen Philosophen und Poeten, die allenthalben ins Unendliche streben, »die eigene Liebe im »Busen spüren, und gesonnen sind, in die heiligen Mysterien der Natur und Poesie, kraft ihrer innern Lebensfülle, sich selbst einzuweihen?« *) Ob etwa das Wissen des Hrn. Fichte von mir — gleich seinem transscendentalen Wissen — »ein bloßes Bild sey, ohne alle Realität »und Bedeutung, zum Behuf eines Zweckes erfunden?« — Der Leser frage sich selbst, ob er sich eines solchen Zweckes rühmen oder schämen würde? —

Was Hrn. Fichte selbst betrifft, da, seiner Versicherung nach,

*) Friedrich Schlegel im Athenäum, II. Bds. 1. St. S. 59.

nach, »die Wissenschaftslehre, diese Selbstständigkeit »des Geistes, auch zur Selbstständigkeit des Charak»ters führt:« *) so zweifle ich gar nicht, er werde, selbst nach dem allen, dessen er deutlich überwiesen worden ist, »jeden Augenblick bereit seyn, daß er ewig verdammt seyn »wolle, wenn er je, auch nur innerlich, zurück nehme, was »er von mir wirklich weiß, und als völlig evident an»siehet.« Ich will auch keineswegs an seiner ewigen Verdammniß Schuld seyn. Dafür behüte die moralische Weltordnung! Er mag bey seinem Wissen von mir bleiben, und selig darin seyn. Mir ist eben so wenig an dem Principium gelegen, woraus er mich konstruirt hat, als an Allem andern, was in seiner Philosophie Wissen heißt. Aber alles ist mir daran gelegen, wie ich in der Meinung redlicher, wohlunterrichteter und unparteyischer Personen angeschrieben bin. Nur bloß derselben Urtheil über Hrn. Fichte's Schrift wider mich und über diese meine Antwort, ist mir etwas werth.

Daß übrigens Hr. Fichte seine Schrift wider mich schrieb, und sie so schrieb, wie sie da liegt, nimmt mich nicht im geringsten Wunder, da er sich immer noch, sobald er sich aus seiner subtilen Dialektik heraus begab, und besonders wenn ihm im geringsten widersprochen ward, als einen sehr gemeinen Menschen zeigte. Auch wundert mich gar nicht, daß Hr. A. W. Schlegel sich zu der Herausgabe eines solchen Pasquills drängte. Denn da er den Triumphbogen Kotzebue's schrieb, und nicht erröthete, sich zu einer Schrift von der Art als zu einem Kunstwerke, öffentlich als Verfasser zu bekennen, und nicht einsah, daß er sich damit in die verächtlichste Klasse, in die Klasse der Leute setzte, welche, einer niedrigen Rache oder kahlen Witzeley zu gefallen, sich Dinge erlauben, deren sich ein wohldenkender Mann schämt, in die Klasse der Verfasser eines Bahrdt mit der eisernen Stirne, eines Diogenes mit der Laterne, einer Gigantomachie, u. dgl. m.: so konnte man auch hier von ihm weder feine Empfindung noch edle Gesinnung erwarten. Wenn Leute, welche von sich über die Gebühr halten, in Leidenschaft gerathen: so darf man sich nicht wundern, wenn sie sich vergehen; denn die Leidenschaft eines eitlen Menschen ist gewöhnlich blind.

Aber

*) Man s. Fichte's Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen, S. 192.

Aber ich gestehe, es befremdete mich nicht wenig, daß der Buchhändler, Hr. Cotta, so wenig Ehrgefühl hatte, seinen Namen auf den Titel einer solchen Schrift zu setzen. Er ist sonst ein ehrliebender Mann, er ist selbst ein Gelehrter, er war gewiß nicht in Leidenschaft. Leute, deren Gehirn durch Spekulation oder durch Imagination überspannt worden ist, überlegen gemeiniglich in ihren Handlungen nicht, was die vernünftige Welt davon denken werde; denn sie leben bloß in ihrem Dünkel. Aber dem vernünftigen Geschäftsmanne, der nicht in Träumereyen, sondern in der wirklichen Welt und unter Menschen lebt und handelt, kann und soll es nicht gleichgültig seyn, wie seine wohldenkende Mitbürger von seinen Handlungen urtheilen. Was soll man von Hrn. Cotta denken? Hält er etwa alle Schriften des Hrn. Fichte für vortrefflich, und schätzt es sich zur Ehre, seinen Namen davor zu setzen, sie mögen auch sonst beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nur von Fichte sind? Oder meint er etwa: Was geht mich der Inhalt der Schrift an, sey sie pöbelhaft, sey sie pasquillantisch oder nicht? luri bonus odor ex re qualibet! — Es würde ihm gewiß schmerzen, wenn das ehrliebende Publikum so von ihm dächte; und er hat wohl nicht überlegt, daß er sich hier in die Gefahr setzte, daß Leute, die ihn nicht genau kennen, wenn sie seinen Namen auf dem Titel einer solchen Schrift erblicken, eine solche Meinung von ihm fassen. Ehrliebende Buchhändler sind billig besorgt, sonderlich in jetziger Zeit, da mit Bücherschreiben und Bücherdrucken so viel Mißbrauch getrieben wird, sich nicht in die Klasse der nichtswürdigen Bücherverleger zu setzen, denen Recht und Unrecht, Ehre und Schande und alles gleich ist; die ohne Bedenken sittenverderbende Schriften bis auf die schmutzigsten Zoten, bis auf ehrenrührige Schartecken, bis auf die niedrigsten Pasquille wider ehrliche Leute, bis auf Schriften, welche die öffentliche Ruhe stören, und bis auf alles, was sonst rechtlichen Menschen an Büchern verabscheuungswürdig seyn kann, — Nachdrücke mit eingeschlossen, — ohne Bedenken begierig drucken lassen, und unter die Leute bringen, wenn sie nur ein paar Pfennige erhaschen können. Es thut mir um Hrn. Cotta leid, wenn er sich nur Einem rechtschaffenen Manne, der ihn weiter nicht kennt, durch seine Unbedachtsamkeit Gelegenheit gegeben hätte, ihn in diese Klasse zu setzen, wohin er keinesweges gehört. Ich will den gelindesten Fall annehmen, welcher

cher euch höchst wahrscheinlich der wahre ist. Hr. Cotta, welcher ohnedieß so entfernt von Hrn. Fichte wohnt, glaubte vermuthlich, als er den Verlag dieser Schrift übernahm, sie gehöre zu denjenigen, deren sich ein ehrliebender Verleger nicht zu schämen hat, und er sah ihre Schändlichkeit eher nicht, als bis er sie gedruckt erblickte. Ich will zwar Niemand meine Denkungsart zum Muster vorstellen; aber ich will doch sagen, was ich in solchem Falle würde gethan haben. Wäre ich mit einem abwesenden Schriftsteller über den Verlag eines Buchs, das ich für unbescholten gehalten hätte, übereingekommen, und es fände sich, wenn ich es gedruckt erblickte, daß es eine pasquillantische Schrift wäre, wider Hrn. Fichte, wider Hrn. Schlegel, wider Hrn. Cotta, oder wider sonst irgend einen ehrlichen Mann, und sie wäre noch dazu in dem offenbar verwerflichen Tone abgefaßt, wie Hrn. Fichte's Schrift gegen mich: so würde ich nimmermehr ein solches Buch, womit mich der abwesende Verfasser hintergangen hätte, als meinen Verlag annehmen. Ich würde dem Verfasser lieber seinen sogenannten Ehrensold — wenn anders die Schande, eine solche Schrift geschrieben zu haben, in irgend einer, auch uneigentlichen Bedeutung, Ehre heißen kann, — lieber doppelt zahlen, lieber ihm die ganze Auflage der Schrift schenken, und ihm überlassen, sie zu verkaufen und unter die Leute zu bringen, wie er wolle ꝛc. Nur den Titel, worauf er meinen Namen gesetzt hatte, müßte er ausschneiden und verbrennen; denn ich würde auf meinen unbescholtenen Namen viel zu viel Werth setzen, um zuzugeben, daß das ehrliebende Publikum ihn auf dem Titel einer solchen Schrift sähe. Ich mache mir kein Verdienst aus dieser Gesinnung; ich kenne mehrere meiner Handlungsgenossen, welche unbedenklich eben dasselbe thun würden.

Zuletzt will ich den Lesern noch eine merkwürdige fromme und milde Stelle aus einem sehr heftig geschriebenen Buche Hrn. Fichte's mittheilen. Er sagt in seiner Appellation S. 87 folgendes von sich:

»Mein wahres Seyn hängt nicht von der Rolle ab,
»die ich unter den Erscheinungen spiele; sondern von der
»Art, wie ich sie spiele. Da ich an diesem Platze stehe:
»so ist es der Wille Gottes, daß ich an ihm stehe, und
»freudig und muthig vollbringe, was an diesem Pla-

» ze sich gehöret. So unscheinbar mein Geschäfft sey,
» es geschieht um Gottes und der Pflicht willen, und
» dadurch erhält es Würde. Nachzusehen, ob auch
» Andere auf ihren Plätzen thun, was dort sich ge-
» hört, ist nicht meine Sache; ich habe mit mir selbst
» vollauf zu thun.«

Man merkt wohl, die Zeit ist vorbey, wo Hr. Fichte mit sich selbst vollauf zu thun hatte. Er glaubt vermuthlich auf seinem Platze mit sich selbst fertig zu seyn. Nun, denkt er, sey es endlich seine Sache, nachzusehen, ob auch Andere an ihren Plätzen thun, was sich dort gehört. Es war also wohl der Wille Gottes, daß der fromme Fichte so freudig und muthig nachsehen sollte, ob ich auf meinem Platze gethan hätte, was dort sich gehöret!

Sollte aber Hr. Fichte wirklich gar nichts bey sich selbst zu thun haben? Nicht nöthig haben, in sich hineinzuschauen, ob da alles ist, wie es sich gehört? Ich dächte beynahe. Die Andern möchten größtentheils eben so gut und besser wissen, als Hr. Fichte, was auf ihren Plätzen sich zu thun gehört; sonderlich die Staatsverwalter, deren sich schon Hrn. Fichte's Wissenschaft in seinem geschlossenen Handelsstaat, auf eine so lächerlich feyerliche Art angenommen hat, und sich derselben noch ferner anzunehmen verspricht, wenn sie nur die Wissenschaftslehre verstehen und NB. annehmen wollten. Es scheint mir wirklich, Hr. Fichte werde, wenn auch nicht vollauf, doch noch ziemlich viel mit sich selbst zu thun haben, nachzusehen, welche Rolle er an seinem Platze habe, und wie er sie spiele, um den Willen Gottes zu vollbringen, dem gemäß, was seine Frömmigkeit im J. 1799 versprach. Es scheint, mit etwas weniger Ungestüm und Eitelkeit, und mit etwas mehr Selbstkenntniß, Toleranz und Bescheidenheit, würde alles viel besser gehen, ohne den Namen Gottes und Gottes Willen an einem Orte zu brauchen, wo er fast wie ein ausgehängtes Schild der Heucheley aussehn möchte. Hr. Fichte dürfte sich vielleicht nur sein oft eines menschlichen; aber gerade an seinem Platze vielleicht sehr anwendbaren Ausspruchs erinnern: Victoriarum omnium prima et optima est, se ipsum vincere! — Doch ich kann irren; die Anschauung irret nie!